15
7
781
BIBLIOTECA NAZIONALE
CENTRALE • FIRENZE •

Historische

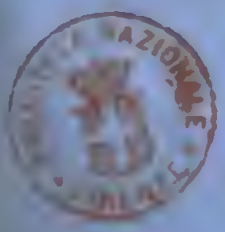
und

Politische Aufsätze

von

Heinrich von Treitschke.

Vierte vermehrte Auflage.



Erster Band.

Charaktere,

vornehmlich aus der neuesten deutschen Geschichte.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1871.

15.7.781

15.7.781

Hiſtoriſche

und

Politiſche Aufſätze

von

Heinrich von Treitſchke.

Vierte vermehrte Auflage.

Erſter Band.

Charaktere,

vornehmlich aus der neueſten deutſchen Geſchichte.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1871.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

An Guſtav Freytag.

Sieben Jahre grade ſind verfloſſen, ſeit ich Ihnen, mein lieber Freund, die Anfänge dieſer Sammlung zum erſten male überſendete. Seitdem ſind durch eine wundervolle Fügung die kühnſten Träume, die wir einſt in jenem Leipziger Freundeskreiſe zu faſſen wagten, über alles Hoffen hinaus verwirklicht worden; und ſchon regt ſich uns die Sorge, wie die überſchwellende Kraft dieſes erwachten Volkes in Schranken zu halten, wie ſie zu bewahren ſei vor den weltumſpannenden Plänen des alten heiligen Reichs. Es bleibt ein vermeſſenes Unternehmen, in einer ſo raſch wachſenden Zeit politiſche Schriften, die den breiten Stempel des Tages an der Stirn tragen, aufs Neue herauszugeben. Ich darf es wagen, denn der Kern meiner Ueberzeugung iſt unerſchüttert geblieben, wenngleich ich manchem Irrthum entwachſen bin.

Ich habe in dieſer Geſammtausgabe zuſammengeſtellt was zuſammengehört. Der erſte Band bietet eine Reihe von Charakterbildern, welche ſämmtlich, bis auf die beiden erſten, im Zuſammenhange ſtehen; ſie ſollen einen Beitrag geben zur

Geſchichte der ungeheuren Wandlungen, die unſer Volksleben ſeit den napoleoniſchen Tagen durchmeſſen hat. Der zweite Band betrachtet die Einheitsbeſtrebungen zertheilter Völker; die Grundgedanken, die der Aufſatz Bundesſtaat und Einheitsſtaat aufſtellt, ſind in den Abhandlungen über das deutſche Ordensland, über die Republik der Niederlande und die italieniſche Revolution weiter ausgeführt. Im dritten Bande wird die Frage behandelt, wie die politiſche Freiheit zu verſöhnen ſei mit der Nothwendigkeit der Monarchie. Ich verſuchte zu zeigen, warum Frankreich an dieſer Aufgabe geſcheitert iſt, und zog daraus einige Folgerungen für den deutſchen Staat, der uns gedeihen ſoll als ein Reich des Rechtes, der Gedanken und der Waffen.

Sie ſind gewohnt, in jeden Stoff, den Ihre Feder berührt, ein Stück Ihres Herzens zu legen. Vor Ihnen am wenigſten brauche ich zu rechtfertigen, daß ich an dem Tone der älteren Aufſätze wenig geändert habe; ich begnügte mich einzelne Berichtigungen und Ergänzungen einzuflechten. Nur bei drei Aufſätzen war ein anderes Verfahren geboten. Die Abhandlung

Bundesstaat und Einheitsstaat erscheint gänzlich unverändert wieder. Ich schrieb sie einst nieder in der dunklen Ahnung, daß eine große Stunde für das Vaterland herannahe, daß Preußens gutes Schwert den unentwirrbaren Knoten der alten Bundespolitik zerhauen werde. Die Spuren dieser erregten Stimmung lassen sich nicht mehr verwischen; was an der Arbeit heute veraltet oder verkehrt erscheint, wird ein nachsichtiger Leser aus den Abhandlungen des dritten Bandes leicht berichtigen. Dagegen habe ich den Aufsatz über das constitutionelle Königthum in Deutschland bis zur Gegenwart fortgeführt, die neuen Fragen, welche an unser wiederhergestelltes Reich herantreten, kurz besprochen. Auch die Abhandlung über das zweite Kaiserreich bedurfte einer gründlichen Umgestaltung, nachdem die Geschichte ihr Urtheil über dies Staatswesen gesprochen hat.

Als ich die Schrift über den Bonapartismus zuerst herausgab, wurde mir oftmals einseitiger Nationalstolz vorgeworfen. Heute habe ich die traurige Genugthuung, daß meine härtesten Urtheile über den politischen Charakter der Franzosen von jedem

deutſchen Zeitungsblatte überboten werden. Ich konnte mich trotzdem nicht entſchließen meine Worte zu verſchärfen. Wir Deutſchen haben nach den dreißig Jahren ſelber erfahren, aus wie tiefem Falle ein ſtarkes Volk ſich wieder zu erheben vermag; es ſcheint mir unziemlich, den Beſiegten nur Worte herber Verachtung zu bieten, ſo lange noch einige Hoffnung bleibt, daß der gänzliche Zuſammenbruch der franzöſiſchen Geſittung, dies entſetzliche Unglück für die Bildung des Welttheils, abgewendet werden kann.

Was Sie auch tadeln mögen an dieſen Bänden, es ſoll mir genug ſein, wenn Ihnen aus Allem, was ich über deutſche Freiheit dachte, das ſchlichte und tapfere Wort entgegenklingt, das heute in der Vorhalle des neuen Reichstagshauſes unter dem Bilde unſeres Freundes Mathy geſchrieben ſteht: die Freiheit iſt der Preis des Sieges, den wir über uns ſelbſt erringen!

Berlin, 31. Oktober 1871.

Heinrich von Treitſchke.

Inhalt.

	Seite
Milton	1
Leſſing	55
Heinrich von Kleiſt	73
Fichte und die nationale Idee	111
Hans von Gagern	141
Karl Auguſt von Wangenheim	195
Ludwig Uhland	268
Lord Byron und der Radicalismus	304
F. C. Dahlmann	347
Otto Ludwig	434
Friedrich Hebbel	458
Karl Mathy	484

Milton.

(Königstein 1860.)

Die Luſt zu ſcheinen und zu blenden iſt eine ewig gleiche Eigenheit unſeres Geſchlechts, zugleich ein Zeichen unſerer vornehmen Natur und ein Quell häßlicher Verirrungen. Seltſam nur, in wie verſchiedener Weiſe, je nach der Geſittung der Zeiten, dieſe Neigung ſich Luft macht. In alten Tagen, da ohne kriegeriſche Tüchtigkeit Niemand ſich durch das Leben ſchlug, war das Prahlen mit erfundenen Heldenthaten die üblichſte Art der Lüge. Heute, da die gute Geſellſchaft einen gewiſſen Grad von Kenntniſſen und Beleſenheit von Jedermann als ſelbſtverſtändlich erwartet, iſt es ein Gewohnheitslaſter der höheren Stände geworden, ſich mit dem Scheine der Bildung zu ſchmücken; und der ehrliche Blick erſchrickt vor dem Wuſte von Unwahrheiten, welcher durch ſolche Unart in die Welt gekommen. Bemerkungen über die höchſten Probleme des Denkens hören wir aus dem Munde der Kinder und Narren, und ein gewiegtes Urtheil über Platon oder Leibnitz ſcheint eine Spielerei für Jeden, der ſich im Vollgenuſſe des erſten Frackes tummelt: alſo, daß ein gutmüthiger Geſell über all' dem gebildeten Gerede zu dem Glauben gelangen mag, die Stunde der Weltliteratur, von welcher Goethe träumte, habe bereits geſchlagen. Auch über den Dichter und Denker, welchem dieſe Zeilen gelten, iſt das allgemeine Urtheil längſt fertig: ſein Name gleicht einer Münze, deren Gepräge uns der Mühe überhebt, ihren Goldgehalt zu prüfen. Und doch werden nur wenige der gebildeten, ja ſogar der gelehrten Deutſchen unverwirrt Stand halten vor der einfachen Frage: was kennſt du von Milton? Gewiß, ein ſolches Rechnen mit feſten überlieferten Begriffen läßt ſich nicht gänzlich vermeiden in einer Zeit, für deren eignes Schaffen die Ergebniſſe einer uralten Cultur blos die Vorausſetzung bilden. Nur ein Pedant wird dem Laien zumuthen, daß er aus ihren eigenen Schriften jene bahnbrechenden Geiſter kennen lerne, deren Gedanken uns längſt in Fleiſch und Blut gedrungen: wer Goethe, Schiller und ihre Nach-

folger kennt, der hat das Unsterbliche der Werke Herder's und Wieland's genossen. Milton aber ist nicht der Vorläufer größerer Geister gewesen; er steht in der Geschichte der Kunst so einsam wie die Revolution, welcher er als ein gläubiger Kämpfer diente, in der Geschichte der Staaten; und noch immer lohnt es der Mühe, das Bild des Mannes uns vor die Seele zu führen, denn jene einzige Verbindung von künstlerischem Genie und Bürgertugend, die wir in ihm bewundern, hat noch keineswegs das rechte Verständniß in Deutschland gefunden.

John Milton ward am 9. December 1608 zu London geboren, und der frühreife Knabe wuchs auf in einem strengen gottseligen Hause. Sein Vater, damals Notar, war in jungen Jahren von seinen katholischen Eltern verstoßen worden, als er zur protestantischen Lehre übergetreten, und erfüllte bald des Sohnes Herz mit Begeisterung für den neuen Glauben. Nur die feierlichen Klänge der Musik, welche der Vater mit vieler Begabung übte, unterbrachen dann und wann die gesammelte Stille dieses puritanischen Hauses, dem eine liebevolle und wohlthätige Hausfrau mit gemessenem Ernste vorstand. Schon in London ward dem jungen John die Kenntniß des classischen Alterthums durch einige gediegene Gelehrte erschlossen; und denselben eisernen Fleiß wie bisher bewährte er auch, als er, sechszehn Jahre alt, in das Christchurch-College zu Cambridge eintrat. Die Freuden des Burschenlebens lockten ihn nicht. Wie oft, wenn der Schimmer seiner nächtlichen Lampe vor dem Lichte des jungen Tages verblich, wenn der frohe Schlag der Lerche sein stilles Denken störte, hat er damals jenen Zauber des Frühmorgens erlebt, welchen er später mit Vorliebe besungen hat. Doch er war mehr als ein guter Schüler. Der zartgebaute junge Mensch mit den sanften, mädchenhaften Zügen, den seine Kameraden neckend die lady of Christchurch nannten, offenbarte früh einen freien selbständigen Geist. Ihn empörte die Methode des englischen gelehrten Unterrichts, die selbst in dem freieren Cambridge nicht über mechanische Abrichtung hinausging; und als sein Vater ihm vorschlug, Theolog zu werden, erklärte er, daß er sich nie zu dem Sklavendienste herabwürdigen werde, die Artikel der bischöflichen Kirche zu unterschreiben.

So hat an Milton sich ein Wort erfüllt, das er als Greis gesprochen: „die Jugend zeigt den Mann, gleichwie der Morgen den Tag verkündet.“ In diesem ganzen reichen Leben erscheinen kaum leise Spuren innern Kampfes. Ernst und keusch und thätig verbringt er seine Tage in puritanischer Strenge und doch voll Bewunderung für die

alte classische Herrlichkeit. Eine feste Selbstgewißheit, ein glückliches Gleichmaß der Stimmung hebt ihn über Zweifel und Versuchung hinweg, „als ob das Auge seines großen Lehrmeisters immer auf ihm ruhte.“ Sicher und nothwendig wie das allmähliche Anschließen der Zweige und Knospen eines Baumes läßt dieser stätige Entwicklungsgang doch die Grenzen von Milton's Begabung klar erkennen. Wir sind zwar weit entfernt von jenem romantischen Wahne, der in dem Schlammbade jugendlicher Ausschweifungen die nothwendige Schule großer Künstler sieht oder gar die leidenschaftlichen Schwächen der Dichter als das untrügliche Kennzeichen ihrer genialen Natur betrachtet. Aber wenn anders die Proteus-Natur, die Gabe mit tausend Zungen zu reden, eine wesentliche Dichtertugend bleibt, so muß ein junger Künstler das Liebliche, das Lockende der Sünde, die Gebrechlichkeit der Welt und die Verzweiflung aller Creatur sehr tief und stark empfunden haben. Denn wie mag er das Leben in der ganzen Fülle seiner Pracht und seiner Widersprüche darstellen, wenn er nicht schrecklich im Innersten die gemeinen Kämpfe der Menschheit durchgefochten hat? In der That, wie Milton's Jugend in ihrem geradlinigen Fortgange sich von Grund aus unterscheidet von den stürmischen Anfängen fast aller großen Dichter und mehr an die ersten Tage einseitiger thatkräftiger Naturen erinnert, so ist auch der gereifte Dichter Milton nur groß in seiner Einseitigkeit. Und dieser Subjectivste der Poeten, der nie im Stande war, ein Bild des ganzen Lebens zu schaffen, der nie etwas Anderes schilderte, als seine eigene große Seele, — er tritt dennoch ebenbürtig ein in den Kreis der vornehmsten Dichter. Es ist nicht möglich, der lauteren Hoheit seines Charakters ein größeres Lob zu spenden.

Von der hohen Schule kehrte Milton nach Hause zurück. Auf dem freundlichen Landsitze seiner Eltern in der Grafschaft Berk verbrachte er bis zu seinem dreißigsten Jahre eine lange Zeit in stillen Studien und genoß in vollem Maße jenes unschätzbare Glück, das in dem athemlosen Treiben unserer Tage so unendlich selten geworden, das Glück, sich auszuleben und erst in voller gesättigter Reife hinauszutreten auf den Markt des Lebens. Mit herzlichen Worten dankt er seinem Vater für solchen Segen: „Du zwangst mich nicht, den breitgetret'nen Pfad zu wandeln, der zum Wohlstand führt; du nahmst mich weit hinweg vom Lärm der Stadt zur tiefen Einsamkeit und ließest mich beseligt weilen an Apollo's Seite.“ Es waren nicht blos Jahre gelehrter Muße. Er tummelte sich gern in Wald und Feld, denn von seinen lieben Alten

hatte er gelernt, die leibliche Verkümmerung der Gelehrten zu verachten; er ſchlug eine gute Klinge und verwarf nur die adlichen Künſte des Reitens und Jagens. Seine kleinen Gedichte aus jenen glücklichen Tagen laſſen uns ahnen, daß auch er ſeinen aufrechten Gleichmuth nicht gänzlich ohne Selbſtüberwindung errungen hat. Ueber die gemeinen Zweifel der Jünglingsjahre freilich ſchreitet er raſch hinweg. Wohl überkommt ihn einmal (in einem Sonette, geſchrieben am dreiundzwanzigſten Geburtstage) die Neigung dieſes Alters, die Frucht vom blühenden Baume zu verlangen, aber bald ſchwindet die Reue über die Langſamkeit ſeiner Bildung, und er ermannt ſich in dem klaren Bewußtſein, daß ſeine Stunde noch nicht gekommen ſei. Weit bitterer empfand er, daß ſeine reiche Dichterkraft zur ungünſtigſten Zeit, zu ſpät, geboren ſei. „Jener glänzende Abendſtern glückſeligen Angedenkens, Königin Eliſabeth," lieſt der Brite noch heute dankbar in ſeinem Prayer-book. Welch eine Zeit, da dies Geſtirn noch glänzte über einem reichen, befriedeten Lande, und dicht hinter Spenſer, dem lieblichen Sänger romantiſcher Ritterherrlichkeit, der junge Shakeſpeare erſtand! Noch ſchien die Welt nicht fähig, ſo viel Schönheit zu ertragen; der einzigen Größe folgte ein jäher Fall. Entſetzlich ſchnell verwilderte die Bühne nach Shakeſpeare's Tode, ſie ward eine Zoſe der Stuarts und unterhielt den Hof mit unzüchtigen Späßen. Es war ein Treiben, von Grund aus frivol wie nur das Königthum jener Stuarts ſelber, die ihren bibelfeſten Unterthanen befahlen, am Sabbath wider ihr Gewiſſen den Lärm weltlicher Luſtbarkeit zu ſchauen. Inzwiſchen hatte der Werkeltag des ſiebzehnten Jahrhunderts begonnen. Ungeheure Kämpfe zerrütteten Staat und Kirche. Die Wiſſenſchaft ſtand im Vordergrunde des geiſtigen Lebens der Völker. „Die Zeit will keine Verſe," klagt Hugo Grotius in einem ſeiner lateiniſchen Gedichte, „ſie fragt: warum freie Worte in unnöthige Feſſeln ſchlagen?" Unſelige Tage für einen ernſten Dichtergeiſt, da die Poeſie zuchtlos war und die Tugend proſaiſch! Sehr früh und mit hellem Bewußtſein nahm Milton eine feſte Stellung in dieſer ſchweren Zeit. Sein Bürgerſtolz verſchmähte die Lakaienrolle eines Bühnendichters, ſeine herbe Sittenſtrenge verwarf den Schmutz des entarteten Theaters. Voll Bewunderung allerdings ſchaute er auf zu dem Genius Shakeſpeare's, vor deſſen Größe der Betrachter „zu Stein erſtarre"; doch ein Muſter für ſich wollte er in den „kunſtloſen Waldliedern" dieſer grandioſen Naturkraft nimmermehr erkennen. Daß dieſe urſprüngliche Dichtung zugleich vollendete Kunſt und an den Sün-

den ihrer Nachfolger ſchuldlos war, hat er nie begriffen. Er war ein Gelehrter, er hatte ſich, wie Rubens und die italieniſchen Maler ſeines Jahrhunderts, ſorgfältig geſchult an den großen Vorbildern vergangener Kunſtepochen. Köſtliche Kräfte der Jugend hatte er vergeudet, um mit bedachtſamem Fleiße die Treibhausgewächſe der lateiniſchen Poeſie zu erzeugen. Nun gedachte er, der Modedichtung des Tages eine hochgebildete, kunſtgerechte Poeſie entgegenzuſtellen, die den Spuren der Alten und der bibliſchen Sänger folgen ſollte. Noch mehr, er tadelte jene echten Dichter, welche, wie Shakeſpeare, als „fröhliche Kinder der Phantaſie“ das Schöne, nichts als das Schöne ſchufen. Er wußte ſich berufen zu ſchreiben „für die Ehre und Bildung ſeines Vaterlandes und zum Ruhme Gottes.“ Mit unbefangener ſchöpferiſcher Luſt hatte Shakeſpeare den erhabenen Geſtalten ſeiner Kunſt allein gelebt. Proteſtant durchaus, verſchmähte er doch mit künſtleriſcher Weisheit den dogmatiſchen Streit. Nur dann und wann wirft er einen ſpöttiſchen Seitenblick auf die ſauerſehenden Puritaner, die Haſſer der Bühne; und ſo ganz verſchwindet er hinter ſeinen Geſtalten, daß wir eben nur errathen können, der royaliſtiſche Dichter ſelber rede aus den zornigen Worten: „und ſoll das Bild von Gottes Majeſtät, ſein Hauptmann, Stellvertreter, Abgeſandter durch Unterthanenwort gerichtet werden?“ Dieſe Tage künſtleriſcher Seligkeit waren dahin. Die Parteien begannen ſich zu ſcheiden. Jetzt galt es zu wählen zwiſchen dem weltverachtenden Ernſte der Puritaner und der vornehmen Leichtfertigkeit der Cavaliere; mit nichten war Milton's Meinung, daß der Dichter ſolcher Wahl ſich entziehen dürfe.

Wie Milton ſich in dieſem Streite entſchied, das mag ein feines Ohr ſchon heraushören aus den berühmten Gedichten l'Allegro und il Penseroso. In dem heiteren Gedichte beſingt der Dichter die lachende Schönheit der Erde, den Zauber des engliſchen Waldes, die Freuden der Jagd und ländlicher Feſte, das trauliche Treiben am winterlichen Heerde; deutlich vernehmen wir den gedämpften Nachklang der herrlichen Frühlings- und Winterlieder in Shakeſpeare's love's labour lost. Doch alsbald ſtellt er im Penſeroſo dieſen nichtigen Freuden, dieſer Brut der Thorheit ohne Vater geboren, das höhere Glück des Denkers gegenüber, der im Forſchen die Welt vergißt, der ſeine Seele nährt an den großen Geiſteswerken alter Tage und endlich im härenen Kleide, in moſiger Zelle die erhabene Weisheit des Propheten erlangt. Beide Gedichte gehören wegen der Pracht und anſchaulichen Wahrheit

der Schilderung zu dem Schönſten, was die Zwittergattung beſchreibender Dichtung geſchaffen; doch keines von beiden giebt rein und unvermiſcht die Stimmung wieder, welche der Titel andeutet. Weil aber jene ſchwankende, zweifelnde Verfaſſung des Gemüths, welcher die Gedichte Ausdruck geben, mehr nachdenklich als heiter erſcheint, ſo hat das allgemeine, ſelbſt von Macaulay getheilte Urtheil irrigerweiſe dem Penſeroſo den Preis zuerkannt. Ungleich deutlicher ſpricht Milton's puritaniſche Geſinnung aus der Hymne auf Chriſti Geburt, dem Gedichte, das von ſeinen Jugendwerken den reinſten Eindruck hinterläßt, weil nur hier die wunderbare lyriſch-muſikaliſche Begabung des Mannes zur freien Geltung gelangt. Wohl wirft er da einen wehmüthigen Blick auf den Untergang der reichen Welt heidniſcher Schönheit, aber ihr verführeriſcher Glanz verbleicht vor dem reinen Lichte, das von der Wiege des Erlöſers ausgeht; die lockenden Geſänge der Nymphen müſſen verſtummen vor den feierlichen Harfen-Chören der Seraphim.

Immer aufs neue drängt ſich des Dichters puritaniſcher Eifer hervor. Ein Freund ſtirbt ihm; er legt einem doriſchen Hirten ein Klagelied in den Mund, und ſelbſt in dieſe Elegie (den vielbewunderten Lycidas) miſcht er Zornreden wider die ungetreuen Hirten, welche Gottes Heerde verwahrloſen: er droht, ſchon ſei das zweiſchneidige Schwert erhoben, das die Pfaffen treffen werde. In offenem Kampfe tritt er der unzüchtigen Bühnendichtung entgegen mit dem Maskenſpiele „Comus“ *). Wie oft hatten die Großen des Hofs den Triumph des Verführers im frechen Mummenſchanze dargeſtellt! Der puritaniſche Poet feiert den Sieg der Keuſchheit über die Verſuchung. Die ausgelaſſenen Geiſter der Nacht, Comus und ſein Gefolge, umſchwärmen verlockend ein unſchuldiges Mädchen, ſie preiſen die Wonne ſüßer Sünden, ſie rufen das köſtliche Narrenwort: „was hat die Nacht mit dem Schlaf zu thun?“ Doch der Dichter iſt mit nichten gemeint, den zügelloſen Geiſtern, wie es ihnen gebührt, den kurzen Rauſch eines ſelig-trunkenen Daſeins zu gönnen; ſie müſſen das ernſt-moraliſche Lob der Keuſchheit aus dem Munde der Jungfrau hören und nehmen ein Ende mit Schrecken wie in der Kinderfabel. Gewiß, dieſe nüchterne Moral wirkt erkältend, ſie iſt das Gegentheil echter Kunſt, und wenn es erlaubt iſt von genialen Pedanten zu reden, ſo trifft dieſer Name unſern Dichter. Doch dieſem

*) Dieſe tendenziöſe Bedeutung des Comus hat zuerſt überzeugend nachgewieſen A. Schmidt, Milton's dramatiſche Dichtungen. Königsberg 1864.

England that noth, daß endlich einmal in das wiehernde Gelächter der Lüsternheit die Stimme eines Sängers hineinklang, dem es heiliger Ernst war mit jedem seiner Worte. Dies Maskenspiel ward aufgeführt in dem Hause des Grafen von Bridgewater, und Milton verstand sich anzueignen, was allein in jenen adlichen Kreisen der Nachahmung werth war — ein feines, weltmännisches Betragen. Mit seinen Ansichten und seiner Liebe hing er nach wie vor an den Mittelklassen. Wie alle reformatorischen Köpfe Englands, von Wicliffe bis herab zu dem verwegenen Demagogen des neunzehnten Jahrhunders William Cobbet, fühlte er sich mit Stolz als ein Angelsachse. Dem Volksglauben getreu verehrte er in dem guten Sachsenkönig Edward den Gründer englischer Freiheit; von den Dichtern seines Landes liebte er besonders den alten eifrigen Sachsen Chaucer, und nie hat er sich zu dem Eingeständniß entschlossen, daß sein Sachsenvolk von den Normannen unterworfen worden.

In all' diesen vielverheißenden kleinen Gedichten offenbarte sich das Talent eines großen Hymnen- und Elegiendichters, dazu ein Gedankenreichthum und eine plastische Kraft der Zeichnung, die in der beschreibenden Poesie ihres Gleichen nicht finden. Aber noch hatte Milton's Genius sein heimisches Feld nicht betreten. Immerhin genügten diese Werke, seinen Namen berühmt zu machen, denn trostlos arm war die Zeit an echten Künstlern. Damals gerade brach Deutschlands uralte Cultur zusammen, als unser Volk für die religiöse Freiheit des ganzen Welttheils blutete; mit Tasso war der letzte von Italiens Classikern gestorben, und noch hatten die großen Tage der französischen Dichtung nicht begonnen. So war Milton ein berühmter Reisender, als er im Jahre 1638, tief erschüttert durch den Tod seiner Mutter, Italien besuchte, das noch immer wie in Shakespeare's Tagen den Briten als das goldne Land der Künste galt. Seine Aufnahme war glänzend; denn man verehrte in ihm den Dichter und den urbanen Gelehrten, und — als erkenne man in ihm eine den Romanen verloreue Lauterkeit des Sinnes und der Sitten — der geistige Adel des Landes kam dem jugendfrischen und jugendlich reinen Jüngling mit jener Innigkeit entgegen, welche noch heute den Verkehr der feineren italienischen und germanischen Geister belebt. Dort im Süden schaute Milton eine Farbenpracht und festliche Freudigkeit des Daseins, die der finstre Ernst seiner Heimath verwarf; an der Decke der Sixtinischen Capelle sah er das verlorene Paradies von Buonarotti's Pinsel verherrlicht; auf den zahlreichen

Bühnen trat ihm eine kecke Luſt an ſchönem Spiel und freier form-vollendeter Nachahmung entgegen, die England ſelbſt gekannt, aber längſt wieder verloren hatte. In den Akademien der vornehmen Welt athmete er den Zauber feinſter geſelliger Unterhaltung. Er dichtete im eleganten poetiſchen Wettkampfe lateiniſche Elegien und italieniſche Sonette, ohne doch über der kunſtvollen Nachahmung die Kraft ſelb-ſtändigen Schaffens zu verlieren, und ließ ſich gefallen, daß ſeine zier-lichen Freunde ſein Dichterlob mit romaniſcher Ueberſchwänglichkeit ſangen; ja in Rom, ſo wird erzählt, war er nahe daran, ſein Herz zu verlieren an die ſchöne Sängerin Leonora Baroni. Dennoch vermochte die Verführung epikuräiſchen Genuſſes nicht ſeinen fertigen Charakter zu biegen oder die durchdringende Schärfe ſeines Blickes abzuſtumpfen. Als er in dem Hauſe des Marcheſe Manſo, eines Freundes Taſſo's, weilte, ward ihm klar, daß dies Geſchlecht von Epigonen, trotz aller Fruchtbarkeit ſeiner Maler, in der Dichtkunſt jeder ſchöpferiſchen Kraft entbehrte. Durch ſolche Einſicht ſtählte er ſich in ſeinem Lieblings-glauben, daß ſtaatliche Freiheit unentbehrlich ſei auch für die geiſtige Größe eines Volkes. Denn mit Erſtaunen und Beſchämung erfuhr er, daß England — das England Karl's I. — dieſer unglücklichen Nation, die unter dem Joche der Spanier ſeufzte, als ein beneidetes Reich der Freiheit galt. Und wie werthlos erſchien dem Puritaner alle künſt-leriſche Herrlichkeit Italiens, als er die römiſche Hure in ihrem eigenen Babel aufſuchte und den Pomp des Papſtthums, „dies ſchwerſte aller Gerichte Gottes", vor Augen ſah! In der Stadt des „dreifachen Tyrannen" wappnete er ſich mit dem ganzen Stolze eines kühnen Ketzers; den Rath vorſichtiger Freunde verſchmähend, gab er laut ſeinen Abſcheu kund über das Treiben der Jeſuiten. Voll Ehrfurcht beſuchte er den greiſen Galilei, das erlauchte Opfer pfäffiſchen Geiſteszwanges. Und mächtiger denn Alles, was ihm Italien bot, wirkte auf Milton ein Geſpräch zu Paris mit Hugo Grotius, dem Dichter und Denker, dem Vorkämpfer religiöſer und bürgerlicher Freiheit.

So vollendete Milton während drei reicher Jahre in Italien ſeine äſthetiſche Ausbildung. Aber noch immer ſuchte ſeine Dichterkraft un-ſicher taſtend umher. Der Mann des Bürgerthums trug ſich, angefeuert durch die Erinnerung an Taſſo, bereits mit dem Plane eines ritterlichen Heldengedichts von König Arthur und ſeiner Tafelrunde. Da riß ihn der Sturm des Völkerkampfes aus ſeinen künſtleriſchen Träumen. Das engliſche Volk begann jenen Streit, in welchem ſich offenbaren ſollte,

daß der Proteſtantismus, nachdem er lange als ein von außen aufgedrungenes Gut nur in den Inſtitutionen des Landes beſtanden, jetzt endlich nach langer, ſtiller, geiſtiger Arbeit in den Herzen der Nation feſtgewurzelt, ihr ſittliches Eigenthum geworden ſei. Die große Kunde traf den Dichter, da er eben nach Griechenland, dem theuerſten Lande ſeiner Sehnſucht, überzufahren gedachte. Alsbald kehrte Milton in die Heimath zurück, denn ihm galt es für „ſchmählich, fern zu weilen, derweil ſeine Mitbürger für die Freiheit ſtritten.“ Ihm war, als ſehe er ſeine „edle und mächtige Nation gleich einem Rieſen ſich vom Schlummer erheben und ihre Simſonslocken ſchütteln.“ Noch ein kurzer, herzſtählender Aufenthalt in Genf, der hohen Schule und dem Muſterſtaate der ſtreitbaren Jünger Calvin's; dann betrat er die heimiſche Inſel, die ihm als die Wiege der Reformation galt und nun die letzten blutigen Siege des Proteſtantismus ſchauen ſollte. Jetzt erfuhr er, welch' ein Segen für den Poeten darin liegt, wenn er auch der ungebundenen Rede mächtig iſt, damit er nicht nöthig habe, die Muſe zu mißbrauchen für die endlichen Zwecke, zu deren Verfolgung die Härte des Lebens unerbittlich zwingt: Milton hat kaum je einen ſatiriſchen Vers geſchrieben, um die perſönlichen Händel auszufechten, in welche ſein Wirken als Publiciſt ihn verflocht. —

Wollen wir dieſen Streitſchriften gerecht werden, womit er während eines Vierteljahrhunderts die drei Grundlagen jedes menſchenwürdigen öffentlichen Lebens, die religiöſe, die häusliche und die politiſche Freiheit, vertheidigte, ſo müſſen wir uns des gewaltigen Abſtandes der Zeit lebhaft bewußt bleiben. Die meiſten der Beweisgründe, welche er damals Allen zur Ueberraſchung zuerſt ausſprach, ſind im Verlaufe des langen Kampfes um die Freiheit der Völker zu Gemeinplätzen, zu Vorurtheilen aller Gebildeten geworden. Eine Eigenthümlichkeit der Epoche iſt die Form, eine Eigenheit des Volkes iſt die Breite der Darſtellung, welche Milton mit allen Gliedern dieſer Nation lakoniſcher Sprecher ſonderbarerweiſe theilt. Auch ſein Mangel an hiſtoriſchem Sinne bei einer Fülle hiſtoriſchen Wiſſens wird uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß das Verſtändniß für die Geſchichte, obwohl der Idee nach im Weſen des Proteſtantismus enthalten, damals noch unentwickelt war. Die berufene, gewaltige Heftigkeit ſeiner Polemik endlich, welcher es auf ein pecus oder stultissimum caput nicht ankam, erklärt ſich von ſelbſt aus den Sitten einer Zeit, deren göttliche Grobheit noch heute in den Streitſchriften der Theologen fortwirkt, aus dem natürlichen Ingrimm

eines Kampfes gegen mächtige Gegner, welche das Verbrennen durch Henkershand als die geeignete Antwort auf mißliebige Schriften ansahen, und aus Milton's persönlichen Erlebnissen. Denn ein hartes Geschick vereinigte in ihm wie in einem Brennpunkte die Leiden, Hoffnungen und Kämpfe seines Volkes. In seinem eigenen Hause sollte er die großen Schmerzen der Zeit erfahren; darum redet eine dramatische Wahrheit aus seinen Schriften. Der gemeinen Mittelmäßigkeit der Menschen ist der Ausdruck einer Meinung wichtiger als die Meinung selber; deshalb ist Milton, der gemäßigte Ansichten mit schonungsloser Ehrlichkeit aussprach, der thörichten Nachrede verfallen, er zähle zu den Schwarm- und Rottengeistern, den Demagogen des Protestantismus.

Ausgerüstet für seine Aufgabe war Milton mit einer allseitigen Bildung und einer schöpferischen Gewalt über die Sprache, deren Prosa er mit einer Fülle alterthümlich kräftiger Worte bereichert hat. Und was mehr sagen will: er war durchaus getränkt von dem echten Geiste protestantischer Freiheit. Daß, wer erlöst sein will, seinen eigenen persönlichen Glauben haben müsse, blieb seine erste Ueberzeugung, und er stritt für sie mit reinen Händen. Was auch seine erbosten Gegner über die unlauteren Beweggründe seines Handelns fabelten: jede neue historische Forschung beweist immer klarer, daß nie etwas Niedriges, Unreines, Schwächliches in seine Seele Eingang fand. Vielmehr liegen Milton's Fehler auf der entgegengesetzten Seite — es sind die Sünden kühner aufstrebender Menschen. Obwohl kein eigentlicher Parteimann, besaß er doch die ganze jüdische Starrheit der Puritaner, er war vollkommen unfähig, die relative Berechtigung seiner Feinde zu begreifen. Er sah in ihnen nur Götzendiener, Hurer, Despoten, Priester des Bauches; und nie begegnet uns in seinen Schriften jenes überlegene, objective Lächeln, das wir von einem genialen Menschen selbst im Feuer des Parteikampfes dann und wann erwarten. Auch Milton hatte das Schmettern der Posaunen und die frohe Botschaft des Engels vernommen: „sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon die große und eine Behausung der Teufel geworden"; auch ihn, wie die Verwegensten der Puritaner, trieb ein heiliger Eifer, das Volk Gottes zu mahnen zum Auszuge von Babel, „auf daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen." In jedem seiner Bücher liegt sein Innerstes ausgesprochen. Nur die Stimme seines wachen Gewissens hieß ihn die Waffen der Publicistik ergreifen — ihn, der sich immer bewußt blieb, daß er zu Höherem ge-

boren ſei und in dem kühlen Elemente der Proſa nur den Gebrauch ſeiner linken Hand behalte. Doch gerade desbalb verfiel er in den alten Irrthum harmoniſcher, tief-gewiſſenhafter Naturen. Er fand einen objectiven Zuſammenhang zwiſchen ſeinen politiſchen und religiöſen, äſthetiſchen und ſittlichen Meinungen, während dieſer Zuſammenhang doch nur ſubjective Wahrheit haben konnte, nur für ihn, den ganzen einheitlichen Menſchen beſtand. „Religion und Freiheit hat Gott unzertrennlich in Eins verwebt, die chriſtliche Religion befreit die Menſchheit von den zwei ſchrecklichſten Uebeln, Furcht und Knechtſchaft". Auf dieſe Sätze geſtützt, gebrauchte er dreiſt religiöſe Argumente für politiſche Zwecke, und umgekehrt — eine Verirrung, die freilich einer Partei ſehr natürlich zu Geſichte ſtand, welche für die Freiheit des Staats und der Kirche zugleich auftrat. Daher hat er das ſcharfe philoſophiſche Scheiden der Begriffe nicht verſtanden, und er ſo wenig wie irgend ein Brite beſitzt die Gabe der deutſchen und helleniſchen Philoſophen, die Dinge auf ihre letzten Gründe zurückzuführen.

Der unvergängliche Werth ſeiner proſaiſchen Schriften liegt in der unermüdlichen Durchführung der ewigen Wahrheit, daß die ſittliche Tüchtigkeit eines Volkes die Vorbedingung bleibt für ſeine ſtaatliche Größe, die Blüthe ſeiner Kunſt und die Reinheit ſeines Glaubens. Auch darin zeigt ſich der glaubenseifrige Puritaner, daß er nicht glänzen will durch einen großen Reichthum von Ideen, ſondern überzeugen will durch fortwährende Vertiefung und Klärung weniger, aber mit ganzer Seele ergriffener Gedanken. Nur Eines tritt als ein ſtörendes unharmoniſches Werk in ſeinen Werken hervor. Selbſt dieſer freie Geiſt hat, wie alle ſeine Zeitgenoſſen und wie noch heute die ungeheure Mehrzahl der Briten, nicht gewagt, die letzten Conſequenzen der proteſtantiſchen Freiheit zu ziehen. Auch ſein Denken iſt theologiſch gebunden, iſt weſentlich ſcholaſtiſch. Ihm gilt als ſelbſtverſtändlich, daß die Forderungen der Vernunft mit den Ausſprüchen der heiligen Schrift ſtets übereinſtimmen müſſen, und wird der Widerſpruch gar zu handgreiflich, ſo hilft er ſich mit dem verzweifelten Ausſpruche: „ſo Unvernünftiges kann die Bibel gar nicht behaupten wollen." Dieſe theologiſche Verbildung und die jüdiſche Härte des puritaniſchen Weſens entfremdet Milton's Werke gar oft uns Söhnen eines geiſtig freieren Volkes. Wer den ungeheuren Abſtand zwiſchen deutſcher Freiheit und engliſcher Befangenheit des Geiſtes ermeſſen will, der vergleiche Milton mit einem beliebigen Buche unſeres Luther. Welche milde, menſchenfreundliche

Weisheit verbreitet sich in Luther's Tischreden über alle Höhen und Tiefen des Lebens! Wie herzlich weiß sich der Reformator das Leben der heiligen Familie auszumalen, er sieht es vor Augen, wie die Mutter Maria auf dem Zimmerplatze ängstlich auf ihren Knaben wartet und ihn fragt: wo bist du denn so lang geblieben, Kleiner? Wie pedantisch erscheint neben diesem traulichen Bilde der Jesus Milton's, der die kindlichen Spiele kalt verschmäht und als Knabe schon sich mit dem „öffentlichen Wohle" beschäftigt! Sicher, der deutsche Theolog predigt eine reinere, weltlich freiere Menschlichkeit, er redet uns auch heute noch lauter und freundlicher zum Herzen als der weltlichste und kühnste Kopf der Puritaner, der uns um anderthalb Jahrhunderte näher steht.

Der Protestantismus war gefährdet, seit die Creaturen König Karl's versuchten, die anglikanische Kirche durch Verschärfung der bischöflichen Verfassung dem Katholicismus wieder anzunähern. Gegen diesen Grundschaden der englischen Reformation erhob sich Milton in fünf Streitschriften, welche nach seiner Rückkehr in die Heimath in den Jahren 1641 und 1642 erschienen. Mit dem sicheren praktischen Blicke seines Volkes, den er bei all' seinem idealistischen Schwunge durchaus besaß, eiferte er zunächst nur gegen die Verfassung der Kirche. Durch ihn ward zuerst in vornehmer Sprache den Gebildeten der Nation bewiesen, was die eifrigen Apostel der Puritaner schon längst auf den Gassen gepredigt hatten, daß die bischöfliche Kirche — diese „ephesische Göttin" der Götzendiener — nur eine neue, nicht minder unevangelische Hierarchie an die Stelle der gestürzten römischen gesetzt habe. Abschaffung des Prälatenthums, Beseitigung der Häufung der Pfründen in Einer Hand, welche bereits eine „Vertheuerung der geistigen Speise" hervorgerufen, endlich Wahl der Seelsorger durch die Gemeinden — in diesen Forderungen gab er den Wünschen der Mittelstände klaren Ausdruck. Wie alle echten Jünger der Reformation mahnte er zur Rückkehr in die Armuth und Einfachheit des apostolischen Zeitalters. Wie vordem Dante und mit Dante's Worten erklärte er die Schenkung Constantin's, welche den weltlichen Reichthum der Kirche gegründet, für „die wahre Büchse der Pandora". Er stützte sich auf jenes goldne Wort, das die Summe aller protestantischen Weisheit über kirchliche Verfassungsfragen enthält: „wo zwei oder drei von euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Alsbald stürzten die Bischöfe sich auf ihn mit dem furchtbaren Rüstzeuge jener perfiden Mittel, welche nur gereizter Pfaffenhochmuth nicht verschmäht.

Weil Milton in seiner eifrigen Strenge einmal von falschen Bärten und Nachtschwärmern gesprochen, so ward die fleckenlose Reinheit seines Wandels verleumdet; denn nur wer Bordelle und Spielhäuser besuche, könne Kunde haben von solchen Dingen. Steinigt diese hündische Mißgeburt zu Tode, auf daß ihr nicht selbst verderbet, — das war der Ton, den die Bischöfe Hall und Usher anschlugen, um den kecken Reformator zu züchtigen. Doch die Entrüstung gegen die Prälaten ward allgemein; und nach seiner kühnen Weise, der es nur in den Vorderreihen der Streiter wohl war, verschmähte Milton jetzt, noch ferner theilzunehmen an einem Kampfe, dessen Ende nicht mehr zu verkennen war.

Als er nach Jahren (1659) wieder über kirchliche Fragen zu schreiben begann, war sein Denken bereits kühner, sein Standpunkt freier. Er hatte erfahren, daß auch die Presbyterianer, denen er selbst zum Siege über die Bischöflichen verholfen, sich nicht frei hielten von jenen theokratischen Neigungen, deren jede organisirte Kirche voll ist. Man weiß, auf welchen zähen Widerstand Cromwell stieß, als er den finstern Fanatismus seiner Gläubigen zur Duldung bewegen wollte. Milton hatte nicht gesäumt, seinen großen Freund in diesen Kämpfen zu bestärken und anzufeuern, „denn auch der Frieden hat seine Siege.“ Er sang ihm zu: „befrei' die Seelen von der Miethlingsrotte, die ihrem Magen fröhnt als ihrem Gotte.“ Nach dem Tode des Protectors, da die Gefahr religiöser Verfolgung wieder nahe gerückt war, richtete er an das Parlament die Denkschrift „über Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen“ — eine Verherrlichung der Duldung. Jetzt wagt er das kühne Verlangen „Trennung von Staat und Kirche“; denn der Vermischung dieser beiden Gewalten verdanken wir alle Kriege des letzten Jahrhunderts. Der Staat, der seinem Wesen nach nur „die Wirkung, nicht den Sitz der Sünde“ treffen und strafen kann, verzichte fortan auf die väterliche Gewalt, die der Kirche gebührt. Die Kirche verschmähe, obrigkeitliche Rechte zu üben, „sie ist zu hoch und würdig, um sich gleich einer Weinrebe am Stamme des Staats emporzuranken.“ — Freilich, wenn die Kirche nicht von dieser Welt ist, so besteht und wirkt sie doch unzweifelhaft in dieser Welt; diese bittere Wahrheit hatte schon Luther erfahren. Noch im siebzehnten Jahrhundert war Niemand, auch Milton selber nicht, fähig, den ganzen Sinn des großen Wortes „Trennung von Staat und Kirche“ zu begreifen und zu erfüllen. Auch Milton beurtheilt den Staat nach religiösen statt nach rechtlichen Begriffen,

und — ſeine Duldung hat ihre Grenzen. Sie umfaßt alle Secten, deren Menge er als ein Zeichen des zunehmenden Denkeifers freudig begrüßt, ſogar die Socinianer, welche unſern deutſchen Lutheranern geradezu als Heiden erſchienen; nur Eines umfaßt ſie nicht — popery and open superstition. Der Katholicismus iſt ihm eine politiſche Partei, welche unter dem Scheine einer Kirche die prieſterliche Tyrannei anſtrebt. Selbſt die Gottesleugner mag der Staat ertragen, nur dieſe Papiſten nicht, denen der Papſt jederzeit einen Freibrief für alle Verbrechen ausſtellen kann. Milton ſo wenig wie nach ihm der Skeptiker Bayle wollte begreifen, daß mit dieſer Einen Ausnahme der Befreiung der Kirche vom Joche des Staates die Spitze abgebrochen wird. Fürwahr, wenn jede reinere Menſchenſitte von den Völkern nur auf Umwegen erreicht wird, ſo ſind die Irrgänge der religiöſen Duldung die ſeltſamſten von allen. Wie in Preußen die Toleranz, die köſtliche Frucht der inneren Freiheit der Menſchen, damit begann, daß ſie den widerſtrebenden Predigern vom Staate anbefohlen ward, ſo ward in England das friedliche Leben der Confeſſionen neben einander erſt dadurch möglich, daß man die aggreſſive Macht der römiſchen Kirche eine Zeit lang von der allgemeinen Duldung ausſchloß. Selbſt ein Idealiſt wie Milton konnte ſich dieſer handgreiflichen Nothwendigkeit nicht verſchließen. Sein ſtarker Geiſt, gewohnt die hiſtoriſchen Dinge in der ganzen Schärfe ihrer Gegenſätze zu begreifen, bekannte ſich zu dem Worte: wer Autorität ſagt, ſagt Papſt, oder er ſagt gar nichts — zu jenem ſchrecklichen Worte, welches nur darum nicht wahr iſt, weil der müden Mehrzahl der Menſchen der Muth fehlt, ihren Glauben bis in ſeine letzten Spitzen zu verfolgen. Ein Ketzer iſt in Milton's Augen nur wer in Sachen des Glaubens menſchlichem Anſehen folgt; das allein galt ihm als die wahre Sünde wider den heiligen Geiſt. Und es ſcheint nicht überflüſſig, daran zu erinnern, daß dieſe Meinung mit den Lehren der älteſten Kirche, ja ſogar noch der päpſtlichen Decretalien ſehr nahe verwandt iſt.

So war Milton unter die kühnſten religiöſen Reformer, unter die Independenten getreten, und eine neue, noch im ſelben Jahre erſchienene Schrift „gegen die Miethlinge in der Kirche“ gab davon Zeugniß. Hatte er vordem nur den Lippendienſt der Agende bekämpft, weil ſie die lebendige Kraft des freien Gebetes verdränge, ſo wendet er ſich jetzt gegen die Geiſtlichkeit ſelber, den neuen Stamm Levi. Er verſteht das Prieſterthum der Laien, dies Palladium der Proteſtanten, im ver-

wegensten Sinne, er verwirft die Bildung einer theologischen Kaste und heischt das Recht des Predigens für jeden Bibelkundigen. Hatte er einst die harte puritanische Kirchenzucht vertheidigt, so weiß er nun geistliche und weltliche Dinge klarer zu scheiden und erkennt die Ausschließung als die einzige gerechtfertigte kirchliche Strafe. Während seiner reifsten Jahre hat der fromme Dichter nie mehr eine Kirche betreten. Noch im hohen Alter stellte er sich nach den Worten der Bibel eine christliche Dogmatik zusammen und wahrte sich damit sein protestantisches Recht auf einen persönlichen Glauben. Freilich, hätte er vermocht die Fesseln der Scholastik abzustreifen, so mußte er noch einen Schritt weiter gehen. Denn er bekannte sich zwar im Ganzen und Großen zu den Lehren des Calvinismus: vereinigte doch diese Kirche damals, da die schöpferische Kraft des Lutherthums erloschen schien, in sich alle treibenden, fortschreitenden Mächte, allen Freiheitsmuth des Protestantismus. Aber ein wahrhaft unbefangener Blick in sein Inneres mußte ihm sagen, wie Vieles ihn von diesem Glauben trennte. Nicht nur hielt er sich rein von den pfäffischen Verirrungen der Gottseligen, welche, gleich vielen Frommen unserer Tage, mit dem Gottseibeiuns auf weit vertrauterem Fuße lebten, als mit dem Herrgott selber; sondern als ein rechter Apostel der Freiheit verwarf er auch die entsetzliche Lehre von der Vorherbestimmung. Ohne die Freiheit des Willens war ihm das Leben des Lebens nicht werth; die Nothwendigkeit, „der Rechtsgrund der Tyrannen", fand keine Stelle in seinem Katechismus. Ja, in seinen letzten Jahren erkannte er bereits die Unvergänglichkeit der Materie, die Untrennbarkeit von Leib und Seele und die Immaneuz Gottes. Noch mehr, in Worten und in Werken fügte er den mehr negativen Tugenden des Christenthums die positiven des antiken Heidenthums hinzu. Wie ehrlich gestand er, daß die ersten christlichen Jahrhunderte einen argen Rückschritt in den Sitten zeigen gegen die großen Tage der Hellenen und Römer! Mit welchem naiven Stolze, mit wie heidnischer Unbefangenheit sprach er, gleich dem modernen Heiden Scaliger, von seinem eigenen Werthe! Und wie ganz „unchristlich" — nach den theologischen Begriffen der Zeit — war seine Auffassung der Moral: wir sollen zu stolz sein, uns zu hoch halten für die Sünde! „Alle Bosheit ist Schwäche"; er findet nicht Worte genug, die Kleinheit, die Verächtlichkeit der Sünde zu schildern. Mit diesen Zügen durchaus antiker Sittlichkeit vermischen sich in seiner Seele die herbsten Gedanken christlicher Askese, eine tiefe Weltverachtung und die

heilige Ueberzeugung, alles Wiſſen, alle Kunſt der Menſchen ſei werthlos, wenn ſie nicht geradeswegs hinführen zu dem „Leben in Gott“ — nur daß er ſelber dieſer Widerſprüche nimmer ſich bewußt ward. Nach dem geiſtreichen Holländer Coornhert war Milton der erſte Denker, welcher vermochte, in einer Zeit des confeſſionellen Haſſes den Geiſt des Chriſtenthums in gläubiger Seele zu hegen, ohne ſich dem Dogma einer Confeſſion völlig anzuſchließen. —

Inzwiſchen hatten ſorgenvolle Erlebniſſe Milton zum Nachdenken geführt über einen andern Grundpfeiler des Völkerglückes, über die häusliche Freiheit. Der ſtrenge Mann, der nie ein Liebesgedicht geſchrieben, fühlte doch nach Art ſtolzer, ſpröder Naturen ſehr lebhaft das Bedürfniß der Liebe. Er war vielleicht zu ſehr ein in abſtracten Begriffen befangener Gelehrter, um jene dämoniſche Anziehungskraft zu beſitzen, welche die Naturgewalt großer Künſtler auf die Gemüther der Frauen ausübt; immerhin war er wohl im Stande, ein Weib zu beglücken, das tief und innig genug empfunden hätte, um die Schroffheit des Gatten zu tragen und zu mildern. Leider fand er in ſeiner Gattin Mary Powel nur das platt Alltägliche. Die oberflächliche vergnügungsluſtige Tochter eines luſtigen Landedelmanns ſehnte ſich bald hinweg aus der ernſten Einförmigkeit des ſtillen Gelehrtenhauſes. Und Milton empfand die traurigſte Nachwirkung politiſcher Kämpfe: die Wirren des Staates ſtörten den Frieden ſeines Hauſes. Die anerzogenen royaliſtiſchen Grundſätze ſeiner Gattin lehnten ſich auf gegen das Puritanerthum des Mannes. Nach Verlauf eines Monats entfloh ſie zu ihrem Vater, und nachdem Milton vergeblich verſucht, ſie zurückzuführen, unterfing er ſich, die Geſetzgebung ſeines Landes von einem Makel zu befreien, deſſen Schwere er an ſich ſelbſt erfahren. Er verfaßte jene vier Schriften über die Eheſcheidung (1643—1645), welche der ſittlichen Bildung ſeiner — und leider auch unſerer — Tage weit vorauseilten. Die ganze Kühnheit dieſes Schritts begreifen wir erſt, wenn wir uns erinnern, wie allgemein dieſes Zeitalter — Milton ſelbſt nicht ausgeſchloſſen — der Unart ergeben war, hinter jeder überraſchenden Meinung unlautere perſönliche Motive des Schriftſtellers zu wittern. Von Alters her war die Freiheit der Ehe ein Lieblingsthema jener ſinnlichen Naturen, welche der laxen Moral ein bequemes Lotterbett bereiten wollen. Der puritaniſche Denker dagegen ward ein Vertheidiger der Eheſcheidung, weil ſeine ſtolze Tugend ſehr ſtreng und vornehm dachte von dem Weſen der Ehe.

Milton war hier in der mißlichen Lage, allgemeine Regeln aufzusuchen für Fälle, welche als Ausnahmen von der natürlichen Ordnung nur eine individuelle Beurtheilung dulden; aber er löste seine Aufgabe mit der Logik eines schlagfertigen Denkers und mit dem Muthe eines guten Gewissens. Er will die Welt, wie von der Last des Aberglaubens in der Kirche, so von den eingebildeten Schrecken der Sünde im Kreise des Hauses befreien. Siegreich zeigt er die Sinnlichkeit des kanonischen Rechts, das nur durch fleischlichen Ehebruch die Ehe gelöst wissen will. Sein protestantisches Gewissen empört sich gegen die leichtfertigen Dispensationen vom Gesetz, welche solche übertriebene Härte nothwendig veranlaßt. So streitet Milton, ihm selber vielleicht unbewußt, für die harmonische Gleichmäßigkeit der Sitte, die wir modernen Menschen verehren, und gegen die Roheit jener alten Tage, die zwischen Zwang und Ausschweifung haltlos taumelten. Mit ergreifenden Worten schildert er das Glück, das ihm selber versagt war, das Glück der Ehe als einer göttlichen, bürgerlichen und leiblichen Gemeinschaft. Freilich, diese leibliche Gemeinschaft ruhig zu würdigen, war den Männern der Reformation nicht gegeben. Auch Milton haftet noch an der lutherischen Meinung, der natürliche Trieb sei sündhaft, wenn nicht Gottes absonderliches Erbarmen seinen Mantel darüber decke. Der Beruf des echten Liebesgottes, ruft der Puritaner, beginnt und endet in der Seele. Ist jene göttliche Gemeinschaft gebrochen, so ist die leibliche werthlos, so sind die Kinder „Kinder des Zorns“. Der Zweck der Ehe ist das Glück der Gatten — und „kein Vertrag kann binden, wenn seine Ausführung dem Zwecke des Vertrages widerspricht.“ Damit ist einer jener radicalen Sätze gesprochen, die mit ihrem schneidenden Klange die träge Welt aus dem Schlafe rütteln und ihr bei den verschiedensten Anlässen immer und immer wieder in die Ohren gellen: hat doch in unseren Tagen der Freistaat Venezuela genau mit denselben Worten seine Unabhängigkeit gerechtfertigt. — So dringt dieser reine Mensch in Allem, was er ergreift, auf das Wesen, auf den sittlichen Kern der Dinge. Nur leider hindert ihn auch hier seine theologische Verbildung, die köstlichsten Früchte seines Denkens zu ernten. Er ahnt, daß diese höchstpersönlichen Fragen durch die Aufstellung gesetzlicher Scheidungsgründe niemals gelöst werden können. Aber statt daraus zu folgern, daß sie billigerweise dem Wahrspruche eines Schwurgerichts unterliegen sollten, verwirft er kurzweg jede Einmischung der Gerichte in eheliche Verhältnisse; ja, er will die Entscheidung über die Trennung der Ehe dem

Gewiſſen des Mannes anvertrauen und ſo unſere milderen Sitten verbeſſern durch die brutalen Rechtsbegriffe der Juden, welche die Menſchenwürde des Weibes nicht faſſen konnten!

Abweichend von der dürren Jurisprudenz der Zeitgenoſſen, aber übereinſtimmend mit den großen Staatslehrern unter den Alten ſah Milton in der Familie die Grundlage des Staats. Um dem häuslichen Leben nach allen Seiten hin gerecht zu werden, ſchrieb er — damals beſchäftigt mit der Erziehung der Kinder einiger Freunde — ſein Buch „über Erziehung“. Vielleicht hat in jenen Tagen nur der Deutſche Samuel Hartlieb dieſe Schrift, welche der engliſche „Schulmeiſter“ ihm widmete, ganz verſtanden; ſo wenig hatte der Miltoniſche Plan eines freien, wahrhaft claſſiſchen Jugendunterrichts mit den theologiſchen Begriffen des Jahrhunderts gemein. — Die häusliche Freiheit ward nicht zur Wahrheit, ſo lange nicht „die Geburt des Gehirns ebenſo frei war, wie die Geburt des Leibes,“ ſo lange der Staat die Preßfreiheit verkümmerte. Die Presbyterianer hatten im langen Parlament die Oberhand gewonnen, aber nach dem Siege bewieſen ſie die gleiche Unduldſamkeit wie die geſtürzten Biſchöflichen, ſie beſchloſſen (1644), daß für den Druck jeder Schrift eine Licenz eingeholt werden müſſe. Da erkannte Milton die Gefahr, daß der große Freiheitskampf ſeiner Nation mit dem Siege einer Partei über die andere kläglich ende. Er richtete an das Parlament die **Areopagitica**, die berühmte ſchwungvolle Rede zum Schutze der Preßfreiheit, unzweifelhaft die ſchönſte ſeiner proſaiſchen Schriften. Hier iſt Milton's großartiger Idealismus an der rechten Stelle, hier redet ſein freudiger, zweifelloſer Dichterglaube an die Allmacht der Wahrheit, die — ein umgekehrter Proteus — nur aller Feſſeln ledig Worte des Heiles kündet. Ein gutes Buch iſt wie eine Phiole voll der reinſten Lebenskraft des ſchaffenden Geiſtes; wer einen Menſchen erſchlägt, tödet ein vernünftiges Weſen, wer ein Buch vernichtet, tödet die Vernunft ſelber, denn allerdings iſt möglich, daß eine Wahrheit, einmal gewaltſam unterdrückt, nie wiederkehre in der Geſchichte. Mit der Vernunft hat uns Gott die Freiheit der Wahl gegeben. Daß *ein* Menſch durch freie Wahl zur Tugend gelange, frommt der Welt mehr, denn daß zehn durch Zwang dazu getrieben werden. — Die Rede vermochte zwar nicht die Herrſchſucht der ſiegreichen Partei zu belehren; doch an einzelnen tieferen Naturen fand der Apoſtel der Preßfreiheit ſchon jetzt willige Hörer. Ein Cenſor legte ſein Amt freiwillig nieder, weil er durch Milton die Verächtlichkeit ſeines Wirkens und den päpſt-

lichen Urſprung der Cenſur kennen gelernt hatte. Erſt ein Jahrhundert ſpäter ging Milton's Saat auf. Seine Rede ward eine Macht in jenen Kämpfen, welche unter Georg III. die Unabhängigkeit der engliſchen Preſſe endgiltig entſchieden, und kurz vor der Berufung der franzöſiſchen Nationalverſammlung überſetzte Mirabeau die Areopagitica für ſeine Landsleute und ſchrieb dazu: nicht ſeine Verfaſſung hat den engliſchen Staat ſo hoch erhoben, ſondern die Durchführung der Miltoniſchen Ideen, die Achtung vor der öffentlichen Meinung.

Als dieſe Händel unter ſteigender Erbitterung der Geiſtlichkeit durchgefochten waren, verbrachte Milton vier Jahre (1645—1649) in ſtiller Muße, ſchrieb an ſeiner Geſchichte Englands in der angelſächſiſchen Epoche und folgte mit Spannung der anſchwellenden Fluth der Ereigniſſe. Das Königthum von Gottes Gnaden wurde von ſeinem Verhängniß ereilt. Ein Ausſpruch Jacob's I. mag die Bedeutung des Kampfes bezeichnen — jenes blasphemiſche Wort aus der Thronrede vom Jahre 1609: „Gott hat Gewalt zu ſchaffen und zu zerſtören, Leben und Tod zu geben. Ihm gehorchen Seele und Leib. Dieſelbe Macht beſitzen die Könige. Sie ſchaffen und vernichten ihre Unterthanen, gebieten über Leben und Tod, richten in allen Sachen, ſelber Niemand verantwortlich denn allein Gott. Sie können mit ihren Unterthanen handeln als mit Schachpuppen, das Volk wie eine Münze erhöhen oder herabſetzen.“ Zwiſchen dieſer frivolen Selbſtvergötterung eines durchaus ungermaniſchen Despotismus und dem gekränkten Rechtsgefühle eines gläubigen Volkes war jede Vermittlung unmöglich. Die Entſcheidung mußte der Partei zufallen, welche allein den Muth hatte, ehrlich mit dem Königthume zu brechen, der Partei der Independenten, die nach dem eigenen Geſtändniß der Royaliſten durch den Glanz ihrer Talente im Lager und im Rath alle anderen Parteien verdunkelte. Milton hatte ehemals Englands Heil geſehen in dem ehrlichen Befolgen der alten Verfaſſung mit ihrem „freien Parlamente unter einem freien, nicht bevormundeten Könige.“ Er hatte dann ſich zu Cromwell's Meinung bekehrt, der von Anfang an die Dinge mit königlichem Blicke beherrſchte und den Nagel auf den Kopf traf, als er erklärte, mit dem falſchen verſteckten Stuart ſei jedes Verhandeln vergeblich. Wie ſollte ihn, der den Zauber einer tiefern Poeſie im Herzen trug, der romantiſche Reiz der ritterlichen Cavalierehre blenden? Eine edle Freundſchaft verband ihn jetzt mit Cromwell. Er erkannte in dem Helden, „der Gottes Schlachten ſchlug,“ der voran ſtand, „als des Meſſias

großes Banner flog," den gebornen Herrſcher, dem die von Gott gewollte Regierung der Beſten zufallen müſſe. Wie verſchieden geartet die Beiden auch waren: der ſchöne, feingebildete Dichter und der plumpe, wetterfeſte, nüchterne Mann des Kriegs und der Geſchäfte begegneten ſich in dem tiefen Ernſte ihres Glaubens, in ihrer Verachtung des Scheines, und Beide ſtanden hoch genug, um keiner Partei ſich gänzlich zu verpfänden. Solche grundverſchiedene Naturen mit gleicher Ueberzeugung ſchließen ſich leicht an einander zu dauernder, werkthätiger Freundſchaft. Milton ward der Anwalt der großen Rebellion, er ward nach Dante der einzige große Dichter, der als politiſcher Schriftſteller ſich einen Kranz errungen hat. An ihm mag man die Nüchternheit des geſunden Menſchenverſtandes verlernen, der ſchon bei dem Worte „Dichter und Politiker" ſelbſtgefällig zu lächeln beginnt. Sicher, Milton war ein Idealiſt von verwegenſter Kühnheit, er konnte an unabweislichen Thatſachen der Wirklichkeit mit einer, in dieſer Nation von Baconianern unerhörten Gleichgiltigkeit vorübergehen. Doch es iſt gefährlich, zu ſpotten über die Weiſſagungen des Genius, denn noch iſt Keiner als ein falſcher Prophet erfunden worden, der an das Edle in der Menſchheit glaubte. Wenn die klugen Leute jener Tage des Dichters lachten, der die Befreiung von Griechenland und Italien träumte, mit welcher Ehrfurcht ſollen wir vor ſolcher Sehergabe ſtehen! Wohl irrte er, wenn er meinte, „der Deutſchen männliche Kraft" werde für den Freiheitskampf der Briten in die Schranken treten, denn unſer Volk lag damals tief danieder in philiſterhafter Verzagtheit und ſah in den Puritanern nur eine unbändige Rotte wilder Mörder, — aber wie nun, wenn Milton heute leſen könnte in den Herzen der edelſten Deutſchen?

Raſch nach einander hatte der Sturm der Revolution die biſchöfliche und die presbyterianiſche Partei darnieder geworfen. König Karl ſtand als Angeklagter vor dem Hauſe der Gemeinen; das Gemeinweſen von England war gegründet. Aus freiem Antrieb begann Milton, noch während der Prozeß des Königs ſchwebte, die Schrift „über die Stellung der Könige und Obrigkeiten" und ließ ſie kurz nach Karl's Hinrichtung erſcheinen. Jetzt, da das Wohl des Staats eine große That gebieteriſch forderte, ſchien es ihm feig und müßig, nach Präcedenzfällen und Gründen des poſitiven Rechts zu fragen. Er gab eine unbedingte Rechtfertigung der furchtbaren That nach Gründen des Naturrechts. Der Erfolg war ungeheuer bei Freund und Feind. Die neue Republik

ernannte ihren feurigen Vertheidiger zum lateiniſchen Staatsſecretär, und im Auftrage des Staatsraths führte er nun den Federkrieg gegen die Cavaliere. Alsbald nach der Hinrichtung des Königs ward offenbar, wie ſchwere Wunden dieſe That der Sache der Freiheit geſchlagen. Der Spruch war gefällt wider das Recht des Landes, in der Perſon des Königs ſchien die Sicherheit jedes Bürgers bedroht. Der königliche Märtyrer, der doch „nur für ſich, nicht für die Wahrheit Zeugniß abgelegt," fand ſentimentale Bewunderer unter denen, welche dem lebenden Tyrannen geflucht, und die Cavaliere ſäumten nicht, dieſe weinerliche Stimmung zu benutzen. Der Biſchof von Exeter verfaßte die berufene Schrift „Eikon Baſilike, das Bildniß ſeiner geheiligten Majeſtät in ſeiner Einſamkeit und Qual." Das Buch, voll gefühlvoller Todesbetrachtungen und frommer Wünſche für England, erſchien anonym und gab ſich für ein nachgelaſſenes Werk des Königs ſelber. Es ward bald in 47 Auflagen im Lande verbreitet, und ihm vornehmlich iſt zu verdanken, daß der meineidige, herzloſe Stuart fortan als ein edler, großmüthiger Herr in dem Herzen der Maſſe lebte. Unverzüglich antwortete Milton mit ſeinem grimmigen Eikonoklaſtes. Dieſer Bilderſtürmer enthüllte unbarmherzig den plumpen Betrug, welcher jenem königlichen Bilde zu Grunde lag. Er ſprach goldene Worte wider die weibiſche Schwäche, welche die großen öffentlichen Sünden eidbrüchiger Fürſten vergißt über den kleinen Tugenden ihrer Häuslichkeit — goldene Worte, welche die harmloſen Bewunderer des muſterhaften Familienlebens deutſcher Kleinkönige noch heute nicht beherzigt haben.

Ein neuer Anwalt des abſoluten Königthums und der biſchöflichen Kirche trat auf. Der bekannte philologiſche Polyhiſtor Claude Saumaiſe, der noch vor Kurzem das Bisthum als eine papiſtiſche Einrichtung verdammt hatte, ſchrieb jetzt „für den Judaslohn von hundert Jacobsthalern" die **defensio regia**. Mit gutem Grunde ſpottete Milton: wenn Karl Stuart ſich den Vertheidiger des Glaubens nannte, ſo mag ſich auch Salmaſius den Vertheidiger des Königs nennen, denn Beiden iſt eigen, daß ſie zerſtören, was ſie vertheidigen wollen. In der That, nicht unglücklicher konnte die Sache des Königthums verfochten werden. Wie leicht war es, die Unverantwortlichkeit des Königs als einen unumſtößlichen Grundſatz des engliſchen Rechts aufzuweiſen! Ja, ſelbſt die abſolutiſtiſchen Gewaltthaten König Karl's boten einem gewandten Sachwalter einen ſehr dankbaren Stoff. Keine Frage, ſie hatten das Land an den Rand des Verderbens geführt, aber dem poſitiven Rechte

widerſprachen ſie keineswegs ſo unzweifelhaft, wie man gemeinhin behauptet. Hatten doch die Tudor's hundert Jahre lang ungeſtraft ein nicht minder abſolutes Regiment, freilich zum Ruhme des Landes und zum Beſten der niederen Stände, geführt. Aber der Streit zwiſchen Volk und Krone von England war längſt ein großer Principienkampf geworden. So ſtützte ſich denn Salmaſius, ſtatt auf die ſchwer zu widerlegenden Gründe des poſitiven Rechts, auf das Naturrecht. Er erweiterte die fluchwürdige Politik der Habsburger, das „novus rex, nova lex“ Ferdinand's II., zu einem Syſteme des Meineids. „Die Kreuzigung Chriſti war eine unſchuldige Kleinigkeit im Vergleich zu Karl's Hinrichtung. Wie der Einzelne ſich freiwillig in ewige Sklaverei verkaufen kann, ſo auch die Völker. Darum bindet den König kein Schwur, kein Geſetz; ſeine Gewalt iſt göttlich, väterlich, ſchrankenlos.“ — So furchtbar war die Verblendung und Erbitterung der Parteien, daß ſelbſt ein ſolches Werk der jungen Republik gefährlich ſcheinen mußte. Milton ſchrieb zur Erwiderung die defensio pro populo Anglicano, das berühmteſte ſeiner proſaiſchen Werke, und brachte damals ſeinem Lande ein Opfer, würdig der großen Thaten römiſcher Bürgertugend, ein Opfer, ſchmerzlicher vielleicht als die Hingabe des Lebens. Längſt ſchon war durch die wiederholte Anſtrengung der Nachtarbeit die Geſundheit ſeiner Augen untergraben. Das eine Auge war bereits trübe geworden, und jetzt gerade erklärten ihm die Aerzte, daß auch das Licht des andern ſich nur erhalten laſſe durch ſorgſame Schonung. Aber Salmaſius hatte die Streiter Gottes ein Volk von Räubern und Mördern genannt: Milton ermaß die ganze Schwere des drohenden Verluſtes, tröſtete ſich an dem Bilde des homeriſchen Achill, wählte gleich ihm ein ſchmerzenreiches Leben voll Ruhmes, ſchrieb die Vertheidigung ſeines Volkes und — erblindete für immer. So offenbart ſich in Milton in idealer Vollendung, was auch den Weltlichſten mit immer neuer Bewunderung zu dieſem finſtern Heiligen hinzieht — die Macht eines Glaubens, der Berge verſetzen mag. Die Feinde frohlockten, ſie erkannten in Milton's Erblindung Gottes ſichtbare Rächerhand und ſchilderten ihn als das

monstrum horrendum informe ingens cui lumen ademptum.

Er aber ſchrieb einem Freunde: „was hält mich aufrecht in ſo ſchwerem Leid? Nur dies Gefühl: ich gab mein Augenlicht als Opfer hin für jenen hehren Streit, von dem die Welt im Nord und Süden

ſpricht.“ Das kleine Buch, geſchmückt mit dem Wappen der neuen Republik — dem rothen Kreuz und der iriſchen Harfe — ging von Hand zu Hand; die defensio wurde das politiſche Erbauungsbuch der Puritaner. Wohl ward das Werk in Paris und Toulouſe von Henkershand verbrannt, aber Salmaſius erlag dem Fluche des Lächerlichen, den Milton's erbarmungsloſe Polemik auf ihn herabgerufen. Um den Anwalt der Freiheit drängten ſich preiſend die Staatsmänner von England und die Geſandten der fremden Mächte. Noch in mehreren kleinen Flugſchriften verfocht Milton die Sache der Republik. Das Kriegsrecht herrſchte in England; ihn beirrte es nicht. In gräuelvollem Kampfe ward Irland unterworfen, alſo daß die iriſche Mutter noch heute mit dem Namen Cromwell ihr weinendes Kind zur Ruhe ſchreckt; dem Dichter aber war kein Zweifel, wider Papiſten und Rebellen müſſe der Streiter Gottes das Schwert Gideon's gebrauchen.

In allen dieſen politiſchen Streitſchriften Milton's offenbart ſich zunächſt, welchen mächtigen Schritt die ſtaatliche Einſicht vorwärts gethan durch die Arbeit der Reformatoren. Der Staat war endlich zu ſeinen Jahren gekommen, er ward gewürdigt nach ſeinem eigenen Rechte und galt nicht mehr, wie in den Tagen des Papſtthums, als ein Reich des Fleiſches, als ein dienendes Anhängſel der Kirche. Hatte Luther einſt, wie er gern von ſich rühmte, als der Erſte gezeigt, was Stand und Würde chriſtlicher Obrigkeit ſei, ſo war der Glaube an die Selbſtändigkeit des Staats nunmehr allen Proteſtanten in Fleiſch und Blut gedrungen. Unmöglich konnte die neue Kirche auf die Dauer ſich beruhigen bei der lutheriſchen Lehre vom leidenden Gehorſam; wer die von Gott eingeſetzten Oberhirten der Kirche nicht mehr anerkannte, mußte ſchließlich auch das Königthum von Gottes Gnaden bekämpfen. Den Calviniſten bleibt das Verdienſt, daß ſie die letzten politiſchen Conſequenzen des Proteſtantismus gezogen. Seit den Gräueln der Bartholomäusnacht ließ ſich die Frage nicht mehr abweiſen, wann das Recht des Widerſtandes gegen tyranniſche Obrigkeiten in Kraft trete. In ſchlagfertigen Schriften verfochten die hugenottiſchen Politiker, die Hotoman, la Boétie, Languet, das Recht des Volkes, den König, den es ſich ſelber geſetzt, im Falle des Mißbrauchs der Gewalt wieder abzuſetzen. Sie alle waren, wie ſchon früher der Schotte Buchanan, beherrſcht von der calviniſtiſchen Vorſtellung, daß der Herr Zebaoth einen Bund, einen covenant, mit ſeinem gläubigen Volke geſchloſſen habe. Aber aus einem Wuſte unklarer theologiſcher Begriffe brach doch bereits jene

Lehre vom Widerſtandsrechte hervor, welche rechtlich und ſittlich unanfechtbar bleiben wird, ſo lange freie Männer leben. Hubert Languet faßte das Gleichgewicht der Pflichten und Rechte, die wahre Grundlage des Rechtsſtaates, in dem claſſiſchen Worte zuſammen: „wir wollen uns vom Könige beherrſchen laſſen, wenn er ſich von dem Geſetze beherrſchen läßt.“

An dieſe Denker knüpft Milton an, und er verhält ſich zu ihnen, wie die Puritaner überhaupt zu den Hugenotten: er iſt kühner, tiefſinniger, aber auch härter, fanatiſcher. Die unbequemen Thatſachen der Geſchichte ſchiebt der Idealiſt mit einigen kühnen Griffen zur Seite: das Veto des Königs iſt unvernünftig und hat daher wohl niemals in England zu Recht beſtanden, das Unterhaus iſt ſicherlich älteren Urſprungs als das Haus der Lords! Oſiris, Saul und David, die Erhebung der Schmalkaldener wider Karl V. werden als Präcedenzfälle für die Hinrichtung Karl Stuart's angeführt. Der Schwerpunkt ſeiner Beweisführung liegt durchaus in dem großartigen Idealismus ſeiner naturrechtlichen Doctrin. Angeboren iſt die Freiheit den Menſchen; kein Volk kann für immer darauf verzichten. Der König leitet ſeine Gewalt vom Volke her und darf ſie nur üben innerhalb der Schranken des Geſetzes. Ein Tyrann iſt nicht mehr König, nur die Larve eines Königs, er verfällt demſelben Strafgeſetze wie jeder andere Bürger, denn das Volk iſt älter, mächtiger als der König. Doch nicht der Pöbel, zu welchem Milton den Adel und die niederen Klaſſen zählt, ſoll herrſchen; von dem Kerne der Nation vielmehr, von dem gebildeten Mittelſtande wird das chriſtliche Gemeinweſen von England geleitet. Damit, offenbar, iſt ohne jede Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Staatsformen die den Staat auf den Kopf ſtellende vieldeutige Lehre der Volksſouveränität verkündet — das Kind einer Epoche, welche Alles zu fürchten hatte von dem Mißbrauche fürſtlicher Gewalt. Sie hat ſeitdem ruhigeren Theorien das Feld räumen müſſen, welche auch erwägen, wie das Königthum zu ſchützen ſei gegen die Uebergriffe des Volkes. Dauern aber für alle Zeiten werden jene ſchlagenden Sätze, womit Milton das göttliche Recht des Königthums widerlegt: „daß ein Staat beſtehe, iſt Gottes Ordnung, die Wahl der Staatsformen aber iſt in der Menſchen Hand gelegt. Es iſt mehr Göttliches in einem Volke, das einen ungerechten König entſetzt, denn in einem Könige, der ein unſchuldiges Volk unterdrückt.“ Eben jetzt war überall in Europa das abſolute Königthum im Aufſteigen; doch allmählich begann in den

Gemüthern die Miltoniſche Lehre Wurzel zu ſchlagen: „es giebt keine Götter mehr von Fleiſch und Blut,“ und Cromwell durfte das ſtolze Wort ſprechen: „der Wahn, das Volk gehöre dem Könige, die Kirche und das Heilige dem Papſte und den Geiſtlichen, wie ihr ſie nennt — beginnt in der Welt ausgepfiffen zu werden.“

Hier wieder indeß verfällt Milton ſeinem tragiſchen Looſe, daß in den Urſachen ſeiner Größe zugleich die letzten Gründe ſeiner Irrthümer enthalten ſind. Dieſelbe Kraft und Innigkeit des religiöſen Glaubens, welche allein ihn und ſeine Genoſſen befähigte, den Despotismus zu Boden zu ſchlagen, ſie ſtürzte ihn auch in die entſetzlichen Lehren des jüdiſchen Rechts der Rache. Milton hat allerdings, wie Cromwell, die ganze ſchreckliche Verkettung der Umſtände gewürdigt, welche für die Sicherung der Freiheit kaum einen andern Ausweg offen ließ als die Hinrichtung des Königs. Aber der Beweggrund, welcher ſeinen Entſchluß wirklich beſtimmte, war erſichtlich ſeine tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit der hebräiſchen Lehre „Aug' um Auge, Zahn um Zahn.“ Dieſer glänzende Geiſt dachte im Grunde der Seele nicht anders als jene gottſeligen Dragoner, welche das Parlament beſtürmten, „den Blutmann Karl Stuart zur Rechenſchaft zu ziehen für das vergoſſene Blut.“ — Die Anhänger des conſtitutionellen Königthums waren vorderhand verſtummt; nur die feilen Verfechter des frivolen Abſolutismus traten dem Dichter entgegen. Was Wunder, daß Milton, ſolchen Feinden gegenüber, in eine ſtreng republikaniſche Richtung hineintrieb? Er verdammt jetzt ſchlechthin die Monarchie. Unter den Menſchen ragt kein Geſchlecht durch ſeine Tugenden ſo unzweifelhaft hervor, wie unter den Pferden die Raſſe von Tutbury; unter Gleichen aber — ſchon Ariſtoteles ſagt es — darf Keiner herrſchen. Daß gerade die ſchreiende Ungleichheit unſerer Bürger, die Macht unſerer ſocialen Gegenſätze die Monarchie nothwendig hervorruft — die Bedeutung dieſer verwickelten wirthſchaftlichen Thatſache vermag der ſtarre moraliſche Rigorismus des Puritaners nicht zu begreifen. Er erklärt jede Staatsverfaſſung kurzerhand aus dem Volkscharakter; lebt ein Volk in einem unfreien Staate, ſo fehlt ihm eben jener edle Muth, welcher die Freiheit mit der Armuth dem behaglichen Luxus der Knechtſchaft vorzieht.

Um dieſer tief-ſittlichen Auffaſſung des Staates willen ſtehen Milton und alle die proteſtantiſchen Vertheidiger der Volksſouveränität, welche die britiſchen Diſſidenten gern als die „liberty authors“ anführen, hoch über den Jeſuiten, den Suarez und Mariana, welche dem

Wortlaute nach eine sehr ähnliche Lehre verfochten, aber ohne Glauben an die sittliche Würde, an das selbständige Recht des Staats, lediglich zum Zwecke der Herrschaft der Kirche über den Staat. Selbst jene milden Freidenker, welche später, gehoben durch den glücklichen Erfolg der zweiten Revolution, für Englands Volksrechte stritten, selbst Locke und seine Schüler haben zwar die Probleme der Staatslehre mit dem Lichte einer unvergleichlich reicheren Erfahrung erhellt; aber wie weit bleibt ihr mattherziger Versuch, das Gefühl an die Stelle der Tugend zu setzen, zurück hinter Milton's mannhafter sittlicher Strenge! Wieder und wieder mahnt der blinde Seher seine Landsleute, daß es in ihrer Hand liege, die ungeheure Umwälzung sittlich zu rechtfertigen. „Wenn ihr jetzt nicht alles von euch abweist, was klein und niedrig, wenn ihr jetzt nicht all euer Denken und Thun auf das Große und Erhabene richtet, dann ist jedes Schmähwort des Salmasius bewährt!" Die Tyrannei trachtet, die Bürger möglichst schafmäßig im Geist und Willen zu machen; ein freies Volk aber soll den Tyrannen im eigenen Busen niederkämpfen und den Staat also gestalten, daß er Einem großen Christenmenschen gleiche.

Es läßt sich nicht verkennen: Milton's schwungvoller Idealismus, weil er so hoch denkt von dem Wesen des Staats, vermag nicht die Aufgabe des Staats in festen Grenzen zu halten, er vermengt Recht und Sittlichkeit, er führt in die moderne Politik antike Begriffe ein, welche die sociale Freiheitsliebe der Neueren niemals ertragen wird. Jeder scharfe Kopf mußte fragen, wie denn der Staat eine so ausgedehnte erziehende Gewalt üben könne, wenn es wirklich — wie Milton meint — nur eine religiöse Sittlichkeit giebt, die Religion aber dem Staate nicht unterworfen ist. Sehr erklärlich also, daß der geistreichste Gegner der Puritaner, Thomas Hobbes, mit der souveräuen Verachtung eines mathematischen Kopfes auf die Widersprüche der Miltonischen Lehre herabschaute. Zu dem Streite des Salmasius mit Milton meinte er in seiner grimmigen Weise, er wisse nicht, bei welchem von Beiden die schönere Sprache und die schlechteren Gründe zu finden seien. Wie viel folgerichtiger wußte Hobbes seine Staatslehre auszuführen, indem er dem Alles verschlingenden Leviathan, dem Staate, die ausschließliche höchste Entscheidung über alle menschlichen Dinge zuwies: „gut und böse, heilig und teuflisch ist was die Staatsgewalt dafür erklärt." Der Verfechter der schrankenlosen Staatsallmacht dachte ebenso niedrig, materialistisch von der menschlichen Natur, wie Milton vornehm,

idealiſtiſch; die Beiden redeten zwei Sprachen. Jede Verſtändigung zwiſchen den zwei größten politiſchen Denkern, welche England damals beſaß, war unmöglich. Das mochten ſie ſelber empfinden, ſie haben beide weislich vermieden, ſich mit einander zu meſſen.

Am letzten Ende liegt die welthiſtoriſche Bedeutung Milton's darin, daß er kühner, eindringlicher, denn irgend Einer zuvor, die Freiheit als ein angeborenes Recht der Völker verkündete, während die Völker noch immer nach mittelalterlicher Weiſe hergebrachte Freiheiten als einen privatrechtlichen Beſitz vertheidigten. Inſofern war der Dichter wirklich einer der Pioniere einer neuen Zeit, deren Morgengrauen wir heute erſt ſchauen, und es iſt erklärlich, daß noch in den Tagen der heiligen Allianz ein Ueberſetzer der **defensio** in der Schweiz hart beſtraft ward. Er ſelber kannte die Größe ſeines Wirkens. „Mir ward auferlegt, ruft er, eine edlere Pflanze als jene, die Triptolemus von Land zu Lande trug, von meiner Heimath aus unter den Völkern zu verbreiten, eine freie und bürgerliche Menſchenſitte in den Städten, den Reichen, den Nationen auszuſäen.“

Mit ſchöner Schwärmerei ſchaute Milton auf den Helden, welchem er nun diente. Seit Cromwell das Ruder der Republik ergriffen, ſah die Welt endlich wieder eine wahrhafte Politik der Ideen. Nach Innen freilich konnte das kühne Gebäude der Republik nur durch eine eiſerne militäriſche Zucht vorläufig und nothdürftig geſtützt werden. Man bewegte ſich in der unfruchtbaren, rein negativen Staatskunſt eines Gemeinweſens „ohne König und Oberhaus“. Denn gar zu gewaltſam war der Zuſammenhang einer uralten Verfaſſung zerſchnitten, gar zu ſehr entfremdet waren die Herzen der Stände, welche die Selbſtregierung der Grafſchaften vorzugsweiſe tragen, und gar zu ſchmerzlich vermißten die geängſteten Gemüther der Menſchen in der ſtrengen Ordnung des Freiſtaates jene belebende Kraft, deren auch der Staat nimmer entbehren kann — die Freude, den harmlos-fröhlichen Genuß der Stunde. Um ſo großartiger und freier entfaltete ſich des Protectors Politik nach Außen: der Proteſtantismus hatte wieder einen gewaltigen Schirmherrn gefunden. Die Staatsſchriften, welche Milton im Dienſte dieſer erhabenen Staatskunſt ſchrieb (ein Theil der unter dem Namen **Epistolae Pseudosenatus Anglicani** bekannten Sammlung), feſſeln nicht blos durch ihr claſſiſches Latein, ſie reden auch eine Sprache voll Kraft und Wahrheit, welche wie voller mächtiger Glockenklang das dürftige Gezwitſcher des „möchte“ und „dürfte“ gemeiner diplomatiſcher

Redeweiſe übertönt. Cromwell's Hoffnung war, „den geſammten proteſtantiſchen Namen in brüderlicher Eintracht zuſammenzuknüpfen“ und dieſe geſammelte Macht dem Hauſe Habsburg entgegenzuſtellen. Unermüdlich mahnte Milton den großen Kurfürſten von Brandenburg zum Frieden mit Schweden, die Lutheraner und Calviniſten Deutſchlands zum Beilegen des Bruderſtreits. Alle proteſtantiſchen Höfe rief er in die Schranken zum Schutze der verfolgten Waldenſer; ihm ſchwoll das Herz von Grimm — ein ſchönes Sonett bezeugt es — wenn er dieſe ehrwürdige Heimath der Ketzerei mißhandelt ſah, „dies Volk, das ſchon den wahren Gott bekannte, als unſre Väter noch vor Klötzen knieten.“ So glänzend hatte der Inſelſtaat ſeit Langem nicht dageſtanden, als jetzt, da Cromwell durch gebieteriſche Drohungen den Papſt zur Herausgabe engliſcher Schiffe zwang und von dem Könige von Spanien ſeine „beiden Augen“ — Abſchaffung der Inquiſition und freien Handel in Weſtindien — forderte. Freilich, dieſe proteſtantiſche Tendenzpolitik erſchien zu ſpät. Schon begannen andere, rein politiſche, Gegenſätze die Welt zu erſchüttern, ſchon hatte die Freiheit Europa's mehr zu fürchten von dem begehrlichen Frankreich als von dem tief gedemüthigten Spanien, und der große Kurfürſt wußte wohl, warum er in dem proteſtantiſchen Schweden ſeinen Todfeind ſehen mußte. Reiche, angeregte Stunden verlebte Milton an dem Hofe des letzten Helden des Proteſtantismus im Verkehre mit Waller, Georg Wither und Selden; dann und wann erſchien Cromwell mit der Lady Protectreß in Milton's Hauſe und lauſchte dem Orgelſpiele des Dichters. Und doch lebte man in ſchwülen Tagen. Nie hatte das engliſche Volk die Herrſchaft eines ruchloſen Königs ſo unruhig getragen wie das Regiment ſeines größten Beherrſchers. Die Aufſtände wollten ſich nicht legen, das Pamphlet Killing no murder verlangte die Ermordung des Protectors. Und bald iſt Milton ſelbſt, wie es ſcheint, irr geworden an ſeinem Helden. Von jenen wüſten Träumern freilich, welche das Nahen des tauſendjährigen Reiches erwarteten, ſchied den eleganten Gelehrten ſchon ſein guter Geſchmack. Aber der die Wiedergeburt der antiken Freiſtaaten gehofft hatte, vermochte ſich nicht zu befreunden mit der Fortdauer der Dictatur. Er begann den Staatsmann nicht mehr zu verſtehen, welcher den Muth hatte, das Nothwendige zu wollen, und das Königthum, das unentbehrliche, neu zu gründen trachtete.

Seinem republikaniſchen Staatsamte iſt der Dichter bis nach Cromwell's Tode treu geblieben; und auch in den politiſchen Federkrieg

trat er wieder ein, als die Zügel des Regiments, den ſchwachen Händen Richard Cromwell's entgleitend, ſchlaff am Boden hingen, als der Freiſtaat verlaſſen ward von dem Glauben des Volkes, und immer lauter und zuverſichtlicher der Ruf der Cavaliere erklang: **the king shall rejoice his own again.** Da erfüllte ſich Milton's Prophetenwort: die Briten waren „unverſehrt durch das Feuer gegangen, um dann an dem Qualm zu ſterben." Keine Spur der harten Tugenden, die das gefährdete Gemeinweſen heiſchte: überall die verzweifelte Müdigkeit, die der Anſpannung ungeheurer Thaten zu folgen pflegt. In offenen Briefen und in der Schrift „der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinweſen herzuſtellen" ſtritt Milton als der Letzte für die „gute alte Sache". Nach der Weiſe ſolcher hellſehenden Naturen im Einzelnen irrend, aber im Großen und Ganzen untrüglich, meinte er einen glatten Heuchler wie Monk durch den Hinweis auf die ſittliche Reinheit der Republik zu rühren, und zugleich ſprach er die tiefſinnigen Worte, daß ein zurückkehrendes Königthum die ſchlimmſte der Gewaltherrſchaften ſei, daß Englands Volk noch einmal für ſein Recht werde bluten müſſen. Eben jetzt, da die kleinen Menſchen an dem Gemeinweſen verzweifelten, erhob ſich ſein Idealismus zum verwegenſten Fluge. War nicht mit Cromwell's Tode die Gefahr der Tyrannis verſchwunden und die Möglichkeit gegeben, den Staat nach den höchſten Anforderungen proteſtantiſcher Freiheit umzugeſtalten, eine feſte Burg des Proteſtantismus, ein weſtliches Rom zu gründen? **Et nos consilium dedimus Sullae, demus populo nunc,** ſchrieb Milton und entrollte den Plan ſeines Staatsideals. Alle Standesunterſchiede ſollen ſchwinden, vornehmlich muß die Anhäufung des Grundbeſitzes in wenigen Händen, welche die normanniſche Eroberung verſchuldet, durch eine Ackervertheilung vernichtet und alſo der Schwerpunkt des Staats, der Mittelſtand, geſtärkt werden. Unbedingte Freiheit des Glaubens, des Wiſſens, des Verkehrs. Aber mit nichten wollte Milton, der auf die Maſſe mit dem vornehmen Stolze aller feineren Geiſter herabſchaute, daß dieſe demokratiſirte Geſellſchaft auch demokratiſch regiert werde. Auch er bewunderte jene ſeegewaltige Republik des Proteſtantismus, welche Cromwell durch einen ewigen Bund mit England zu vereinigen dachte. Ein lebenslänglicher Senat, ähnlich den Generalſtaaten im Haag, ſollte den verjüngten Freiſtaat regieren, Großbritannien ſollte ſich umgeſtalten zu einem Bunde freier Provinzen und Gemeinden nach dem Muſter der Vereinigten Niederlande, nur mit einer ungleich ſtärkeren Central-

gewalt. Noch niemals waren die demokratiſchen Ideen des Calvinismus ſo kühnlich durchgeführt worden. Doch dies königliche England war nicht geſonnen, den Träumen ſeines Dichters zu lauſchen. Erſt hundert Jahre ſpäter, unter den Männern, die ihren puritaniſchen Glauben über das Weltmeer gerettet, trat das Staatsideal des Independenten ins Leben; aber auch die Union von Nordamerika hat jenen Adel der Geiſtesbildung nicht entfaltet, welchen der Dichter von der vollendeten Demokratie erwartete.

Das waren die letzten Worte der ſterbenden Freiheit. Milton ſelber verglich ſich dem Propheten, der von den tauben Menſchen ſich abkehrend die ſchweigende Welt anruft: „O Erde, Erde, Erde!“ Höher und höher ſchwoll „die Sündfluth dieſes epidemiſchen Wahnſinns“, man hatte die traurigſte der Künſte gelernt, die ein Volk niemals lernen ſoll, die Kunſt, das Unwürdige zu vergeſſen. Ohne jede Bedingung ward der Staat einem Stuart ausgeliefert, „auf den Knieen ihrer Herzen“ begrüßten die Gemeinen von England den legitimen König. Die „Rückkehr nach Aegyptenland“ war vollbracht. Das Volk, entledigt des puritaniſchen Zwanges, tanzte jubelnd um das goldene Kalb, und in den Rathſälen der Cromwell und Bradſhaw tummelte ſich die Gemeinheit eines verwilderten Hofes. Als jetzt das Gericht der Rache verhängt ward über die großen Rebellen, als man die Leiche des Protectors aus dem Grabe riß, da ward auch Milton von den Verfolgern ereilt. Am 16. Juni 1660 verbrannte der Henker die defensio, und nur der Verwendung einflußreicher Freunde gelang es, den bereits verhafteten Dichter zu befreien. Aber wenn man meinte, der verſtockte Rundkopf werde ſich freuen, ſo billigen Kaufes zu entkommen, ſo kannte man wenig den unbeugſamen Rechtsſinn des Mannes: nicht eher ſchied er aus dem Gefängniß des Hauſes der Gemeinen, als bis er eine Klage eingereicht gegen den serjeant at armes, welcher ihm zu hohe Gebühren angerechnet.

Und nun ſtand der Letzte der Puritaner allein, das England Karl's II. hatte keinen Platz für einen Milton. Alles, was ihm heilig, war ein Spott der Buben geworden, und jene wunderbare Fügung, welche unter die Herrſchaft des verächtlichſten Königs den Beginn des geſicherten conſtitutionellen Regiments in England verlegte — er ſollte ſie nicht mehr erkennen. Den ganzen Schmerz eines Patrioten, der an der Würde ſeines Volkes verzweifelt, legte er nieder in den troſtloſen Worten eines Briefes an einen Freund: „Meine kindliche Liebe zum

Vaterlande hat mich endlich ohne ein Vaterland gelaſſen.“ War es möglich, daß ein römiſcher Bürger das Verderben ſeines Landes über den Freuden ſeines Hauſes vergeſſen konnte, ſo ſollte Milton auch dieſer Troſt verſagt bleiben. Häusliches Unglück, das Loos der meiſten großen Dichter Englands, war auch das ſeine. Seine ungetreue Gattin hatte nach mehrjähriger Abweſenheit endlich zu Milton's Füßen ſich niedergeworfen und die Verzeihung des Sanftmüthigen erfleht. Dann waren die Beiden bis zu Mary's Tode neben einander hingegangen, ohne daß ihre Seelen ſich fanden. Darauf, in den Tagen ſeines politiſchen Wirkens, ward ihm das Glück, in Catharina Woodcock ein Weib nach ſeinem Herzen zu finden — doch nur für ein kurzes Jahr. Wie oft iſt dann die liebliche Geſtalt der Todten mit ihrem gütigen Lächeln durch ſeine Träume geſchritten, bis ein trauriges Erwachen ihn zurückführte in die kalte Nüchternheit ſeiner Vereinſamung: „ich wache — und der Tag bringt meine Nacht zurück.“ Endlich ließ ſich der fünfzigjährige, hilfsbedürftige Blinde durch das Zureden ſeiner Freunde zu einer dritten Heirath bewegen. Den der gewaltige Wechſel der Völkergeſchicke zu Boden geſchmettert, er ſollte jetzt noch durch die Nadelſtiche alltäglicher kleinlicher Leiden gepeinigt werden. Die rohe, derbe Haushälterin Eliſabeth Minſhull blieb ſeinem Herzen ebenſo fremd, wie die unholde Kälte ſeiner älteren Töchter. Und wie ſehr mußte er den etwas willigeren Gehorſam ſeiner jüngſten Tochter Deborah ausbeuten, wenn er ſie die unverſtandenen griechiſchen Werke vorleſen ließ oder ihr buchſtabenweiſe ſeine lateiniſchen Briefe dictirte. Sein Vermögen war in den Wirren des Bürgerkrieges verloren, ſein Haus von dem großen Londoner Brande vernichtet worden. Nur einige armſelige Geſellen, wie der Quäker Elwood, wagten noch den gemiedenen Puritaner aufzuſuchen, wenn er Abends im ärmlichen Zimmer ſeine Thonpfeife rauchte. Am ſchwerſten aber laſtete auf ſeiner thatenluſtigen Natur das Gefühl ſeines Leibesgebrechens. Wenn die verzärtelte Prüderie der Gegenwart dem Dichter gern das Reden über höchſt-perſönliche Leiden unterſagen möchte, ſo empfand Milton bei allem Stolze viel zu einfach und ſicher, um ſich die natürlichſte der Klagen zu verbieten. Sein Sonett „on his blindness“ gehört zu den ſchönſten Klageliedern aller Zeiten: auf die vorwurfsvolle Frage, warum ſein Pfund ſo frühe ſich vergrabe, findet der fromme Poet die tröſtliche Antwort, daß der Herr in ſeinem königlichen Haushalt tauſend bereite Diener habe,

und die nur ſtehn und harren, dienen auch.

Freilich, wie verstand sein feuriger Geist dies „stehn und harren!“ Ein Theil seiner selbst geworden war das freudigste aller Bibelworte: „daß denen, die an Gott glauben, alle Dinge zum Besten gereichen.“ Auch er, wie alle edleren Naturen, ward durch das Körperleid geadelt, gehoben. Eine Zeit der Schande war gekommen, da jedes ernste, fromme Wort den Schriftsteller in den Verdacht rebellischer Gesinnung brachte. Abermals, und frecher noch als unter Karl I., ward die Unzucht der Bühne vom Hofe begünstigt. Weder Dryden's zierliche Reime, noch jene unfläthigen Späße, womit Butler in seinem Hudibras die geschlagenen Puritaner bewarf, konnten den Kopf eines Milton beschäftigen. Aus dieser Welt der Flachheit und Gemeinheit flüchtete er unter die unvergänglichen Schätze, die er seit Langem im Geiste trug. In den stillen Stunden einsamer Sammlung fühlte er die Kräfte seiner Seele wachsen; laut und lebendig in ihm wurden der Geist der Bibel und die Nachklänge jener großen Dichterwerke, welche die Liebe seiner Jugend gewesen. Während sein leibliches Auge geschlossen war, schwebten vor seiner Seele die reinen Gestalten einer höheren Welt und mahnten ihn, sie festzuhalten. So wurden ihm die Tage körperlicher Leiden, häuslichen Kummers und staatlichen Elends verklärt von einem Glücke, das seinen sonnigsten Jugendtagen so schön nicht gelächelt hatte. Allnächtlich — er selber erzählt es — erschien vor seinem Lager seine Muse, der Geist Gottes, und hauchte ihm himmlische Melodien zu. Der alternde Milton schuf das Verlorene Paradies, und mit gerechtem Stolze durfte er sich selbst der Nachtigall vergleichen, die im Dunkel am herrlichsten singt.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte das Feuer unter der Asche geschlafen, das jetzt in hellen geläuterten Flammen hervorbrach. Nur selten hatte er die harte politische Arbeit unterbrochen und eines jener Sonette hingeworfen, welche darum so tief und unvergeßlich wirken, weil in ihnen der lange verhaltene Strom poetischer Empfindung mit erstaunlicher Kraft hervorbricht. Eine alte Schuld war einzulösen, denn wiederholt war in seinen prosaischen Schriften verkündet, daß er sich mit dem Plane eines großen Epos trage. Wenn andere, ausschließlicher als er für das Schöne geschaffene, Künstler sich weislich hüteten, den Zauber vorlaut zu stören, der über einem werdenden Gedichte wacht, so hatte Milton solche Vorsicht nicht nöthig. Die Aufgabe des Dichters war ihm nicht wesentlich verschieden von dem Berufe des Predigers: „er soll die Tugend und öffentliche Gesittung in den

Maſſen pflegen, die Unruhe des Herzens ſtillen und die Leidenſchaften in harmoniſchen Einklang bringen.“ Um einen Gentleman in Tugend und Edelmuth zu erziehen, verſichert Milton, iſt unſer weiſer und ernſter Dichter Spenſer ein beſſerer Lehrer als Scotus oder Thomas von Aquino. — Man darf in dieſer Meinung nicht blos die moraliſirende Befangenheit des Puritaners ſehen. Wenigſtens Eine Eigenthümlichkeit der Kunſt iſt damit auf's klarſte erkannt: die wunderbare Thatſache, daß die Kunſt, indem ſie ein Aeußerliches darſtellt, dennoch den Menſchen ſammelt und auf ſich ſelber zurückführt, während das Aeußerliche der Wirklichkeit uns zerſtreut. In dieſen Ausſprüchen Milton's über den Beruf des Dichters beſitzen wir einen Schlüſſel, der uns das Verſtändniß des Paradise lost beſſer erſchließen wird, als der jedes theologiſche Gedicht verwerfende Chriſtenhaß der Encyclopädiſten, oder die bornirte Salbung jener engliſchen Kritiker, welche, um das „chriſtliche“ Gedicht recht hoch zu erheben, allen anderen Dichtern nur eine uninspired inspiration zuerkennen. — Wie unendlich viel hatte doch das engliſche Leben an Farbenpracht, an Lebensluſt und kerngeſunder Freude in dem halben Jahrhundert zwiſchen Shakeſpeare's und Milton's Tagen verloren! Nie bewährte ſich unbarmherziger und ſchneidender das traurigſte und tiefſinnigſte der hiſtoriſchen Geſetze, wonach jeder Fortſchritt der Völker zugleich nothwendig einen Verluſt enthält. Der proteſtantiſche Glaube war ein Gemeingut des Volkes geworden; aber ſo gänzlich war in dem beſſeren Theile der Nation die alte glückliche Luſt am künſtleriſchen Spiel erſtorben, daß ein Genius wie Milton in die embryoniſche Form der Allegorie zurückfallen konnte, wenige Jahre, nachdem ſein Volk das vollendete Kunſtwerk des Dramas geſchaffen! Und ſo gänzlich hatte froſtige Gelehrſamkeit unter den Puritanern die heitere Natürlichkeit der Sitten bewältigt, daß Milton noch für nöthig hält, das Dichten in engliſcher ſtatt in lateiniſcher Sprache ausdrücklich zu entſchuldigen! Verſchwunden war das merry old England der jungfräulichen Königin, vollzogen jene harte Ernüchterung des Volkscharakters, welche noch heute Englands Epos und Drama in dem engen Kreiſe des Sittenbildes feſtgebannt hält. Wie ſpäter Byron — der einzige engliſche Dichter, der nach Milton den Muth fand, den Kothurn zu führen — zu ſolcher Kühnheit nur durch das Beiſpiel der deutſchen Muſe begeiſtert worden iſt, ſo ward Milton nur auf den Flügeln der Religion, der bibliſchen Dichtung über die proſaiſche Kälte ſeiner Zeitgenoſſen emporgehoben.

Es konnte nicht fehlen, eine Richtung, ſo überſchwänglich reich an geiſtigen Kräften, wie der Proteſtantismus, mußte auch nach künſtleriſcher Verklärung ihrer Ideen ſtreben. Bereits hatte Shakeſpeare in Geſtalten von unerreichter Großheit jene ſittliche Weltanſchauung des Proteſtantismus verkörpert, welche den Schwerpunkt der Welt in das Gewiſſen verlegt, die Idee der Pflicht über alle andern ſtellt. Doch ſolche echte dramatiſche Kunſt, von Grund aus ſittlich und dennoch ſinnlich ſchön, konnte dem confeſſionellen Eifer einer religiös hochaufgeregten Epoche nimmermehr genugthun. Die junge Kirche bedurfte einer religiöſen Dichtung, welche der Stimmung der gläubigen Gemüther hinreißenden Ausdruck gab, die Glaubenswahrheiten des gereinigten Chriſtenthums verherrlichte. Wunderbar glücklich entſprach dieſem Drange das deutſche Kirchenlied — das Herrlichſte, was die ſpecifiſch-religiöſe Poeſie der Evangeliſchen aufzuweiſen hat, denn nur die Lyrik vermochte dem ſpiritualiſtiſchen, durchaus unſinnlichen Weſen des Proteſtantismus gerecht zu werden. Aber nicht umſonſt lebte man in einer gelehrten Epoche. Hatten die Heiden des Alterthums ihre falſchen Götter in Epen und Dramen verherrlicht, ſo ſollte auch die religiöſe Poeſie der Proteſtanten dieſen höheren Flug wagen. Der edle Hugenott Salluſte du Bartas war der Erſte, der dies widerſpruchsvolle Unternehmen verſuchte. Sein Epos **la semaine de création** beſang die altteſtamentariſche Schöpfungsgeſchichte — ein Werk voll hohen ſittlichen Ernſtes, an einzelnen Stellen ſchwungvoll, doch im Ganzen proſaiſch, lehrhaft, ein dem modernen Leſer unerquickliches Gemiſch von chriſtlicher Moral und claſſiſcher Mythologie, worin der Herr Zebaoth friedlich neben Venus und dem paphiſchen Bogenſchützen prangt. Das Gedicht fiel zündend zur rechten Stunde mitten hinein in die Erregung der Hugenottenkriege. Mit überſchwänglicher Bewunderung dankten die Streiter Gottes ihrem Sänger. Er war der „Fürſt der franzöſiſchen Dichter", ſie verhießen ihm **au lieu d'un mort laurier l'immortelle couronne** und bezeichneten alſo mit unbewußter Ironie die Zwitternatur ſeiner Dichtung. Dem gefeierten Vorgänger folgten glaubenseifrige Dichter in allen Ländern des Calvinismus — alle überragend Hugo Grotius mit ſeinem **Christus patiens** und andern lateiniſchen Tragödien aus der heiligen Geſchichte.

Auch Milton lebte des Glaubens, daß ein bibliſcher Stoff „ein heroiſcherer Gegenſtand ſei als der Zorn des Achilles." Alle Pläne weltlicher Dichtung, die er vor Zeiten gehegt, ſtieß er von ſich. Dem

Höchſten ſollte jetzt ſein Dichten gelten. Um Beiſtand und Erleuchtung rief er an „den Geiſt des Herrn, der mit geſpreizten Schwingen gleich einer Taube ob dem Chaos ſchwebte — den Geiſt, dem ein aufrechtes, reines Herz willkomm'ner iſt als ſtolzer Tempelbau.“ Und nicht durch einen Zufall lenkte ſich der Sinn des harten Puritaners auf eine Erzählung aus dem alten Bunde. Aus dem milderen neuen Teſtamente hat nur Eine Schrift ſeinen Dichtergeiſt mächtig erregt — die Offenbarung Johannis; ſie feſſelte ihn durch ihren phantaſtiſchen Schwung und durch ihren ſtarren judenchriſtlichen Fanatismus. Von allen Mythen des Alten Teſtaments wählte er den ſchrecklichſten: wie durch den Fall der erſten Menſchen der Tod in die Welt kam — und nur kurz verkündet in den letzten Geſängen der Engel des Herrn die Botſchaft der Verſöhnung, daß „ein größerer Menſch“ erſcheinen und das verlorene Paradies wiederfinden werde. — Wenn die theologiſche Einſeitigkeit der Briten, ſogar eines Hallam, in dieſem Stoffe, welcher jeden Nichtgläubigen kalt läßt, das menſchlichſte Thema aller Dichtung finden will, ſo können wir nicht entſchieden genug betonen, daß das **Paradise lost** ein ſymboliſches Werk iſt. Milton ſchafft nicht Bilder, in denen eine Idee ungeſucht ihren vollkommenen Ausdruck findet, ſondern ſeinen Bildern hat der religiöſe Glaube eine ihnen urſprünglich fremde Idee untergeſchoben.

Er war zu ſehr Dichter, um gleich ſeinem trockenen Freunde Harrington einen puritaniſchen Staatsroman zu ſchreiben, aber er war zu ſehr Theolog, um ein reines Epos zu ſchaffen. Sein Zweck iſt didaktiſch, er will

> die Wege Gottes dieſer Welt erklären
> und Zeugniß geben von der ew'gen Vorſicht.

Während die naiven Epiker der Alten den Helden zuerſt nennen, dem ihre Geſänge gelten, bekennt der Dichter des Verlorenen Paradieſes gleich in der Anfangszeile den abſtracten Inhalt ſeines Gedichtes: **of man's first disobedience etc.** Der harte Sohn eines Jahrhunderts der Kriege, will Milton ſeine Leſer aus dem dumpfen Genußleben des Alltagslebens emporreißen zu der grandioſen Vorſtellung, daß die Geſchichte der Welt anhebt mit dem Kampfe Gottes wider den Böſen. In der katholiſchen Zeit hatte der Volksglaube ſeine derben Poſſen getrieben mit dem dummen, dem geprellten Teufel. Seit Luther erſchien der böſe Feind als eine beängſtigende, ſchreckhafte Macht. Milton war der erſte Dichter, der dieſem finſteren Teufelsglauben der Proteſtanten

einen erhabenen Ausdruck gab. Vor ſeiner Seele ſchwebten die Bilder der Apokalypſe von dem Kampfe der Seraphim mit den gefallenen Engeln: „Michael und ſeine Engel ſtritt und der Drache ſtritt und ſeine Engel.“ Er macht Ernſt mit den Ideen der Zend-Religion, welche das Judenthum in ſich aufgenommen. Ihm iſt der Teufel der Ahriman, der Fürſt der Finſterniß. Die Fülle des Wiſſens und des Könnens leiht er ſeinem Satan, alſo daß der jüngere Pitt an der prachtvollen Rhetorik dieſes Höllenfürſten ſein Rednertalent ſchulen konnte. Herrliche Worte des Titanentrotzes, unbeugſamer Willenskraft läßt der Sänger ſeinen Teufel ſprechen, und es iſt bekannt, wie oft beſiegte Helden im Unglück ſich an dem unbezähmbaren Muthe des Miltoniſchen Satan erhoben und getröſtet haben; dem frommen Dichter aber erſchien der Heldenmuth, der nicht dem Himmel dient, als das ſchlechthin Böſe. Er kann ſich kaum genugthun in der Schilderung der finſteren Herrlichkeit der Hölle. Thrones, Dominations, Princedoms, Virtues, Pow'rs redet Satan die Fürſten des Pandämoniums, die Millionen der Dämonen mit den flammenden Schwertern an. Wohl wird der König der Finſterniß zu Schanden vor dem Herrn der himmliſchen Heerſchaaren, und der Fluch, welcher auf Adams Samen haftet, wird hinweggenommen durch den Gottesſohn, der das Nahen des himmliſchen Reiches verkündet. Aber noch wird die Jahrtauſende hindurch die Sünde eine Macht ſein unter den Menſchen, klein die Zahl der Treuen, die inmitten des Abfalls und der Bosheit zu dem Herrn halten und hienieden ſchon die Seligkeit des göttlichen Friedens genießen. Und nun zieht der Dichter mit dem ungeheueren Stolze ſelbſtgewiſſer Tugend die geſammte Menſchengeſchichte vor ſeinen Richterſtuhl und ſcheidet die Böcke von den Schafen, ſpendet durch den Mund ſeines Engels Segen und Fluch. Erbarmungslos geht er ins Gericht mit ſeinen Zeitgenoſſen. Die ſpitzfindigen Dogmatiker der Hochkirche, die gewandten, gottloſen Künſtler des Königsſchloſſes von Whitehall — ſie ſitzen zu den Füßen Satans in Milton's Hölle. Die Frechheit der entfeſſelten Begierde, die am Hofe Karl's II. ihre Orgien feierte, geht gräßlich zu Grunde in der Sündfluth, die der zornige Herr über die entartete Welt ergießt. Wahrlich, mild iſt ſie nicht, die Muſe des Puritaners.

Nach alledem wird deutſchen Leſern einleuchten, daß das Verlorene Paradies ein echtes Epos nicht iſt. In der That, das ſiebzehnte Jahrhundert, in welchem gewaltige Gegenſätze des ſtaatlichen und des kirchlichen Lebens in bewußtem Kampfe auf einander prallten, war himmel-

weit entfernt von jener Einfachheit und naiven Unmittelbarkeit der Empfindung, welcher die epiſche Dichtung entſtrömt. Nur mit Wehmuth können wir das Loos des zu ſpät geborenen großen Dichters betrachten. Nicht einmal von dem Beifalle ſeiner Glaubensgenoſſen ward er getragen. Wenn die Helden der Hugenottenkriege den Sänger der „Woche der Schöpfung“ auf den Schild hoben, ſo ſtritt Milton für eine leidende Sache. Er ſtand

in argen Tagen, unter böſen Zungen,
blind, einſam, von Gefahren rings umdroht,
doch nicht allein.

Noch in einem tieferen Sinne iſt das Verlorene Paradies ein zu ſpät geſchaffenes Werk, ein Anachronismus. Der proteſtantiſche Glaube kann und darf keine Mythen bilden, und auch Milton iſt an dieſem Verſuche geſcheitert. Wenn die unvollkommenen Götter des Homer, die in Milton den gleichen proſaiſchen Unwillen hervorriefen wie in Platon, unſere volle menſchliche Theilnahme herausfordern, ſo ſind die reinen religiöſen Begriffe des Chriſtenthums poetiſch ganz werthlos. Denn was wir blöden Sterblichen ſo gern als den Fluch unſeres Geſchlechts beklagen, die Schwäche, die Beſchränktheit unſerer Kräfte — das iſt in Wahrheit der Kern alles Lebens. Statt geiſtlos nachzubeten, was Englands Eſſayiſten uns vorgeſagt, ſollen wir ehrlichen deutſchen Ketzer uns ein Herz faſſen und grad' heraus bekennen: dem Satan Milton's, ſeinen Kämpfen und Sünden folgen wir mit dem lebendigſten Mitgefühle, aber kalt und theilnahmlos blicken wir auf den poetiſchen Gott Vater und Gott Sohn, die nicht fehlen, nicht irren, Alles wiſſen und dennoch kämpfen, deren unfaßbares, zwiſchen Beſonderheit und Allgemeinheit hinſchwankendes Weſen mit Gewalt die proſaiſchen Bedenken der Logik, das monumentale **omnis determinatio est negatio** in uns wach ruft.

Nicht ungeſtraft verachtete Milton die Sinnlichkeit, welche dem Dichter iſt was den Fiſchen das Waſſer. Sein Bemühen, das Unſinnliche, das Ewige poetiſch zu geſtalten, mußte oft ſcheitern, ja dann und wann in das Komiſche umſchlagen: — ſo wenn Adam dem Gott Vater die Langeweile ſeiner Einſamkeit klagt, und dieſer erwidert: „was denkſt du denn von mir, der ich in Ewigkeit allein bin?“ Auf den erſten Blick mag es ſcheinen, als böte eine Welt, wo Alles Wunder iſt, der Phantaſie ungeheuren Spielraum. Doch ſchauen wir ſchärfer zu, ſo waren auf dem Gebiete der chriſtlichen Mythologie der ſchöpferi-

ſchen Kraft des Dichters ſehr enge Grenzen geſetzt. Dem bibelfeſten Proteſtanten iſt es ſchwerer, trockner Ernſt mit ſeinem Glauben; ſelbſt den Wortlaut der heiligen Schrift ſieht er nicht gern durch dichteriſche Aenderungen geſtört. Wir würden dies noch ſtärker empfinden, wäre das **Paradise lost** in deutſcher Sprache geſchrieben. Die lutheriſche Bibelüberſetzung iſt mit unſerem Volke gewachſen und wir mit ihr; wer als Kind die herzerſchütternden Worte der lutheriſchen Bibel in ſeine Seele aufgenommen hat, der überwindet nie gänzlich das Gefühl des Befremdens, wenn ihm die bibliſche Weisheit in poetiſcher Umbildung entgegentritt. Auch Milton ſelber hätte es für eine Blasphemie gehalten, die Glaubenslehren der proteſtantiſchen Kirche aus äſthetiſchen Gründen umzugeſtalten. Die theologiſchen Fanatiker Englands ſind in ihrem guten Rechte, wenn ſie den Dichter wegen ſeiner arianiſchen Lehren verketzern; denn allerdings, wäre Milton nicht als ein Arianer überzeugt geweſen, daß kein Zeilchen in der Bibel von der göttlichen Natur Chriſti rede, nimmermehr hätte er in ſeinem Gedichte den Gottesſohn als einen Menſchen dargeſtellt. — Nun aber iſt jeder Dichter nothwendig Polytheiſt; ſchon Goethe geſtand dies mit jener edlen Unbefangenheit, welche unſere frommen Leute „heidniſch“ nennen. Auch Milton fühlte die Nothwendigkeit, den öden proteſtantiſchen Himmel zu bevölkern. Die katholiſchen Heiligen verwarf ſein evangeliſcher Eifer; ſo blieben ihm nur die Geſtalten der Engel und Teufel und einige allegoriſche Figuren wie „Urania und ihre Schweſter, die himmliſche Weisheit“ — froſtige Abſtractionen, welche durchaus den Eindruck lebloſer Maſchinerie hinterlaſſen. Ja ſelbſt das Loos des erſten Menſchenpaares wird durch das Einwirken überirdiſcher Mächte der menſchlichen Theilnahme entrückt. Nur für frei handelnde Menſchen empfinden wir Mitgefühl. Wenn aber Gott Vater zu Adam ſpricht: Alles iſt vorher beſtimmt, und dennoch deiner freien Wahl anheimgeſtellt — ſo erweckt der Dichter philoſophiſche Zweifel, die jedes äſthetiſche Intereſſe erſticken. Desgleichen, daß Ein geringfügiger Ungehorſam grenzenloſen Jammer über die Menſchheit bringt, iſt, als freie Erfindung betrachtet, widerſinnig und muß, je nach der Stimmung des Leſers, Gelächter oder Empörung erregen; nur der religiöſe Glaube führt über dieſe Widerſprüche hinweg. Mögen alſo die engliſchen Eiferer und jene Deutſchen, welche die Geiſtesfreiheit unſeres Volkes wieder zu der Beſchränktheit engliſcher Rechtgläubigkeit zurückzuführen denken — mögen ſie immerhin verſichern, es gehe bei dem „HErrn“

des blinden Dichters „gar zu menſchlich“ her*)! Der unverbildete Schönheitsſinn unſeres Volkes wird ſich nicht wieder von der goldnen Wahrheit trennen, daß die Poeſie nur das Menſchliche darſtellen kann und Milton's Epos eben deshalb keine ungetrübte Freude erregt, weil dieſe überſinnliche Welt zu wenig menſchlich iſt.

Und dennoch iſt das Verlorene Paradies ein unvergängliches Werk, das nicht mit dem Maße der äſthetiſchen Theorie allein gewürdigt werden kann. Als Mulciber, der Künſtler der Hölle, den Prachtbau des Pandämoniums gegründet, da — erzählt Milton — „bewunderten die Einen das Werk, die Andern den Meiſter des Werks“ — eine Unterſcheidung von Leſſing'ſcher Schärfe, die auch Leſſing's warmen Beifall fand. Wenden wir dies Wort auf Milton's Gedicht ſelber an, ſo iſt kein Zweifel, daß dem Meiſter des Werks der größere Ruhm gebührt. Vergeſſen wir bei Homer den Dichter völlig über ſeinen Helden, ſo empfängt das Verlorene Paradies ſeinen ganzen Werth von dem erhabenen Charakter des Dichters, der hinter jeder Zeile hervorſchaut. Nie wirkt Milton gewaltiger, als wenn er unter fremdem Namen ſein eigenes Leben und Leiden ſchildert, wenn er den Noah, den Abdiel vorführt — „der getreu erfunden ward unter den Ungetreuen, er allein getreu“ — oder den Adam neben der reuig vor ihm niederſinkenden Gattin. Die ſchönſten Stellen des Gedichtes ſind jene, wo der Dichter die Schranken des Epos geradezu überſpringt, ſeinem lyriſchen Genius die Zügel ſchießen und einen mächtigen Choral zum Himmel ſteigen läßt. Das Paradise lost iſt ein Werk von wunderbarer ſubjectiver Wahrheit: in ſeiner ernſten Hoheit, ſeiner herben Strenge ein lebendiges Bild des heldenhaften Mannes, der, leidend für eine große Sache, noch den Muth fand, die Geſchichte aller Zeiten dem Richterſpruche des Puritanerthums zu unterwerfen. Es iſt unſterblich, als das Werk eines reinen und reichen Menſchen, der ſelbſt „die letzte Schwachheit edlerer Naturen“, den Durſt nach Ruhm, lächelnd überwunden hatte und ſeine ſchöpferiſchen Gedanken nur noch in den höchſten und heiligſten Regionen ſchweifen ließ,

hoch ob dem Lärm und Qualm des trüben Punkts,
den Menſchen Erde nennen.

Und nicht blos die Perſon des Dichters, auch die Leiden und Kämpfe des puritaniſchen England treten uns aus den Verſen des Paradise lost

*) So Dr. L. Wieſe, Milton's Verlorenes Paradies. Berlin 1863.

entgegen. Kein Geſang darin, der nicht mahnend, ſtrafend, begeiſternd auf die Nöthe des Jahrhunderts wieſe. Wenn Milton das Heer des Erzengels wider die Dämonen der Hölle ausziehen läßt, ſo meinen wir ſie mit Händen zu greifen, jene „Männer, wohlgewappnet durch die Ruhe ihres Gewiſſens und von außen durch gute eiſerne Rüſtung, feſtſtehend wie ein Mann" — jenes gottbegeiſterte Heer, welchem England ſeine Freiheit dankt. Wir ſehen vor Augen das Schlachtfeld von Dunbar, wir ſchauen, wie die Eiſenſeiten Oliver Cromwell's ihr blutiges Schwert in die Scheide ſtecken und das Haupt entblößen und über das leichenbedeckte Feld das Siegeslied des ſtreitbaren Proteſtantismus erſchallt: „lobet den Herrn, alle Helden, preiſet ihn, alle Völker!" Dieſer Hintergrund einer großen Geſchichte verleiht dem Gedichte Milton's jenen Reiz dramatiſcher Wahrheit, welchem auch Goethe nicht widerſtehen konnte.

In dieſem ſubjectiven Sinne iſt ſelbſt dies Werk didaktiſcher Kunſt ein Werk harmoniſcher Schönheit. Denn wie oft wir auch bei den herrlichen Dialogen des Gedichts die Frage aufwerfen möchten, warum Milton nicht, ſeinem erſten Plane getreu, ein wirkliches Drama geſchaffen, ſo kehren wir doch immer wieder zu der Einſicht zurück, daß ihm die Berechnung des Moments, der weltliche Sinn, die bewegliche Raſchheit des Dramatikers gänzlich fehlte, daß er der tiefen Innerlichkeit ſeines Weſens nur in einem philoſophiſchen Gedichte gerecht werden konnte. So wenig ein natürlich empfindender Menſch ein Gedicht zum Lebensbegleiter wählen wird, das uns fortwährend ſpannt und emporträgt über Raum und Zeit: ſo gewiß wird Jeden das volle Gefühl menſchlicher Kraft und Größe überkommen, der in einer trüben Stunde der Abſpannung oder Verwirrung einen Geſang des Paradise lost aufſchlägt, um den Heldenmuth eines ganzen Mannes zu ſchauen, welcher „in Worten mächtiger war, als ſeine Feinde in Waffen."

Haben wir ſo den nur bedingten — den mehr hiſtoriſchen und ſubjectiven als rein-äſthetiſchen — Werth des Verlorenen Paradieſes begriffen, ſo dürfen wir um ſo freudiger die gewaltige Dichterkraft bewundern, welche einen widerſtrebenden Stoff ſo ſicher beherrſcht. Milton hat in dieſem Werke das Höchſte und Edelſte von allem niedergelegt, was ihm je Kopf und Herz bewegte. In poetiſcher Form kehren hier wieder ſeine Ideen über das Verhältniß des Menſchen zu Gott, über die Freiheit des Willens und die Nothwendigkeit eines ſelbſterrungenen perſönlichen Glaubens. Auch der zweite Ideenkreis, der

ſeine Mannsjahre beſchäftigt, lebt hier wieder auf — ſeine Gedanken über das Verhältniß von Mann und Weib. An jenem unſterblichen Geſange, welcher erzählt, wie Eva — „der Himmel war in ihren Augen“ — dem Manne entgegentritt, wie die Beiden geſchaffen waren

he for God only, she for God in him —

an der ganzen Darſtellung des erſten Menſchenpaares mag man erkennen, wie warm und innig der ſtrenge Poet von der Seligkeit der Ehe dachte. Nur leider war der alternde Dichter doch einer der wunderlichen Heiligen (das Wort ſcheint recht eigentlich für die Puritaner geſchaffen). Er iſt im Stande, dicht auf die feurigſten Schilderungen die trockenſten moraliſchen Betrachtungen folgen zu laſſen — ſo jene Rede des Engels, welche dem Adam the rule of not too much einſchärft. Er predigt geradezu, die Liebe ſei erlaubt, doch nicht die Leidenſchaft — was doch mir ſagt, das Feuer ſolle nicht brennen. Milton war nicht blos verbittert durch ſchwere perſönliche Erfahrungen; er ſah auch, wie der Uebermuth unzüchtiger Weiber Unheil über das Land brachte. Daß die Frauen durch den Reiz der Sinne den Mann und die ganze Welt beherrſchen, war ein Lieblingsthema der ſchmutzigen Poeſie des Tags (ſo der letzten Geſänge von Butler's Hudibras). Nur um ſo feſter hielt der Puritaner ſeine finſtere Meinung, der Mann entwürdige ſich, der das Weib als Seinesgleichen gelten laſſe. Endlich hat Milton auch den Kern ſeines politiſchen Nachdenkens in dem Gedichte ausgeſprochen. Ganze Stellen ſeiner proſaiſchen Schriften wiederholen ſich in poetiſcher Umſchreibung, die ſtaatliche Freiheit wird verherrlicht als die Belohnung der Tugend der Völker, und das Glaubensbekenntniß des Republikaners ausgeſprochen in dem berühmten Worte:

man over men God made not lord.

Nicht allein die Früchte ſeines eigenen Nachdenkens, auch das Köſtlichſte von fremder Geiſtesarbeit hat Milton hier verſammelt. Aus jedem Geſange tönen uns Anklänge an die Werke älterer Dichter entgegen, ganze Capitel der Bibel werden umſchrieben. Darum hat die kleinmeiſterliche Altklugheit der Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts das Verlorene Paradies oft als eine Schatzkammer voll geraubter Kleinodien verdammt. Für uns erledigt ſich die Frage durch die eine Thatſache, daß Milton's Werk lebt und leben wird, derweil die unzähligen geiſtlichen Gedichte, die er ausbeutete, längſt der Vergeſſenheit verfielen. Dem engliſchen Sänger fällt nicht ein Blatt aus ſeinem vollen Kranze, wenn man uns nachweiſt, daß ſchon vor ihm der

Digitized by Google

gelehrte deutsche Jesuit Jakob Masenius ein lateinisches Epos Sacrotis schrieb, zur Uebung der Jesuitenschüler in der lateinischen Verskunst, und darin die Versammlung der höllischen Geister des Pandämoniums schilderte. Uns, die wir zurückschauen auf eine so lange Arbeit frischen, vollkräftigen Künstlerthums, steht hoffentlich jene Auffassung des geistigen Eigenthums fest, welche zu Recht bestehen wird, so lange rüstige Künstler schaffen: der ohnmächtige Schwächling, dem eine gute Idee über Nacht gekommen, hat nicht das mindeste Recht zur Klage, wenn ein schöpferischer Kopf sie seiner unfähigen Hand entreißt und lebendig verkörpert. Milton's Talent war lyrisch und, was die Charakterzeichnung anlangt, dramatisch. Die Kraft des Dramatikers aber liegt im Gestalten, die des erzählenden Dichters im Erfinden. Darum haben Shakespeare, Calderon, Moliere kraft göttlichen Rechtes mit höchster Unbefangenheit fremde Dichtungen benutzt. Es scheint, als müßten manche große Stoffe der Poesie erst durch viele Hände gehen, bevor das Eisen zu Stahl wird und um ein echter Künstler die schneidige Klinge schmieden kann. Darum ist auch Milton durchaus original: die fremden Zierrathen sind von einer nicht minder energischen selbständigen Künstlerhand neugeschaffen, wie die homerischen Helden in Troilus und Cressida; sie fügen sich so harmonisch in die Dichtung ein, wie die antiken Capitäle der Säulen an alten romanischen Kirchen. In gleicher Weise verfuhr Milton auch mit jenem Gedichte, das ihm offenbar die erste Anregung zu seinem Epos gab, mit der Tragödie Adamus exul von Hugo Grotius. Die Holländer, arm wie sie sind an großen Dichtern, hatten dies Jugendwerk ihres großen Landsmanns schon bei seinem ersten Erscheinen, 1601, mit dem enthusiastischen Zurufe nationalen Stolzes begrüßt, und sie pflegen noch heute nicht selten das Verlorene Paradies für eine Copie des Vertriebenen Adam zu erklären. Unter den Deutschen könnte dies Märchen nicht so oft nachgesprochen werden, wenn nicht die Tragödie des Grotius zu den literarischen Seltenheiten gehörte. Wer sie kennt, wird zwar die getragene, an Vergil gemahnende Würde der Darstellung preisen und an einzelnen kraftvollen Sentenzen sich erfreuen, indessen das Ganze doch nur als die Schulübung eines geistreichen Jünglings und eleganten Lateiners gelten lassen. Dürr und prosaisch dehnt sich das Stück, in lehrhafter Breite und doch ohne jene Fülle des poetischen Details, die den Dichter bezeichnet. Wie reizlos ist die Eva des Grotius, ein gewöhnliches, schwaches Weib, während sie bei Milton trotz aller Gebrechen nie den

Digitized by Google

Adel, die zauberiſche Hoheit der Ahnmutter unſeres Geſchlechts verleugnet. Rückſichtsloſer, als heute dem Dichter geſtattet wird, hat Milton einzelne Stellen des Holländers verwendet, doch der Raub wird zur Beſchämung für den Beraubten. Wenn der Satan des Grotius ſagt:

alto praecesse Tartaro siquidem juvat
caelis quam in ipsis servi obire munia —

ſo ſpricht er bei Milton kurz und wuchtig:

better to reign in hell than serve in heav'n.

Dies eine Beiſpiel ſagt mehr als eine lange Betrachtung. Gerade an der Tragödie des Niederländers mag man lernen, wie grundproſaiſch dies ſiebzehnte Jahrhundert empfand, wie einſam Milton's Künſtlergeiſt in ſolchen Tagen ſtand. Aus der Heimath des guten Geſchmacks und der eleganten Gelehrſamkeit ſchreibt Grotius ſeine Vorrede an den Prinzen von Condé und rühmt die Nützlichkeit ſeines Gedichts, da viele Verſe für den Theologen und Metaphyſiker, den Aſtrologen und Geographen Belehrung böten, welche Stellen denn auch im Index ſäuberlich verzeichnet ſtehen! — Dann und wann freilich zeigt ſich ſelbſt Milton angekränkelt von dieſer proſaiſchen Schwerfälligkeit ſeiner Zeit; die ungeheure Gelehrſamkeit des Dichters ſtört den künſtleriſchen Eindruck. Wir begreifen leicht, wie der Klang großer hiſtoriſcher Namen dem blinden Sänger, der das wache Traumleben der Erinnerung führte, eine Welt glänzender Bilder vor die Seele führen mußte. Da geſchieht es denn, daß „Dame Gedächtniß", die er die Muſe ſchlechter Dichter nennt, auf Augenblicke auch ſeine Muſe wird: oft füllt er ganze Verſe mit mächtig tönenden Namen, und nur des jungen Macaulay blinde Schwärmerei konnte dieſe Schwäche bewundern. Auch die ausführliche Schilderung der Kämpfe der Engel iſt einer gelehrten Grille entſprungen. Es war die Meinung der Aeſthetiker der Zeit, das kunſtgerechte Epos bedürfe der mit Arioſtiſcher Breite ausgeführten Schlachtſcenen. Man wußte nicht, daß Arioſt und ſeine Leſer als Freunde der ſchönen Fechtkunſt den Kampfſchilderungen ein Kenner-Intereſſe entgegenbrachten, welches im ſiebzehnten Jahrhundert nicht mehr beſtand.

Wie das Werk um ſeiner ſubjectiven Erregtheit willen ganz einſam daſteht unter den epiſchen Gedichten, ſo iſt auch die gedrungene Knappheit der Compoſition das gerade Gegentheil der behaglichen Breite epiſcher Darſtellung. Auch der reimloſe blank verse, den Milton zum Erſtaunen der Zeitgenoſſen zuerſt in das Epos einführte,

iſt der Vers des Dramas; er gewährt dem ſprachgewaltigen Dichter volle Freiheit, hebräiſche, griechiſche, altengliſche Redewendungen zu gebrauchen. Schon oft wurde das muſikaliſche Gefühl des Dichters bewundert, der durch ſeine Erziehung, ſeine Bibelkunde, ſeine Blindheit und ſeinen Glauben gleich ſehr auf die „chriſtlichſte der Künſte“ geführt ward. Merkwürdiger noch, wie mit dieſer muſikaliſchen Innigkeit eine ſolche Prägnanz der Sprache, eine ſolche plaſtiſche Kraft der Schilderung ſich paaren. Denn Milton wußte, wie Shakeſpeare, das reiche Erbtheil der altengliſchen Myſterienſpiele zu verwerthen: er iſt Meiſter im anſchaulichen Perſonificiren abſtracter Begriffe. Mit ſo dämoniſcher Kraft reißt er uns in ſeine Welt hinein, daß wir den blos ſymboliſchen Gehalt derſelben oft gänzlich vergeſſen: eine äſthetiſch ſo unbedeutende That wie der Apfelbiß berührt uns mit dem ganzen Schauder eines ungeheuren Weltereigniſſes. Freilich kommt es Milton dabei zu gute, daß die wenigſten Leſer im Stande ſind, ſolche von dem Glauben von Jahrtauſenden getragene Mythen mit blos äſthetiſchem Blicke zu betrachten. Den ganzen Farbenreichthum ſeiner Einbildungskraft verſchwendet der blinde Dichter wo es gilt, die Herrlichkeit der Erde zu ſchildern, die an goldner Kette dicht bei dem ſaphir'nen Wall des Himmels ſchwebt — der Erde, deren Pracht auch den vom Himmel niederſteigenden Engel noch mit Bewunderung erfüllt. Die Schrecken der Hölle dagegen liebt er mit andern, mehr geiſtigen Mitteln darzuſtellen. Zwar verſchmäht er nicht, ſeinen diaboliſchen Figuren jene halb menſchliche, halb thieriſche Mißgeſtalt zu geben, welche ſchon die Alten als das Grauenhafteſte erkannten. Aber den tiefſten Schauder ruft er hervor durch den ſittlichen Ekel; nichts ſcheußlicher, als jene Reihe von Inceſten, wodurch Tod und Sünde mit Satan verwandt geworden. Die Unmöglichkeit, eine Welt zu ſchildern, „wo Länge, Höhe, Breite, Zeit und Raum verloren ſind,“ weiß er dadurch zu überwinden, daß er das unſeren Sinnen Hohnſprechende recht laut und entſchieden betont: die berühmten Darſtellungen der „ſichtbaren Finſterniß“ und „des feſten Feuers“ wirken wie die leibhaftigſten Bilder. Auch Milton allerdings iſt nicht immer glücklich mit dieſen Verſuchen, das Grenzenloſe, Unbeſtimmte, Formloſe darzuſtellen: oft tragen wir ſtatt des Genuſſes nur einen unklaren paniſchen Schrecken davon und erinnern uns der echten Künſtlerworte Goethe's, daß das Gefühl der Waſſerwage und des Perpendikels den Menſchen erſt zum Menſchen macht. Noch weniger vermag der puritaniſche Eiferer die tiefgemeinen, diaboliſchen Geiſter in

objectiver Wahrheit vorzuführen. Der Charakter des Satans mit ſeinem erhabenen Ehrgeiz, ſeiner gewaltigen politiſchen Leidenſchaft ward von Milton verſtanden und lebendig verkörpert, aber die niedrigen ſinnlich-lüſternen Geiſter, die Mammon und Belial, wußte er nur mit tendenziöſer Bitterkeit zu ſchildern. Die größte Kunſt entfaltet der Dichter in der Schilderung des Paradieſes. Hier gelingt ihm das Unmögliche, in das ermüdende Einerlei ungetrübten Glückes einiges Leben zu bringen. Zur rechten Zeit immer weiß er den Schauplatz zu wechſeln; nur der contraſtirende Reiz der himmliſchen, irdiſchen, hölliſchen Scenen macht dem Leſer möglich, die überſtarke Anſpannung der Seele, die der Poet ihm auferlegt, zu ertragen. — Der wahre Zauber des Gedichts, wir wiederholen es, liegt in dem Charakter des Dichters, in dem tief-melancholiſchen, weltverachtenden Geiſte, der das Ganze überſchattet.

So wird die Welt dahingehn
Den Guten feindlich und den Böſen hold,
Aufſtöhnend unter ihrer eignen Laſt —

Dies der Weisheit letzter Spruch, die der erzählende Engel aus der Betrachtung der Hiſtorie zieht. Und ſelbſt der am Ende des Gedichts auftauchende Hinweis auf die Erlöſung des Menſchengeſchlechts vermag nicht den Eindruck dieſer ernſten Stimmung zu verwiſchen.

Durch ſolche ſtrenge Hoheit des Sinnes iſt Milton nahe verwandt mit dem erſten großen chriſtlichen Epiker, Dante. Beide Männer von ungeheurer Willenskraft und ſprödem Stolze, durch das untrügliche Bewußtſein eines großen Berufs über die gemeinen Nöthe des Lebens emporgehoben, hatten Beide die beſte Kraft der Mannesjahre an die politiſchen Kämpfe einer tiefbewegten Zeit gewendet und eine geniale Begabung nicht zu gut gehalten für das Handwerk des Tagesſchriftſtellers. Und der glühende Vertheidiger der kaiſerlichen Monarchie, der den Brutus erbarmungslos in die Hölle verſtößt, er ſteht dem radicalen Anwalt des Königsmordes, dem Feinde der Cäſaren in ſeinen politiſchen Schriften näher, als der oberflächliche Blick erkennen mag. Denn der Eine wie der Andere lehrte, daß die Obrigkeit beſteht um des Volkes willen, eiferte für die Rückkehr der Kirche zu urſprünglicher Einfachheit und Reinheit und ahnte, ohne doch zu den letzten Folgeſätzen zu gelangen, die große Wahrheit der Trennung geiſtlicher und weltlicher Dinge. — Nach Bürgerpflicht ergriffen Beide Partei, aber der Ueberlegenheit dieſer Köpfe blieben die Sünden ihrer Genoſſen unverborgen:

wie Milton aus reiner Höhe vornehm herabſchaute auf die plumpe Unduldſamkeit der Puritaner, ſo mahnte der ghibelliniſche Dichter: „mit andern, andern Waffen zieh' zum Streit der Ghibelline; Jeden wird's gereuen, der trennt den Aar von der Gerechtigkeit.“ Dann ſahen Beide ihr eigenes Lebensglück in den Schiffbruch ihrer vaterländiſchen Hoffnungen hineingeriſſen; gleich ſchwer vom Schickſal heimgeſucht ſteht der blinde verfolgte Puritaner neben dem landflüchtigen Florentiner, der mit Thränen lernte, wie geſalzen das Brot aus fremden Händen ſchmeckt und wie bitter es iſt, fremde Treppen zu ſteigen. Nun ſammelten ſich Beide in ihren reifſten Tagen, um in einem religiös-allegoriſchen Gedichte die Bilderfülle ihrer ſtürmiſchen Laufbahn in dem plaſtiſchen Stile Vergil's darzuſtellen, ihre religiöſen und politiſchen Ideale zu verkörpern und die große Summe ihres Lebens zu ziehen. Beiden erſchien der Cherub, der einſt den Mund des Propheten geſegnet, und ſprach: „ſiehe, hiermit ſind deine Lippen gerühret, daß deine Miſſethat von dir genommen und deine Sünde verſöhnet ſei.“ Alſo von Gott geweiht ſprachen Beide ihren Wahrſpruch über die Geſchichte der Welt, und noch kühner ſogar als der Stolz des Proteſtanten erſcheint die hohe Sicherheit der Seele des mittelalterlichen Menſchen, der ſich vermaß, er, der katholiſche Chriſt, das Thun aller Päpſte, Kaiſer und Könige zu verdammen oder zu begnadigen und von ſeinem Gedichte alſo redete: „Gegenſtand iſt der Menſch, wie er durch Sündigen oder Gutesthun nach freiem Willen der Gerechtigkeit der Strafe oder des Lohnes verfällt.“ Beide legen ihrem Werke ein feſtgeſchloſſenes Syſtem von Glaubenslehren zu Grunde, das nicht blos poetiſch wahr ſein ſoll, Beide erkennen in der „Hinaufläuterung des Sinnlichen zum Himmliſchen“ den Proceß alles Lebens und glauben, der Gerechte werde ſchon hienieden der Seligkeit theilhaftig. Der Eine wie der Andere überſieht das geſammte geiſtige Vermögen ſeiner Epoche und legt in ſeinem Gedichte einen Schatz von neu geſchaffenem fremdem Wiſſen und Denken neben ſeinem eigenen nieder; doch weder Milton noch Dante vermag die lehrhafte Tendenz zu verleugnen und Maſſen proſaiſchen Wiſſens vollkommen in ſchöne Geſtalten umzugießen. Beide verſtehen die Eintönigkeit eines überſinnlichen Stoffs reizvoll zu machen, indem ſie den Schauplatz und den Ton der Darſtellung wechſeln. Beide halten eine unüberſehbare Fülle von Bildern durch eine kraftvolle Compoſition zuſammen, nur daß der Bau des Kunſtwerks bei dem modernen Sänger dramatiſch, bei dem mittelalterlichen in ſcholaſtiſche Formeln gebannt

iſt. Aber der Florentiner giebt in ſeinen Selbſtgeſtändniſſen zugleich ein vollkommenes Abbild des innerſten Weſens ſeines Zeitalters. Die tiefſinnige Myſtik der Göttlichen Komödie, ihr phantaſtiſcher Frauencultus, ihr halb antiker halb kirchlicher Ideengehalt entſpricht den tiefſten Herzensgeheimniſſen der zwiegetheilten mittelalterlichen Bildung. Die harmoniſche Geſittung einer proteſtantiſchen Zeit dagegen konnte in einem allegoriſchen Werke nimmermehr ihren vollen Ausdruck finden. Vor dieſe beiden chriſtlichen Epen trete Jeder, der verſtehen will, was dem Dichter der Glaube ſeines Volks bedeutet. „Der war in der Hölle!“ raunten ſich die Veroneſer erſchrocken zu, wenn die düſtere Geſtalt des verbannten Florentiners majeſtätiſch durch die Straßen ſchritt. Das Kind einer ſolchen Zeit erſcheint Dante — ſo ſeltſam es klingen mag — neben Milton als ein naiver Künſtler. Gänzlich unbefangen weiſt er die Zeitgenoſſen und die Menſchen vergangener Tage der Hölle oder dem Fegefeuer zu; er nennt ſie beim Namen, erzählt ihr Geſchick, ſchildert ſie ab vom Wirbel bis zur Zehe. Solche Kühnheit durfte Milton inmitten der ſkeptiſchen modernen Welt nicht mehr wagen: die Weltgeſchichte betrachtet er in Bauſch und Bogen in raſchem Ueberblick, und den Zeitgenoſſen gegenüber muß er ſich mit Anſpielungen behelfen: wir errathen nur, daß unter den grübelnden Dämonen des Pandämoniums die Dogmatiker der Hochkirche gemeint ſind. Dergeſtalt iſt das Gedicht des Italieners ungleich reicher an echt hiſtoriſchem Gehalt. Jeder Geſang der „Hölle“ führt uns in monumentaler Großheit ein erſchütterndes Bild von Menſchenſchuld und Menſchenleiden vor Augen; und ſo lange warme Herzen ſchlagen, werden die Erzählungen von Ugolino, von Franceſca von Rimino auch jene Leſer im Innerſten ergreifen, welche für die ſymboliſche Bedeutung des Gedichts, für Dante's myſtiſche Weltanſchauung kein Verſtändniß haben. Solche Scenen von rein-menſchlicher Schönheit ſind im Paradise lost weit ſeltener zu finden. Und wie viel würdiger eines Dichters war Dante's Geſchick! Sein Italien war das Herz der Welt; alle Schönheit, alle Tugenden und Laſter der Zeit drängten ſich zuſammen in den gewaltigen Städten ſeiner Heimath, und über dieſer farbenreichen Erde prangte noch der katholiſche Himmel mit ſeiner Fülle glänzender Geſtalten. In dieſer Welt lernte Dante den Reichthum des Lebens und des Menſchenherzens in ganz anderer Weiſe kennen, als der einſeitige Puritaner. Freier, klarer zum mindeſten mögen Milton's ſittliche Ideen ſein; doch um Dante's Haupt ſchwebt jener Zauber, welcher der großen Künſtlerſeele

die höchſte Weihe giebt, der Zauber der Liebe. Der finſtere Sänger, der die Gräuel der Stadt der Qualerkorenen kündete, er rühmte ſich auch, daß er auf alle Liebestöne lauſche, er hat auch — menſchlicher als der puritaniſche Weiberfeind — die ſchmelzende Weiſe geſungen: „die ihr die Liebe kennt, ihr edlen Frauen.“ Der Gedanke der Hinauſläuterung des Fleiſches zum Geiſte iſt für Milton ein philoſophiſcher Satz; Dante erfaßt ihn inniger, künſtleriſcher, er beſingt, wie die irdiſche Liebe ſich zur himmliſchen verklärt. Der Puritaner wußte mit kühlerem Gleichmuthe als der leidenſchaftliche Romane den ſchweren Wandel ſeines Geſchicks zu tragen; gleichmäßig, ſtätig wuchs er auf, er hat nicht wie dieſer einen Tag von Damascus erlebt. Aber Dante vermag auch den vollen Sturm der Leidenſchaft durch ſeine Verſe brauſen zu laſſen und das Herz des Hörers ſogar noch mächtiger als Milton aufzuregen. Der Florentiner wagte, Gott und göttliche Dinge in der mißachteten Sprache der Frauen zu beſingen, und erweckte ſeiner Nation das helle Bewußtſein ihres Volksthums; ja, der geſammten Dichtung der modernen Welt wies er die Bahn, denn ſein Gedicht iſt das erſte ſeit dem Alterthume, das die ſcharfen Züge eines eigenartigen Menſchen zeigt; durch ihn gelangt die Perſönlichkeit in der Kunſt zu ihrem unendlichen Rechte. Dem engliſchen Sänger fiel ein härteres Loos: als ein Spätling erſchien er am Ende einer großen Kunſtepoche, und erſt lange nach ſeinem Tode, auf fremdem Boden gab ſeine Dichtung den Anſtoß zu einer neuen Entwickelung der Literatur.

Das große Werk, das dem Dichter zweimal fünf Pfund Sterling einbrachte, hatte Mühe, der Cenſur zu entrinnen. Keine Zeile in dem Gedichte, die den Fanatikern der Reſtauration nicht ſtaatsgefährlich erſcheinen mußte, und doch — da ja das Völkchen den Teufel nie ſpürt — waren es nur zwei Verſe, welche der Cenſor hochbedenklich fand und nach langem Verhandeln endlich freigab. Noch bei Milton's Lebzeiten ward das Werk viel geleſen, freilich nur von der aufſtrebenden Jugend und den Stillen im Lande, die ſich daran ihren puritaniſchen Glauben ſtärkten. Unter die anerkannten Größen der engliſchen Dichtung iſt das Paradise lost erſt eingetreten, ſeit Addiſon ſeine Landsleute darauf hinwies, wie Milton ihrer Sprache neue Kraft und Würde gegeben. Seitdem ward die — leider mehr erbauliche als äſthetiſche — Bewunderung von Milton's Genius in England ſo allgemein, daß ſelbſt der arge Spötter Voltaire bei ſeinem Londoner Aufenthalte den chriſtlichen Dichter bewundern lernte und in Ferney das Bild des Puritaners neben

Franklin's Portrait bewahrte. Noch mächtiger wirkte Milton's Vorbild in Deutschland. Nachdem einmal der gerade Weg verlassen war, den Shakespeare der modernen Dichtung gezeigt, fand Er zuerst wieder den Deutschen einen Pfad, auf dem sie fortschreiten konnten, um die Fülle und Tiefe ihres Gemüthslebens in erhabenen Gestalten zu verkörpern. Von ihm erbten unsere Bodmer und Klopstock den Muth, Schwung und Empfindung unserer ernüchterten Sprache wiederzubringen, und nur die Gottsched und Genossen schreckten zurück vor dem, was sie Milton's Ueberschwänglichkeit nannten. Unfähig, das Wesen der volksthümlichen Dichtung — also auch des echten Epos — zu verstehen, sah unser achtzehntes Jahrhundert, selbst Lessing nicht ausgeschlossen, in Milton das Urbild des epischen Dichters. Dann verdrängte Shakespeare den puritanischen Sänger aus den Herzen der Deutschen. Erst die politische Bewegung der neuesten Zeit zeigt wieder einige Theilnahme für Milton den Bürger, und eben jene Härte des Charakters, welche die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts erschreckte, erwirbt ihm heute Verehrer.

Hatte in dem Verlorenen Paradiese Milton, der Dichter und der Denker, sein volles Selbstbekenntniß abgelegt, so ist in den beiden Gedichten seines Greisenalters je eine dieser beiden Seiten seines Wesens gesondert zur Darstellung gebracht. Das Wiedergefundene Paradies wird immer aufs neue das Befremden erregen, wie doch ein frommer Christ von den heiligsten Glaubenssätzen der christlichen Kirche so weit abweichen, und wie doch ein großer Dichter ein Kunstwerk von so geringem poetischen Werthe schaffen konnte. Nicht das Leiden und Sterben und die Auferstehung Christi war für Milton das Bedeutungsvollste in dem Wirken des Erlösers. In allen theologischen Schriften des Puritaners wird dieser letzte, für die Kirche wichtigste Theil des Lebens Jesu nur kurz berührt. In Milton's Glauben ist nichts von Mystik, nichts von Liebe. Ein Mann der That, erfüllt von dem alttestamentarischen Gedanken der Gerechtigkeit, sieht er in Jesus vor allem den makellosen, den gerechten Menschen. Das Paradies ward verloren, weil das erste Menschenpaar der Versuchung des Teufels erlag, es wird wiedergewonnen, weil ein gerechter Mensch alle Verführungskünste des bösen Feindes abschlägt. Paradise regained ist die Erzählung von der Versuchung Christi durch Satan. Nicht ästhetische Gründe bewogen den Dichter, zu dem Paradise lost dies Gegenbild zu schaffen; die Idee des Werks — die Erlösung der Welt — lag ja bereits poetisch genugsam aus-

gesprochen in den letzten Gesängen des Verlorenen Paradieses. Nur seine Gedanken über die Nichtigkeit und Schalheit weltlichen Thuns und weltlicher Lust wollte er aussprechen; zu diesem didaktischen Zwecke ergriff er den biblischen Stoff und ließ in langen Gesprächen den Erlöser und den Satan den Werth weltlicher Größe philosophisch erörtern. Schon der Mangel jeder Steigerung des Interesses beweist, daß Milton — ein Meister in der Composition — gar nicht daran dachte, seine Leser ästhetisch zu befriedigen. Die Versuchungsgeschichte ist von Matthäus sehr einfach und sehr wirksam dargestellt: dreimal, und mit immer steigender Kühnheit, versucht Satan den Menschensohn zu bethören. Diese einfache Form der Erzählung, die sich dem Dichter von selber empfahl, hat Milton verschmäht. Er folgt der weit künstlicheren Schilderung des Lucas und schiebt in die Darstellung des Evangelisten neue, selbsterfundene Versuchungen ein: er will den beiden Disputirenden Gelegenheit geben, ihr Thema, den Unwerth irdischer Herrlichkeit, nach allen Seiten hin zu erschöpfen. Und schrecklich, grausam sind die Weisheitssprüche dieses Miltonischen Jesus. Immer mehr verbitterte sich der Geist des einsamen Puritaners inmitten einer verworfenen Zeit, immer tiefer lebte er sich ein in die unmenschliche Härte des Alten Testaments. Die herbsten, die düstersten Stellen des Paradise lost kehren umschrieben im Paradise regained wieder. In den zwei Büchern de doctrina Christiana, die er in diesen Jahren zusammenstellte, vertheidigte er sogar die Vielweiberei als eine von Jehovah den Patriarchen gestattete Sitte. Selbst die Gedichte seiner Griechen erscheinen ihm jetzt leer, eitel, weltlich gegenüber den heiligen Gesängen David's. Ja er läßt seinen Jesus das für einen Dichter entsetzliche Wort sprechen:

Die Schönheit wird allein bewundert
von schwachen Seelen, die sich kirren lassen!

Offenbar, ein so trocken lehrhaftes und zugleich so finsteres Gedicht kann keine ästhetische Freude erregen. Daher ist einer unserer geistreichsten Literaturkenner, der vor kurzem verstorbene J. W. Loebell, auf die Vermuthung gekommen, das Paradise regained sei ein Bruchstück, Milton habe ursprünglich das Leben des Erlösers weiter führen wollen bis zu der Auferstehung, der rechten Wiedereroberung des Paradieses*). Loebell erklärt, nur die Faulheit der Literaturhistoriker, die einander

*) Loebell, Vorlesungen über die Entwicklung der deutschen Poesie seit Klopstock. 1856. I, 185.

gedankenlos abſchreiben, habe dieſe unzweifelhafte Thatſache überſehen können. Nun, der Vorwurf gegen die Literaturhiſtoriker iſt nicht grundlos; es ſteht zu fürchten, daß in Zukunft die Behauptung, das Paradise regained ſei unvollendet, aus dem Loebell abgeſchrieben werde. Darum will ich in Kürze nachweiſen, daß dieſe Vermuthung ſich nicht halten läßt. Wir wiſſen, das Wiedergewonnene Paradies war dem Dichter das liebſte ſeiner Werke, alle Lebensweisheit ſeines Alters hatte er darin niedergelegt. Iſt es wahrſcheinlich, daß er dies Lieblingswerk unvollendet gelaſſen hätte, da er doch nachher noch den Samſon und proſaiſche Schriften verfaßte? Gehen wir an die erſte Quelle, zu der ausgeſprochenen Abſicht des Dichters ſelber zurück. Milton eröffnet das Gedicht mit den Worten: „Ich habe vordem beſungen, wie das Paradies durch Eines Menſchen Ungehorſam verloren ward; jetzt will ich ſingen, wie es wiedergewonnen ward durch Eines Menſchen feſten, in jeder Verſuchung erprobten Gehorſam, wie der Verſucher abgeſchlagen und Eden wieder aufgerichtet ward in der weiten Wildniß.“ Nun folgt die Verſuchungsgeſchichte. Auf das Wort Jeſu „es ſteht geſchrieben: verſuche nicht den Herrn, deinen Gott,“ bricht Satan zuſammen und ſtürzt hinab zur Hölle. Engelſchaaren erſcheinen, tragen den Erlöſer auf ihren Schwingen in ein blumiges Thal und ſingen ihm zu:

Now, thou hast avenged
supplanted Adam, and by vanquishing
Temptation, hast regain'd lost Paradise —

und weiter „ein ſchöneres Paradies iſt jetzt gegründet.“ — Ich begreife nicht, wie man nach dieſen Worten noch beſtreiten kann, der Dichter habe die Aufgabe, welche er ſich ſelbſt geſtellt, wirklich zu Ende geführt. Loebell erklärt es für unmöglich, daß ein Milton ein Gedicht mit den Worten ſchließen konnte:

he (Jesus) unobserved
home to his mother's house private return'd.

Gewiß, dieſe Verſe ſind ſteif und unſchön, aber kein unpaſſender Schluß einer Erzählung. Der Held tritt ab — jene Worte ſind das epiſch ausgeführte exeunt omnes des Dramatikers, ja ſie bilden erſichtlich eine Parallelſtelle zu dem Schluſſe des Paradise lost, wo der Dichter ebenfalls die Helden, Adam und Eva, abtreten läßt:

they hand in hand, with wand'ring steps and slow
through Eden took their solitary way.

Und wie dieſe ſchönen melodiſchen Zeilen ſich zu jenen hölzernen Verſen

verhalten, genau ſo verhält ſich der poetiſche Werth des Verlorenen zu dem des Wiedergewonnenen Paradieſes; jenes iſt ein herrliches Epos mit einzelnen didaktiſchen Stellen, dieſes ein ernſthaftes Lehrgedicht in epiſcher Einkleidung. Allerdings, nachdem die Engel dem Menſchenſohne Glück gewünſcht, weil er das Paradies wieder erobert habe, ſchließen ſie ihr Lied mit den Worten:

Queller of Satan, on thy glorious work
now enter and begin to save mankind —

Worte, welche in die Zukunft hinausdeuten. Aber wir wiſſen bereits aus dem **Paradise lost**: durch die Erſcheinung und den ſtrafloſen Wandel eines vollkommenen Menſchen war, nach Milton's Glauben, der Fluch hinweggenommen, den Adam über unſer Geſchlecht gebracht; die Vollendung der Erlöſung, die Gründung des Reiches Gottes ſollte ſich erſt im Verlaufe der Weltgeſchichte, durch fortwährendes Ringen der Gläubigen mit dem Böſen, vollziehen. Wer Milton zutraut, er habe die Leidensgeſchichte Chriſti beſingen wollen, der ſetzt bei dem Puritaner die Geſinnung nicht eines Milton, ſondern eines Klopſtock voraus.

Dieſer Dritte der großen chriſtlichen Epiker nämlich ging zwar gleich dem Puritaner auf die religiöſe Erbauung ſeiner Leſer aus, er war beſeelt von grenzenloſer Verehrung für den engliſchen Dichter, deſſen Bild er „weinend angeſtaunt wie Cäſar das Bild Alexanders“. Aber wie gänzlich hatte ſich inzwiſchen der Proteſtantismus verwandelt! Das erſtarrte Lutherthum war, Dank den Pietiſten von Halle, neu belebt. Eine tief gemüthliche, innige Religioſität beſeligte die gläubigen Seelen, und dieſe Stillen im Lande betonten gerade jene chriſtlichen Dogmen von dem Leiden und Tode des Erlöſers, welche Milton kalt ließen. Von dieſen deutſchen Pietiſten, welche „in thätiger, brüderlicher und gemeiner Liebe das Evangelium leben“ wollten, ging Klopſtock aus. Sein Gott iſt der Gott der Gnade, des Erbarmens, Milton's Herr der gerechte, zürnende Jehovah der Juden. Erſchrecken wir oft vor Milton's Härte, ſo lachen wir Söhne einer derberen Zeit bereits herzlich über die zerfloſſene Empfindelei in Klopſtock's Verſen:

eine getreue Zähre der Huld — die ſeh' ich noch immer —
netzte ſein Antlitz; ich küßte ſie auf.

Jede Vergleichung des Verlorenen Paradieſes mit Klopſtock's Meſſias richtet ſich ſelbſt. Beide Dichter freilich waren weſentlich lyriſche Genien, aber Milton beſaß zugleich jene plaſtiſche Geſtaltungskraft des Epikers, welche Klopſtock verſagt war. Während Klopſtock's lyriſche Gedichte in

den Herzen ſeines Volkes fortleben, hat der Meſſias heute nur noch hiſtoriſche Bedeutung. Was man auch ſagen möge — er iſt unlesbar für die moderne Welt; es ſchwirrt uns vor den Augen, wenn wir ein Epos leſen, das keine Geſtalten enthält. Nur Eines darf der deutſche Dichter als einen Vorzug für ſich beanſpruchen: das humane Lächeln einer milderen Epoche blickt aus Klopſtock's Verſen. —

Seit Jahren lebte Milton wieder wiſſenſchaftlichen Arbeiten, auch in dem Paradise regained war überwiegend ſein Verſtand thätig geweſen. Da ergoß ſich noch einmal alle Leidenſchaft des Dichters glühend aus ſeiner gequälten Bruſt. Er ſchrieb das Drama Samſon Agoniſtes.

Die Briten, gewohnt, an jede Tragödie den Maßſtab der Shakeſpeariſchen Dramatik anzulegen, ſind gegen Milton's letztes Werk ebenſo ungerecht, wie ſie ſeine anderen Gedichte in der Regel überſchätzen. Sie vergeſſen, daß die Reinheit der Dichtungsart, welche ſie in dieſem lyriſchen Drama vermiſſen, bei Milton überhaupt nirgends zu finden iſt. Und ſie bedenken nicht, daß Milton von dem Shakeſpeariſchen Drama in bewußter Abſicht ſich entfernte: die Einmiſchung des Komiſchen ſchien ihm eine Entwürdigung der Tragödie, und er bekannte ſich bereits zu der mißverſtandenen ariſtoteliſchen Lehre von den dramatiſchen Einheiten. Das Gedicht zeigt Spuren jener manierirten Schreibweiſe, welche alternde Künſtler ſelten vermeiden. Auch gelehrte Grillen kehren wieder: nach der wunderlichen Art der lateiniſchen Dramendichter jener Zeit benutzt Milton die Versmaße der Chöre der Alten ohne ihre Muſik. Trotzdem bleibt der Samſon ein wunderſchönes Gedicht, ein Werk aus Einem Guſſe, wie es Milton ſonſt nie gelungen, von der erſten bis zur letzten Zeile ein Mark und Bein erſchütterndes Klagelied. Der ausgewählte Streiter Gottes, der, geblendet und mißhandelt von den Unbeſchnittenen, ſich zur letzten That heiliger Rache emporrafft, um die Heiden und Läſterer zu Jehovah's Ehren in den Staub zu ſchmettern — wahrlich, das war ein Held, zu deſſen Preiſe dem blinden verfolgten Puritaner die Verſe von ſelbſt zuſtrömen mußten. Hier iſt Milton ganz Leidenſchaft; die Weisheitsſprüche, die auch diesmal nicht fehlen, werden mit einer fanatiſchen Heftigkeit hervorgeſtoßen, welche ihnen die lehrhafte Trockenheit nimmt. Die Götzendiener, die ihn mißhandelt, ſollten es hören, daß der Tag der Vergeltung nahe; nicht ihn, den Herrn ſelber hatten ſie beleidigt —

Der Kampf iſt zwiſchen Gott und Dagon nun allein.

Und wie gewaltig rauſchen die Klagen dahin, von dem erſten Ausbruche des Schmerzes:

O Dunkel, Dunkel, Dunkel! Mitten im Mittagsglanz
Unwiederbringlich Dunkel! Ewige Finſterniß —
Und nimmer wird es tagen!
Warum gilt mir nicht Gottes erſt Gebot:
Es werde Licht! — und Licht ward's überall? —

bis zu dem finſteren, eines Hiob würdigen Chorgeſange über die Falſchheit der Weiber und der ſchweren Frage: was iſt der Menſch, wenn die Helden, ſo Gott feierlich erhoben, dem Schwert der Heiden wehrlos vorgeworfen ſind? — Nicht als ein Drama, wohl aber als ein erhabener Hymnus in dialogiſcher Form iſt der Samſon das äſthetiſch vollendetſte von Milton's Gedichten. Schlägt unſer Urtheil der Meinung der berühmteſten engliſchen Kritiker ins Geſicht, ſo ſteht uns dafür ein deutſcher Geiſtesverwandter Milton's zur Seite: durch den Samſon Agoniſtes ließ Händel ſich anregen zu ſeinem unſterblichen Oratorium. —

Dies Werk des Haſſes und der Klage war das letzte Gedicht des Sängers, der am 8. November 1674 verſchied.

Wir verwerfen die Unart der modernen Kritik, welche nur allzu geneigt iſt, die Frage nach dem Kunſtwerthe eines Gedichtes zu vermengen mit der Frage nach dem ſittlichen Werthe des Dichters. Wir wiſſen ſehr wohl, daß eine geheimnißvolle Fügung gar oft den lauteren Wein der Dichtkunſt in unreine Schläuche füllt. Wenn aber ein Dichter die Aufgabe, welche Milton dem Künſtler zugewieſen, wirklich löſt und ſein Leben ſelbſt zu einem wahren Gedichte zu geſtalten weiß, dann ſcheint uns das Höchſte gelungen, was dem Menſchen zu erreichen beſchieden iſt. Als ein ſolcher Mann iſt Milton „durch des Lebens eitles Maskenſpiel“ geſchritten. Sein Name wird leben, ſo lange die edlen Geiſter aller Nationen das große Evangelium der Freiheit ſingen und ſagen werden, ſo lange das Wort eine Wahrheit bleibt:

no sea
swells like the bosom of a man set free.

Leſſing.

(Leipzig 1863.)

Allein die Zeitgenoſſen winden dem Dichter den ſchönſten der Kränze. Gerechter vielleicht mag die Nachwelt richten, als einen Seherblick des Genius mag ſie Einzelnes preiſen, was den Mitlebenden unverſtanden vorüberſchwebte; doch jene fragloſe, unwillkürliche Rührung der Seelen, die der Künſtler als edelſten Lohn erſtrebt, wird er am gewaltigſten in ſeiner Zeit erregen. Wie könnte heute ein Jüngling von den Leiden des jungen Werther ſo ſchmerzlich ergriffen werden wie damals, da die Werther noch auf unſeren Straßen verkehrten? Und hat je eine moderne Hörerſchaft den Scherzen der Narren Shakeſpeare's ein ſo herzliches baucherſchütterndes Gelächter entgegengebracht, wie es dem Dichter zuſcholl aus den Reihen der Gründlinge ſeines Parterres? Immer wird heute inmitten der jubelnden Menge ein Nüchterner ſtehen und meinen: ſo, ganz ſo empfinden wir nicht mehr. Alle Welt weiß, wie wenigen Dichtern beſchieden ward, noch in der Zukunft vom Volke geliebt, nicht blos durchgrübelt zu werden von den Fachgelehrten. Warum aber iſt bei den Deutſchen die Zahl der Dichter ſo auffällig gering, welche den Jahrhunderten getrotzt? Denn wer außer dem Forſcher lieſt noch, was über die Literaturbriefe, über die Werke von Leſſing's Mannesalter hinausliegt? Es iſt wahr, weit ſpäter als anderen Völkern iſt den Deutſchen der Tag der Dichtung erſchienen, und in dem Jahrhundert, ſeit jener Morgen graute, hat unſer Volk erſtaunlich raſch gelebt. Aber iſt mit ſolcher Antwort das Räthſel gelöſt? Warum erfreut ſich der Brite noch an ſeinem Spenſer, während Klopſtock und Wieland unſerem Volke nur Namen ſind? Hat doch auch über den Glanz von Spenſer's Dichtung ſein großer Nachfahr Shakeſpeare ſeinen breiten Schatten geworfen, und ungetheilte Freude kann der derbe Realismus der Gegenwart an jenen zierlichen Allegorien ſo wenig empfinden, wie unſer aufgeregtes Weſen an dem ruhigen Fluſſe des Epos. Offenbar, wir müſſen eine andere Antwort ſuchen.

Ein Märchen iſt es, erfunden in philiſterhaften Tagen, als könne je ein vorwiegend literariſches Volk beſtehen. Zuerſt nach dem Ruhme ſeiner Fahnen ſchaut ein Volk aus, wenn es ſeiner Vergangenheit gedenkt, und gern vergißt es die Mängel, das Veraltete eines Kunſtwerks, wenn die Glorie einer großen Zeit aus der alten Dichtung redet. Nie genug werden wir die Briten um jenes vornehmſte Zeichen ihrer Geſundheit und harmoniſchen Kraft beneiden, daß ihnen die Kunſt auf dem feſten Boden ſtaatlicher Größe reiſte. Lieſt der Engländer die Verſe von der Feenkönigin, ſo ſteigt vor ſeinen Augen auf das Bild der großen Eliſabeth, er ſieht ſie reiten auf dem weißen Zelter vor jenem Heere, dem die unüberwindliche Armada wich, und hinter den kriegeriſchen Schaaren der Engel in Milton's Verlorenem Paradieſe erblickt er kämpfend Cromwell's gottſelige Dragoner. So tritt auch dem Spanier aus den Dichtungen ſeiner Lope und Cervantes das Weltreich entgegen, darin die Sonne nicht unterging. Alſo erhalten durch die Wucht erhabener politiſcher Erinnerungen dieſe Werke einen monumentalen Charakter. Wo aber fand die deutſche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts ſolch ein Fußgeſtell ſtaatlicher Größe, daraus ſie ſich ſicher emporheben konnte? Von einem geſunkenen, verachteten Reiche, von einem mißhandelten Volke gingen unſere Sänger aus, und wie ihnen im Leben keines Mediceers Güte lächelte, ſo auch im Tode ſind ſie, was ſie ſind, durch ſich ſelbſt allein. Als Leſſing ſein letztes Drama ſchrieb, fragte er zweifelnd, ob die Tage reiner Menſchenſitte ſo bald erſcheinen würden, die dies Werk auf der Bühne ertrügen; Heil und Glück rief er dem Orte zu, der zuerſt die Aufführung des Nathan ſchauen würde. Und — vor zwanzig Jahren ging in Konſtantinopel der Nathan in neugriechiſcher Bearbeitung über die Bretter. Als dann vor den verwunderten Türken die edlen Worte erklangen: „es ſtrebe von Euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag zu legen", und die rechtgläubigen Moslemin in lauten Beifall ausbrachen, da mochte wohl ein Deutſcher ſtolzer den Nacken heben. Denn hier, weit über die Grenzen chriſtlicher Geſittung hinaus, wo Keiner des Dichters Namen kannte, keine volksthümliche Erinnerung des Gedichtes Zauber erhöhte — hier ſtrahlte ſiegreich die Macht des deutſchen Genius allein, das weltbezwingende Lächeln der Menſchenliebe.

Durch ſich ſelbſt allein wirken jene Künſtler auf die Nachgeborenen. Noch mehr, ſie ſelbſt erſt ſind die Schöpfer eines freieren öffentlichen Lebens in unſerem Volke, ſie ſtanden unbewußt im Bunde mit jenen

Staatsmännern, die dem deutſchen Staatsweſen ein menſchlicheres Daſein bereitet haben. Wie ſich von ſelbſt verſteht in einer Zeit, wo das häusliche Leben die beſte Kraft der Deutſchen erſchöpfte, geſchah dies Hinüberwirken Leſſings auf unſer öffentliches Leben vornehmlich durch ſeine Perſon, durch die ſouveräne Selbſtändigkeit ſeines Charakters. Erſt vor wenigen Jahren iſt ein gutes Bild des Knaben Leſſing bekannt geworden, und mit ſchalkhaftem Behagen ſehen wir den Mann vorgebildet in den Zügen des Kindes. Da ſitzt Theophilus Leſſing, ſittſam, ernſt, in prieſterlich langem Gewande, ehrbarlich ein Lämmchen fütternd, daneben der aufgeweckte Bruder, „mit einem großen, großen Haufen Bücher“, in der eleganten rothen Tracht der Zeit; auch der Unkundige kann errathen, daß jenem beſtimmt ſei, zu leben als dunkler Ehrenmann und Conrector, dieſem — als Gotthold Leſſing. Kraft und Wahrhaftigkeit ſpricht aus den derben Zügen des Knaben, und wahrlich, hart gebettet hat die Zeit den ſtarken und wahren Mann. Sein Puls ſchlug bei voller Geſundheit ſo ſchnell wie der Puls Anderer im Fieber, er beſaß im höchſten Maße jene Lebhaftigkeit des Redens, welche die Oberſachſen vor anderen Deutſchen auszeichnet. Wie raſch jagen ſich da Fragen, Ausrufe, ſchnell wiederholte abgebrochene Worte, und er fand den Muth alſo zu ſchreiben, wie ſeine Landsleute dachten und ſprachen. Nie hat ein Schriftſteller getreuer jenes Wort erfüllt, das ſeltſam genug zuerſt ausgeſprochen ward in einer Nation, die es nicht verſteht — das Wort: le stile c'est l'homme. Dramatiſch bewegt wie das Leben ſelber ſtrömt ſie dahin, dieſe ſchmuckloſe, waſſerklare Proſa — dem Unkundigen ein Kind der Laune, des Augenblicks, dem Tieferblickenden ein Werk vollendeter Kunſt, die ſchwierigſte aller Schreibweiſen, denn unerträglich verletzend muß jeder triviale Gedanke, jede falſche Empfindung ſich verrathen unter dieſer leichten, nichts verbergenden Hülle.

Und dieſer Natürlichſte der Menſchen wuchs empor in einer Umgebung, wo jedes einfache menſchliche Gefühl in feſte, herzloſe, beengende Formen gebannt war, in einem Vaterhauſe, wo hart abweiſend der Befehl der Aeltern, unterwürfig und in ſchnörkelhaftem Ausdruck die Antwort der Kinder erklang. Der ganze Schmerz um eine verbildete Jugend ſpricht aus dem Ausruf des Mannes: „der Name Mutter iſt ſüß, aber Frau Mutter iſt wie Honig mit Citronenſaft“. Als er dann in Leipzig ſich herausriß aus der dürftigen Buchgelehrſamkeit der Schule und jenes Doppelweſen ſeiner Natur, das ſchon das Bild des Kindes

ahnen läßt, ſich entfaltete — der Gelehrte, der in jedem Buche der wittenberger Bibliothek geblättert, der an ſchlechten Büchern mit Vorliebe ſeinen Scharfſinn übte, und der Weltmann von feinen Formen, der ſich gern im Lärm des Tages tummelte, um die raſche Wallung ſeines Blutes zu übertäuben: — da brach jener ſchwere Kampf aus mit ſeinen Aeltern, der längſt ſchon gedroht. Man kennt jenes bittere Wort, das Leſſing am Abend ſeines Lebens ſchrieb: „ich wünſche was ich wünſche mit ſo viel vorher empfindender Freude, daß meiſtentheils das Glück der Mühe überhoben zu ſein glaubt, den Wunſch zu erfüllen.“ Seiner Jugend vornehmlich gilt dieſe Klage wider das karge Glück. Auch der Geduldigſte unter uns ertrüge nicht mehr die Oede des Daſeins jener Tage: ein Volk ohne Vaterland, darum gezwungen im Hauſe jede Freude zu ſuchen, und dennoch unfrei ſogar im häuslichen Leben.

Sie werden freilich immer wiederkehren, am heftigſten in fruchtbaren, aufſtrebenden Zeiten, jene traurigen Zerwürfniſſe von Vater und Sohn, herzergreifend traurig, weil jeder Theil im Rechte iſt und das alte Geſchlecht die junge Welt nicht mehr verſtehen darf. Aber in Leſſing's Leben — wie herzlich er auch von ſeinem Vater geſprochen, wie groß immer die innere Verwandtſchaft der beiden Streitenden — in Leſſing's Leben erſcheint dieſer Kampf unmäßig hart, das alte Geſchlecht ungewöhnlich klein und gehäſſig. Denn der Hader bewegte ſich nicht um politiſche und religiöſe Fragen, die doch nur mittelbar den Frieden des Hauſes berühren; eine große geſellſchaftliche Umwälzung vielmehr begann ſich zu vollziehen, die Ehre des väterlichen Hauſes ward bloßgeſtellt durch die ſociale Stellung des Sohnes. Bis dahin war wer hinausſtrebte aus der Erwerbsthätigkeit des Bürgerthums in den Dienſt des Staates und der Kirche gegangen. Die regſamſten Kräfte des Adels und der Mittelklaſſen hatte das Beamtenthum und jene Zunftgelehrſamkeit des Katheders verſchlungen, die kaum noch den Namen der akademiſchen Freiheit kannte. Höchſtens dem bildenden Künſtler ward geſtattet ſeiner Kunſt zu leben, im Gefolge eines Hofes ein Unterkommen zu ſuchen. Da wagte der Sohn des ehrenfeſten Paſtorenhauſes, was vordem nur verdorbene Talente zu ihrem Unſegen verſucht, er wurde der freie Schriftſteller, der erſte deutſche Literat — nicht in klarer Abſicht, nein, wie die Menſchen werden, wozu der Geiſt ſie treibt, weil er nicht anders konnte, weil dieſer freie Kopf den Zwang des Amtes nicht ertrug. Wie er alſo unſerem Volke eine neue ungebundene Berufsklaſſe erſchuf, ſo wandte er auch zuerſt mit Bewußtſein

ſich an ein neues Publikum. Nimmermehr mochte er der unfreien Weiſe der Mehrzahl ſeiner Vorgänger folgen, die nur geziert für die Höfe, plump für das Volk zu ſchreiben wußten. Wohl dachte er groß und menſchlich von den niederen Ständen, von „dem mit ſeinem Körper thätigen Theile des Volks, dem es nicht ſowohl an Verſtand als an Gelegenheit ihn zu zeigen fehlt“, er wünſchte ihnen als Tröſtung Gedichte zum Preiſe der „fröhlichen Armuth“. Er ſelber indeß ſuchte ſich andere Leſer. Wie er ſich hinausgerettet aus dem Bannkreiſe der alten Stände, ſo ſprach er auch zu einem gebildeten Publikum, das keine Stände kennt, und half alſo dieſen Kern unſeres Volkes erziehen, der in der Literatur zuerſt, dann im Staate zu entſcheidenden Macht emporwachſen ſollte.

Zum erſten Male ſahen die Deutſchen das ruheloſe und doch nie würdeloſe Leben eines abenteuernden Schriftſtellers. „Leſſing“, ſagt Goethe, „warf die perſönliche Würde gern weg, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können.“ Wie geiſtvoll hier der Herzenskündiger geurtheilt, das bezeugt ein erſt vor Kurzem wieder aufgefundenes Epigramm aus Leſſing's Studienzeit; Goethe hat es nie gekannt, und doch ſtimmt es wörtlich mit ſeinem Urtheile überein. Achtlos, übermüthig wirft der Dichter in den erſten Zeilen ſeine Würde hin, um ſie am Ende gefaßt wieder aufzunehmen — in den Verſen:

Wie lange währt's, ſo bin ich hin
Und einer Nachwelt unter'n Füßen.
Was braucht ſie, wen ſie tritt, zu wiſſen,
Weiß ich nur, wer ich bin.

Worte, überaus bezeichnend für Leſſing's raſche, ungeſtüme Weiſe des Lebens — denn er vor Allen beſaß jenen gemeinſamen Charakterzug aller vorwärtsſtrebenden Geiſter, die Gleichgiltigkeit gegen ſeine eignen Werke, ſobald ſie vollendet — aber bezeichnender noch für die Meinung, welche unſeres Volkes beſte Männer von dem Werthe des Nachruhms hegten. Iſt den hellen Köpfen der Romanen der Nachruhm das eingeſtandene höchſte Ziel des Schaffens, ſo leben die Deutſchen des Glaubens: der Ruhm ſei, wie die Liebe, wie jedes echteſte und höchſte Glück des Lebens, eine Gnade des Geſchicks, die wir in Demuth hinnehmen, doch nimmermehr erſtreben ſollen. Und noch immer hat unſer Volk ſich jener Männer mit der wärmſten Liebe erinnert, die am wenigſten davon geredet, daß ſie ein ſolches Gedächtniß erhofften. — Einen

leiſen Schatten freilich hat dieſe harte, kampferfüllte Jugend in Leſſing's Weſen zurückgelaſſen. Jener proſaiſche, nüchterne Zug, der Leſſing von ſpäteren glücklicheren Dichtern in ähnlicher Weiſe unterſcheidet, wie Friedrich der Große einem Cäſar, einem Alexander gegenüberſteht, läßt ſich nicht allein aus der Naturanlage des Dichters erklären. In den Tagen, wo das Gemüth jede Härte am ſchmerzlichſten empfindet, hat kein Frauenauge gütig über ihm gewaltet, allein die ſtreng abweiſende Mutter, die lieblos meiſternde Schweſter trat ihm entgegen. Die innige Zartheit der Empfindung aber, die ein hartes Geſchick dem Jüngling verkümmerte — wie vermöchte der Mann ſie je aus ſich heraus zu entfalten?

Alſo hinausgetreten aus den altgewohnten Kreiſen des bürgerlichen Lebens, hat er mit unverwüſtlichem Muth ſeinen Kampf geführt wider die falſchen Götzen der literariſchen Welt. Die Freude am Kampfe, am Widerſpruch — vergeblich hat man es leugnen wollen — blieb die herrſchende Leidenſchaft in ihm, der von früh auf liebte, „Rettungen" verkannter Charaktere zu ſchreiben, der das Bekenntniß ſtreitluſtigen Stolzes niederlegte in dem Worte: „auf wen Alle losſchlagen, der hat vor mir Frieden." Wie die Schwäche und zugleich die Größe der modernen Culturvölker gutentheils darin gelegen iſt, daß ſie nicht vermögen, wieder ganz jung zu werden, ſo offenbarte auch die unreife deutſche Dichtung jener Tage alle Mängel der Kindheit und des Greiſenalters zugleich. Eine Weltliteratur mag man ſie nennen, wenn das widerſtandloſe Aufnehmen fremdländiſcher Ideale und Formen zu ſolchem Namen berechtigt. Und doch war die in feſten überlieferten Formen erſtarrte Dichtung nicht einmal der correcten Redeweiſe mächtig. Von beiden Schwächen hat Leſſing unſere Dichtung geheilt. Man erfaßt nur eine Seite ſeines kritiſchen Wirkens, wenn man in ihm lediglich den trotzigen Streiter wider die règles du bon goût erblickt, wenn man ihm nicht folgt in jene erſten Jahre, da er mit der peinlichen Strenge des Pädagogen die kläglichen Ueberſetzungsfehler armſeliger Geſellen rügte.

Kein Wunder aber, daß jener Kampf mit den Regeln der franzöſiſchen Aeſthetik allein noch haftet in dem Gedächtniß der Nachwelt. Denn das erſte dauernde ſeiner Werke ſchuf er erſt, da er in den Literaturbriefen auf die zuverſichtliche Behauptung: „Niemand wird leugnen, daß die deutſche Schaubühne einen großen Theil ihrer erſten Verbeſſerung dem Herrn Profeſſor Gottſched zu danken habe" — ſeinen

kecken Schlachtruf erſchallen ließ: „ich bin dieſer Niemand“. Allerdings der Zorn des tiefempörten nationalen Stolzes redet aus dieſer Polemik. Wider den Dünkel der Kritik lehnt der Kritiker ſich auf und hält ihr das Recht des Künſtlers entgegen, der ſich ſelber ſeine Bahnen bricht. Doch ſchärfer noch befehdet der Deutſche die Anmaßung des fremden Volkes, das jeden anderen Volksgeiſt in die Enge ſeiner conventionellen Empfindungen zu bannen gedachte. Wer hört nicht das ſchadenfrohe Gelächter des nationalen Selbſtgefühles aus jenen erbarmungsloſen Zeilen, die der untrüglichen franzöſiſchen Aeſthetik beweiſen, daß ſie die Regeln des Ariſtoteles nicht verſtanden, die Voltaire's Dramatik enthüllen wie ſie iſt — geſucht, gemacht, der Natur entfremdet, „ſo ſteif, als wäre jedes Glied an einen beſonderen Klotz geſchmiedet?“ Mochten die Einen im derben Liede den alten Fritz preiſen, der ſich auf die Hoſen klopft und die Franzoſen laufen läßt, die Andern Beifall rufen, wenn der deutſche Kritiker Voltaire's Blöße zeigte: Beide feierten Siege eines wieder erwachenden Volksthums.

Wucht und Nachdruck erhielten jene kritiſchen Schläge erſt durch Leſſing's Dichterthaten. Auch er hatte ſich geübt in den überlieferten Formen und Empfindungen anakreontiſcher Dichtung, und lange Zeit lockte ſeinen Scharfſinn, der zu ſpielen liebte, das Grenzgebiet zwiſchen Dichtung und Proſa: Fabel und Sinnſpruch. Doch zur rechten Geltung gelangte das ihm eigene ſchöne Gleichgewicht ordnenden Verſtandes und ſchöpferiſcher Phantaſie in dem Drama. Das Gleichgewicht, ſage ich. Denn jene noch heute oft nachgeſprochene romantiſche Thorheit, die dem Dichter der Minna von Barnhelm die echte poetiſche Kraft abſprechen will, iſt längſt im voraus widerlegt durch den Denker, den Leſſing ſelber als den größten der Aeſthetiker verehrte. Ariſtoteles ſagt: zum Dichten gehört ein Genius, ein kräftig und ebenmäßig geſchaffener Geiſt (εὐφυής), der von Natur ſchon das Schöne und Wahre findet — oder auch ein Geiſt von erregbarer, enthuſiaſtiſcher Phantaſie (μανικός). Wenn in Leſſing's Seele der lichte Verſtand unleugbar vorherrſchte, dieſer ekſtatiſche Rauſch ſeinem nüchternen Weſen fremd blieb, ſo beſaß er dafür jenes Höhere: die harmoniſche Kraft des Genius, die nichts unternimmt, was ſie nicht ganz vollbringen kann. Wie er ſchon als Student an der wirklichen Bühne ſich geſchult, ja ſeine Rollen gedichtet hatte für beſtimmte Schauſpieler aus der Truppe der Neuberin, die uns als die Vorläuferin der modernen Schauſpielkunſt gilt: ſo kamen ſeine dramatiſchen Anſchauungen zur Reife im Verkehr mit jener hamburger Bühne,

die heute als die erſte Erſcheinung des neuen deutſchen Schauſpiels bezeichnet wird. Und wie er damals ſchon unter den Franzoſen ſich die natürlichere Schule Marivaux' zum Muſter wählte, ſo führte er die germaniſche Dichtung auf den geraden Weg zurück, brachte ihr die Naturwahrheit, die freie Bewegung des ſhakeſpeariſchen Drama's. Aber ein Reformer — wie der maßvollen Natur des Künſtlers ziemt — nicht ein Revolutionär — wie ſollte er ſich vermeſſen, auf unſere verwandelte Bühne den ungebundenen Scenenwechſel des altengliſchen Schauſpiels einzuführen? Der ſo viele falſche Götzen geſtürzt, wie ſollte er ſich ſelber Shakeſpeare als neuen Götzen ſetzen — was ihm die Gedankenloſen noch heute nachſagen? In der Charakterzeichnung allerdings folgte er Shakeſpeare's Spuren; doch der Bau ſeiner Dramen wich nur wenig ab von der Weiſe der Franzoſen, die mit ihrer klaren Verſtandesſchärfe dem Gegner doch ſehr nahe ſtanden und in ihm einen billigen Richter fanden. Sogar die Rollen, welche das franzöſiſche Schauſpiel uns überliefert, hat er ſorglich beibehalten, nur daß jetzt ſtatt des Liebhabers, des edlen Vaters, der Buhlerin die Tellheim, Odoardo, Orſina erſchienen, lebendige Menſchen mit dem unendlichen Recht der Perſönlichkeit. Auch die dramatiſchen Probleme, die er ſich ſtellt, ſind die höchſten nicht; gewaltigere Kämpfe von reicherem tragiſchen Gehalt ſind ſeitdem über unſere Bretter gegangen. Doch in ſeinem engen Kreiſe ſchaltet er mit einer dialektiſchen Kunſt und einem Reichthum der Erfindung, die allen Zeiten bewundernswerth bleiben werden. Er reißt ſeine Charaktere in eine leidenſchaftliche dramatiſche Bewegung hinein, die keiner ſeiner Nachfolger übertroffen hat.

Wenn alle dieſe gemeinſamen Charakterzüge der Dramen Leſſing's die Bühne umgeſtalteten, wie hat doch jedes einzelne davon noch ſeinen beſonderen Einfluß geübt auf unſer öffentliches Leben! Schon Sarah Sampſon, dies erſte bürgerliche Trauerſpiel der Deutſchen, konnte nur gedichtet werden in einem Volke, deſſen Mittelſtände ſich erhoben, und wirkte belebend zurück auf das Selbſtgefühl dieſer Claſſe. Welch ein Griff aber mitten hinein in das nationale Leben der Gegenwart, als Leſſing ſich des Stiefkindes unſerer Dichter, des Luſtſpiels, erbarmte und in Minna von Barnhelm — mit Goethe zu reden — ein Werk ſchuf von ſpecifiſch nationalem Gehalt! Hier klingt etwas wieder von dem Lärm des ſchleſiſchen Winterlagers, von dem Trommelwirbel der Grenadiere des alten Deſſauers, den der Knabe ſchon vor den Fenſtern von St. Afra gehört. Wie lange hatten unſere Dichter, wenn ſie die

Form ſuchten für den unfertigen, nach Geſtaltung ringenden Gehalt ihrer Seele, ſich hinweg geflüchtet aus der armen Gegenwart und die Heroen einer Vergangenheit, die ſo nie geweſen iſt, „auf des Sittenſpruchs geborgte Stelzen ſteigen“ laſſen! Jetzt endlich wagte ein Dichter das Gemüth der Gegenwart dramatiſch zu verkörpern und gab ein Werk, volksthümlich ſogar in ſeinen Schwächen, in der Breite der komiſchen Scenen, und eben darum ein Werk für alle Zeiten. Denn wie das Erzbild in freier Luft im Lauf der Jahre ſich verſchönt, ſo haben manche veraltete Wendungen in dieſem Luſtſpiele für uns Nachlebende einen neuen ſchalkhaften Reiz gewonnen. Als ein Gott aus der Maſchine tritt in dieſes Drama noch der große König hinein, mit ſeinem Herrſcherwort die erregten Gemüther verſöhnend.

Wie anders ſchon der politiſche Sinn in Emilia Galotti! Nicht allein das Kunſtwerk erquickt uns, das, nach Goethe, „gleich der heiligen Inſel Delos aus der Gottſched-Weiße-Gellertſchen Waſſerfluth emporſtieg, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen“. Keiner unter uns, der nicht den ſittlichen Zorn wider höfiſche Tyrannei und Verderbniß aus dieſem Drama vernommen hätte. Und doch, wer hätte vor der Kataſtrophe der Emilia nicht empfunden, daß der Sinn unſeres Volkes ſeitdem herzhafter und ſtolzer geworden, daß auch Leſſing von der Schüchternheit einer unfreien Zeit ſich nicht völlig befreien konnte? Ein Knabe hat mir einſt geſagt: aber warum ſchlägt der Odoardo nicht lieber den Prinzen todt? — und ich fürchte nicht, daß man dies Wort belächeln werde. Lernen wir erſt wieder jene Beſcheidenheit Leſſing's, der vor einem Kunſtwerke ſeiner Empfindung nicht traute, „wenn ſie von Niemandem getheilt würde“, faſſen wir den Muth, unbekümmert um literarhiſtoriſche Pedanten, zu bekennen was wir fühlen, und ſagen wir grad heraus: wir verſtehen dieſen Mann nicht mehr, der in gerechter Sache die mißhandelte, freilich in ihrem Herzen nicht mehr ſchuldloſe Tochter opfert, ſtatt den frechen Dränger zu tödten. Angeekelt von dem falſchen Pathos der franzöſiſchen Tragödie ſtrebte Leſſing vor Allem die Leidenſchaft in ſeinen Charakteren zu erregen, im ſchärfſten Gegenſatze zu Corneille wies er die Bewunderung aus dem Drama hinweg, und wenn es ihm unfehlbar gelingt, unſer Mitleid für ſeine Helden zu erwecken, ſo bemerkt er nicht immer, daß unſer Mitgefühl mit einem leidenſchaftlich bewegten Menſchen auch ein achſelzuckendes Mitleid ſein kann. Aber dürfen wir ihm eine Unſicherheit des Gefühles nicht vorwerfen, die einem ſtaatloſen Volke natürlich war, ſo bleibt ihm allein

der Ruhm einer Kühnheit, die unſere freiere Zeit kaum mehr zu würdigen weiß. Welchen Schrecken mußte es in ängſtliche Gemüther werfen, daß ein Dichter die ſittliche Fäulniß der Mächtigen auf der Bühne erſcheinen ließ — wenige Jahre nachdem ein adliches Haus ſeiner Heimath ein prunkendes Hochzeitsfeſt gehalten, weil ſeine Tochter zur Mätreſſe des Landesherrn erhoben war! Wenn er abſichtlich vermied, ſeine Fabel mit dem ſtaatlichen Leben zu verknüpfen, wenn er nur durch das perſönliche Schickſal ſeiner Heldin die Hörer erſchüttern, nur „eine bürgerliche Virginia“ ſchaffen wollte, ſo hat ſeitdem die Geſchichte ſeinem Drama einen großen Hintergrund gegeben. Wer hört das Schlußwort des Prinzen, jenen Ausbruch ohnmächtiger leichtfertiger Reue, und denkt dabei nicht an das gräßliche **après nous le déluge**? Wer ſieht nicht hinter den Geſtalten Marinelli's und der Orſina die Schreckensmänner der Revolution emporſteigen?

Und was war, blicken wir zurück, mit dieſem kritiſchen und dichteriſchen Wirken erreicht? Gebrochen war der Aberglaube an fremde Weisheit, den Deutſchen der Muth zurückgegeben, in der Kunſt ſich eigene Pfade zu ſuchen. Selbſtändige Werke der Dichtung waren unſerem Volke geſchenkt, welche aller Glorie der franzöſiſchen Dramatik vollauf die Wage hielten. Das Kunſtverſtändniß endlich unſeres Volkes ward geläutert, die Reinheit der Gattungen in der Kunſt wiederhergeſtellt, der Vermiſchung von Dichtung und bildender Kunſt in der beſchreibenden Poeſie, der Vermiſchung von Poeſie und Proſa in dem Lehrgedichte ein Ziel geſetzt. Und noch der Lebende ſollte die Früchte ſeines Schaffens ſchauen; denn nie wieder wagte unter uns ein Mann von Geiſt ein Lehrgedicht zu ſchreiben, und ſah Leſſing auf die jungen Stürmer und Dränger, ſo hörte er die Deutſchen mit Stolz, ja mit Uebermuth wegwerfend reden von den einſt vergötterten Franzoſen.

Auch durch die beherrſchende Vielſeitigkeit ſeiner Bildung iſt Leſſing ein Bahnbrecher der gegenwärtigen Geſittung geworden. Der den theologiſchen Beruf entſchieden von ſich gewieſen, ſollte der Theologie ſeit Luther die erſte nachhaltige Umbildung bringen. Die Freiheit, die wir Luther dankten, die Begründung des Glaubens auf die heilige Schrift, war ſelber eine neue Knechtſchaft geworden. Leſſing aber erkannte in den Schriften des neuen Bundes den Beleg, nicht die Quelle des chriſtlichen Glaubens und leitete alſo auf den Weg, den die wiſſenſchaftliche Evangelienkritik der neuen Zeit weiter verfolgt hat. Nicht völlig neu

war dieſe Richtung; freute ſich doch ſelbſt jener harmloſe hamburger Naturdichter Brockes, derſelbe, der neun Bände lang das irdiſche Vergnügen in Gott beſungen, im Stillen an den geheimgehaltenen Streitſchriften des Reimarus wider den Offenbarungsglauben. Neu aber war der Muth, herauszuſprechen, was Tauſende meinten, Schmach und Unglimpf zu ertragen von den „kleinen Päpſten", denen Leſſing zuerſt das tauſendmal nachgeſprochene Wort entgegenwarf: lieber einen großen Papſt als dieſe vielen kleinen — jener Muth, der am ſchneidigſten aus der „ritterlichen Abſage" an Götze ſpricht: „ſchreiben Sie, Herr Paſtor, und laſſen Sie ſchreiben, ſo viel das Zeug halten will; ich ſchreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringſten Dinge, was mich und meinen Ungenannten angeht, Recht gebe, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!" Aber vergleichen wir ſelbſt die heftigſten dieſer Streitſchriften mit den gleichzeitigen Angriffen der Franzoſen auf die Kirche, ſo nehmen wir mit Erſtaunen wahr, daß der deutſche Denker in der Sache die Romanen an Verwegenheit überbietet, in der Form hingegen jenes edle Maß einhält, welches, eine ſchöne Frucht deutſcher Duldung, unſere freien Geiſter davor bewahrt, Freigeiſter zu werden in dem von Leſſing gebrandmarkten Sinne.

Und läßt ſich nicht aus dieſem maßvollen Weſen des Denkers das Räthſel erklären: warum doch er, der hinwegſchaute über alle geoffenbarten Religionen, für den alten Gedanken einer Union der chriſtlichen Kirchen ſich erwärmen konnte? Es iſt ein großes Ding, die Weiſſagung des Genius; nicht heute, nicht morgen, nicht ſo erfüllt ſie ſich, wie der am Buchſtaben haftende Deuter ſie auslegt. Jene Union, belächelt als ein Unding von denen, die an der Oberfläche der Dinge verweilen — alltäglich, ſtündlich ſchreitet ſie vorwärts, ſeit die Bildung des Proteſtantismus, die Ideen Leſſing's beginnen das Eigenthum unſeres ganzen Volkes zu werden. Auf eine ſolche Union, die alle kirchlichen Schranken überwunden hat, auf ein ſolches „neues Evangelium" deutet das reifſte Werk dieſer theologiſchen Kämpfe Leſſing's, die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Seine erſten Schriften liegen noch jenſeits der Grenze deſſen, was modernen Menſchen lesbar ſcheint; mit dieſer tritt er bereits mitten hinein in die neue Wiſſenſchaft. Denn löſen wir ab, was uns befremdet, die paraboliſche Hülle, und wir ſchauen als Kern: eine Philoſophie der Geſchichte; wir hören die Lehre von dem Fortſchreiten der Menſchheit und von dem Gott, der die ganze Welt beſeelt, wir finden jenen hiſtoriſchen Sinn der Gegenwart, der in den poſitiven Religionen

„den Gang des menſchlichen Verſtandes“ erkennt und ſeinen ſtolzdemüthigen Ausdruck erhält in Leſſing's Worten: „Gott hätte ſeine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unſern Irrthümern nicht?“ Wohl mochte er empfinden, daß dieſem kühnſten Fluge ſeines Geiſtes die Zeitgenoſſen nicht folgen konnten; darum bat er: laſſet mich ſtehen und ſtaunen, wo ich ſtehe und ſtaune.

Auch die Dichtung, welche dieſen Kämpfen entſproß, ragt hinaus über das Verſtändniß ſeiner, und ſoll ich nicht auch ſagen: — unſerer Zeit. Denn wohl in tauſend Herzen lebt jenes Evangelium der Duldung Nathans des Weiſen. Aber vor dieſem Werke am ſchmerzlichſten empfinden wir, daß die beſten Männer unſeres Volkes Helden des Geiſtes waren; hier gerade thut ſich vor uns auf eine unſelige Kluft zwiſchen den Gedanken unſeres Volkes und ſeinem politiſchen Zuſtand. Erſt wenn die Ideen des Nathan in unſerer Geſetzgebung ſich vollſtändig verkörpert haben, dann erſt dürfen wir uns rühmen in einer geſitteten Zeit zu leben. Wie man auch denken möge über den Inhalt von Leſſing's theologiſchem Syſteme — in Einem mindeſtens iſt er ſchon jetzt der anerkannte Lehrer unſeres ganzen Volkes: er hat die ſittliche Geſinnung vorgezeichnet, daraus alle wiſſenſchaftliche Forſchung entſpringen ſoll. Er ſagte: „ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit zu opfern. Aber das weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz oder gar nicht zu lehren.“ Zum Gemeinplatze geworden ſind ſeine Ausſprüche über das Recht der freien Forſchung, und noch hat Keiner die Kühnheit jenes Wortes überboten: „es iſt nicht wahr, daß Speculationen über Gott und göttliche Dinge der bürgerlichen Geſellſchaft je nachtheilig geworden; nicht die Speculationen — der Unſinn, die Tyrannei ihnen zu ſteuern.“

Und alle dieſe Werke in einer durchſichtigen Form, daraus überall das leuchtende Auge des Denkers hervorblickt. Komiſch beinahe, wie in ſeinen erſten Werken das leidenſchaftlich bewegte Herz ankämpft gegen die Steifheit des überlieferten Verſes. Wie anders der der ungebundenen Rede aufs nächſte verwandte Jambus des Nathan und jene Proſa, die gar nicht anders kann als die augenblickliche Stimmung des Schreibers getreulich wiederſpiegeln! Die augenblickliche Stimmung, ſage ich, denn wenn ſo häufig geklagt wird über die Widerſprüche in Leſſing's Schriften, über die Schwierigkeit, aus ſeinen Briefen ſeine Herzensmeinung herauszuleſen, ſo kann ich in dieſer Klage nur den ſicherſten Beweis für die Wahrhaftigkeit, die Unmittelbarkeit ſeiner Schreibart

finden. Wie ihm zu Muthe war, hat er geſchrieben, jede Regung der Neckerei, des Widerſpruchsgeiſtes, jeden Einfall eines halbfertigen Gedankenganges rückſichtslos herausgeſprochen, jeder Uebertreibung übermüthig eine andere entgegengeſtellt. Und eben weil ihn beim Schreiben nie der Gedanke ſtörte, als könne je die Nachwelt über ſeinen Schriften grübeln, eben darum iſt es ſo leicht, den Einen ganzen Menſchen aus all ſeinen Widerſprüchen herauszufinden.

Fragen wir endlich, wie Leſſing ſich ſtellte zu dem größten Gegenſtande männlicher Arbeit, zum Staate, ſo ließe ſich wohl dawider fragen: iſt es nicht genug an den politiſchen Thaten, die ich ſoeben geſchildert? Waren es nicht politiſche Thaten, als er die Schranken der beſtehenden Stände durchbrach, als er ein Erzieher wurde des modernen Bürgerthums, als er unſerem Volke ein ſtarkes Selbſtgefühl zurückgab gegenüber der Kunſt der Fremden und einer Nation gedrückter Kleinbürger den unendlichen Geſichtskreis der Humanität erſchloß? Gewiß, nur jene ſich liberal dünkenden Pedanten, welche alles ſtaatliche Leben allein in beſtimmten Verfaſſungsformen enthalten glauben, werden hierauf mit einem kurzen Nein antworten. Aber auch zu einem herzhaften Ja werden ſich nur Wenige zwingen. Denn gelernt haben wir endlich, jeden Mann zu fragen, ob er ein Vaterland habe, ob er das Wohl und Weh des Gemeinweſens als ſeine Luſt und ſein Leid empfinde? Hier aber erſcheint modernen Augen eine Lücke in Leſſing's Bildung. Wer ſtimmt ihm nicht zu, wenn er die Freunde Ramler und Gleim tadelt, daß in ihren preußiſchen Kriegsliedern der Patriot den Dichter überſchreie? Wer entſchuldigt es nicht, daß dem Mitlebenden der welthiſtoriſche Sinn des ſiebenjährigen Krieges verſchloſſen blieb, und er darin allein den großen Genius des Königs zu bewundern fand? Und doch, ſtellet eine Ode Ramler's oder das Lied des preußiſchen Grenadiers: „auf einer Trommel ſaß der Held“ neben jenen geiſtſprühenden Brief Leſſing's, der in ſolchem Patriotismus nur „eine heroiſche Schwachheit“ ſah — und Ihr werdet geſtehen, daß auf dieſem Gebiete Leſſing jene ärmeren Geiſter um ihren Reichthum beneiden konnte: ſie waren reicher um die große Empfindung der Vaterlandsliebe.

Selbſt in Tagen, die des freien politiſchen Lebens entbehren, entzieht ſich Keiner gänzlich der Einwirkung des Staates. So läßt ſich auch von Leſſing manches Wort und manche That aufweiſen zum Belege, daß er die Unfreiheit, die Kleinheit des deutſchen Staatslebens empfand: wie er gleich ſeinem Geiſtesverwandten Thomaſius hinausſtürmte aus

der Zahmheit und Enge des kurſächſiſchen Weſens, wie er mit überlegenem Lächeln auf den Gegenſatz des Sachſenthums und Preußenthums hinabſah, wie er das engherzige Mäcenatenthum des Pfälzer Kurfürſten hochſinnig zurückwies, wie auch ihm die Klage ſich entrang: wann werde Deutſchland je Einem Beherrſcher gehorchen? Aber blicken wir von ſolchen vereinzelten Zügen auf jene Freiheitstragödie Henzi, die von blinden Verehrern als ein ganz modernes Werk geprieſen wird, ſo erkennen wir ſofort, wie ganz anders als die Gegenwart Leſſing's Tage ſich zu den Kämpfen des Staatslebens ſtellten. Welche Armuth der Motive hier bei ihm, der uns überall ſonſt durch den Reichthum poetiſchen Details entzückt! Wie künſtlich wird doch die lebendige Fülle des Parteiweſens zugeſpitzt zu dem kahlen abſtracten Gegenſatz von Tyrannei und Freiheit! Nicht blos die Jugend des Dichters iſt ſchuld an ſolcher Armuth, die Geſinnung eines Bürgerthums vielmehr ſpiegelt ſich darin wieder, das die werkthätige Theilnahme am Staate noch nicht kannte und darum von dem Inhalt politiſcher Kämpfe noch keine Anſchauung beſaß. Offenbar hat Leſſing's Denken die politiſchen Fragen nur berührt, an wenigen Stellen berührt. Den Publiciſten von Gewerbe rief er ſogar, ſeinem praktiſchen Weſen getreu, die Mahnung zu, ſolche Dinge zu überlaſſen „dem Staatsmanne und vornehmlich demjenigen, den die Natur zum Weltweiſen machen wollte, weil ſie ihn zum Vorbilde der Könige machte."

Trotzdem ſind jene hingeworfenen politiſchen Gedanken Leſſing's keineswegs überlebt, nicht einmal erledigt. Denn wie man von der Humanität der Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts geſagt hat, ſie ſei herabgeſtiegen vom Himmel auf die Erde, ſo hat auch Leſſing, der die alltäglichen Pflichten des Staates überſah, einige der höchſten Probleme der Staatskunſt beleuchtet, die erſt eine ferne Zukunft löſen wird. Die Geſittung der Gegenwart ſteht zugleich über und unter den Ideen der Humanität unſerer Väter. Sie blickt hernieder auf ein Volk von Privatmenſchen, das den Patriotismus nicht kannte, aber demüthig ſchaut ſie empor zu jenen Weiſen, die, menſchlichen Sinnes voll, nach der Grenze fragten, „wo Patriotismus Tugend zu ſein aufhört". Mit der traurigen Wirklichkeit, die Leſſing umgab, mit dem Elend der Nothſtaaten, darin er lebte, entſchuldigen wir es, daß auch ihm, wie allen deutſchen Denkern ſeiner Zeit, ſehr ſchwer ward die Nothwendigkeit des Staates zu verſtehen, daß auch ihn jene Frage beſchäftigt hat, die ein Volk mächtiger und glücklicher Bürger nie lange betrachten mag, die

Frage: iſt die Abſchaffung des Staates möglich oder zu wünſchen? Desgleichen in die überwundene Epoche vorherrſchenden Privatlebens verweiſen wir ſeine Lehre, daß der Staat, obwohl er erſt „den Anbau der Vernunft möglich mache", doch nur ein Mittel ſei für die Bildung des einzelnen Menſchen. Aber weit hinaus über den Geſichtskreis der Nachwelt ſelber ſchweift er wieder, wenn er in den Freimaurergeſprächen das tiefſinnige Problem durchdenkt: wie laſſen ſich die Uebel der Beſchränktheit und der Härte heben, die das Beſtehen mehrerer Staaten nothwendig hervorruft? Wie iſt eine Verbindung möglich aller guten Menſchen ohne Anſehen des Standes, des Landes und des Glaubens zum Zwecke rein menſchlicher Geſittung? In dieſen Worten, fürwahr, eröffnet ſich die Ausſicht auf einen menſchlichen Verkehr der Völkergeſellſchaft, den erſt ferne Tage ſchauen werden. Wie aber? Steht nicht dies Weltbürgerthum ein Todfeind gegenüber dem erſten und berechtigtſten Streben der Gegenwart, dem Drange nach nationaler Staatenbildung? Ich denke, nein. So tiefſinnig, ſo überſchwänglich reich iſt das Leben der Staaten, daß niemals eine Geiſtesrichtung allein darin herrſchen kann. Noch heute leben ſie, jene Gedanken von dem Weltbürgerthume, und eben jene dürfen ſich heute Leſſing's getreueſte Diener nennen, die — ſeinem Geiſte, nicht dem Klange ſeiner Rede folgend — am rührigſten für den nationalen Gedanken wirken. Wenn erſt von den großen Culturvölkern jedes zerriſſene ſich geeint, jedes geknechtete aus ſeinem Volksgeiſte heraus ſeinen Staat ſich geſtaltet hat, wenn damit verſchwunden ſind die größten, die gefährlichſten Anläſſe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet: dann erſt wird jener geſicherte Verkehr der Menſchen, jenes Weltbürgerthum ſich vollenden in einem tieferen, reicheren Sinne als Leſſing meinte, und allüberall wird man reden von ſeinem Sehergeiſte. Dann auch wird die Welt den Kern der Wahrheit herausfinden aus einem Worte, das in dem ſchwer ringenden Menſchengeſchlechte niemals ganz ſich verwirklichen darf — aus dem himmliſch milden: was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth.

Und Leſſing ahnte, daß Zeiten harten, aufreibenden ſtaatlichen Kampfes unſerem Volke kommen würden. Das bezeugt ſein gehaltvolles Urtheil über die Geſchichte. Wie ſicher begreift er das der Kunſt verwandte Weſen der Geſchichtſchreibung, wenn er die Bildung des „Gelehrten und des ſchönen Geiſtes zugleich" von dem Hiſtoriker fordert. Und ſollte wirklich nur eine ſkeptiſche Laune, und nicht viel-

mehr eine Ahnung der politiſchen Bedeutung hiſtoriſcher Wiſſenſchaft ſich ausſprechen in ſeinem vielgeſcholtenen Paradoxon: im Grunde könne ein Jeder nur der Geſchichtſchreiber ſeiner eigenen Zeit ſein —? So ſcheinen ihm alle Vortheile umfaſſender archivaliſcher Forſchung nichtig gegen die Vorzüge des zeitgenöſſiſchen Geſchichtſchreibers, daß er ſeinen Menſchen bis in Herz und Nieren blicken, daß er ſeine Leſer durch die Erzählung von ihrer eigenen Schuld und Strafe im Innerſten ergreifen und — vor Allem — daß er eine Macht werden kann unter den Lebenden.

Soll ich noch ſchildern, wie wenig die Mitlebenden ihm dankten, wie ſchwer das Geſchick bis zum Ende ihn heimſuchte? Das widrige Sprichwort, das in jenen weichlichen Tagen von Mund zu Munde ging, das Wort: „getheilter Schmerz iſt halber Schmerz“ hatte der Jüngling ſchon mit der ſtolzen Gegenrede abgewieſen:

Was nutzt mir's, daß ein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zwiefach elend ſcheine.

Einſam iſt er durch das Leben geſchritten, und ſein alle Weichheit des Gefühls mißachtender Sinn neigte ſich zu dem Grundſatze antiker Sittlichkeit, der Weiber und Sklaven von den höchſten Forderungen des Sittengeſetzes ausſchloß. Dann hat ihm der klare und heitere Geiſt ſeiner Eva König jene treue und tiefe Neigung erweckt, die mit ihrem verſtändigen, derb bürgerlichen Weſen in den Herzensgeſchichten der Dichter ihres Gleichen nicht findet. Ein Jahr einer glücklichen Ehe lehrte ihn größer von den Frauen zu denken; dann am Abend ſeines Lebens entrang ſich ihm jene ſchreckliche Klage: „meine Frau iſt todt, und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Es iſt mir lieb, daß mir viele ſolche Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können, und ich bin ganz leicht.“ Wenn er aber aus dem tiefen Schmerze hinausblickte in ſein Haus und in die Welt der Kunſt, ſo hat er ſicher empfunden, daß ſeine Saat aufging. Die Kinder ſeines Weibes hörte er verkehren in dem Tone ſchlichter offener Herzlichkeit, er ſah eine ſegensreiche Verwandlung des häuslichen Lebens und durfte ſich ſagen, daß er ſelber ein Großes daran gewirkt. Und in der Kunſt, deren Feſſeln er gebrochen? Da ſtürmte Götz von Berlichingen über die Bretter, und die Jünglinge klagten in überſtrömender Empfindung um die Leiden des jungen Werther. Mochte der Maßvolle der regelloſen Weiſe des jungen Geſchlechtes zürnen und ſpotten über die weichen Gefühle, die ſeinen helleniſchen Sinn nie berührt, und die Rechte der Cultur vertheidigen wider Rouſſeau's Naturſchwärmerei: — mit freudigem Verſtändniß hat er doch den Genius

begrüßt, als Goethe jene grandioſe Fabel beſang, die zu ewig neuen Liedern den Sinn der Sterblichen begeiſtern wird, die Fabel von dem Lichtbringer Prometheus.

Um das Todesjahr Leſſing's ging von der Einſiedelei in Sansſouci die denkwürdige Schrift aus „über den Zuſtand der deutſchen Literatur". Zu ihr möchte ich alle jene führen, die noch immer das Tendenzmärchen wiederholen, dem großen König habe das Herz gefehlt für unſer Volk. Iſt es nicht genug an dem einen Fluche der Deutſchen, der noch heute gewaltig fortwirkt in allen Zweigen unſeres Volkslebens bis hinab in die Sprache und die traulichen Umgangsformen des Hauſes — daß Luther der einen Hälfte der Nation der geprieſene Erretter, der anderen ein Gräuel iſt? Noch fern iſt die Zeit — doch auch ſie wird erſcheinen — wo Alles, was deutſche Zunge redet, den deutſchen Helden in Luther begrüßen wird. Schon jetzt aber iſt die Stunde gekommen, den anderen Mann, der nächſt Luther am gewaltigſten für die neueren Deutſchen gewirkt, von den Schmähungen zu entlaſten, womit blinde Parteiwuth ihn bedeckt. Nicht die preußiſche Neigung des heutigen Liberalismus hat unſerem großen König den Ruhm eines nationalen Helden angedichtet; kein Anderer als Goethe ſprach das gute Wort: Friedrich der Große erſt habe durch ſeine Thaten unſerem Volksleben jenen großen heroiſchen und nationalen Inhalt gegeben, den Leſſing in ſchöne Formen bildete. Ihn, der alſo den Stoff geboten für die neu erſtandene Dichtung — hören wir ihn reden über die Kunſt der Deutſchen! Klagen, bittere Klagen über die form- und zuchtloſe Sprache, Klagen, daß unſere Sprache noch nicht in die Schnürbruſt eines Wörterbuchs der Akademie eingezwängt ſei, daß die Dramen Shakeſpeare's, „würdig der Wilden von Kanada", und die „abſcheulichen Plattheiten" des Götz von Berlichingen das rohe Volk erfreuen! Wir erſtaunen über dieſen unerhörten Beweis der franzöſiſchen Bildung des Königs und ſeiner gänzlichen Unkenntniß der deutſchen Dichtung; doch leſen wir weiter in derſelben Schrift, ſo redet uns mächtig zum Herzen die deutſche Empfindung deſſelben Mannes, der bewegte Ausdruck des Zornes und der Scham über ſolche Armuth der Kunſt ſeines Volks, das frohe Ausſprechen endlich einer großen nationalen Hoffnung. Nicht an Geiſt gebreche es den Deutſchen; ſchon ſei der Ehrgeiz der Nation erwacht, „und vielleicht werden, die zuletzt kommen, alle Vorhergehenden übertreffen. Ich bin wie Moſes," ruft der König am Ende, „ich ſehe das gelobte Land aus der Ferne, doch ich bin zu alt, um es je zu betreten."

Nun halte man neben dieſe Worte des Königs Leſſing's berufene Klage: der Charakter der Deutſchen ſei, keinen eigenen Charakter haben zu wollen — in wie ſeltſamem Irrthum verfingen ſich doch die Beiden! Der König erwartet den Glanz unſerer Dichtung von den franzöſiſchen Regeln, und ſiehe, er kam durch die Freiheit. Der König meint in der Ferne das gelobte Land zu ſehen, und ſiehe, er ſelbſt ſtand mitten darin. Desgleichen der Dichter, der ſo ſchmerzlich fragte nach dem Nationalcharakter der Deutſchen — hätte er leſen können in der Seele jener preußiſchen Soldaten, die bei Roßbach die Franzoſen warfen und bei Leuthen in der Winternacht das „Herr Gott Dich loben wir" ſangen, gewiß, er hätte begriffen: die lebendige Staatsgeſinnung, die er ſuchte, ſehr unreif war ſie, doch ſie war im Werden. So ſtanden die Beiden im Nebel der Nacht: der König, der einen Leſſing ſuchte für unſere Kunſt, und der Dichter, einen Friedrich ſuchend für unſeren Staat. Inzwiſchen iſt es Tag geworden, die Nebel ſind gefallen, und wir ſehen die Beiden dicht neben einander auf demſelben Wege: den Künſtler, der unſerer Dichtung die Bahn gebrochen, und den Fürſten, mit dem das moderne Staatsleben der Deutſchen beginnt.

Und wäre es denn ein Zufall, daß achtzig Jahre nach Leſſing's Tode gerade ſein Bildniß den Anſtoß gab zu einem heilſamen Umſchwunge unſerer Bildnerkunſt? Verſuchen wir uns zu verſenken in die Seele des Künſtlers, dem jene Aufgabe ward. Sollte er Leſſing bilden in der Toga — ihn, der das geſpreizte Römerthum der Franzoſen erbarmungslos verſpottete? Oder in dem beliebten Theatermantel — ihn, der im Leben jeden falſchen Schein verſchmähte? Da blieb kein Ausweg: kraftvoll, ſchlicht und wahrhaft wie er ſelber — oder gar nicht mußte Leſſing's Bild erſcheinen. Und der glückliche Entſchluß einmal gefaßt, hat unſerm Rietſchel jedes Glück des Genius gelächelt, aus jeder Noth ward ihm eine Tugend. Der ſteife Haarbeutel ward ihm ein Anlaß, die vollendeten Linien des wallenden Haares zu zeichnen, und die Enge des kurzen Beinkleids erlaubte ihm, die gedrungene Kraft der Glieder zu zeigen. So ſehen wir Leſſing's Bildniß vor uns — die erſte Bildſäule der Deutſchen, darin der entſchloſſene wahrhaftige Realismus der Gegenwart ſich in höchſter Ehrlichkeit offenbart — ſchmucklos und ſtark, gehobenen Hauptes, und dieſe trotzigen Lippen ſcheinen zu reden:

was braucht die Nachwelt, wen ſie tritt, zu wiſſen,
weiß ich nur, wer ich bin.

Heinrich von Kleist.

(Leipzig 1858.)

Wer unter den Hellenen nicht verstand eine feste Stelle zu gewinnen in der gegebenen Ordnung des Staates und der Sitte, der ging zu Grunde, verachtet und vergessen. Der strenge Bürgergeist der Alten verdammte den Einzelwillen, der sich erdreistete etwas zu gelten neben dem Willen des Ganzen; ihr auf das Große gerichteter Sinn blickte gelassen hinweg über die geheimsten Schmerzen der ringenden Menschenseele; ihre Schamhaftigkeit scheute sich den Schleier zu heben, der diese Abgründe des Herzens verhüllt. Erst die moderne Welt zeigt ein liebevoll mitleidiges Verständniß für die Fülle des Elends, die in dem Worte liegt: ein verfehltes Leben! Und sie hat guten Grund zu solchem Mitleid. Sie läßt den Einzelnen aufwachsen in fast schrankenloser Ungebundenheit: mag er nachher selber zusehen, wie dies junge trotzige Ich nach hartem Kampfe sich einfüge in die handelnde Gemeinschaft der Menschen. Nicht in den brausenden Jünglingsjahren, deren glückselige Thorheit allein den philisterhaften Sittenprediger erschreckt — erst später, um die Mitte der zwanziger Jahre, wenn die Zeit des Schaffens anhebt, pflegen dem modernen Menschen die schwersten, die gefährlichsten Stunden zu kommen. Welcher Mann von halbwegs reicher Erfahrung hätte nicht an dieser Markscheide des Lebens einen geliebten Genossen seiner Jugend zu Grunde gehen sehen und schmerzvoll mit Heinrich von Kleist gerufen:

Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Die fette Mittelmäßigkeit schwimmt behaglich obenauf, doch manche der Besten sinken unter, weil ihr reicher Geist sich nicht fügen will dem Gebote des Lebens: du sollst einen Theil deiner Gaben ruhen, verkümmern lassen — einem Gebote, dessen Härte der Gedankenlose gar nicht fühlt. Wie Viele flattern dahin ihr Leben lang wie mit gelähmter

Schwinge, weil ein Mißgriff, ein Körpergebrechen, ein alberner Zufall ſie ausſchließt von dem Wirkungskreiſe, in dem ſie ihr Höchſtes, ihr Eigenſtes leiſten konnten. Unter Allen, die nicht wurden was ſie wollten, leidet Niemand ſo furchtbar wie der hochſtrebende Geiſt, der ſich durch ſein ganzes Sein, durch eine unwiderſtehliche innere Stimme in einen beſtimmten Beruf — und nur in dieſen — getrieben fühlt und ſchließlich doch entdeckt, daß ſeine Kraft nicht ausreicht. Solche Grauſamkeit der Natur trifft am härteſten die reizbare Seele des Künſtlers; denn er vermag weniger als irgend ein anderer Arbeiter die Mängel der Begabung durch die Kraft des Willens zu erſetzen, und die Kunſt kennt keine Mittelſtraße, ſie kennt nur vollendete oder verfehlte Werke. — In Viſcher's Aeſthetik, einem der beſten und beſtbeſtohlenen Werke unſerer Literatur, wird ſehr richtig neben dem Genius, der ſich ſelber die Regel iſt, und dem Talente, das auf geebneter Bahn friſch und kräftig vorwärts ſchreitet, noch eine dritte Form der künſtleriſchen Anlage unterſchieden: das partielle Genie — die Begabung jener tief unglücklichen Geiſter, welche dann und wann in ſeligen Augenblicken mit der Kraft des Genius das Claſſiſche, das Ewige ſchaffen, um alsbald ermattet zurückzuſinken und ſich zu verzehren in heißer Sehnſucht nach dem Ideale. Solche Naturen gleichen einem herrlichen, großgedachten Gemälde, das irgendwo an auffälliger Stelle durch eine Lücke, eine widrige Verzeichnung verunſtaltet wird, ſie beſitzen Alles, was den unſterblichen Meiſter bildet, bis auf jenen kleinen Punkt über dem i, der den Buchſtaben fertig macht. Die deutſche Dichtung, die nicht emporwuchs aus einer reifen Volksgeſittung, ſondern ihr voranging, zählt eben deshalb ſolcher unfertiger, unglücklicher Genies nur allzu viele, und unter ihnen ragt Heinrich von Kleiſt als der Gewaltigſte, der Wahrhaftigſte hoch empor. „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel ſchenkt dem Menſchen ein ganzes oder gar keines" — ſo bezeichnet er den Fluch ſeines Lebens, und nur er ſelber darf alſo reden, denn die Halbheit, die Armuth ſeiner Gaben genügt vollauf, um eine Handvoll tüchtiger Künſtler mit überſchwänglichem Reichthum zu ſegnen.

Wir Deutſchen rühmen uns, daß von den Helden unſeres Geiſtes nicht ſo unbedingt wie von den meiſten Dichtern anderer Völker geſagt werden darf: des Künſtlers Leben ſind ſeine Werke. Es iſt ein echt deutſcher Spruch, den Schiller einmal hinwirft: „Den Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht größer war als ſeine Werke." Selbſt vor Goethe's Fauſt überkommt uns die ſtolze Ahnung, daß der Dichter

noch immer eine Fülle überſchüſſiger Kraft zurückbehalten hat in ſeiner reichen Seele. Darum laſſen wir uns die Freude nicht nehmen, den größeren Mann zu ſuchen hinter den großen Werken, und auch wer die Vorliebe der Gegenwart für die Briefe und Papierſchnitzel unſerer Dichter nicht theilt, darf das berechtigte Gefühl nicht verkennen, das dieſem Uebermaß zu Grunde liegt. Die düſtere Geſtalt Heinrich Kleiſt's verbietet uns ſolchen Genuß. Während ſeine Werke oft den Tadel, immer das Lob entwaffnen, einige darunter bis zu den Höhen menſchlichen Schaffens hinaufreichen, iſt ſein Leben doch nur eine entſetzliche Krankheitsgeſchichte. Zweifel und Kämpfe, wie ſie niemals grauſamer ein Menſchenherz gepeinigt, Siechthum des Leibes und der Seele, der ungerechte Kaltſinn der Zeitgenoſſen, der Zuſammenbruch des Vaterlandes und die gemeine Noth um das liebe Brot — das Alles vereinigt ſich zu einem erſchütternden Bilde; dem Betrachter bleibt zuletzt nur ein Gefühl grenzenloſen Mitleids und der wehmüthige Hinblick auf die von dem Unglücklichen ſo oft angerufene „Gebrechlichkeit der Welt". — Die Biographie ſteht darum dem reinen Kunſtwerke ſo nahe, weil in dem Daſein jedes bedeutenden und geſunden Mannes die Geſchichte ſeiner Zeit wie in einem Mikrokosmos erſcheint. Kleiſt's Leben aber, wie mächtig auch die Stürme des Jahrhunderts dieſen tiefen Geiſt erſchütterten, iſt die Geſchichte höchſtperſönlicher Leiden, ein pſychologiſches Problem.

Wir kennen nicht die Züge ſeines Geſichts; denn das einzige erhaltene Porträt — ein greiſenhafter Knabenkopf, den ein Gottverlaſſener, dicht auf der Grenze zwiſchen dem Maler und dem Weißbinder ſtehend, zuſammengepinſelt hat — erweckt keinen Glauben. Von den geheimen Kämpfen ſeiner Seele hat er ſelbſt ein treueres Bild gegeben in den Briefen an ſeine Schweſter, die mit ihrer dämoniſchen Leidenſchaft, ihrem verzehrenden Schmerze in unſerer Literatur einzig daſtehen; wohl nur Mirabeau's Jugendbriefe ſchildern mit gleich ſchreckhafter Wahrheit den Aufruhr in einem großen Menſchengeiſte. Aber ſelbſt wer dieſe rückhaltloſen Geſtändniſſe kennt, ſteht zuletzt doch traurig vor einem Unbegreiflichen, vor einer krankhaften Naturanlage, die dem Dichter ſelbſt ein Räthſel blieb. In allen ſeinen Irrgängen begegnet uns kein Zug, der nicht ehrlich, hochherzig, bedeutend wäre. Er ringt nach der Erkenntniß des Wahren und des Schönen, nach den Kränzen höchſten Dichterruhms; an den platten Freuden des Lebens geht er vorüber mit einer ſtolzen Verachtung, die unſerem genußſüchtigen Zeitalter faſt un-

faßbar ſcheint, kaum daß dann und wann die Sehnſucht, nicht nach dem Behagen, ſondern nach dem Frieden des Hauſes ſich in ſeine Klagen miſcht. Für ihn wie für wenige Menſchen gilt das Wort: ihn ganz verſtehen heißt ihm ganz verzeihen.

Geboren am 10. October 1776 zu Frankfurt an der Oder tritt der feurige junge Menſch nach dem Brauche ſeines Soldatenhauſes frühzeitig in die Armee. Während er theilnimmt an den rheiniſchen Feldzügen, erſchüttern die Ideen des philoſophiſchen Jahrhunderts ſein Herz. Er ſehnt ſich hinaus in die Freiheit, in das unendliche Reich des Wiſſens, er will „die Zeit, die wir hier ſo unmoraliſch tödten, durch menſchenfreundliche Thaten bezahlen“. In ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre fordert er ſeinen Abſchied und kehrt als überreifer Student in ſeine Vaterſtadt zurück. Er wird der Lehrer, der geiſtige Mittelpunkt für einen heiteren Kreis junger Verwandter, er verſchlingt die Bücher in raſtloſer Arbeit und meint mit ſeinem Forſchen bis in den Kern der Nuß einzudringen. Aber ſchon nach Jahresfriſt treibt ihn eine verzehrende innere Unruhe hinweg von den Studien, von ſeiner kaum gefundenen Braut. In Berlin ſodann trifft ihn wie ein Wetterſtrahl die Lehre Kant's, daß der Menſch nicht die Dinge kennt, nur ſeine Anſchauung von den Dingen. In maßloſem Schmerz bricht der junge Himmelsſtürmer zuſammen vor dieſer Erkenntniß. Die Verzweiflung an aller Wahrheit, an allen Geſetzen des ſittlichen Lebens klagt fortan ſchauerlich in ſeinen Briefen: „Daß wir ein Leben bedürften, um zu lernen, wie wir leben müßten! — Und ſo mögen wir am Ende thun was wir wollen, wir thun recht!“ Und dazwiſchen immer von Neuem die glühende Sehnſucht nach dem Ewigen: „Zwiſchen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Ausſicht an Ahndungen reicher als Gedanken faſſen und Worte ſagen können!“

Schon in früher Jugend quält ihn die überfeine Zartheit des Gewiſſens, welche wir ſo gern als ein Zeichen innerer Reinheit begrüßen möchten, während ſie doch in den meiſten Fällen nur der Vorbote iſt eines verdüſterten, ſelbſtquäleriſchen Alters. Mit unbarmherzigem Auge verfolgt er ſelbſt jeden ſeiner Schritte, wie ein Geiſteskranker belauſcht er ſich; ſelbſt über ſeine tollſten Streiche, ſeine finſterſten Seelenkämpfe giebt er ſich und Andern Rechenſchaft — das Alles ganz unbefangen, ganz wahrhaftig, ganz frei von jedem Streben ſich intereſſant zu machen. Darüber gehen ihm natürlich viele jener Augenblicke verloren, wo der Menſch, ganz mit ſich einig, ohne Wahl und Frage ſein Beſtes ſchafft.

Das Doppelleben, das ſo viele Künſtler führen, wird ihm zur verzehrenden Krankheit. Nicht genug, daß ſeine Stimmung in jähen Sprüngen von kindlich harmloſer Fröhlichkeit zu finſterem Unmuth, von raſch auflodernden Stolze in kleinmüthige Verzagtheit umſchlägt, daß ſeine Unbeſtändigkeit ihm den bitteren Ausruf entringt, Gleichmuth ſei die Tugend nur des Athleten; nicht genug, daß ſeine ſchneidende Verſtandesſchärfe ungeſellig ſteht neben einer glühenden Einbildungskraft und einem weichen Gemüthe: auch ſeine Phantaſie bringt ihm keinen Troſt. Der ſo Viele mit dem reichen Spiele ſeiner Erfindung entzückt, ihm bleibt ſelbſt das harmloſeſte Vorrecht des Künſtlers verſagt. Nicht einmal Luftſchlöſſer kann er bauen, nicht einmal im Geiſte ſich zu ſeinen Lieben verſetzen; es iſt, als ſei ſeine Phantaſie für das tägliche Leben nicht vorhanden. Er haßt die Menſchen; denn ſein Herz und Nieren prüfender Scharfblick zeigt ihm ihre Kleinheit, und ſein düſterer Sinn vermag nicht, mit überlegenem, freundlichem Lächeln das Recht ſolcher Kleinheit zu würdigen. „Vielleicht" — ſo ſchreibt er einmal ſeiner Braut — „hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glück verſagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt." Fremd, beklommen ſteht er in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft, wo das Verbergen jedes ſtarken Gefühls für gute Sitte gilt; und doch kann er des Beifalls der Mißachteten nicht entbehren. Die Welt beginnt die Achſel zu zucken über ſein zielloſes Träumen, er fühlt die ſpöttiſchen Blicke ſeiner Umgebung auf ſeinen Wangen brennen. Der Drang nach Thaten erwacht und laſtet auf ihm „wie eine Ehrenſchuld, die Jeden, der Ehrgefühl hat, unabläſſig mahnt"; er will ſchaffen, raſtlos, unermüdlich: „der Menſch ſoll mit der Mühe Pflugſchaar ſich des Schickſals harten Boden öffnen". Auch ſeine Freunde, ſeine Braut, ſeine geliebte Schweſter Ulrike drängen und fragen ihn, was er denn werden, was er leiſten wolle. O Ihr Erinnyen mit Eurer Liebe! ruft er außer ſich.

Wer hätte nicht einmal in ſchweren Stunden erfahren, wie qualvoll ſolche zudringliche Einmiſchung der Welt uns bedrückt, wenn eine ernſte Entſcheidung vor unſere Seele tritt? Und eben jetzt, da Jedermann ihm von ſeinen wiſſenſchaftlichen Plänen ſpricht, iſt Heinrich Kleiſt ſchon verekelt an aller Wiſſenſchaft, er ahnt, daß Gelehrte und Künſtler Antipoden ſind und — daß er ſelber ein Dichter ſei. Auch dies müſſen wir ſchweigend hinnehmen als ein pſychologiſches Räthſel, daß in einem ſolchen Dichtergeiſte die Ahnung ſeines Berufes ſo unbegreiflich ſpät

erwachte. Kein Liebeslied, kein rhetoriſcher Dithyrambus hat ihm, wie anderen glücklicheren Künſtlern, die holde Schwärmerzeit des Lebens verſchönt; die Erſtlinge ſeiner Muſe ſind — ſeine ſchmerzbewegten Briefe an Ulrike. Wir fühlen nach, wie das Ohr des Künſtlers ſich erfreut an dieſen verhaltenen Gedichten, an dem vollen Klange dieſer leidenſchaftlichen Klagen. Zuweilen tritt ſchon die Sehnſucht nach dem Schönen klarer hervor; er ſchildert die Reize der Natur in prächtigen Farben, er ruft: „wir ſollten täglich wenigſtens ein gutes Gedicht leſen, ein ſchönes Gemälde ſehen, ein ſanftes Lied hören oder ein herzliches Wort mit einem Freunde wechſeln.“ — Dann ſtürmt er hinaus in die Ferne; jahrelang, auf unſtäten Wanderfahrten durch Deutſchland, Frankreich und die Schweiz jagt er dem Traumbilde des Dichterruhmes nach, das flammend vor ſeiner Seele ſteht. Er will der größte der Kleiſte werden — denn ein naiver Familienſtolz liegt in ſeinem Geiſte dicht neben der Schwärmerei für die Gleichheit der Menſchen. Das Sprichwort der märkiſchen Vettern „jeder Kleiſt ein Dichter“ ſoll ſich glorreich erfüllen, der Lorbeer des alten Ewald Kleiſt ſoll verwelken neben dem ſeinen. Er berauſcht ſich an Goethe's Werken, Schiller's ideales Pathos ergreift dieſen durch und durch realiſtiſchen Kopf nur wenig. Zugleich ſagt ihm eine geheimnißvolle Ahnung, daß in ihm ſelber eine Gewalt dramatiſcher Leidenſchaft ſchlummere, die Goethe's harmoniſcher Genius ſo nicht kannte: ich will ihm den Kranz von der Stirne reißen, ruft er frevelnd. Was hat er nicht ausgeſtanden bei dem wohlweiſen Lächeln der Philiſter um ihn her, die ihm ſeine „Verſche“ nicht verzeihen können; wie ſoll das armſelige Volk erſtaunen, wenn er einſt heimkehrt als der erſte der deutſchen Dichter!

Und ſchon iſt der Plan gefunden, der alle Wunder von Weimar mit einem Schlage überbieten ſoll: das Drama Robert Guiscard. Auf dieſen einen Wurf ſetzt er ſein Alles: gelingt ihm dies Gedicht, „das der Welt Deine Liebe zu mir erklären ſoll“, — dann will er ſterben, ſo ſchreibt er der Schweſter. In dem geheimnißvollen Ringen um dieſes Werk verzehrt ſich die edelſte Kraft ſeiner Jugend. Bald ſchwelgt er in „der Erfindung, dieſem Spiele der Seligen“, bald umflattern die werdenden Geſtalten des Gedichts ſein Haupt wie ein verfolgendes Dämonengeſchlecht, alſo daß er mitten in froher Geſellſchaft mit halblauter Stimme zu dichten beginnt. Wieder und wieder vernichtet er das Werk, das ſeinen glühenden Wünſchen nie genügt. Dann klagt er das Schickſal an, warum es nicht die Hälfte ſeiner Gaben zurückgehalten

habe, um ihm dafür Selbſtvertrauen und Genügſamkeit zu ſchenken; dann überfällt ihn die Reue um die verlorenen Stunden, die ungenoſſenen wie die ungenützten, und eine tiefe Verachtung des Lebens: „wer es mit Sorgfalt liebt, moraliſch todt iſt er ſchon, denn ſeine höchſte Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indem er es pflegt“. Und bald ſtrahlt er wider von kecker Siegeszuverſicht und ruft gleich ſeinem Prinzen von Homburg: o Caeſar Divus, die Leiter ſetz' ich an deinen Stern! Sein äußeres Leben in dieſen angſtvollen Tagen ſchildert er ſelbſt in der Klage: „an mir iſt nichts beſtändig als die Unbeſtändigkeit“. Er wandert und wandert, ſchließt Bekanntſchaften mit bedeutenden Männern, um ſie ebenſo ſchnell zu löſen, entwirft neue Lebenspläne, um ſie ſogleich fallen zu laſſen. Er will als ein Landmann in der Schweiz ſich eine ſtille Hütte bauen und bricht mit ſeiner Braut, weil ſie ihm nicht folgen will; er verſucht einmal, inmitten der Pracht der Alpen, auf einer Inſel in der Aar, mit einem anmuthigen Schweizermädchen ein beſchauliches Künſtlerleben zu führen — und das Alles zieht an ihm vorüber wie ein Traum, leer und nichtig neben dem Einen, was ihm wirklich iſt — neben dem Dichterſchmerz um ſein Drama. Da endlich erfolgt die Enttäuſchung, deren ſchneidenden Jammer nur die eigenen Worte des Unglücklichen ſchildern können. Am 5. October 1803 ſchreibt er der Schweſter:

„Der Himmel weiß, meine theuerſte Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr iſt), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchſtaben eines Briefes gäbe, der ſo anfangen könnte: „mein Gedicht iſt fertig“. Aber Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtauſend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meiſten mit eingerechnet, an den Verſuch geſetzt, zu ſo vielen Kränzen noch einen auf unſere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unſere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug ſei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröſtet mich, „wenn jeder ihrer lieben Söhne nur eben ſo viel thäte, ſo würde unſerem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen.“ Und ſo ſei es denn genug. Das Schickſal, das den Völkern jeden Zuſchuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunſt in dieſem nördlichen Himmelsſtrich noch nicht reifen laſſen. Thöricht wäre es wenigſtens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk ſetzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu ſchwer iſt. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da iſt, und beuge mich ein Jahrtauſend im Voraus vor ſeinem Geiſte. Denn in der Reihe der menſchlichen Erfindungen iſt diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächſt irgendwo ein Stein ſchon für den, der ſie einſt ausſpricht. Und ſo ſoll ich denn niemals zu Euch, meine theuerſten Menſchen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thuſt, ſo kennſt Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir

einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung. Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kuxe auf Goldminen giebt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten?" —

Gleich darauf eilt er nach Frankreich, um unter Bonaparte's Fahnen in England zu landen und — dort „den schönen Tod der Schlachten zu sterben. Unser aller Verderben lauert über den Meeren. Ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab". Eine schwere Krankheit rettet ihn aus diesem Anfalle des Wahnsinns; doch die Narben aus jenen Kämpfen bleiben unvertilgbar seinem Geiste aufgeprägt. Von neuem beginnen die unstäten Wanderfahrten; über lange Abschnitte seines Lebens sind wir noch heute ohne sichere Kenntniß. Von kundiger Seite wird mir erzählt, daß der Unglückliche wirklich einige Zeit in einem Irrenhause verbracht habe. Ich lasse die Thatsache dahingestellt; unglaublich ist sie keineswegs, denn in diesem reichen Geiste arbeiten dämonische Kräfte, die über die Enden des Menschlichen hinausgreifen, er schwankt zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild, zwischen dem Gott und dem Thier. Sein poetischer Genius bricht sich endlich seine Bahn durch alle diese Leiden, entfaltet sich stolz und sicher, stätig anwachsend. Dann bringt das Unglück des Vaterlandes seinem verwüsteten Leben wieder einen neuen reichen Inhalt: mit der inbrünstigen Liebe eines großen Herzens klammert der Dichter sich fest an sein versinkendes Volk, und während er die herrlichen Werke schreibt, die ihn an die Spitze unserer politischen Sänger stellen, trägt der Unbegreifliche jenen finstern Lebensüberdruß mit sich umher, der ihn schließlich zum Selbstmord treibt.

Es hieße an jeder Freiheit des Willens verzweifeln, wollte man in einem so unseligen Leben keine Schuld finden. Aber wer ist so vermessen, nach den dürftigen Nachrichten das Maß seiner Verschuldung und das Maß seines Unglücks abzuwägen? Nur einige widrige Umstände, an denen Kleist's Wille wenig ändern konnte, seien erwähnt. Durch seinen frühzeitigen Eintritt in den Soldatenstand ward sein Entwicklungsgang unterbrochen, seine ganze spätere Bildung autodidaktisch und verwirrt. Und wie unentbehrlich war nicht eine strenge Geisteszucht gerade einem so erregbaren, so leicht und vielseitig auffassenden Kopfe! Ein geborener Edelmann war er hinabgestiegen zu

einem Berufe, der jenen Tagen noch für bürgerlich galt, und vermochte doch den ſtätigen, folgerechten Fleiß des bürgerlichen Arbeiters ſich niemals anzueignen. Noch tiefer und unheilvoller mußte auf ihn wirken, daß das Leben ſeinem Gemüthe ſo wenig Freuden bot. Eine wahre, beglückende Liebe hat er nie genoſſen. Und wenn wir ſeine Richtung auf das Drama, ſein für jene Zeit wunderbar lebendiges Intereſſe am politiſchen Leben bedenken, wenn wir uns fragen: welch' ein Geiſt mußte es ſein, der in dem Käthchen von Heilbronn, in der willenlos ſich hingebenden Liebe ſein weibliches Ideal finden konnte? — ſo erkennen wir, daß, bei aller Reizbarkeit, das männliche, ja das männiſche Weſen der hervorſtechende Charakterzug ſeiner Natur war, ſo verſtehen wir auch, wie ſchmerzlich dieſer ſtolze Mann den Mangel theilnehmender Liebe empfinden mußte. Seine Braut hat ihn nie beglückt, das bezeugen ſeine Briefe. Dieſe Liebesbriefe eines Dichters, die uns mit einer Fluth dürrer, doctrinärer Proſa überſchütten, ſeien allen denen empfohlen, welche nicht begreifen können, aus wie ſeltſamen, widerſtrebenden Stoffen der Menſch gemiſcht iſt. Jeder Brief beginnt mit einigen zärtlichen Worten, deren abſtracte Metaphern ſtarke Zweifel an der Tiefe der Empfindung erregen; darauf folgt eine regelrechte Schulſtunde; er fordert ſeine Braut zu Denkübungen auf, er legt ihr Fragen vor, wie: was iſt prächtig? was niederſchlagend? Kurz, er liebt ſie nicht, er will ſie erſt bilden, und auch eine reiche Phantaſie kann eine ſolche Täuſchung des Gefühls nicht mit poetiſchem Zauber verklären.

Ulrike Kleiſt hat mit rührender Hingebung ihr Vermögen, ihr Glück, ihr Alles dem Bruder geopfert, doch ſie war nur die Schweſter, zudem mit ihrem männlichen excentriſchen Weſen dem Dichter allzu verwandt: „es läßt ſich an ihrem Buſen nicht ruhen.“ Auch eine zweite Geliebte, die er zu Dresden in Körner's Hauſe fand, verſtand nicht in die Launen ſeines herriſchen Geiſtes ſich zu fügen, und er ſtieß ſie von ſich. Wer ein Ohr hat für die leiſen Schwingungen des Gefühls, der erräth auch aus den Werken mannhafter Dichter, ob ihr Herz verödet blieb oder ob ſie einmal wahr und rein und glücklich liebten — ein feiner und tiefer Unterſchied, der mehr in der Form als im Weſen der Empfindung ſich kundgiebt. Wenn es lichte Geiſter giebt, die in der Einſamkeit des ſchaffenden Genius erhaben ſind über ſolcher Bedürftigkeit — Kleiſt zählte nicht zu ihnen. Ergreifend klingt ſeine Klage: „So viele junge blühende Geſtalten, mit unempfund'nem Zauber ſollen ſie an mir vorübergehn? O dieſes Herz! Wenn es nur einmal noch

erwarmen könnte!“ Er ſchildert die Liebe ſelten unbefangen als die welterhaltende Macht, die in dem Stammeln des Kindes als die erſte Regung der Menſchlichkeit erſcheint und den Trotz des Mannes zu der Natur zurückführt; er ſtellt ſie gern dar als eine Krankheit des Leibes und der Seele und verirrt ſich zuweilen in die Myſterien des geſchlechtlichen Lebens, die der Kunſt ſchlechthin verſchloſſen ſind. Er ſchildert gern das Nackte, und ſeine lebensvolle Sinnlichkeit berührt oft die zarte Grenze, welche die ſchöne Wärme der Leidenſchaft von der fliegenden Hitze des Gelüſtes trennt.

Auch der Freunde beſaß er wenige. Einige ausgezeichnete Männer unter ſeinen Kriegskameraden, wie Rühle und Pfuel, ſtanden ſeinem Dichterſchaffen allzu fern; und der Verkehr mit dem anmaßenden Schwätzer Adam Müller verwirrte nur ſein Urtheil. Erſcheint es nicht faſt tragikomiſch, daß der derbe, grundproſaiſche Zſchokke und der jüngere Wieland, den die Nachwelt nur als einen warmherzigen Patrioten kennt, die einzigen Poeten waren, mit denen ihn eine gewiſſe Gemeinſchaft künſtleriſcher Arbeit verband? Die Stunden der Andacht und Pentheſilea! — Was frommte ihm der Beifall des alten Wieland, der ſchon mit einem Fuß im Grabe ſtand? Der Eine, zu dem er emporblickte, Goethe, konnte das Grauen vor den krankhaften Zügen dieſes leidenſchaftlichen Talentes nicht verwinden; und die lauten Stürmer der romantiſchen Schule, die mit ihren formloſen Experimenten den Markt beherrſchten, verziehen ihm ſeine Tugenden nicht, ſie verachteten den proſaiſchen Sinn des Mannes, der den Muth beſaß feſtzuhalten an der ſtrengen Kunſtform des Drama's. Den chriſtlichen Poeten des Tages war der ernſte Bekenner Kantiſcher Sittlichkeit unheimlich: wenn Fouqué mit ihm zuſammentraf, ſo ſprachen ſie ſelbander — über die Kriegskunſt. Von ſolchen Stimmungen beherrſcht erwies die Leſewelt den Werken Kleiſt's eine unbelehrbare Mißgunſt; kein einziger froher Erfolg verſchönte ſein Leben. Als er einſt einer Freundin einige ſeiner Verſe recitirte und jene voll Bewunderung nach dem Verfaſſer fragte, da ſchlug er ſich verzweifelnd an die Stirn: „Auch Sie kennen es nicht? O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte?“ Man mag einen jungen Poeten verachten, der die Kraft nicht findet das unvermeidliche Schickſal eines Erſtlingswerkes zu ertragen; doch hier erſchüttert uns die gerechte Klage des verkannten Genius. Feſter und feſter ſpann er ſich ein in ſein einſiedleriſches Treiben: das Leid, ſprach er ſtolz, drückt um ſo ſchwerer, wenn Mehrere daran tragen. Der Fluch der Einſamkeit

kam über ihn: ſie nährte ſein mißmuthiges Grübeln, ſie gewährte ihm nur zu viel Muße, die Dinge wieder und wieder zu bedenken, alſo daß jeder Entſchluß, kaum gefaßt, ihm alsbald zum Ekel ward. Und wenn wir ſchaudern vor den frevelhaften Spielen der Phantaſie, die in ſolchen Stunden ſein Hirn bethörten, ſo ſollen wir doch auch unbarmherzig die Mitſchuld ſeiner Zeit bekennen: dies Künſtlervolk ließ den Sänger des Prinzen von Homburg verhungern, während Kotzebue und Zacharias Werner als große Dichter gefeiert wurden.

Es liegt am Tage, daß ein ſo qualvoll ringender Dichtergeiſt unwillkürlich Probleme von ſubjectiver Wahrheit wählen mußte. Kleiſt wußte wohl, warum er die Frage aufwarf, die ihm viele begabte Dramatiker nachgeſprochen haben: ob es denn nicht möglich ſei, die Frauen mindeſtens für einige Abende vom Theaterbeſuche auszuſchließen. Seine edelſten Werke ſind Bekenntniſſe, ganz verſtändlich nur dem reifen Manne, dem verwandte Kämpfe die Seele erſchütterten. Wer ſich aber hineingefunden hat in dieſe ſubjective Welt, den umfängt ſie auch wie ein Zauberkreis. Kleiſt beſitzt eine dramatiſche Energie, welche dem gemüthvollen gern in die Weite ſchweifenden deutſchen Weſen faſt unheimlich erſcheint und von keinem Anderen unſerer Dichter erreicht wird. Ein hoher dramatiſcher Verſtand wirft Alles zur Seite, was aufhalten, was den Sinn des Hörers von dem Weſentlichen ablenken könnte. Unaufhaltſam, wie in den Effectſtücken gedankenloſer Bühnenpraktiker, fluthet die Handlung dahin; und doch iſt nichts blos gedacht und gedichtet, Alles erlebt und angeſchaut. Mit wunderbarer Sicherheit weiß er jederzeit die Stimmung in uns zu erwecken, die ſein Stoff verlangt; mit ein paar Worten verſetzt er uns in jede fremde Welt. Vor der Wahrheit ſeiner Charaktere verſtummt die Kritik: dieſe Menſchen leben, und wenn der Sturm der Leidenſchaft ſie packt, dann verliert ſelbſt der nüchterne Hörer die Beſinnung. In Kleiſt's reiferen Stücken ſind auch die geringfügigen Nebenperſonen des Studiums der tüchtigſten Schauſpieler würdig: der Knecht Gottſchalk im Käthchen war eine der glänzendſten Rollen Ludwig Devrient's. Freilich verführt ihn die Fertigkeit, ſich ſelbſt zu belauſchen, auch in der Zeichnung ſeiner Charaktere oft zu virtuoſer Kleinmalerei. Er wagt manchmal, jene flüchtigen Gedankenblitze darzuſtellen, die uns wider Willen durchzucken, die nur durch ihr augenblickliches Verſchwinden erträglich werden und darum jeder Darſtellung ſich entziehen; dann haben wir den Eindruck, als redeten ſeine Menſchen im Traume. In jenen Augenblicken der höchſten Wuth, wo

in der Wirklichkeit die Leidenſchaft ſtumm bleibt oder nur zerriſſene Reden ausſtößt, verſchmäht Kleiſt oft das ſchöne Vorrecht des Dichters, der mächtigen inneren Bewegung Worte zu leihen; ſolche Scenen machen bei ihm, weil er ſich zu ſehr an die Natur hält, nur den Eindruck des Richtigen, nicht der poetiſchen Wahrheit.

Die maßloſe Leidenſchaft, daran des Dichters Leben ſich verblutete, bringt oftmals ſtörend auch in ſeine Werke: er liebt das Schreiende, Gräßliche, verfolgt jedes Motiv gern bis zur äußerſten Spitze, ſeine Helden jagen ihrer Sehnſucht nach ſo ungeſtüm, ſo unerſättlich wie er ſelber dem Traumbilde ſeines Robert Guiscard. Als Kleiſt zu dichten begann, hatte er ſchon zu Vieles, zu Ernſtes erlebt, um zu meinen, es ließen ſich die großen Widerſprüche der Welt mit einer „ſchönen Stelle“ löſen. Aber ſelbſt dieſe echt künſtleriſche Tugend wird an ihm oft zum Fehler: er haßt nicht blos die Phraſen, er flieht die Ideen. Als einen Mangel müſſen wir es bezeichnen, daß die von Leſſing verpönten langweiligen Aushilfen verlegener Dichter in ſeinen Dramen faſt gänzlich fehlen. Das Trauerſpiel hohen Stils verlangt ſolche Worte der Weisheit, nur daß ſie natürlich aus Handlung und Charakter ſich ergeben müſſen; der Hörer athmet bei ihnen auf, er ahnt den hellen Dichtergeiſt hinter den Schrecken des tragiſchen Schickſals. Nicht Mangel an Genie erſchwerte ihm, den idealen Gehalt ſeiner Fabeln an den Tag zu bringen, wohl aber Mangel an Ruhe: ſeine Stoffe laſteten auf ihm in noch ganz anderer Weiſe, als jedes unfertige Bild den Künſtler bedrückt. Er beſaß andauernder Begeiſterung genug, um faſt nur größere Werke zu ſchaffen, er arbeitete langſam und kehrte mit gewiſſenhaftem Fleiße immer wieder zu dem Geſchaffenen zurück. Er ſchildert jede Einzelheit mit peinlicher Genauigkeit; und doch fühlen wir aus der Mehrzahl ſeiner Werke die innere Raſtloſigkeit des Dichters heraus, ſeinen Drang, des Stoffes ledig zu werden. Man leſe die „Epiſode aus dem letzten Feldzuge“, ein keckes Reiterſtück, die einfachſte Geſchichte von der Welt. Wie ein Huſar in einem von den Franzoſen bedrohten Dorfe unbekümmert um die Bitten des Wirths behaglich ein paar Gläſer trinkt, dann mit einem wilden Fluche davon ſprengt und ſich durch die Feinde durchhaut — das wird auf mehreren Seiten geſchildert, keine Handbewegung des Reiters wird uns erlaſſen. Und trotzdem kommen wir dabei nicht einen Augenblick zur ruhigen Betrachtung, ſo athemlos iſt die Erzählung.

Auf Kleiſt's Schaffen paßt Wort für Wort die Klage, die Schiller einmal über die Aufgabe des Dramatikers ſchlechthin ausſpricht: „Ich

muß immer beim Objecte bleiben; jedes Nachdenken iſt mir verſagt, weil ich einer fremden Gewalt folge". Und fragen wir, warum Heinrich Kleiſt mit aller Schöpferkraft ſeiner Phantaſie doch hinter dem Genius Schiller's weit zurückbleibt, ſo lautet die Antwort: Schiller iſt ein Claſſiker, er ſucht Probleme, die für alle Zeiten wahr ſind, und löſt ſie mit der Sicherheit eines Geiſtes, der in den Ideen lebt; und weiter: Schiller ſteht ſeinen Werken frei gegenüber — trotz jener Selbſtanklage, die ihn nicht trifft. Kleiſt aber wird in der That oft unfrei, willenlos fortgeriſſen von der Gewalt ſeines Stoffes; ja wir fühlen nicht ſelten, wie eine glänzende Erſcheinung vor ihm aufſteigt, wie ſie Macht gewinnt über ſeinen Geiſt und ihn zwingt ſie zu geſtalten, auch wenn die Harmonie ſeines Planes darunter leiden ſollte. Einzelne traumhaft ſchöne Bilder kehren in ſeinen Gedichten immer wieder, faſt wie fixe Ideen, die er nicht abſchütteln kann.

Trotzdem iſt Kleiſt ein denkender Künſtler. Zwar kommt ihm niemals bei, in ſeinen Briefen über die Geſetze ſeines Künſtlerſchaffens zu ſprechen, ja in einem Aufſatz voll köſtlichen cyniſchen Humors verhöhnt er alle Kunſttheorien und meint, „daß es, nach Anleitung unſerer würdigen alten Meiſter, mit einer gemeinen, aber übrigens rechtſchaffenen Luſt an dem Spiel, deine Einbildungen auf die Leinwand zu bringen, völlig abgemacht iſt." Doch in ſeinen Werken iſt ſolcher Naturalismus nicht zu finden: gewiſſenhaft hat der Mann, dem die Schule der Bühne verſchloſſen blieb, nachgedacht über die Geſetze des Drama's; ſorgfältig hält er die Kunſtformen auseinander. In ſeinen Dramen iſt Alles Handlung, in den Novellen Alles Erzählung, alſo daß ſelbſt der Dialog zumeiſt in indirecter Rede berichtet wird. Man vergleiche das lange Gedicht an die Königin Luiſe, das Graf York vor kurzem in den Grenzboten mittheilte, mit dem ſchönen prägnanten Sonette, das offenbar aus jenem Entwurf entſtanden iſt, und man wird ahnen, wie viel Gedankenarbeit in dieſen wenigen Zeilen liegt. Auch in der Form ſeiner Gedichte bewährt ſich der bewußte Künſtler. Die ganze Tonleiter der Empfindung ſteht dem Sprachgewaltigen zu Gebote, doch am glücklichſten gelingt ihm der Ausdruck der ſtürmiſchen Leidenſchaft; er kennt die Laute des edlen Heldenzorns, wie der thieriſchen Wildheit. Sein Stil iſt höchſt perſönlich, von unverkennbarer Eigenart und eben darum echt deutſch: eine knappe, markige Sprache, auch in der Proſa allein aus dem deutſchen Wortſchatz geſchöpft, reich an volksthümlichen anſchaulichen Wendungen, und wenn es ſein muß derb und grob, ſo wie

er einſt im Regimente gegen ſeine „Kerls“ gewettert hatte. Der melodiſche Tonfall lyriſcher Rede reizt ihn nicht; ihn kümmert's wenig, ob ſeine Jamben zuweilen hart, zerhackt, durch häßliche Flickwörter entſtellt erſcheinen; nur dramatiſch, ausdrucksvoll, ein treuer Spiegel des Inhalts ſollen ſie ſein, und ſie ſind es.

Mag ihn die Literaturgeſchichte immerhin zu der romantiſchen Schule zählen — die ſtolze Urſprünglichkeit dieſer Erſcheinung wird durch einen Gattungsnamen mit nichten erſchöpft. Jedes Gedicht Kleiſt's entſpricht der Mahnung, die er einſt den nachahmenden Künſtlern zurief: die Werke der alten Meiſter ſollten „die rechte Luſt in Euch erwecken, auf Eure eigene Weiſe gleichfalls zu ſein“. Er hat die Märchenpracht der Romantik mit ahnungsvoller Zartheit beſungen, ja der Kantianer ſehnte ſich auf Augenblicke nach dem Frieden, den nur die Formenſchöne des katholiſchen Cultus gewähren könne; aber dicht neben dieſen phantaſtiſchen Träumen liegt in ſeinem Geiſte der ſtrenge Realismus, die Freude an dem Schlichtnatürlichen, die Verſtandesklarheit des proteſtantiſch-norddeutſchen Weſens, und der uns ſoeben die gaukelnden Geſtalten einer Wunderwelt geſchildert, er führt uns im nächſten Augenblick in die Kämpfe des politiſchen Lebens, läßt uns in vollen Zügen die friſche, ſcharfe Luſt der Zeitgeſchichte athmen. So ſteht der wunderliche Grübler vereinſamt wie ein Fremder in einer Zeit, deren Kämpfe und Leiden er doch tief bewegt im Innern mitempfindet; und wir Nachlebenden wiſſen nicht zu ſagen, ob wir ihn beklagen ſollen als einen Spätling oder als einen zu früh Geborenen. Er erſchien zu ſpät — denn dem geiſtigen Vermögen einer jeden Epoche iſt ein feſtes Maß geſetzt, es war unmöglich, daß die deutſche Kunſt noch bei Lebzeiten Goethe's jenen neuen Stil hätte finden können, von dem Kleiſt träumte. Und wieder: er kam zu früh, denn erſt der Bürgerſinn, der realiſtiſche Zug der Gegenwart beginnt den Kern dieſes Dichtergeiſtes zu verſtehen, erſt den Dramatikern unſerer Tage ſind ſeine Werke ein Vorbild.

Nur der Torſo des erſten Aufzuges läßt uns ahnen, welch ein Werk der „Robert Guiscard“ zu werden beſtimmt war; doch weder das Bruchſtück ſelbſt noch die Ueberlieferung der Normannengeſchichte giebt uns einen klaren Begriff von dem Plane. Wir vermuthen lediglich, wenn wir „das Volk“ als Maſſe reden und klagen hören, daß dem Dichter eine Erneuerung des antiken Chors in ganz moderner, dramatiſcher Form, eine Verbindung des charakteriſtiſchen und des idealiſirenden Stiles vorgeſchwebt haben mag. Eine wunderbare von Kleiſt ſelber

nie wieder erreichte Pracht der Sprache hebt uns ſofort auf die Höhen des Menſchenlebens; hier iſt ſie wirklich, die **gorgeous tragedy** in **sceptred pall**, die Tragödie der Könige und Helden. Wir blicken in das wogende Gewimmel eines Völkerlagers, und wie der alte Löwe Robert Guiscard ſoeben majeſtätiſch unter die klagenden Normannen tritt, da brechen die Scenen ab, die einzigen, welche Kleiſt nach der Vernichtung des Werks zu erneuern gewagt hat, und traurig legen wir die Blätter aus der Hand, an denen das Herzblut eines edlen Mannes haftet.

Noch während dieſer Plan auf der Seele des Dichters laſtete, verſuchte er ſich an einem beſcheideneren Werke, dem Drama „die Familie Schroffenſtein". Neben ſeiner großen Tragödie erſchien ihm das kleinere Gedicht bald armſelig, wie „eine elende Scharteke"; faſt gewaltſam mußten ihn die Freunde überreden, das Drama zu vollenden. Kein Wunder, daß die Kritik mit dieſem Erſtlingswerke nichts anzufangen wußte; der Dichter war, da er als Neuling auf den Markt trat, längſt in der Stille durch eine harte Schule dramatiſcher Arbeit gegangen, längſt hinaus über die rhetoriſche Ueberſchwänglichkeit der Jugend. Der Bau der erſten Akte iſt mit der Sicherheit eines gereiften Verſtandes entworfen; die Charaktere, voll gewaltiger wortkarger Leidenſchaft, ſind gezeichnet mit jener unerbittlichen Wahrheit, welche die Frauen ſo leicht von Kleiſt's Werken zurückſchreckt; das Ganze ein Bild finſterer blutiger Kämpfe, ohne jede Spur einer höheren Idee. Wenn Hegel Recht hätte mit ſeinem Satze, daß ein idealiſtiſcher Anfang in der Kunſt immer bedenklich ſei, ſo müßte man dies Erſtlingswerk mit dem günſtigſten Auge betrachten. Und doch liegt gerade in dem Mangel jedes idealen Momentes der Grund ſeines Fehlſchlagens. Kleiſt ſchildert den ererbten Haß zweier verwandter Häuſer, deren Kinder ſich lieben und endlich durch den Frevel der Väter untergehen. In Shakeſpeare's Romeo und Julie wird der Haß der Familien vorausgeſetzt, der Schwerpunkt liegt in der Schuld der Liebenden. Bei dem deutſchen Dichter erſcheint das Leiden der Liebenden nur als eine Epiſode, als das heitere Gegenbild der finſteren Fabel, freilich als ein Bild von rührender Innigkeit und bezaubernder ſinnlicher Wärme. Der Kern ſeiner Aufgabe iſt, zu entwickeln, wie die lang gehegte Erbitterung der beiden Geſchlechter durch ein Nichts, einen leeren Verdacht zu finſterem Haſſe geſteigert wird, wie der Wahnſinn des Argwohns die beiden Stammeshäupter — zwei grundverſchiedene und doch in ihrem zähen,

schweren Wesen nahe verwandte Naturen — übermächtig packt und sie fortreißt von Unthat zu Unthat. Und dies ist dem Künstler so vollständig gelungen, wirkliche und vermeinte Schuld, Schein und Wahrheit verschlingen sich so fest in einander, daß der Hörer und schließlich auch der Dichter die Klarheit seines sittlichen Urtheils verliert. Dem Dichter selbst wird „das Gefühl verwirrt" wie seinen Helden, er steht rathlos vor dieser jämmerlichen und doch so furchtbaren Kleinheit der Menschen, die in ihrem Grimm befangen nicht rechts noch links von ihrem Wahn hinwegzublicken weiß; er meint zuletzt, die durch den Aberwitz der Sterblichen verschuldete Verwicklung durch einen Aberwitz des Schicksals lösen zu dürfen. Durch einen grundhäßlichen Zufall erschlägt jeder der Väter, in der Meinung, das Kind des Feindes zu treffen, sein eignes Kind. Vor den unschuldigen Opfern kommt endlich die Nichtigkeit des Argwohns, der all dies Unheil herbeigeführt, an den Tag, und die schuldigen Väter feiern eine weder glaubhafte noch erhebende Versöhnung. Mit sichtlicher Unlust hat der Dichter den Schluß zu diesem krankhaftesten seiner Dramen auf das Papier geworfen; es ist sein eigenes verstörtes Gemüth, das durch den Mund seines Helden verzweifelnd gen Himmel schreit:

Gott der Gerechtigkeit,
sprich deutlich mit dem Menschen, daß er's weiß,
auch was er soll! —

Als endlich sein Geist sich langsam erholte von dem Zusammenbruch seiner liebsten Träume, da begann er eine Neuschöpfung des Moliere'schen Amphitryon. Eine Neuschöpfung, sage ich, denn blos zu übersetzen war diesem trotzigen Dichter unmöglich; in ihm lag nichts von weiblicher Empfänglichkeit, und selbst die Aufgabe, das Werk Moliere's umzugestalten, hätte ihn schwerlich gereizt, wenn nicht die unharmonische Natur des Stoffes jedem neuen Bearbeiter einen weiten Spielraum eröffnete. Die berühmte Fabel, wie Zeus in der Gestalt Amphitryon's dessen Weib Alkmene erkennt, bietet in der tollen Verwechslung der Personen, in der Figur des geprellten Ehemanns, diesem zweideutigen Liebling des Lustspiels aller Zeiten, überreichen Stoff zu komischen Scenen; aber, zu grausam für einen Scherz, zu lächerlich, um tiefere Empfindungen zu erregen, kann sie nie einen reinen Eindruck hervorbringen. Als ein Meister hat Moliere verstanden die bedenkliche Kehrseite der Handlung zu verdecken, mit herzerquickendem Selbstgefühl stellt er sich als ein moderner Mensch der antiken Welt gegenüber — so übermüthig wie nur Shakespeare in Troilus und Cressida. Er verflacht ab

ſichtlich den nationalen Gehalt des Stoffes, er will nichts wiſſen von dem religiöſen Schauer, den die Erſcheinung des Göttervaters in der Bruſt des gläubigen Hellenen erweckte. Seine Götter ſind ein lebensluſtiges, übermüthiges Völkchen, von den Menſchen nur durch ihre Macht verſchieden und ſehr geneigt, dieſe Uebermacht zu mißbrauchen. Er beginnt mit einem Prologe voll köſtlicher Laune: Mercur fordert die Nacht auf, einige Stunden länger über Theben zu verweilen, damit Zeus ſeine Freude bis auf die Hefe genießen könne; ſie weigert ſich, denn man müſſe „das Decorum der Göttlichkeit“ wahren, doch giebt ſie nach, als er ihre Neigung für galante Abenteuer, wovon ſie ſich allerdings nicht freiſprechen läßt, ihr vorhält. Mit dieſen Späßen und dem poſſenhaften Wortſpiele Bon jour, la Nuit — adieu, Mercure, das den Prolog ſchließt, gelangen wir ſofort zu der leichtfertigen, luſtigen Stimmung, die der Dichter verlangt. Nun folgt ein buntes Durcheinander lächerlicher Scenen. Mercur in der Geſtalt des Sklaven Soſias zankt ſich mit dem wahren Soſias über ſein Ich, zerprügelt ihn wiederholt mit göttlicher Urkraft; und zu dieſen alten Witzen, wodurch ſchon der Amphitryon des Plautus und des Camoens ihre Hörer entzückten, tritt eine neue glückliche Erfindung hinzu: der eheliche Zwiſt im Hauſe des Fürſten wiederholt ſich poſſenhaft im Hauſe des Sklaven. Die gewollte Oberflächlichkeit ſeiner Charakterzeichnung wird dem Dichter erleichtert durch den Genius ſeiner Sprache: die franzöſiſche Leidenſchaft tritt in viel zu rhetoriſcher Form auf, als daß ſie uns tief ergreifen könnte. Mit leichtfertiger Grazie ſchlüpft er über die ernſten Auftritte dahin, ſo daß wir nie zum Nachdenken, nie aus dem Gelächter heraus kommen.

Der tiefe Gegenſatz deutſchen und franzöſiſchen Kunſtgefühles tritt uns vor die Augen, wenn wir nunmehr den deutſchen Dichter in ſeiner Werkſtatt belauſchen, wie er das fremde Gebilde zu packen und auf den Kopf zu ſtellen wagt. In den rein komiſchen Scenen reicht Kleiſt, trotz der erſichtlichen Bemühung ſie mit luſtigen Einfällen zu bereichern, an die ſchalkhafte Leichtigkeit ſeines Vorbildes nicht heran; dafür verſucht er, die ernſte Seite des Dramas zu vertiefen, zu bereichern durch die Macht und Gluth deutſcher Leidenſchaft. Als Amphitryon ſeinem Weibe nicht glauben will, daß er ſelbſt ſie am vergangenen Abend beſucht, da ruft ſie ihm nicht, wie bei Moliere, ſeine transports de tendresse, ſeine soudains mouvements — und wie ſonſt die franzöſiſchen Phraſen lauten — in's Gedächtniß: leibhaftig vielmehr tritt der Vorgang vor uns hin, wie Alkmene in der Dämmerung am Rocken ſaß, wie der ver-

meinte Gatte heimlich in's Zimmer ſchlich und ſie auf den Nacken küßte — und ſo folgen wir Schritt für Schritt dem Entzücken jener ſeligen Nacht. Bezeichnend genug liegt bei dem romaniſchen Dichter der Schwerpunkt des Stücks in den Situationen, bei dem Deutſchen in den Charakteren. Alkmene, bei Moliere eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, iſt bei Kleiſt ein herrliches Weib, „ſo urgemäß dem göttlichen Gedanken in Form und Maß, in Sait' und Klang"; ſie bleibt rein in der Umarmung des fremdenn Mannes, denn „Alles was ſich Dir nahet iſt Amphitryon." Kleiſt ſchildert nicht die noble Paſſion eines galanten großen Herrn, ſondern den geheimnißvollen Zauber eines begeiſterten Feſtes der Liebe. Er wagt noch mehr: der chriſtliche Mythus von der unbefleckten Empfängniß der Maria ſchwebt ihm vor Augen, und er erkühnt ſich, der alten Heidenfabel ihren religiöſen Inhalt wiederzugeben. Sein Zeus iſt der Gott, das irdiſche Haus muß ſich geehrt, begnadigt fühlen durch den Beſuch des Allmächtigen. Dergeſtalt haben zwar die ernſten Scenen unendlich gewonnen. Wie in den Geſprächen mit Alkmene das göttliche Weſen des Zeus durch die irdiſche Hülle hindurchbricht, wie er endlich mit dem Donnerkeil in der Hand aus dem Gewölke tritt und zu den in heiligem Schrecken zuſammenbrechenden Sterblichen redet, das ſind Auftritte voll Majeſtät. Aber das Weſentliche, die Einheit des Stücks, geht verloren. Dieſe erhabenen Bilder ſtehen in grellem Widerſpruch zu dem poſſenhaften Treiben der beiden Soſias; es iſt unmöglich, Mitleid zu empfinden mit dem tiefen Schmerze des Amphitryon, den wir ſoeben erſt ſeinen Sklaven in höchſt proſaiſcher Weiſe prügeln ſahen; und mit aller Pracht der Sprache gelingt dem Dichter nicht, uns die Göttlichkeit eines Weſens glaubhaft zu machen, das ſo groß ſpricht, aber ſo grauſam und zweideutig handelt wie dieſer Zeus. Die zerriſſenen, nichtsſagenden Reden, womit das Volk zuletzt die Kunde von der ſeltſamen Gnade des Gottes aufnimmt, beweiſen, daß Kleiſt ſelbſt nicht daran glaubte. Recht behält die launiſche Weisheit des Moliere'ſchen Soſias: **sur telles affaires toujours le meilleur est de ne rien dire.**

Wie anders der faſt zur ſelben Zeit vollendete „zerbrochene Krug", das einzige ſelbſtändige Luſtſpiel des Dichters — ein Werk aus Einem Guſſe, rund und fertig, harmoniſch bis in die letzte Zeile. Kleiſt hatte ſich einſt in der Schweiz mit Zſchokke und Ludwig Wieland an einem Kupferſtiche ergötzt, der einen plumpen dicken Richter darſtellte inmitten hitziger Parteien, die um die Scherben eines Kruges ſich ſtreiten. Die jungen Leute wählten dies zum Thema eines literariſchen Wettkampfes,

und als nun der Grübler ſich in das Bild vertiefte, da kam ihm ein Einfall, ſo einfach, daß er unſerem blaſirten Publikum kaum auffällt, und doch ſo glücklich, ſo echt komiſch, daß wir in der armen Geſchichte des deutſchen Luſtſpiels nur wenige ſeinesgleichen finden: der Richter ſelber hat den Krug zerbrochen bei einem unſauberen Liebesabenteuer und muß, indem er verhört, ſich ſelbſt entlarven. Mit virtuoſer Kühnheit macht ſich Kleiſt die Arbeit ſo ſchwer als möglich; er hält ſich genau an das Bild: das ganze Luſtſpiel ſtellt, bis auf eine einleitende Scene, nur die eine auf dem Kupferſtiche wiedergegebene Situation dar, und zum Ueberfluß ſpielt die Handlung in Holland unter breitſpurigen Menſchen, die mit umſtändlichem Phlegma jedes Nichts erörtern. Der entſcheidende Hergang rollt ſich nicht vor unſeren Augen ab, er wird nachträglich enthüllt; die Entwicklung des Drama's iſt analytiſch, ſie erinnert an die Compoſition vieler antiker Tragödien. Doch der Dichter hat wirklich die Noth zur Tugend gemacht, er weiß den Gang des Verhöres ſo gewandt zu verwickeln, daß wir auf das Geſchehene nicht minder geſpannt ſind wie in anderen Luſtſpielen auf das Künftige. Und welch ein pſychologiſches Meiſterſtück — dieſer Richter Adam, wie er ſich feſt lügt mit frecher Stirn, wie er dann aufgeſcheucht wird aus allen Schlupfwinkeln ſeiner dummdreiſten Schlauheit, wie er ſich nach und nach entpuppt als ein Ungethüm von feiger Unverſchämtheit, ein holländiſcher Falſtaff. — Wie viel Kraft des Willens lag doch in Kleiſt's Seele, wenn er ſeinen düſtern Sinn zwingen konnte zu der ausdauernden Heiterkeit der Komödie! Nur an einzelnen Stellen verräth der gepreßte künſtliche Ton des Scherzes, daß der Dichter dieſe derbluſtigen Geſtalten ſchuf, um ſein ſelbſt zu vergeſſen.

Durchaus nicht auf der Höhe ſeiner Dramen ſtehen Kleiſt's Erzählungen. Nicht als ob ihm das erzählende Talent gefehlt hätte: ſeine Virtuoſität in der Detailmalerei konnte ſich hier vielmehr am freieſten tummeln. Aber die loſe Kunſtform legt ſeinem ſtürmiſchen Geiſte die Zügel nicht an, deren er bedarf; alle krankhaften Neigungen ſeines Weſens, welche die ideale Strenge des Drama's mäßigte, laſſen ſich hier haltlos gehen. Es ſcheint nicht überflüſſig dies hervorzuheben: unſere beſten Dichtertalente ſind heute auf dem Felde der Erzählung thätig; dabei laufen wir Gefahr, den natürlichen Werth der Kunſtgattungen zu vergeſſen. Nimmermehr hätte Kleiſt in dramatiſcher Form ſo ganz Verfehltes geſchaffen, wie die häßlichen Schauergeſchichten, „der Findling“ und „das Bettelweib von Locarno“, oder gar die weinerliche Legende

von der heiligen Cäcilie. Nur die Manier der Erzählung, nicht das Talent verräth, daß diese verunglückten Versuche aus derselben Feder flossen, welche „das Erdbeben in Chili“ und „die Verlobung von St. Domingo“ schrieb. Das fürwahr sind echte Novellen im Stile der alten Italiener: das neue unerhörte Ereigniß, das launige Spiel des Schicksals, nicht der Kampf in der Seele des Menschen, gilt dem Dichter als das Wesentliche. In leidenschaftlicher Hast stürmt die Erzählung vorwärts, wunderbar glücklich stimmt die schwüle Luft der indischen Welt zu dem rasenden Wechsel der Geschicke; dem Leser wird zu Muthe als ob ihm selber die Gluth der Tropensonne sinnbethörend auf den Scheitel brenne. Am meisten gerundet in der Form ist die Novelle „die Marquise von O.“ Aber alle Kunst des Dichters bringt uns nicht dahin, daß wir den schändlichen und — was schlimmer ist — grundhäßlichen Ausgangspunkt der Erzählung verwinden, daß wir dem Helden einen Frevel an einem bewußtlosen Weibe vergeben. Immerhin bleibt erstaunlich, wie der natürliche Adel des Talents selbst beim Ringen mit einem widerlichen Stoffe sich nicht verleugnet. Kleist's Freund Zschokke mißbrauchte dasselbe Motiv zu einer Novelle voll fauler Späße; unser Dichter schreitet über das Gemeine rasch hinweg, um sich in eine feine und ernste Seelenschilderung zu vertiefen.

Noch stärker überwiegt das psychologische Interesse in der großen Erzählung „Michael Kohlhaas.“ Nur der Deutsche empfindet ganz die tragische Macht dieser einfachen Geschichte: wie ein schlichter Mann, in seinem Rechte gekränkt, vergeblich den Schutz des Gesetzes anruft und dann, verzweifelnd an der Ordnung der Welt, in unbändiger Rachgier Frevel auf Frevel häuft, bis endlich der überfeine Rechtssinn des Rechtsbrechers an der Kleinheit seines Gegenstandes sich selbst die Spitze abstößt. Wir meinen den Schleier fallen zu sehen von einem Herzensgeheimniß des deutschen Mittelalters. Die Unersättlichkeit, die Wollust der Rache konnte so wahr, so überzeugend nur ein Dichter schildern, dem selber das Hirn wirbelte bei dem Gedanken an die Vernichtung des Landesfeindes, der selber soeben seinem Volke zurief:

wenn der Kampf nur fackelgleich entlodert,
werth der Leiche, die zu Grabe geht!

Aber während die modernen Novellisten sich zumeist in eine Seelenmalerei verlieren, welche der Aufgabe des Dichters ebenso sehr widerspricht wie die breite Naturschilderung, und mit peinlicher Langsamkeit das Herz ihres Helden zerfasern und zerschneiden, bleibt Kleist unwan-

delbar der Erzähler. Sein Held iſt immer in Bewegung, obgleich wir jeden ſeiner Gedanken erfahren, der Fluß der Ereigniſſe ſtockt niemals, obſchon uns kein Nebenumſtand erlaſſen wird — bis wir leider plötzlich entdecken, daß dem Dichter die Kraft verſagt, die Geſtalten unter ſeinen Händen zerfließen und die ſo herrlich begonnene Fabel in willkürlichen Viſionen endet. Die Erzählung lehrt zugleich, wie übermüthig der echte Dichter umſpringen darf mit jener „hiſtoriſchen Treue", deren Werth von der überbildeten Gegenwart ſo wunderlich mißverſtanden wird. Dem Bilde, das wir Alle von Johann Friedrich dem Großmüthigen im Herzen tragen, ſchlägt Kleiſt faſt muthwillig in's Geſicht; das moderne Dresden wird mit größter Sorgfalt in das ſechszehnte Jahrhundert zurückverſetzt, während wir doch wiſſen, daß die Handlung in Dresden gar nicht ſpielen konnte. Und doch drängt ſich uns nicht der mindeſte Zweifel auf: ſo lebendig tritt uns Alles vor Augen, und ſo glücklich trifft der Erzähler jenen derben biederen Ton der Rede, der uns die Weiſe unſerer Altvordern weit eindringlicher ſchildert, als die ſorgfältigſte Zeichnung des Koſtüms vermöchte. Erſt von dem Augenblicke an, wo den Dichter die poetiſche Kraft verläßt, wo er ſich in nachtwandleriſche Träume verliert, werden unſere hiſtoriſchen Bedenken wach. Und nochmals erhebt ſich die Frage: warum Kleiſt nicht, nach dem Rathe ſeines Freundes Pfuel, dieſen köſtlichen Stoff zu einem Drama verwendet hat? In ſeinen Dramen tritt „die Unart ſeines Geiſtes", das ſchlafwandleriſche, phantaſtiſche Weſen zuweilen ſtörend, nie zerſtörend auf; hier in der Erzählung läßt er ſich gehen, und das ſchöne Gedicht, ein Werk ſeiner reifſten Jahre, wird ganz und gar verwüſtet.

Verfolgen wir ſein dramatiſches Schaffen weiter, ſo beobachten wir fortan ein mächtiges Aufſteigen ſeiner dichteriſchen Kraft, zunächſt an der Tragödie Pentheſilea. Man erzählt von Hegel, daß er einſt, als Tieck den Othello vorlas, entſetzt ausrief: „wie zerriſſen mußte dieſer Menſch, Shakeſpeare, ſein, daß er den Jago ſo darſtellen konnte" — worauf Tieck entgegnete: „Herr Profeſſor, ſind Sie des Teufels?" Die Schnurre iſt wenn nicht wahr, doch gut erfunden. Wer der Kunſt nicht lebt, nur zuweilen aus der befriedeten Welt des Gedankens ſich in ihren Zauberkreis hinüberſtiehlt, wird ſich leicht verſucht fühlen, den Künſtler, der ein krankes Menſchenherz ſchildert, ſelber für krank zu halten. Und freilich, ſo lange Kleiſt's Briefe noch verborgen lagen, blieb die Pentheſilea, das ſubjectivſte ſeiner Werke, unverſtändlich wie der Traum eines Fiebernden; ſeit wir jene Geſtändniſſe kennen, erſcheint gerade dieſe

wilde Dichtung als der Anfang ſeiner Geneſung. Er faßte ſich endlich das Herz, den Kämpfen ſeiner letzten Jahre in's Geſicht zu ſehen, er wagte ſie zu einem Kunſtwerke zu geſtalten, und ſobald ein Dichter ſein Leid geſteht, beginnt er ſchon es zu überwinden. Die Erlöſung freilich, die reine dauernde Verſöhnung, welche ein Goethe in ſolchem Geſtändniß ſeiner Qualen fand, ſollte dieſer Unglückliche niemals erreichen. Der ganze Schmerz und Glanz ſeiner Seele, ſo ſagt er ſelbſt, iſt niedergelegt in der Pentheſilea; ſein eigenes Ringen und Leiden, jene wilde Jagd nach dem Ruhm, dem vollendeten Kunſtwerk, und ſein fürchterlicher Fall erſchüttern uns in dem Schickſal dieſer Königin der Amazonen, die den Schönſten, den Herrlichſten der Männer zu ihren Füßen niederzwingen will und nach kurzem Rauſche des Uebermuths in raſendem Toben untergeht — denn nicht dem Speer des Feindes,

dem Feind in ihrem Buſen wird ſie ſinken!

Wie glücklich fühlt ſich der Dichter, „einmal etwas recht Phantaſtiſches zu ſchreiben", die einfache Großheit des Achilleus und des Diomedes inmitten der Farbenpracht einer traumhaften Wunderwelt zu ſchildern! Wie dürr und kahl erſcheinen neben dem Duft und Glanz dieſer Verſe die gleichzeitigen, durchweg unglücklichen Verſuche der Romantiker, das Alterthum auf ihre Weiſe wiederzubeleben — ganz zu geſchweigen jener langweiligen Pentheſilea, welche Tiſchbein damals auf die geduldige Leinwand ſündigte. An ſeine Heldin verſchwendet der Dichter alle Schätze ſeines Herzens, denn er liebt ſie, und oft klingt uns aus ſeinen Worten die unbefangene Sinnlichkeit der Heiden entgegen. Er wagt ſich an das unheimliche Geheimniß der Schönheit, das ſchon Vater Homer kannte, er will ein Weib ſchildern, ſo entzückend ſchön, daß jedes ſittliche Urtheil vor ihr verſtummt. Ihm iſt zu Muthe wie jenen Greiſen von Troja, die auf den Mauern ſitzend das Verderben bejammern, das um eines Weibes willen über ihr Volk kam — und da die Unheilvolle plötzlich unter ſie tritt, wagen ſie doch nicht zu zürnen, ſo ſchrecklich (*αἰνῶς*) packt ſie der Anblick der ſchönen Helena.

Aber ſelbſt die Kraft unſeres Dichters wird zu nichte vor der Unnatur ſeines Stoffes. Schon vor einer antiken Amazonenſtatue verweilen wir mit ſeltſam befremdeter Empfindung, und doch darf die bildende Kunſt in dieſem Falle mehr wagen als die Dichtkunſt. Unſer Erſtaunen ſteigert ſich zum Grauen, ſobald uns das Seelenleben eines Mannweibes, dies wilde Durcheinanderwogen von Heldenſtolz und Kampfluſt, von edler Liebe und roher Brunſt in der hellen Beleuchtung eines mo-

dernen Drama's entgegentritt. Nun gar das Umſchlagen der Wolluſt in Blutgier, dies allerſcheußlichſte Räthſel des Menſchenherzens, an einem Weibe zu beobachten, wer könnte das ertragen? Was gilt uns die prachtvolle Schilderung der Roſenfeſte von Themiskyra, wo die kriegeriſchen Amazonen, ſeligen Schauers voll, die beſiegten Jünglinge bekränzt zum Altare der Aphrodite führen? Von dem Liebeswahnſinn dieſer Jungfrau, die ihre Zähne in den zuckenden Leichnam des Bräutigams ſchlägt, wendet ſich jedes natürliche Gefühl. Und ſogar die ſchöne Form leidet zuletzt unter der Verkehrtheit der Idee, da die Raſerei der Königin in läppiſchen Irrſinn übergeht.

Wir fühlen, wie krampfhaft das Herz noch zuckte, dem dieſe wilden Verſe entſtrömten, aber auch wie erleichtert der Dichter aufathmen mußte, da er alſo ſeinen Schmerz bekannt hatte. Endlich einmal ſchien das Geſchick dem Unglücklichen freundlich zu werden; er gründete in Dresden eine literariſche Zeitſchrift, den Phoebus, hoffte zuverſichtlich, ſich jetzt einen ehrenvollen Platz in der Künſtlerwelt zu erobern, trat den geſelligen Freuden wieder näher. Schon mehrmals früherhin hatte der „arme Brandenburger" ſeinen Wanderſtab ruhen laſſen auf dieſem lieblichen Winkel deutſcher Erde und ſtundenlang die Madonnenbilder der Gallerie betrachtet und die dunkeln Waldgründe durchſtreift, die in das lachende Elbthal münden, und droben von der Brühl'ſchen Terraſſe träumend hinabgeſchaut auf die ſanften Windungen des Fluſſes und das Alles in entzückten Briefen der Schweſter geſchildert. Es war noch das alte Dresden, die prächtige und doch ſtille Stadt, die Canaletto gemalt hat, ſo recht ein Platz zum Träumen und zum Dichten, noch nicht der abgetretene Spaziergang blaſirter Touriſten. Und — ſo ſeltſam ſpielt der Reiz des Contraſtes in dem Künſtlergemüthe — gerade hier in dem Schmuckkäſtlein des Rococoſtils erwachte dem Dichter der Sinn für die heimiſche Vorzeit; ſein Geiſt, der ſo lange in die Ferne geſchweift, kehrte ein in die Fülle des deutſchen Lebens, um ſeine ſchönſten und reifſten Werke aus dieſer reinen Quelle zu befruchten. Er fühlte ſich jetzt Mannes genug, einen neuen Herzenskummer, der ihn traf, ſofort als Künſtler zu überwinden. All' die Träume von Liebesglück, die ihm ſo ſchmerzlich zerronnen waren, rief er wach, um im Gedichte ein Weib zu ſchaffen, wie er es erſehnte und nie finden ſollte, und alle ſanften, glücklichen Erinnerungen ſeines Lebens verſammelte er um ſich, um dem geliebten Bilde eine freundliche Umgebung zu bieten. Die alte gothiſche Kirche

ſtieg wieder vor ihm auf, die ſeinem Vaterhauſe gegenüber ſtand, mit ihrem ſchweren Thurme und den geborſtenen rothen Backſteinzinnen, die der Knabe ſo oft ahnungsvollen Blicks betrachtet; er ſah die finſteren Thore und die ſteilen Giebelhäuſer in der alten Oberſtadt; jene zarten Bilder von dem „Cherub mit geſpreizter Schwinge“, von dem „ſüß duftenden Hollunder“, die in ſeinen älteren Gedichten flüchtig wie ein Sonnenblick aus dichtem Gewölk erſchienen, erwachten wieder und mahnten ihn ſie reich und fertig zu geſtalten. Alſo ſchuf der ſeltſame Mann, der in Allem von der Regel abweicht, in ſeinem zweiunddreißigſten Jahre das jugendlichſte ſeiner Werke: das Käthchen von Heilbronn.

Wir fühlen ihm nach, wie er mit der naiven Freude des Entdeckers vor den wunderſamen Geſtalten ſteht, die er in der Vorzeit ſeines Volkes aufgefunden; ein friſcher Duft weht uns an, wie der Erdgeruch aus dem umgebrochenen Acker. Seine Heldin nennt er ſelbſt „die Kehrſeite der Pentheſilea, ihren anderen Pol, ein Weſen, das eben ſo groß iſt durch Hingebung wie jene durch Handeln.“ Noch nicht ſechszig Jahre ſind verfloſſen, ſeit dies Werk zuerſt an der Wien vor die Lampen trat; und ſchon muthet es uns an wie eine Sage aus uralter Vorzeit, kaum mehr verſtanden von der hellen, ſtrengen Gegenwart. In jedem Volke begegnen uns einzelne Dichtungen, welche, ohne den Stempel claſſiſcher Vollendung zu tragen, doch unantaſtbar daſtehen, weil ſie geweiht ſind durch die Liebe eines vergangenen Geſchlechts; ſie fordern, daß der Nachlebende ſie dankbar hinnehme wie ein Gebilde der Natur. So dies Gedicht; aus ihm reden alle jene holden traulichen Träume, die unſeren Müttern die Jugend beſeligten, die Herzensſehnſucht einer Zeit, die unſer kälterer Verſtand zugleich überſieht und um die Innigkeit ihres Gefühls beneidet. Ich kann nicht ohne Rührung der Stunden denken, da mir meine Mutter von ihren erſten Gängen zum Theater erzählte: wie glückſelig hat dies unſchuldige Mädchengeſchlecht dem Käthchen gelauſcht, wenn ſie unter dem Fliederbuſch ihre keuſche Liebe träumt! Der Dichter aber, der ſo glücklich einen Schatz aus dem Gemüthe ſeiner Zeit zu Tage gefördert, er war längſt nicht mehr, als das Käthchen endlich auf allen Bühnen ſich einbürgerte; wir meinen oft ſeinen Schatten zu ſehen, wie er niederſchaut auf dieſe verſpäteten Erfolge und bitter lachend wie ſein Prinz von Homburg die Achſeln zuckt:

nur ſchade, daß das Auge modert,
das dieſe Herrlichkeit erblicken ſoll!

Selbſt heute noch können wir die Kraft des einfachen Märchens

erproben: in unseren Vorstadttheatern weilt ein Publikum, zu arm an Bildung und zu schwer bedrückt von den Sorgen des eigenen Lebens, um die Gewalt des tragischen Schmerzes zu ertragen, doch nach deutscher Art zu gesetzt, um allein dem Lustspiele zu huldigen. Hier ist der rechte Tummelplatz für das ernste Drama mit glücklichem Ausgange; hier hat das Vehmgericht noch seine Schrecken, hier findet der erbärmliche Darsteller des wackeren Gottschalk noch seine Bewunderer, die Kunigunde ihre leidenschaftlichen Feinde. Wir müßten sehr niedrig denken von dem sittlichen Berufe der Kunst, wollten wir solche Erscheinungen über die Achsel ansehen; danken wir Gott, daß das pariser Hetärendrama noch nicht überall sein Scepter schwingt. Es ist nicht blos der ritterliche Lärm und Pomp, was diese braven Leute so tief ergreift; noch mächtiger wirkt die Kraft der volksthümlichen Sprache, die Innigkeit des Gemüths, die aus jeder Zeile redet, die Anschaulichkeit der einfach verständlichen Motive. Selbst der Haß, sonst der deutschen Gutmüthigkeit so schwer faßlich, erklärt sich hier von selbst. „Der Mensch wirft Alles, was er sein nennt, in eine Pfütze, nur kein Gefühl" — das versteht auch der gemeine Mann, nicht die Worte, doch den Sinn.

Freilich muß das Drama von kundigen und rücksichtsvollen Händen vorgeführt werden, mit Pietät nicht vor den schwachen Nerven der Hörer, sondern vor der kräftigen Eigenthümlichkeit des Dichters. Welche Barbarei, wenn der zartsinnige Regisseur die Scene, wo Graf Wetter vom Strahl dem Käthchen mit der Peitsche droht, verletzend findet, statt der Roheit eine Niederträchtigkeit einfügt und den Grafen das Schwert zücken läßt auf die Wehrlose! Freilich muß man die Ansprüche der absoluten Kritik daheim lassen. Ist die hingebende Liebe des Käthchens nicht schon selbst wunderbar genug? ist es nicht baare Tautologie, das größere Wunder durch ein kleineres zu erklären? verliert Käthchens Liebe nicht an Werth durch den zwingenden Zauber, der sie an den Ritter kettet? und geht nicht zuletzt der ideale Gehalt des Gedichts geradezu verloren, da nicht das arme Bürgerkind durch die Macht der Liebe über den Stolz des Ritters triumphirt, sondern die Kaiserstochter dem Grafen ihre ebenbürtige Hand reicht? Solche unwiderlegliche Einwände vergessen nur das Entscheidende, daß ein Märchen, ein dramatisch behandelter epischer Stoff nicht unbedingt den Gesetzen des Dramas gehorchen kann; liegt es doch im Wesen des Märchens, die Wunder des Herzens durch die Aufhebung der Ordnung

der Natur zu erklären, Lohn und Strafe in der allersinnlichsten Form erscheinen zu lassen. Der zarte Duft des volksthümlichen Stücks verfliegt, wenn wir mit so derber Hand daran treten. Wir beklagen nur, was der Dichter selbst auf's bitterste bereut hat, daß er dem märchenhaften Charakter des Stücks nicht treu geblieben. Rücksicht auf die Ansprüche der Bühne, denen das Käthchen doch niemals völlig genügen kann, verleitete ihn, statt der zaubergewaltigen Fee Kunigunde jenes nüchterne rationalistische Scheusal zu schaffen, das so widerwärtig erscheint hier in der heiteren Fabelwelt, wo höhere Geister noch gern mit dem farbenreichen Menschenleben verkehren. Die maßlose Heftigkeit des Dichters verführt ihn auch diesmal, jedes Motiv zu Tode zu hetzen. Er kann sich nicht genug thun in der Schilderung seiner Heldin, er jagt sie durch alle Stufen der Erniedrigung hindurch, und während er ihr eine übermenschliche Demuth leiht, die der Selbstentwürdigung zuweilen nahe kommt, häuft er auf ihre Feindin Kunigunde eine ganz unmögliche Last der Schändlichkeit. Er litt noch unter dem Schmerze um seine verlorene Braut und meinte sich berechtigt, ein Weib ohne Herz mit seinem Hasse zu zeichnen.

Während Kleist so liebevoll die Gestalten der deutschen Vorwelt schilderte, war in ihm längst der heilige Schmerz erwacht um die Gegenwart des Vaterlandes. Er hatte wohl einst über seinem Dichterleide die weite Welt und Deutschland mit ihr vergessen, den Tod gesucht wo es auch sei. Sobald er sich selber wieder angehörte, regte sich doch der preußische Offizier. Der Künstler steht der Natur näher als der Denker; löst er sich ab von seiner Heimath, so geschieht ihm wie dem starken Baume, der in fremden Boden verpflanzt die Schollen des mütterlichen Erdreichs an seinen Wurzeln mit sich nimmt. Der freie Geist des Dichters hatte das öde Einerlei des Garnisondienstes nicht ertragen, er mochte zuweilen von der Höhe seiner philosophischen Bildung mitleidig herablächeln auf die militärischen Barbaren daheim. Die stolzen kriegerischen Erinnerungen seines Vaterhauses, dem des Königs Rock als das Kleid der Ehre galt; die glänzenden Bilder des preußischen Waffenruhms, die durch die Träume seiner Kinderjahre geschritten waren, hafteten doch weit fester, als er sich selbst gestand, in seinem treuen Gemüthe; und als das Verderben an seinen Staat herantrat, da erwachte der Stolz des Preußen, des Deutschen, die angelernten philanthrophischen Ideen fielen zu Boden. Schon während des Feldzugs von 1805 fragt er bitter, warum der König nicht sofort, nachdem

die Franzoſen durch Ansbach marſchirt, ſeine Stände zuſammenberufen und durch einen kühnen Krieg die Verletzung des preußiſchen Gebiets gerächt habe. Immer häufiger erklingt fortan in ſeinen Briefen die Klage über die finſtere Zeit, wo das Elend Jedem in den Nacken ſchlägt. Auf die erſte Kunde von der Schlacht von Jena ſchreibt er mit dem ganzen Stolze und der ganzen Verblendung eines fridericianiſchen Offiziers: „20,000 Mann auf dem Schlachtfeld und doch kein Sieg!“ Dann erfährt er wie ein Betäubter die volle ſchreckliche Wahrheit, dann übergiebt ein Mann, der ſeinen Namen führt, die erſte Feſtung Preußens ſchimpflich an den Feind, dann ſieht der Dichter in Königsberg aus nächſter Nähe den tiefen Fall des Hofes und des Staates, und endlich muß er die Fauſt des Unterdrückers noch an ſeinem Leibe empfinden. Sein ſcharfer Verſtand hatte ſchon vor Jahren, da er umnachteten Sinnes durch Frankreich irrte, die prahleriſche Nichtigkeit der eitlen Welteroberer unbarmherzig durchſchaut; auch ihre Roheit ſollte er jetzt erfahren, da er während des Feldzuges von 1807 durch ein Mißverſtändniß als Spion gefangen und nach Frankreich geſchleppt wurde. Er ſaß dann durch lange finſtere Wochen auf dem Schloſſe Joux hoch im Jura, auf derſelben Feſtung, wo einſt Mirabeau die wildeſten Stunden ſeiner Jugend verlebt hatte.

Nun kehrte er heim in ſein geſchändetes Vaterland, mit dem vollen Verſtändniß für die Größe der Zeit, er ſah „Ungeheures, Unerhörtes nahen,“ eine Macht des Unheils heranfluthen wider jedes Heiligthum der Menſchheit. Und dieſe Empfindung wuchs und wuchs, ſie wurde etwa ſeit der Vollendung des Käthchens (1808) die herrſchende Macht in ſeinem Geiſte, alſo daß Dahlmann den Selbſtmord des Dichters kurzweg aus der Verzweiflung am Vaterlande erklärt. Wer kennt nicht eine jener einſiedleriſchen Naturen, die in tiefer Stille mit der ganzen Macht ihrer unzerſtreuten Leidenſchaft alle Zuckungen der vaterländiſchen Geſchicke mit empfinden? So lebte auch Kleiſt in ſeinem einſamen Zimmer ein hocherregtes hiſtoriſches Leben: prächtig, eine himmelhohe Flamme ſchlug dann das entfeſſelte Gefühl aus ſeiner verſchloſſenen Bruſt empor. Er brauchte nicht erſt, wie die zum Vaterlande zurückkehrenden Gelehrten, die Fichte und Arndt, auf den weiten Umwegen des Gedankens die Idee des Volksthums und ihr Recht ſich ſelber zu erklären. Er liebte Deutſchland, wie dem Dichter aufſteht, unwillkürlich, unmittelbar, „weil es mein Vaterland iſt“ — ſo läßt er in ſeinem patriotiſchen Katechismus einen deutſchen Knaben ſprechen.

Die glorreiche Fahne, die er einſt in ſeinen jungen Händen getragen, da lag ſie im Staube. Ihre Ehre war die ſeine. Ihre Schmach zu rächen greift er zu jeder Waffe, er ſchreibt Pamphlete, Satiren und ohne jedes äſthetiſche Bedenken Gedichte. Er hätte ſie nicht verſtanden, die armſelige Frage, die in einer ſpäteren müden Zeit unter uns aufgeworfen ward, die Frage, ob eine Poeſie des Haſſes ein Recht habe zu ſein. Er wußte, daß die Dichtung jedes berechtigte Gefühl der Menſchenbruſt ſchildern darf und daß in dieſen Tagen der Haß die letzte und höchſte Empfindung des deutſchen Mannes war. Es galt das Daſein der Nation; die Begeiſterung der Ideologen, die Stimme des natürlichen Gefühls und die Berechnung des Staatsmannes fielen in Eines zuſammen; nur eine ſolche Zeit konnte einen ſo ganz in der Anſchauung, der Empfindung lebenden Geiſt zur politiſchen Dichtung führen.

Kleiſt ward, nach dem alten Gleim und den Poeten des ſiebenjährigen Krieges, der erſte unſerer neueren Dichter, der ſeine Muſe den politiſchen Zwecken des Augenblickes dienen ließ, der erſte, dem dies Wagniß völlig glückte. Er weiß und will nur Eines — den Kampf der Waffen, augenblicklich, unverzüglich. Er lacht der „Schwätzer", der Tugendbündler und Philoſophen, die von einem Kampfe der Gedanken faſeln, wirft ihnen Spottverſe ins Geſicht ganz ſo ungeſchlacht und ungerecht wie jene, die er einſt gegen Goethe geſchleudert. Es leidet ihn nicht mehr im Norden, als der Krieg von 1809 beginnt, er eilt hinaus nach dem Schlachtfelde von Aspern, und da auch diesmal die Heere der Feinde ſiegen, faßt er in vollem Ernſt den Gedanken auf, mit dem die erbitterte Jugend jener Tage ſpielte: er will durch die Ermordung Napoleons das Vaterland befreien und — mit einer großen That ſein eigenes zerrüttetes Daſein beenden. Nur ein Zufall hat den gräßlichen Plan vereitelt. Und derſelbe dämoniſche Haß, dieſelbe fürchterliche Wildheit tobt auch durch ſeine patriotiſchen Gedichte. Feuriger hat nie ein Sänger zu unſerem Volke geſprochen als Kleiſt in der mächtigen Ode „Germania an ihre Kinder:"

ſchlagt ihn todt, das Weltgericht
fragt Euch nach den Gründen nicht!

Die Luſt der Vergeltung, unzertrennlich von jeder Erhebung eines mißhandelten Volkes, hat auch in unſerem Freiheitskriege mächtiger gewaltet, als wir nach den verblaßten Schilderungen der Nachlebenden gemeinhin annehmen; ſchrieb doch Gneiſenau nach dem Tage von Leipzig frohlockend wie ein antiker Held: „wir haben die Nationalrache in langen Zügen ge-

noſſen." Wollen wir Kleiſt's furchtbare Zeilen: „alle Triften, alle Stätten färbt mit ihren Knochen weiß" geſchichtlich verſtehen, ſo müſſen wir uns der Stimmung erinnern, die im Jahre 1813 in den unteren Schichten unſeres Volkes lebte: — der wilden Kriegsweiſe der Landwehrmänner: „Schlag' ihn todt, Patriot, mit der Krücke in's Genicke"; der gefangenen Rheinbundsoffiziere, denen der preußiſche Soldat die franzöſiſchen Orden von der Bruſt riß; des gräßlichen lautloſen Würgens in der erſten Landwehrſchlacht, bei Hagelberg, und all' der rohen Auftritte, welche des Krieges Gefolge bilden.

Nur dieſe Gluth der Leidenſchaft erlaubt unſerem Dichter das Unmögliche: ein Poet zu bleiben, indem er die allerbeſtimmteſte Tendenz verfolgt. Seine Lieder halten ſich ganz in der Sphäre der reinen Empfindung und ſtreifen nie über in das Gebiet der Reflexion, der Phraſe, wohin ſeine Nachfolger, die Sänger der Freiheitskriege, ſich nicht ſelten verirren. Zwar, dem Manne, der ſeinen Hermann ſagen läßt, einen Gallier, einen Deutſchen könne er ſich wohl als Weltherrſcher denken, „doch nimmer dieſen Latier, der keine andre Volksnatur verſtehen kann" — ihm wird man nicht vorwerfen, er habe die Idee des großen Kampfes nicht verſtanden. Auch vermag er zuweilen, ſein erregtes Gefühl zu gehaltenem, maßvollem Ausdrucke zu zwingen; wie würdig und edel ſtellt er die ſittliche Größe des gedemüthigten preußiſchen Staates dem rohen Hochmuth des Siegers gegenüber, indem er den nach Berlin heimkehrenden König alſo anredet:

Blick auf, o Herr, Du kehrſt als Sieger wieder,
wie hoch auch jener Cäſar triumphirt!

Doch der Grundton, der vorherrſchende Charakterzug ſeiner patriotiſchen Poeſie bleibt nichtsdeſtoweniger der Haß, und darum ſtellt ſie nur eine Seite der großen Erhebung dar, welche ein Jahr nach des Dichters Tode begann. Denn Gott ſei Dank, nicht ſo nach Spanierart, wie dieſer Dichter träumte, ſollten die Deutſchen in den Entſcheidungskampf hineinſtürmen. Von dem ſittlichen Pathos und der religiöſen Begeiſterung der jungen Freiwilligen, von der Gutherzigkeit und dem Edelmuthe, die unſer Volk auch in ſeinem wilden Haſſe ſich bewahrte — von dieſen herzgewinnenden Tugenden, wodurch die deutſchen Freiheitskriege in der geſammten modernen Geſchichte einzig daſtehen und allmählich ſelbſt die Bewunderung ihrer eitlen Feinde erwecken — von alledem iſt in Kleiſt's Gedichten wenig zu ſpüren. Er redet die Sprache

einer gequälten Zeit, die ſich in wilden Träumen hinausſehnt nach dem Kampfe und nur den einen Gedanken zu denken vermag: „zu den Waffen, zu den Waffen, was die Hände blindlings raffen.“ Erſt mit der Erhebung, mit der Gewißheit des Sieges konnte die patriotiſche Leidenſchaft Maß und Haltung gewinnen. Und wer darf bezweifeln, daß Kleiſt, hätte er den Tag der Befreiung erlebt, fähig geweſen wäre, mit einzuſtimmen in die reineren und freieren Klänge jener glücklichen Zeit? Wer fühlte nicht, daß der Haß des Dichters nur die Kehrſeite iſt einer innigen Liebe?

Derber, roher noch redet der Ingrimm in den proſaiſchen Schriften. Mit unbeſchreiblich grauſamem Spott wird das märkiſche Edelfräulein geſchildert, das ſich von einem franzöſiſchen Gecken verführen läßt, der ſächſiſche Offizier, der mit patriotiſchem Hochgefühl unter den Fahnen des Rheinbundes weiter dient. Dann folgen Anekdoten aus dem letzten Kriege, kleine Züge preußiſchen Soldatenmuths, die den Geiſt des Heeres beleben ſollen, vorgetragen im allerderbſten Wachſtubentone, mit cyniſchem, wildem Humor; der Erzähler weiß ſich vor Entzücken kaum zu halten, wenn ſeine Helden noch ſterbend mit „einem ungeheuren Witze“ die Franzoſen verhöhnen. Auch die erhabene Rhetorik Arndts, den Ton des „Geiſtes der Zeit“ verſucht der Dichter in einzelnen pathetiſchen Aufſätzen nachzuahmen. Ganz unbefangen wiederholt er die Bilder und Wendungen ſeiner Gedichte in den proſaiſchen Schriften. Mit vollem Rechte; denn der Werth dieſer unförmlichen Verſuche liegt allein in der wilden Naturkraft einer patriotiſchen Leidenſchaft, welche in unſerer geſammten Literatur kaum ihres Gleichen findet. — Was immer uns erſchrecken und empören mag an dieſem erregten Thun, wir freuen uns doch den Dichter alſo zu ſehen. Sein Auge, das ſo lange in unfruchtbarem Mißmuth nur in ſich hineingeſchaut, blickt freier, offener in die Welt hinaus; die krankhaften Züge ſeines Weſens treten zurück vor der Hoheit einer großen Leidenſchaft.

Schon vor dem Kriege von 1809 hatte Kleiſt in ſeiner „Hermannsſchlacht“ ein Bild des Befreiungskampfes gezeichnet, wie er ihn ſich dachte. Wir überſchauen mit Einem Blicke das Aufſteigen unſeres Volkes von der lyriſchen zur dramatiſchen Empfindung, wenn wir dies mächtige Werk, wo ſelbſt die „See, des Landes Rippen ſchlagend, Freiheit brüllt,“ mit Klopſtocks Hermannsſchlacht vergleichen. Nichts mehr von dem unbeſtimmten Pathos, das bisher immer den Schilderungen der germaniſchen Urzeit angehaftet hatte; leibhaftig, in

voller sinnlicher Wahrheit tritt diese fremde Welt vor uns hin, ausgemalt bis in den kleinsten Zug und doch ohne alle gelehrte Genauigkeit. Nichts mehr von dem „Bardengebrüll“ abstrakter Heroengestalten; wir sehen den Hermann der Geschichte, den staatsmännischen Barbaren, der um des Vaterlandes willen keine der argen Künste römischen Truges verschmäht. Er sucht den Tod im Freiheitskampfe, und nichts soll ihn bewegen, „das Aug' von dieser finstern Wahrheit ab buntfarb'gen Siegesbildern zuzuwenden;“ nichts ist ihm hassenswürdiger als was sein Herz erweichen, dem großen Werke entfremden könnte: „was brauch' ich Latier, die mir Gutes thun?“ Seines Landes Blüthe, die Gefühle seines Weibes, die Treue des gegebenen Wortes opfert er ohne Bedenken; der geborene Herrscher wohin er tritt, spielt er voll übermüthigen Humors mit seiner Umgebung; doch an der religiösen Andacht, womit er seinen Plan betreibt, mag man erkennen, wie zartbesaitet das Gemüth dieses rauhen Helden ist. Nur Einem Boten vertraut er die verhängnißvolle Botschaft an Marbod, denn „wer wollte die gewalt'gen Götter also versuchen?“ — und als endlich die große Stunde erscheint, als die Barden ihren erhabenen Gesang beginnen, da bricht der eiserne Mann, jedes Wortes unfähig, in tiefer Bewegung zusammen. Wie in übermüthiger Laune, in bewußtem Gegensatze zu den leeren Tugendmustern der Klopstock'schen Muse zieht der Dichter das Idealbild der Thusnelda in die Kleinheit des zeitgenössischen Lebens herab; er schildert sie „wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen“, als eine Geistesverwandte jenes märkischen Edelfräuleins.

Das Gelungene nimmt der Leser hin als selbstverständlich; Wenige fühlen, welcher Künstlerweisheit der Dichter bedurfte, um einen so ganz unästhetischen Stoff zu gestalten. Die Römer werden durch berechneten Verrath in das Verderben gelockt; die Gefahr liegt nahe, daß unsere Theilnahme von den Unterdrückten sich zu den Unterdrückern wende. Aber der frevelhafte Uebermuth dieser Fremdlinge macht jedes Mitleid mit ihrem Untergange unmöglich; und doch ist der Römerstolz zu anziehend geschildert, als daß sie uns ästhetisch beleidigen könnten. Der Grimm des Helden steckt uns an; wir glauben, wir verzeihen Alles der Wahrhaftigkeit dieses Hasses, wir rufen mit ihm:

Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm,
muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben!

Der epiſche Stoff geſtattet nicht eine wahrhaft dramatiſche Verwicklung. Die erſten vier Aufzüge enthalten nur die Expoſition, und der Schluß, die Teutoburger Schlacht, kann, da das Drama der epiſchen Maſſenbewegung nicht mächtig iſt, dem weit ausholenden Anlaufe nicht ganz entſprechen. Auch dieſen unheilbaren Mangel weiß der Dichter durch kunſtvolle Steigerung mindeſtens zu verdecken: wir folgen dem Anſchwellen der Volksbewegung mit wachſender Spannung, wir ſehen die ſchwarzen Waſſer Zoll für Zoll emporſteigen und zittern dem Augenblicke, da die Fluth über den Damm hinüberſchlagen muß, mit einer Angſt entgegen, welche der echten dramatiſchen Spannung ſehr nahe kommt. Darum bleibt immerhin möglich, daß das Werk noch einmal dauernd für die Bühnen gewonnen werde. Allerdings nur für die zwei oder drei Bühnen, welche noch ein erträgliches Enſemble zu Stande bringen; denn ewiger Vergeſſenheit möge Er anheimfallen, der zähnefletſchende, in einem Löwenfelle einherſtolzirende Unhold, der ſich vor einigen Jahren auf einem namhaften Theater böswillig für Hermann den Cherusker ausgab: — und wo iſt der Schauſpieler zweiten Ranges, der ſich an die kleine Rolle des Varus wagen darf? der den geknickten Stolz des Römerfeldherrn, die Ahnung des hereinbrechenden Verderbens, das Grauen vor den Schickſalsworten der Alraune in einem Monologe von vier Verſen veranſchaulichen könnte? In einigen Zügen maßloſer Wildheit verräth ſich wieder der Sänger der Pentheſilea. Man mag die gräßliche Scene ertragen, wo der alte Germane ſein geſchändetes Kind erſticht: der Dichter hat mit glücklicher Divination erkannt, daß Verbrechen wider die Frauen bei allen edlen Völkern jederzeit ein Haupthebel großer Empörungen waren. Doch ſchlechthin empörend bleibt der Auftritt, wo Thusnelda ihren römiſchen Verehrer von der Bärin zerfleiſchen läßt — unerträglich ſchon weil dieſe Thusnelda ſolcher Rache nicht werth iſt. — Die Tendenz des Gedichtes tritt mit ſolcher Unbefangenheit hervor, daß wir auf die Rheinbundskönige unter den Germanenfürſten mit Fingern weiſen können; doch die Tendenz liegt in dem Stoffe ſelbſt. Und ſtehen wir ſelber denn heute, da die alte Blutſchuld der Könige von Napoleons Gnaden noch immer nicht geſühnt iſt, den Leidenſchaften dieſer napoleoniſchen Zeit ganz freien Gemüths gegenüber? Darf der Deutſche gänzlich untergehen in dem Aeſthetiker? Darf er nicht auch ſeine patriotiſche Freude haben an der erhabenen poetiſchen Gerechtigkeit, welche dieſer Hermann vollſtreckt? Ich bekenne gern, daß ich niemals ohne herzliche Erquickung leſen kann,

wie dem Ubierfürsten Friedrich von Würtemberg der Kopf vor die Füße gelegt wird.

Wie der Dichter einst der finsteren Erscheinung der Penthesilea die rührende Gestalt des Käthchens hatte folgen lassen, so trieb ihn jetzt ein glücklicher Geist, diesem Gemälde seines patriotischen Hasses ein heiteres Bild der Heimathliebe entgegenzustellen. Er schuf das reifste seiner Werke, den Prinzen von Homburg, und knüpfte schöne Hoffnungen daran. Aber die kalte Aufnahme des Werkes sollte ihm zeigen, wie wenig eine politisch bewegte Zeit fähig ist zu begreifen, daß eine patriotische Idee dem Künstler selten mehr sein kann als ein Motiv. Er sollte erfahren, wie wenige Leser in jeder Zeit im Stande sind das Ganze eines Kunstwerks zu fassen. Wir hofften, hieß es, einen Helden zu schauen voll Kraft und edler Gedanken, der Alles besitzt, was unserem gedrückten Geschlechte fehlt; und nun bringst Du uns diesen wächsernen Achilles, so schwach und menschlich wie wir selbst? Und doch ist Kleist's Prinz von Homburg die idealste Verherrlichung des deutschen Soldatenthums, welche unsere Dichtung besitzt. Seltsam genug schreibt das große Publikum dem „Lager Wallenstein's" dies Verdienst zu. Weil Schiller uns selbst unter der ruchlosen Soldateska des Friedländers heimisch macht, weil die seltene Erscheinung seines Humors hier in glänzenden Funken sprüht, so hat man sich gewöhnt, dem nur dramatisch Giltigen absoluten Werth beizulegen. Unsere Soldaten singen das ganz dramatisch gedachte Reiterlied so harmlos, als wäre die rohe Kampfwuth einer entsetzlichen Horde ein passendes Gefühl für unser Volk in Waffen. Wie bei so vielen Gedichten Schiller's, ist auch hier durch den langen Gebrauch der wahre Sinn verloren gegangen. Nun gar was sich heute Soldatenpoesie nennt — jene witzelnden Klatschgeschichten aus der Langeweile des Rekrutendrillens und des Parademarsches — das ist jedem rechten Soldaten ein Gräuel. Hier aber redet jener schöne Idealismus des Krieges, der jedem rechten Deutschen unverwüstlich im Blute liegt. In jeder Zeile kriegerisches Feuer, überall die kecke, frische deutsche Reit- und Schlaglust und doch so gar nichts von dem polternden Säbelgerassel der Franzosen. Es ist als ob der Dichter vor- und rückschauend ein ideales Durchschnittsbild gezogen hätte aus der Geschichte der preußischen Armee von Fehrbellin bis Königgrätz. Tapfere Krieger, geschaart um einen heldenhaften Fürsten, in fester Mannszucht geschult, und doch freie Männer, deutsche Naturen, die auch unter der harten Ordnung des Gesetzes sich noch ein selbstän-

diges Herz bewahren und dem Herrscher aufrecht die Wahrheit sagen — so war, so ist das Heer, das Deutschlands Schlachten schlug, und hier wird es uns geschildert mit einfacher Treue, mit jener anheimelnden Wärme, welche nur das Selbsterlebte dem Dichter in die Seele haucht.

Von diesem bewegten Hintergrunde nun hebt sich ab eine fein und tief gedachte dramatische Verwicklung. Jetzt endlich ist Kleist ganz Dramatiker; nachdem er sich so oft in epische Stoffe verloren, hält er sich hier streng in den Schranken seiner Kunstform. Er zeigt uns, wie der Jüngling vom Manne träumt und dann zum Manne wird — ein Problem, althergebracht in den Romanen und leicht zu lösen für den Romandichter, doch überaus schwierig für den Dramatiker. Und wieder wie in der Penthesilea, aber milder, heiterer als dort, erzählt uns der Dichter die Geschichte seines Herzens; er leiht seinem Helden seine eigene wundersame Empfindung, diese jähe, stürmische Leidenschaft, die dann plötzlich wie in Zerstreutheit innehält, sich verliert in süße Selbstvergessenheit. Der Prinz erscheint zu Anfang als ein unreifer übermüthiger Jüngling, er lebt immer in der Zukunft, nie dem Augenblicke, wie einst der Dichter selbst; begehrlich schweifen seine stolzen Träume den Thaten um eine Welt voraus; mit all' seiner Liebenswürdigkeit ist er doch noch erfüllt von jener naiven Selbstsucht der Jugend, die den Gedanken der Pflicht, des Gesetzes nicht fassen kann. In solcher Stimmung unternimmt er in der Schlacht von Fehrbellin gegen den Befehl des Kurfürsten den kecken Angriff, der den Sieg entscheidet. Und hier weiß der Dichter mit bewunderungswürdigem Künstlerverstande selbst die dramatisch ganz unbrauchbare rührende Geschichte von dem Opfertode des Stallmeisters Froben als einen Hebel der Entwicklung zu verwenden. Der Kurfürst gilt für todt, man hat sein weißes Schlachtroß im Getümmel fallen sehen. Der Prinz fühlt sich darum als den Führer des Heeres, als den Beschützer des verwaisten Hofes, er bekennt der Prinzessin Natalie seine Liebe und steigt zum Gipfel des Uebermuthes empor: alle Kränze des Ruhmes und der Liebe wähnt er mit einem Griffe auf seine trunkene Stirn herabzureißen — gleich dem Dichter des Guiscard. Da erscheint der todtgeglaubte Kurfürst wieder. Dem Jüngling tritt der Mann entgegen, so groß und so schlicht, so streng und so weich, eine herrliche Fürstengestalt, von der wir nur bewundernd sagen können: das ist deutsche Herrschergröße. Der vorwitzige Knabe soll jetzt den Ernst des Gesetzes empfinden, der ungehorsame General

wird zum Tode verurtheilt. Unbarmherzig, wie immer, wenn es gilt einen tiefen Gedanken bis auf die Hefe auszuſchöpfen, treibt nun der Dichter den aus ſeinen Träumen Aufgeſtörten hinab in die tiefſte Entwürdigung. Der Prinz bettelt um ſein Leben, und erſt als er endlich die Gerechtigkeit des harten Spruchs erkennt, ſein Haupt freiwillig dem beleidigten Geſetze zur Sühne darbietet, wird Gnade und Verſöhnung dem Jüngling zutheil, den wir vor unſern Augen in fünf kurzen Akten zum Manne heranwachſen ſahen.

Haben wir alſo die Idee des Dramas begriffen und uns befreundet mit der ungewohnten Erſcheinung eines Bühnenhelden, welcher nicht fertig vor uns hintritt, ſondern erſt wird, dann verſtehen wir auch, daß der Dichter in dieſer ſcheinbar höchſtperſönlichen Seelengeſchichte einen höheren Gedanken darſtellen wollte als das Recht der militäriſchen Subordination: er gab ein Bild von dem Werden des Mannes, hier zum erſten Male gelang ihm eine typiſche Geſtalt. Dann erſcheint auch die ſeltſame Schlafwandlerſcene am Eingang lediglich als ein phantaſtiſches Beiwerk, das den Sinn des Sängers gefangen hielt wie ein ſchöner Traum und doch den Gang des Dramas nicht weſentlich beirrt. Nur ein Mißklang ſtört das herrliche Gedicht: jene verrufene Scene, die uns den Prinzen in feig unwürdiger Todesfurcht vorführt. Gewiß, die Demüthigung des Helden iſt unerläßlich für den Plan des Dramas, und ihre poetiſche Wahrheit empfindet Jeder, dem jugendliche Stoiker verhaßt ſind. Hundertmal lieber dieſe helleniſche Natürlichkeit, dies naive Schaudern vor dem Tode, als jene geſpreizten Eiſenfreſſer der Nachahmer Schillers, welche zur ſelben Zeit auf allen Bühnen pathetiſch bejammerten, daß der Menſch nur einmal den Heldentod ſterben kann. Aber die ungeſtüme Haſt unſeres Dichters hat leider verſäumt, die Hörer, deren tief eingewurzelte Ehrbegriffe er verletzen will, auf das Unerwartete vorzubereiten: wir ſahen den Prinzen zuletzt aufgeregt, doch in männlicher Haltung, und plötzlich ohne jeden Uebergang windet ſich derſelbe Menſch jämmerlich im Staube. So jähe Sprünge erträgt die Seele des Hörers nicht. Dazu tritt die unleugbare Verſündigung gegen das hiſtoriſche Koſtüm. Uns beirrt nicht das proſaiſche Bedenken, ob im Jahre des Heils 1675 ein brandenburgiſcher General alſo denken durfte? Doch wir fragen ungläubig: wie kann dieſer Kurfürſt, dieſer Oberſt Kottwitz, der hier auf der Bühne vor uns ſteht, dem Prinzen einen ſo häßlichen Verſtoß gegen alle ritterliche Haltung verzeihen? In ſolcher Umgebung erſcheint der Prinz

mit seiner antiken Naivität allerdings wie eine Gestalt aus einer anderen Welt.

Jedes echte Kunstwerk ist unerschöpflich, bietet einen Ausblick in das Unendliche. In die leitende Idee des Dramas spielt noch eine zweite Gedankenreihe hinein, welche freilich aus dem hastigen Thun des Helden nicht klar hervortritt, desto klarer aus den Reden der Offiziere. Der Dichter verherrlicht das Recht des freien Heldenmuths, der rettenden That neben der todten Regel. Und hören wir die schönen Worte des alten Kottwitz:

Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
das wirken soll in deiner Feldherrnbrust,
das ist der Buchstab deines Willens nicht,
das ist das Vaterland, das ist die Krone,
das bist du selber, dessen Haupt sie trägt —

wer sollte da den Sehergeist des Dichters nicht bewundern? Denn gerade so dachten drei Jahre später die Männer des ostpreußischen Landtags, als sie, ohne den Ruf des Königs abzuwarten, für ihn und für das Vaterland sich erhoben.

Noch vor wenigen Jahren wurde auf der Leipziger Bühne der Schlußvers des Dramas, der Schlachtruf der Offiziere: „in Staub mit allen Feinden Brandenburgs", nicht geduldet. Er lautete dort, obschon der mißhandelte Jambus sich heulend wider den Frevel verwahrte, „in Staub mit allen Feinden Germaniens!" Ich aber glaube, daß eine nahe Zukunft den „preußischen Partikularismus," welche der königlich sächsischen Vaterlandsliebe so anstößig erschien, dem Dichter zum Ruhme anrechnen wird. Der Prinz von Homburg darf noch auf ein langes Bühnenleben zählen, denn er ist, kurz und gut, das einzige gelungene historische Drama hohen Stils, das seinen Stoff aus der neuen deutschen Geschichte schöpft — aus der Geschichte, die noch in Wahrheit die unsere ist, aus der Geschichte, die mit der derben Prosa ihrer Lebensformen uns doch traulicher zum Herzen redet als die phantastische Pracht des Mittelalters. Wir athmen die freie Luft des historischen Lebens und fühlen uns doch behaglich wie in unserem Hause: Niemand unter uns, der nicht einmal seine Freude gehabt hätte an dem ehrlichen grauen Schnurrbart eines wirklichen Obersten Kottwitz. Wer ganz empfindet, wie von Grund aus das Gemüth unseres Volkes seit den Stürmen des dreißigjährigen Krieges sich verwandelt hat, der weiß diesen glücklichen Griff des Dichters auch ganz zu würdigen. Und jetzt, da endlich

unter dem Segen des preußischen Heerwesens die alte stolze Waffenfreudigkeit unseres Volkes überall in Deutschland wieder erwacht ist, wird auch dies schönste Werk deutscher Soldatendichtung zu Ehren kommen, und selbst die Schwaben und Obersachsen werden dem Sänger verzeihen, daß er ein Preuße war. In dem großen Zusammenhange unserer neuen Geschichte erhält Kleist's Gedicht eine noch tiefere Bedeutung. Fast anderthalb Jahrhunderte hindurch stand das Heer der Hohenzollern und sein kriegerischer Adel verständnißlos und unverstanden der wieder aufblühenden Kunst und Wissenschaft der kleinen Staaten gegenüber. Wohl berührten sich einmal leise die beiden Gegensätze, als das Heldenthum des großen Königs der deutschen Dichtung einen neuen Inhalt schenkte, als der Dichter des Frühlings, Ewald Kleist, „für Friedrich kämpfend niedersank" wie seine Grabschrift sagt — und die preußischen Offiziere in Leipzig dem alten Gellert ihre Verehrung bezeigten. Doch hier zum erstenmale ward der Waffenruhm der Preußen von einem Sohne des märkischen Adels mit der vollen Pracht der deutschen Dichtung gefeiert, und dies erscheint dem Nachlebenden wie die erste Annäherung zweier Mächte der deutschen Geschichte, die beide gleich einseitig der Ergänzung bedurften.

Wie frei und glücklich schwebt des Sängers Geist über dem selbstempfundenen Leide, das er in diesem Gedichte uns darstellt! Wie sollte der Dichter nicht endlich selber die Versöhnung gefunden haben, die er so heiter an seinem Helden geschildert? Und doch stand es anders, ganz anders um den Unglücklichen; nur für kurze Stunden war ihm das heitere Spiel der Kunst ein Labsal. Er hatte weder aus seinem edlen Werke den selbstgewissen Frohmuth des Künstlers geschöpft, noch im Verkehr mit Dahlmann die patriotische Zuversicht gelernt, welche so fest und mannhaft aus der ruhigen Versicherung des Freundes sprach: Napoleon wird fallen, wenn wir nur ausharren! Er sah das Reich des „Höllensohnes" wie ein nimmersattes Ungethüm ein Glied nach dem andern vom Leibe unseres Vaterlandes reißen, und allenthalben wohin er schaute — so sagt die erschütternde Klage seines „letzten Liedes" —

kommt das Verderben mit entbund'nen Wogen
auf Alles was besteht herangezogen.

Er sah vor sich ein ruhmloses, sorgenvolles Leben, ohne Liebe, ohne Hoffnung. Noch einige schlechte Novellen, einige kleine Anekdoten,

um wenig Geld für ein Berliner Winkelblatt haſtig auf das Papier geworfen, dann wird er matt und matter

und legt die Leier thränend aus den Händen.

Ich laſſe mir nicht einreden, die Schätze dieſes Geiſtes, der bis dahin durch Pein und Krankheit hindurch unaufhaltſam zu immer ſchöneren Werken aufgeſtiegen war, ſeien ſchon erſchöpft geweſen. Was dieſem Dichter fehlte, war ein gehobenes, ein großes Vaterland. Ein einziger Sonnenblick des Glücks — und wenn auch nur der Brief Dahlmanns, der den Freund gaſtlich nach Kiel lud, in die rechten Hände gekommen wäre! — und der Unſelige konnte auch dieſen Anfall des Siechthums wie ſo viele vordem überſtehen, um in einer ſchöneren Zeit ſein freies Vaterland mit edlen Gedichten zu entzücken. Es ſollte nicht ſein. Eben jetzt da der Trieb der Selbſtzerſtörung wieder in ihm wühlt, tritt ihm eine Freundin näher, welche krank wie er, ſich nach dem Grabe ſehnt, und abermals überfällt ihn der gräßliche Gedanke, den er einſt der Schweſter ſchrieb: „das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieſes, daß man es erhaben wegwerfen kann“. — Erhaben wegwerfen! Ach, wenn auch nur ein Zug der Erhabenheit zu ſpüren wäre in dem jämmerlichen Ende des Dichters! Gleichmüthig wie ein Mann, der Abends aus einem Zimmer in das andere geht, um ſich zur Ruhe zu legen, mit der ganzen ſchrecklichen Gelaſſenheit des Irrſinns gab Heinrich Kleiſt der Freundin und ſich ſelbſt den Tod (21. Nov. 1811).

Die Gerechtigkeit der Geſchichte hat auch ſeine Schuld geſühnt. Grauſamer ſtrafte ſie Keinen als dieſen Träumer, der zu früh verzweifelte an ſeinem Volke. Noch ſproßte kaum der Raſen auf dem einſamen Grabe am Ufer des Havelſees, da brachte das Schickſal den glühenden Wünſchen deſſen, der dort ruhte, die überſchwängliche Erfüllung. Da klirrte durch die Marken der Lärm der Waffen; da wies ein anderer, ein größerer Prinz von Homburg durch eine rettende That unſerem Volke den Weg zum Siege; da dröhnten über das befreite Land die Donner einer anderen Hermannsſchlacht, die herrlicher, menſchlicher war als des Dichters Traumbild. Vielleicht daß einmal unter den preußiſchen Offizieren ein Wort des Mitleids fiel um den treuen Kameraden, der nicht warten konnte und nicht den Tod des Helden ſtarb. Doch was fragten die Hunderttauſende, die zur Freiheit erwachten, nach einem gebrochenen Herzen? Sie ſtürmten vorwärts, dem Siege entgegen, und brauſend klang es um die alten Fahnen:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“

Fichte und die nationale Idee.

(Leipzig 1862.)

In raſcher Folge haben ſich in den jüngſten Jahren die Feſte gedrängt, welche das Andenken der großen Männer unſeres Volkes feierten. Aber laut und ſchneidend klingen in den Jubel der Menge die fragenden Stimmen der Mahnung und des Spottes: ob wir denn gar nicht müde werden, uns behaglich die Hände zu wärmen an dem Feuer vergangener Größe? ob uns denn gar zu wohl ſei in dem Bewußtſein einer epigonenhaften Zeit? ob wir denn ganz vergeſſen, daß alle Straßen und Plätze von Athen prunkvoll geſchmückt waren mit den Standbildern ſeiner großen Männer, zur Zeit da Griechenland des Eroberers Beute ward? — Nicht ein Wort mag ich erwidern auf den Vorwurf, daß wir in einem Zeitalter der Epigonen lebten. Denn mit ſolchem Willen ſoll eine jede Zeit ſich rüſten, als ob *ſie* die erſte ſei, als ob das Höchſte und Herrlichſte gerade *ihr* zu erreichen beſtimmt ſei; und ruhig mögen wir einem ſpäteren Jahrhundert überlaſſen zu entſcheiden, ob unſer Streben ein urſprüngliches geweſen — wie ich denn ſicher hoffe, es werde unſern Tagen dies Lob dereinſt nicht fehlen. Aber wohl gebührt ſich eine Antwort auf den anderen Vorwurf der Selbſtbeſpiegelung. Nein, nicht die Eitelkeit, nicht einmal jene ehrenwerthe Pietät, die andere Völker treibt, ihre großen Todten zu ehren — ein tieferes Bedürfniß der Seelen iſt es, was gerade jetzt gerade unſer Volk bewegt, ſeiner Helden zu gedenken mit einer Innigkeit, die von den Fremden vielleicht nur der Italiener verſteht. Auf uns laſtet das Verhängniß, daß wir ſtaatloſen Deutſchen die Idee des Vaterlandes nicht mit Händen greifen an den Farben des Heeres, an der Flagge jedes Schiffes im Hafen, an den tauſend ſichtbaren Zeichen, womit der Staat den Bürger überzeugt, daß er ein Vaterland hat. Nur im Gedanken lebt dies Land; erarbeiten, erleben muß der Deutſche die Idee des Vaterlandes. Jeder edlere Deutſche hat entſcheidungsvolle

Jahre durchlebt, da ihm im Verkehre mit Deutſchen aus aller Herren Ländern die Erkenntniß anbrach, was deutſches Weſen ſei, bis endlich der Gedanke, daß es ein Deutſchland gebe, vor ſeiner Seele ſtand mit einer unmittelbaren Gewißheit, die jedes Beweiſes und jedes Streites ſpottet. Wachſen wir ſo erſt im Verkehre mit den Lebendigen zu Deutſchen heran, ſo begreift ſich das Volk als ein Ganzes in ſeiner Geſchichte. Und das iſt der Sinn jener Feſte, deren die politiſch tiefbewegte Gegenwart nicht müde wird, daß wir, rückſchauend auf die ſtarken Männer, die unſeres Geiſtes Züge tragen, erfriſchen das Bewußtſein unſeres Volksthums und ſtärken den Entſchluß, daß aus dieſer idealen Gemeinſchaft die Gemeinſchaft der Wirklichkeit, der deutſche Staat erwachſe. Darum fällt die Feier ſolcher Tage vornehmlich Jenen als ein unbeſtrittenes ſchönes Vorrecht zu, die ſich nicht genügen laſſen an dem leeren Worte von der Einigkeit der Deutſchen, ſondern Kopf und Hände regen zum Anbau des deutſchen Staates. — Und das auch iſt ein rühmliches Zeichen für das lebende Geſchlecht, daß aus der langen Reihe von Jahrhunderten, welche dies alte Volk hinter ſich liegen ſieht und in der Gegenwart gleichſam neu durchlebt, keine Epoche uns ſo traulich zum Herzen redet, uns ſo das Innerſte bewegt, wie jene ſiebenzig Jahre ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da unſer Volk ſich losrang zuerſt von der Geiſtesherrſchaft, dann von dem politiſchen Joche unheimiſcher Gewalten. Erſt heute werden die Helden jener Zeit von ihrem Volke verſtanden, beſſer oft verſtanden als von den Zeitgenoſſen; und wenn es ein Herrliches war, eine Zeit zu ſchauen, die einen Stein und Goethe gebar, ſo mögen wir auch als ein Glück preiſen, in Tagen zu leben, die dieſen Männern zuerſt ganz gerecht geworden.

Ein geſegneter Winkel des oberſächſiſchen Landes fürwahr, der in kaum hundert Jahren den Deutſchen Leſſing, Fichte, Rietſchel ſchenkte — drei Geiſter im Innerſten verwandt, wie fremd ſie ſich ſcheinen, der kühne Zertrümmerer der franzöſiſchen Regeln unſerer Dichtung, der tapfere Redner und der weiche ſinnige Bildhauer — jeder in ſeiner Weiſe ein Träger der beſten deutſchen Tugend, der Wahrhaftigkeit. Ein Dorfweberſohn, wuchs Fichte auf in dürftiger Umgebung in der altfränkiſchen Sitte der Lauſitzer Bauern. Frühzeitig und ſtark arbeitet er im Innern mit dem Verſtande und mehr noch mit dem Gewiſſen. Der ſo begierig lernt, daß er eine Predigt nach dem Hören wiederholen kann, wie rüſtig kämpft er doch gegen die Dinge, die ſo lebendig auf

ihn eindringen! Das schöne Volksbuch vom hörnernen Siegfried wirft er in den Bach als einen Versucher, der ihm den Geist ablenkt von der Arbeit. Als ihm dann durch die Gunst eines Edelmannes eine gelehrte Erziehung auf der Fürstenschule zu Pforta zu Theil wird, stemmt sich der eigenwillige Knabe wider jene Verkümmerung des Gemüths, welche der familienlosen Erziehung anhaftet, sein waches Gewissen empört sich gegen die erzwungene Unwahrhaftigkeit der Gedrückten. Er gesteht seinen herrischen Oberen den Entschluß der Flucht; er flieht wirklich; auf dem Wege, im Gebete und im Andenken an die Heimath kommt das Gefühl der Sünde über ihn; er kehrt zurück zu offenem Bekenntniß. So früh sind die Grundzüge seines Wesens gereift, wie zumeist bei jenen Menschen, deren Größe im Charakter liegt. Der Knabe schon bezeichnet seine Bücher mit dem Sinnspruch, den der Mann bewährte: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

Schwerer, langsamer entscheidet sich die Richtung seiner Bildung. Kümmerlich schlägt er sich durch die freudlose Jugend eines armen Theologen, und sein Stolz — „die verwahrloſetste Seite meines Herzens" — schämt sich bitterlich der Armuth. Erst in seinem siebenundzwanzigsten Jahre wird ihm das Schicksal gütiger. Er sammelt auf der weiten Fußwanderung nach einer Hauslehrerstelle in Zürich eine für jene Zeit ziemlich ausgedehnte Erfahrung von dem Elend des armen leidenden Volkes, er wird in der Schweiz mit der großen Arbeit der deutschen Literatur vertraut, er lernt in Zürich das schmucklose Wesen eines ehrenhaften Freistaates verstehen, das seinem schlichten Stolze zusagt, und findet dort endlich in Johanna Rahn, einer Nichte Klopstock's, das herrliche Weib seiner Liebe. Eine verwandte Natur, sehr ernsthaft, wirthschaftlich nach Schweizer Weise, nicht gar jung mehr und längst schon gewohnt, ihr warmes Blut in strenger Selbstprüfung zu beherrschen, tritt sie ihm fertig und ruhig entgegen, und oftmals mochten ihre Augen strenge unter dem Schweizerhäubchen hervorblicken: „Höre, Fichte, stolz bist Du. Ich muß Dir's sagen, da Dir's kein Anderer sagen kann." Auch in der abhängigen Stellung des Hauslehrers weiß er sich seine feste Selbstbestimmung zu wahren; er zwingt die Eltern, die Erziehung bei sich selber anzufangen, führt ein gewissenhaftes Tagebuch über ihre wichtigsten Erziehungsfehler. Nach zwei Jahren sieht er sich wieder in die Welt getrieben; eine Fülle schriftstellerischer Pläne wird entworfen und geht zu Grunde.

Da endlich erſchien ſeines inneren Lebens entſcheidende Wendung, als er, bereits achtundzwanzigjährig, in Leipzig durch einen Zufall Kant's „Kritik der reinen Vernunft" kennen lernte. „Der Hauptendzweck meines Lebens iſt der," hatte er früher ſeiner Braut geſchrieben, „mir jede Art von (nicht wiſſenſchaftlicher, ich merke darin viel Eitles, ſondern) Charakterbildung zu geben. Ich habe zu einem Gelehrten von Metier ſo wenig Geſchick als möglich. Ich will nicht blos denken, ich will handeln, ich mag am wenigſten denken über des Kaiſers Bart." Und mit der gleichen Verachtung wie auf die Gelehrten von Metier ſchaute er hinab auf die „Denkerei und Wiſſerei" der Zeit, auf jene Nützlichkeitslehre, welche nur darum nach Erkenntniß ſtrebte, um durch einzelne haſtig und zuſammenhangslos aufgegriffene Erfahrungsſätze die Mühſal des Lebens bequemer, behaglicher zu geſtalten. Der rechte Gelehrte ſollte gar nicht ahnen, daß das Wiſſen im Leben zu etwas helfen könne. Sein Trachten ſtand nach einer Erkenntniß, die ihn befähige, „ein rechtlicher Mann zu ſein, nach einem feſten Geſetze und unwandelbaren Grundſätzen einherzugehen." Aber woher dieſe Sicherheit des Charakters, ſo lange ſein Gemüth verzweifelte über der Frage, die vor allen Problemen der Philoſophie ihn von früh auf quälend beſchäftigte, über der Frage von der Freiheit des Willens? Sein logiſcher Kopf hatte ſich endlich beruhigt bei der folgerichtigen Lehre Spinoza's, wie Goethe's Künſtlerſinn von der grandioſen Geſchloſſenheit dieſes Syſtems gefeſſelt ward. Sein Gewiſſen aber verweilt zwar gern bei dem Gedanken, daß das Einzelne ſelbſtlos untergehe in dem Allgemeinen, doch immer wieder verwirft es die Idee einer unbedingten Nothwendigkeit, denn „ohne Freiheit keine Sittlichkeit." Welch ein Jubel daher, als er endlich durch Kant die Autonomie des Willens bewieſen fand, als er jenes große Wort las, das nur ein Deutſcher ſchreiben konnte: „es iſt überall nichts in der Welt, überhaupt auch außerhalb derſelben zu denken möglich, was ohne Einſchränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille." Ueber Kant's Werken verlebt er jetzt ſeine ſeligſten Tage; all ſein vergangenes Leben erſcheint ihm ein gedankenloſes Treiben in den Tag hinein, der Weisheit Kant's verdankt er „ſeinen Charakter bis auf das Streben, einen haben zu wollen." Der Verkündigung dieſer Lehre ſoll nun ſein Leben geweiht ſein; „ihre Folgen ſind äußerſt wichtig für ein Zeitalter, deſſen Moral bis in ſeine Quellen verderbt iſt." Und zum ſicherſten Zeichen, daß er hier einen Schatz von Gedanken gefunden, der ſeinem eigenſten

Wesen entsprach, entfaltete sich jetzt seine Bildung eben so rasch und sicher, als sie schwer und tastend begonnen. Eine Reise nach Polen und Preußen führt ihn zu dem Weisen von Königsberg, dem er ehrfürchtig naht, „wie der reinen Vernunft selbst in einem Menschenkörper." Bei ihm führt er sich ein durch die rasch entworfene Schrift „Kritik aller Offenbarung, 1791."

Damit beginnt sein philosophisches Wirken, das näher zu betrachten nicht dieses Orts noch meines Amtes ist, so reizvoll auch die Aufgabe, zu verfolgen, wie die Denker, nach dem Worte des alten Dichters, die Leuchte des Lebens gleich den Tänzern im Fackelreigen von Hand zu Hand geben. Es genüge zu sagen, daß Fichte die Lehre von der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Willens mit verwegenster Kühnheit bis in ihre äußersten Folgesätze hindurchführte. Weil die Bestimmung unseres Geistes sich nur verwirklichen läßt im praktischen Handeln, das praktische Handeln aber eine Bühne fordert, deshalb und nur deshalb ist der Geist gezwungen, eine Außenwelt aus sich herauszuschauen und als eine wirkliche Welt anzunehmen. „Ich bin ja wohl transcendentaler Idealist," gesteht Fichte, „härter als Kant, denn bei ihm ist noch ein Mannichfaltiges der Erfahrung; ich aber behaupte mit dürren Worten, daß selbst dieses von uns durch ein schöpferisches Vermögen reproducirt wird." Hatte Kant die große Wahrheit gefunden, daß die Dinge sich richten nach der Beschaffenheit unseres Erkenntnißvermögens: sein Nachfolger schreitet weiter und behauptet getrost: „die Dinge werden erst durch unser Ich geschaffen; es giebt kein Sein, sondern nur Handeln; der sittliche Wille ist die einzige Realität." Allein an der Kühnheit dieser Abstractionen, der verwegensten, die deutscher Denkermuth zu fassen wagte, können wir den aufrechten Trotz des Mannes ermessen. Zuversichtlich glauben wir ihm, daß „seine wissenschaftliche Ansicht nur die zur Anschauung gewordene innere Wurzel seines Lebens" selber war; denn „was für eine Philosophie man wählt, richtet sich danach, was für ein Mensch man ist." In sicherem Selbstgefühle faßt der Mann sich jetzt zusammen, als die namenlose Schrift des Anfängers für ein Werk des Meisters Kant gehalten wird, und der triviale Lärm seichter Lobreden ihn rasch die Nichtigkeit der literarischen Handwerker durchschauen läßt.

So steht sein Charakter vollendet, mannhaft, fast männisch, des Willens, die ganze Welt unter die Herrschaft des Sittengesetzes zu beugen, gänzlich frei von Schwächen, jenen kleinen Widersprüchen

wider die beſſere Erkenntniß — und eben darum zu einem tragiſchen Geſchicke beſtimmt, zu einer Schuld, die mit ſeinem Weſen zuſammenfiel, die er ſelber unwiſſend bekannte, indem er ſich alſo vertheidigte: „Man paßt bei einer ſolchen Denkart ſchlecht in die Welt, macht ſich allenthalben Verdruß. Ihr Verächtlichen! Warum ſorgt ihr mehr dafür, daß ihr euch den Andern anpaßt, als dieſe euch und ſie für euch zurechtlegt?“ — Andere für ſich zurechtlegen — das iſt die herriſche Sünde der idealiſtiſchen Kühnheit. Als in der Noth des Krieges von 1806 ſein Weib, einſam zurückgeblieben in dem vom Feinde beſetzten Berlin, voll ſchwerer Sorge um den fernen Gatten, in Krankheit fällt, da ſchreibt ihr der gewaltige Mann: „ich hoffte, daß Du unſere kurze Trennung, gerade um der bedeutenden Geſchäfte willen, die Dir auf das Herz gelegt waren, ertragen würdeſt. Ich habe dieſen Gedanken bei meiner Abreiſe Dir empfohlen und habe ihn in Briefen wieder eingeſchärft. Starke Seelen, und Du biſt keine ſchwache, macht ſo etwas ſtärker — und doch!“ So hart kann er reden zu ihr, die ihm die Liebſte iſt; denn er glaubt an die Allmacht der Wahrheit. Ihm iſt kein Zweifel, wo die rechte Erkenntniß ſei, da könne das rechte Handeln, ja das rechte Schickſal nicht fehlen, und jeden Einwand menſchlicher Gebrechlichkeit weiſt er ſchroff zurück. Darum keine Spur von Humor, von liebenswürdigem Leichtſinn, nichts von Anmuth und Nachgiebigkeit in ihm, der das derbe Wort geſprochen: „eine Liebenswürdigkeitslehre iſt vom Teufel.“ Nichts von jener Sehnſucht nach der ſchönheitsſatten Welt des Südens, die Deutſchlands reiche Geiſter in jenen Tagen beherrſchte. Unfähig, ungeneigt ſich liebevoll zu verſenken in eine fremde Seele, verkündet er kurzab, er lehre alle Dinge nur von einer Seite zu betrachten, „nämlich von der rechten.“ Entfremdet der Natur, die ihm nur beſteht, um unterjocht zu werden von dem Geiſte, mahnt er zur Hingebung, zur Selbſtvergeſſenheit eine ſinnliche, ſelbſtſüchtige Zeit: auch eſſen und trinken ſollen wir nur um Gottes willen. Nicht die leiſeſte ſinnliche Vorſtellung ſoll uns den erhabenen Gottesgedanken trüben: „ein Gott, der der Begierde dient, iſt ein Abgott. Gott will nicht, Gott kann nicht das Gute, das wir gern möchten, uns geben außer durch unſere Freiheit; Gott iſt überhaupt nicht eine Naturgewalt, wie die blinde Einfalt wähnt, ſondern ein Gott der Freiheit.“ Die Freuden des Himmels, die bequeme Tröſtung ſchwacher Gemüther, müſſen ſchwinden vor einer geiſtigeren Auffaſſung: „die Ewigkeit kommt der neuen Zeit mitten in ihre Gegenwart hinein;“

die vollendete Freiheit, die Einheit mit Gott ist schon im Diesseits möglich. Beseelt von solchen Gedanken der Ertödung alles Fleisches, der asketischen Sittenstrenge, ist Fichte ein unästhetischer Held geblieben, wie groß er auch dachte von der Kunst, die der Natur den majestätischen Stempel der Idee aufdrücke. Auch in ihm, wie in allen edleren Söhnen jener an den Helden Plutarch's gebildeten Tage, wogte und drängte ein großer Ehrgeiz; er gedachte an seine Existenz für die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; aber, fährt er fort, „ob ich's that braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht!" Jene hohe Leidenschaft, die dem strengsten aller Dichter, Milton, nur als die letzte Schwäche edlerer Naturen erscheint, der Durst nach Ruhm, wird scharf und schonungslos als eine verächtliche Eitelkeit verworfen von dieser selbstlosen Tugend, welche leben will aus dem erkannten rein Geistigen heraus. In Augenblicken des Zweifels — als gälte es Schiller's witziges Epigramm zu bewähren — prüft der gestrenge Mann, auf welcher Seite seine Neigung stehe, um dann mit freudiger Sicherheit des anderen Weges zu gehen. Selber folgerichtig im Kleinsten wie im Größten, sagt er den Zeitgenossen erbarmungslos auf den Kopf zu, welches die nothwendigen Folgen ihrer weichlichen Grundsätze seien. Trocken spricht er: „dies weiß man gewöhnlich nicht, giebt es nicht zu, ärgert sich daran, glaubt es nicht; aber es kann alles dieses nichts helfen, so ist's." Er findet unter den Menschen nur wenige bösartig und gewaltthätig — „denn hierzu gebricht es bei der Mehrzahl an Kraft: — sondern sie sind in der Regel blos dumm und unwissend, feige, faul und niederträchtig." In diese Welt tritt er ein mit dem stolzen Bewußtsein eines apostolischen Berufs: „so bin ich drum wahrhaft Stifter einer neuen Zeit — der Zeit der Klarheit — bestimmt angebend den Zweck alles menschlichen Handelns, mit Klarheit Klarheit wollend. Alles Andere will mechanisiren, ich will befreien." — Wenn Goethe fürchtete, der eigenrichtige Mann sei für sich und die Welt verloren: für den Philosophen war das Widerstreben der Welt gar nicht vorhanden. „Wenn ich im Dienste der Wahrheit stürbe, sagt er einfach, was thäte ich dann weiter als das, was ich schlechthin thun müßte?" —

Ein Eloge zu halten ist nicht deutsche Weise, und in Fichte's Geiste am wenigsten würde ich handeln, wenn ich nicht trotzig sagte, wie gar fremd unserer Zeit, die an sich selber glaubt und glauben soll, dieser Idealismus geworden ist, der so nur einmal möglich war und

keinen Schüler fand. Seit jenen Tagen iſt das Leben unſeres Volkes ein großer Werkeltag geweſen. Wir haben begonnen in harter Arbeit den Gedanken der Welt einzubilden und ſind darüber der Natur freundlich näher getreten. Sehr Vieles nehmen wir beſcheiden hin als Ergebniß der Natur und Geſchichte, was Fichte dem Sittengeſetze zu unterwerfen ſich vermaß. Mit dem ſteigenden Wohlſtande iſt ein hellerer Weltſinn in die Geiſter eingezogen; ein ſchönes Gleichmaß von Genuß und That ſoll uns das Leben ſein. Wer unter uns bezweifelt, daß die Sittlichkeit der Athener eine reinere war als die Tugend der Spartaner und dem Genius unſeres Volkes vertrauter iſt? Seitdem iſt auch die gute Laune wieder zu ihrem Rechte gelangt, wir heißen ſie willkommen ſelbſt mitten in der Spannung des Pathos; die kecke Vermiſchung von Scherz und Ernſt in Shakeſpeare's Gedichten iſt erſt dem realiſtiſchen Sinne der Gegenwart wieder erträglich geworden. Doch eben weil jener Idealismus Fichte's unſerem Sinne ſo fern liegt, weil längſt der Zeit verfiel, was daran vergänglich war, weil Luſt und Noth des raſtloſen modernen Lebens uns von ſelber ablenken von jeder Ueberſpannung des Gedankens — ebendeshalb gereicht es unſeren fröhlicheren Tagen zum Segen, ſich in dieſe weltverachtenden Ideen ſelbſtloſer Sittlichkeit zu verſenken wie in ein ſtählendes Bad der Seele, Selbſtbeherrſchung daran zu lernen und zu gedenken, daß ein thatloſes Weſen dem Humor anhaftet und der Dichter ſicher wußte, warum er ſeinem Hamlet die Fülle ſprudelnden Witzes lieh. Wie beſchämt muß all unſere heitere Klugheit verſtummen vor dem Einen Worte: „nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch nicht der Tod, beugt und abſchreckt, taugt der Menſch etwas.“

Noch immer, leider, werden übergeiſtreiche Beurtheiler nicht müde, das Bild des Denkers in eine falſche Beleuchtung zu rücken. Man nennt ihn einen Geſinnungsgenoſſen der Romantiker — ihn, deſſen ſpartaniſche Strenge ſo recht den Gegenſatz bildet zu der vornehm ſpielenden Ironie der Romantiker — ihn, der, obwohl nicht frei von myſtiſchen Stimmungen, dennoch als ein herber Proteſtant, für alle katholiſirenden Richtungen nur Worte ſchärfſter Verachtung hatte. Auch Fichte genoß ein wenig von dem Segen jener ſchönen, reizvollen Geſelligkeit, welche die Gegenwart nicht mehr kennt; geiſtreiche Frauen ſaßen zu ſeinen Füßen und ſtritten ſich um die Ehre, ihm Famulus-Dienſte zu leiſten, wenn er über die höchſten Gegenſtände der Erkenntniß ſprach. Und doch iſt nie ein Mann freier geweſen von jeder

romantiſchen Vergötterung der Frauen. Abhängigkeit, Bedürftigkeit war ihm das Weſen des Weibes. Leidenſchaftslos, voll warmer, treuer Zuneigung ſteht er ehrenfeſt neben ſeinem Weibe, gleich einem jener derben Bürger auf alten deutſchen Holzſchnitten; kein ſchöneres Lob weiß er ihr zu ſagen als „männlichere Seele, Johanna!“ — Das Aergſte aber in der Umkehrung der Wiſſenſchaft hat Stahl geleiſtet; er nennt Napoleon das verkörperte weltſchaffende Ich Fichte's. Alſo, in dem Helden der ſouveränen Selbſtſucht wäre Fleiſch geworden das Syſtem des deutſchen Denkers, der unermüdlich eifert, es ſei die Seligkeit des Ich, ſich der Gattung zu opfern?! — Auch das iſt Vielen ein Räthſel geweſen, wie dieſer ſchroffe, ſchneidige Charakter gerade aus dem oberſächſiſchen Stamme hervorgehen konnte. Er ſelber ſagt von ſeiner Heimath, ſie berge „einen Grad von Aufklärung und vernünftiger Religionskenntniß, wie ihn in dieſer Ausdehnung gegenwärtig kein Land in Europa beſitzt.“ Doch das alles ſei „durch eine mehr als ſpaniſche Inquiſition eingezwängt. Daraus entſteht denn eine knechtiſche, lichtſcheue, heuchleriſche Denkungsart.“ In der That, alle Vorausſetzungen echter Geiſtesfreiheit, eine Fülle von Bildungsmitteln, eine weit verbreitete Volkscultur waren vorhanden in dem Mutterlande der Reformation. Aber Druck von oben und das Uebermaß geiſtigen Schaffens, dem kein großes politiſches Wirken das Gegengewicht hielt, hatten in dem ohnedies mehr elaſtiſchen als maſſiven Stamme endlich jene Schmiegſamkeit und Höflichkeit erzeugt, welche ſchroffe, reformatoriſche Naturen nur ſchwer erträgt. Nächſt dem ſchwäbiſchen hat das oberſächſiſche Land die größte Zahl von Helden des deutſchen Geiſtes geboren; aber während die großen Schwaben zumeiſt Schwaben blieben und mit rührender Liebe an ihrem Boden hingen, verſtieß das ſächſiſche Land die Mehrzahl ſeiner freieren Söhne. In allen dieſen Heimathloſen, in Pufendorf und Thomaſius, in Leſſing und Fichte, erhebt ſich der freie Geiſt, der ſo lange mit der zahmen Sitte ſeiner Umgebung gerungen, zu ſchroffem Stolze: rückſichtsloſer Freimuth wird ihnen allen zur Leidenſchaft. —

Dem Vielgewanderten kamen endlich frohere Tage, als eine Aenderung ſeiner äußeren Lage ihm erlaubte, ſeine treue Johanna heimzuführen, und der Ruf ihn traf zu der Stelle, die ihm gebührte, zum akademiſchen Lehramte in Jena. Schon der erſte Plan des jungen Mannes war der kecke Gedanke geweſen, eine Rednerſchule zu gründen in einem Volke ohne Rednerbühne. Nach ſeiner Auffaſſung der Ge-

ſchichte wurden alle großen Weltangelegenheiten dadurch entſchieden, daß ein freiwilliger Redner ſie dem Volke darlegte, und er ſelber war zum Redner geboren. Zur That berufen ſind jene feurigen Naturen, denen Charakter und Bildung zuſammenfallen, jede Erkenntniß als ein lebendiger Entſchluß in der Seele glüht; doch nicht das unmittelbare Eingreifen in die Welt konnte den weltverachtenden Denker reizen. Von ihm vor allen gilt das Stichwort des philoſophiſchen Idealismus jener Tage, daß es für den wahrhaft ſittlichen Willen keine Zeit giebt, daß es genügt, der Welt den Anſtoß zum Guten zu geben. Auf den Willen der Menſchen zu wirken, des Glaubens, daß daraus irgendwo und irgendwann die rechte That entſtehen werde, das war der Beruf dieſes eifernden geſelligen Geiſtes. Daher jener Bruſtton tiefſter Ueberzeugung, der, wie alles Köſtlichſte des Menſchen, ſich nicht erklären noch erkünſteln läßt. Daher auch der Erfolg — in dieſem ſeltenen Falle ein ſehr gerechter Richter — denn was der große Haufe ſagt: „ihm iſt es Ernſt," das bezeichnet mit plumpem Wort und feinem Sinn den geheimſten Zauber menſchlicher Rede. Vergeblich ſuchen wir bei Fichte jene Vermiſchung von Poeſie und Proſa, womit romaniſche Redner die Phantaſie der Hörer zu blenden lieben. Sogar die Neigung fehlt ihm, freie Worte als ein Kunſtwerk abzuſchließen; der Adel der Form ſoll ſich ihm gleich der guten Sitte ungeſucht ergeben aus der vollendeten Bildung. Nur aus der vollkommenen Klarheit erwächſt ihm jede Bewegung des Herzens; die Macht ſeiner Rede liegt allein begründet in dem Ernſte tiefen gewiſſenhaften Denkens, eines Denkens freilich, das ſichtbar vor unſeren Augen entſteht. Er ſtrebt nach der innigſten Gemeinſchaft mit ſeinen Hörern; an der Energie ſeines eigenen Denkens ſoll ihre Selbſtthätigkeit ſich entzünden; er liebt es, „eine Anſchauung im Discurs aus den Menſchen zu entwickeln." „Ich würde," ſagt er ſchon in einer Jugendſchrift, „die Handſchrift ins Feuer werfen, auch wenn ich ſicher wüßte, daß ſie die reinſte Wahrheit, auf das beſtimmteſte dargeſtellt, enthielte, und zugleich wüßte, daß kein einziger Leſer ſich durch eigenes Nachdenken davon überzeugen würde." Dieſe Selbſtbeſinnung des Hörers zu erwecken, ihn hindurchzupeitſchen durch alle Mühſal des Zweifels, angeſtrengter geiſtiger Arbeit — dies iſt der höchſte Triumph ſeiner Beredſamkeit, und es iſt da kein Unterſchied zwiſchen den „Reden" und den Druckſchriften; alle ſeine Werke ſind Reden, das Denken ſelber wird ihm alsbald zur erregten Mittheilung. Ein Meiſter iſt er darum in der

ſchweren Kunſt des Wiederholens; denn weſſen Geiſt fortwährend und mit ſchrankenloſer Offenheit arbeitet, der darf das hundertmal Geſagte noch einmal ſagen, weil es ein Neues iſt in jedem Augenblicke, wie jeder Augenblick ein neuer iſt. Doch vor allem, er denkt groß von ſeinen Hörern, edel und klug zugleich hebt er ſie zu ſich empor, ſtatt ſich zu ihnen herabzulaſſen. Die Jugend vornehmlich hat dies dankend empfunden; denn der die Menſchheit ſo hoch, das gegenwärtige Zeitalter ſo niedrig achtete, wie ſollte er nicht das werdende Geſchlecht lieben, das noch rein geblieben von der Seuche der Zeit? Der ſtets nur den ganzen Menſchen zu ergreifen trachtete, er war der geborene Lehrer jenes Alters, das der allſeitigen Ausbildung der Perſönlichkeit lebt, bevor noch die Schranken des Berufs den Reichthum der Entwickelung beengen. Endlich — faſſen wir die Größe des Redners in dem Einen von tauſend Hörern wiederholten Lobe zuſammen — was er ſprach, das war er. Wenn er die Hörenden beſchwor, eine Entſchließung zu faſſen, nicht ein ſchwächliches Wollen irgend einmal zu wollen, wenn er die Macht des Willens mit Worten verherrlichte, die ſelbſt einem Niebuhr wie Raſerei erſchienen: da ſtand er ſelber, die gedrungene überkräftige Geſtalt mit dem aufgeworfenen Nacken, den ſtreng geſchloſſenen Lippen, ſtrafenden Auges, nicht gar ſo mild und ruhig, wie Wichmann's Büſte ihn zeigt, welche die Verklärung des Todten verkörpert, voll trotzigen Selbſtgefühles und doch hoch erhaben über der Schwäche beliebter Redner, der perſönlichen Eitelkeit — in jedem Zuge der Mann der durchdachten Entſchließung, die des Gedankens Bläſſe nicht berührte. Darum hat ſich von allen Lehrern, die je an deutſchen Hochſchulen wirkten, ſein Bild den jungen Gemüthern am tiefſten eingegraben; ſein Schatten iſt geſchritten durch die Reihen jener ſtreitbaren Jugend, die für uns blutete und in ſeinem Sinne ein Leben ohne Wiſſenſchaft höher achtete denn eine Wiſſenſchaft ohne Leben.

Jene „mehr als ſpaniſche Inquiſition“ ſeiner Heimath ſollte endlich auch ihn ereilen. Eine pöbelhafte Anklage bezichtigte Fichte bei dem kurſächſiſchen Conſiſtorium des Atheismus und vertrieb ihn aus Jena, weil er nicht im Stande war, den Schein des Unrechts auf ſich zu nehmen, wo ſein Gewiſſen ihm Recht gab. Da wollte eine glückliche Fügung, daß der Rath des Miniſters Dohm ihn nach Preußen führte, in den Staat, der gerade dieſem Manne eine Heimath werden mußte. Der Staat Preußen hat den Lehrer und Philoſophen zum Patrioten gebildet.

Ein ſtrenger Geiſt harter Pflichterfüllung war dieſem Volke eingeprägt durch das Wirken willensſtarker Fürſten, faſt unmenſchlich ſchwer die Laſten, die auf Gut und Blut der Bürger drückten. Was Andere ſchreckte, Fichte zog es an. Nur das Eine mochte ihn abſtoßen, daß jener Sinn der Strenge ſchon zu weichen begann, daß zu Berlin bereits ein Schwelgen in weichlichen unpoetiſchen Empfindungen, eine ſeichte, ſelbſtzufriedene Aufklärung ſich brüſtete, deren Haupt Nicolai unſer Held bereits in einer ſeiner todtſchlagenden humorloſen Streitſchriften gezüchtigt hatte. Ein rührender Anblick, wie nun der Kühnſte der deutſchen Idealiſten den ſchweren Weg ſich bahnt, den alle Deutſche jener Tage zu durchſchreiten hatten, den Weg von der Erkenntniß der menſchlichen Freiheit zu der Idee des Staates: wie ihn, dem die Außenwelt gar nicht exiſtirte, die Erfahrung belehrt und verwandelt. Noch zur Zeit der Auſterlitzer Schlacht konnte er ſchreiben: „welches iſt denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten chriſtlichen Europäers? Im Allgemeinen iſt es Europa, insbeſondere iſt es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Cultur ſteht. Mögen doch die Erdgeborenen, welche in der Erdſcholle, dem Fluſſe, dem Berge ihr Vaterland erkennen, Bürger des geſunkenen Staates bleiben; ſie behalten, was ſie wollten und was ſie beglückt. Der ſonnenverwandte Geiſt wird unwiderſtehlich angezogen werden und hin ſich wenden, wo Licht iſt und Recht. Und in dieſem Weltbürgerſinne können wir über die Handlungen und Schickſale der Staaten uns beruhigen, für uns ſelbſt und für unſere Nachkommen bis an das Ende der Tage.“ Dann ward durch den Wandel der Weltgeſchicke auch der Sinn des weltverachtenden Philoſophen nicht verwandelt, aber vertieft und zu hellerem Verſtändniß ſeiner ſelbſt geführt. Kein Widerſpruch allerdings, aber eine höchſt verwegene Weiterentwickelung, wenn Fichte jetzt erkennt, daß der Deutſche Licht und Recht nur in Deutſchland finden könne. Er begreift endlich, daß der Kosmopolitismus in Wirklichkeit als Patriotismus erſcheine, und verweiſt den Einzelnen auf ſein Volk, das „unter einem beſonderen Geſetze der Entwickelung des Göttlichen aus ihm“ ſtehe. —

Längſt ſchon war der Philoſoph der freien That durch das Weſen ſeines Denkens auf jene Wiſſenſchaft geführt worden, welche den nach außen gerichteten Willen in ſeiner großartigſten Entfaltung betrachtet. Aber ſehr langſam nur lernte er die Würde, den ſittlichen Beruf des Staates verſtehen. Auch er ſah — gleich der geſammten deutſchen

Staatswiſſenſchaft, die ihre Heimath noch allein auf dem Katheder fand — im Staate zuerſt nur ein nothwendiges Uebel, eine Anſtalt des Zwanges, gegründet durch freiwilligen Vertrag, um das Eigenthum der Bürger zu ſchützen. Unverſöhnlichen Krieg kündete er dem Gedanken an, daß der Fürſt für unſere Glückſeligkeit ſorge: „Nein, Fürſt, du biſt nicht unſer Gott; gütig ſollſt du nicht gegen uns ſein, du ſollſt gerecht ſein.“ Dieſe Rechtsanſtalt des Staates aber ſoll ſich entwickeln zur Freiheit, alſo daß jeder das Recht habe, „kein Geſetz anzuerkennen, als welches er ſich ſelbſt gab;“ der Staat muß das Princip der Veränderung in ſich ſelber tragen. — Der alſo dachte, war längſt gewohnt von dem vornehmen und geringen Pöbel ſich einen Demokraten ſchelten zu laſſen. Und radical genug, mit dem harten rhetoriſchen Pathos eines Jakobiners, hatte er einſt die Revolution begrüßt als den Anbruch einer neuen Zeit, und die ſtaatsmänniſche Kälte, womit Rehberg die große Umwälzung betrachtete, gröblich angegriffen. Mit grimmiger Bitterkeit hatte er dann die Denkfreiheit zurückgefordert von den Fürſten; denn die einzigen Majeſtätsverbrecher ſind jene, „die Euch anrathen, Eure Völker in der Blindheit und Unwiſſenheit zu laſſen und freie Unterſuchungen aller Art zu hindern und zu verbieten.“ Doch im Grunde ward ſein Geiſt nur von Einer Erſcheinung der Revolution mächtig angezogen: von dem Grundſatze der Gleichheit des Rechts für alle Stände. Privilegien fanden keine Gnade vor dieſem conſequenten Kopfe: aus ſeinen heftigen Ausfällen wider den Adel redet der Zorn des ſächſiſchen Bauernſohns, der eben jetzt ſeine mißhandelten Standesgenoſſen ſich erheben ſah gegen ihre adlichen Bedrücker. Sehr fern dagegen ſtand er den Ideen der modernen Demokratie, welche die freieſte Bewegung des Einzelnen im Staate verlangen; eine harte Rechtsordnung ſollte jede Willkür des Bürgers bändigen. Dieſer despotiſche Radicalismus trat in ſeiner ganzen Starrheit hervor, als er jetzt das Gebiet des „Naturrechts“ verließ und das wirthſchaftliche Leben der Völker betrachtete. In ſocialiſtiſchen Ideen iſt jederzeit der verwegenſte Idealismus mit dem begehrlichſten Materialismus zuſammengetroffen. Durch die Mißachtung des banauſiſchen Getriebes der Volkswirthſchaft wurde Platon auf das Idealbild ſeiner communiſtiſchen Republik und die Alten alle zu dem Glaubensſatze geführt, daß der gute Staat des Nothwendigen die Fülle beſitzen müſſe; durch die Ueberſchätzung der materiellen Güter gelangten die modernen Communiſten zu ihren luftigen Lehren. Und wieder die Verachtung

alles weltlichen Genusses verleitete den deutschen Philosophen zu dem vermessenen Gedanken: der Staat, als eine lediglich für die niederen Bedürfnisse des Menschen bestimmte Zwangsanstalt, müsse sorgen für die gleichmäßige Vertheilung des Eigenthums. Solchem Sinne entsprang die despotische Lehre von dem „geschlossenen Handelsstaate", der in spartanischer Strenge sich absperren sollte von den Schätzen des Auslandes und das Schaffen der Bürger also regeln sollte, daß ein jeder leben könne von seiner Arbeit.

Auf dem Gebiete des Rechtes und der Wirthschaft gelang es dem Idealisten wenig, die Welt für sich zurechtzulegen. Indessen sank der Staat der Deutschen tief und tiefer. „Deutsche Fürsten, ruft Fichte zornig, würden vor dem Dey von Algier gekrochen sein und den Staub seiner Füße geküßt haben, wenn sie nur dadurch zum Königstitel hätten kommen können." In diesen Tagen der Schmach brach ihm endlich die Erkenntniß an von dem Tiefsinn und der Größe des Staatslebens. Er sah vor Augen, wie mit dem Staate auch die Sittlichkeit der Deutschen verkümmerte, er begriff jetzt, daß dem Staate eine hohe sittliche Pflicht auferlegt sei, die Volkserziehung. Auf diesem idealsten Gebiete der Staatswissenschaft hat Fichte seine tiefsten politischen Gedanken gedacht. Wir fragen erstaunt: wie nur war es möglich? Ist doch dem Politiker die Erfahrung nicht eine Schranke, sondern der Inhalt seines Denkens. Hier gilt es, nach Aristoteles' Vorbild, mit zur Erde gewandtem Blicke eine ungeheure Fülle von Thatsachen zu beherrschen, Ort und Zeit abwägend zu schätzen, die Gewalten der Gewohnheit, der Trägheit, der Dummheit zu berechnen, den Begriff der Macht zu erkennen, jenes geheimnißvolle allmähliche Wachsen der geschichtlichen Dinge zu verstehen, das die moderne Wissenschaft mit dem viel mißbrauchten Worte „organische Entwicklung" bezeichnet. Wie sollte Er dies alles erkennen? Er, dessen Bildung in die Tiefe mehr als in die Breite ging, der die Menschheit zur Pflanze herabgewürdigt sah, wenn man redete von dem langsamen natürlichen Reifen des Staates? Er hat es auch nicht erkannt; nicht einen Schritt weit kam sein Idealismus der Wirklichkeit entgegen. Aber er lebte in Zeiten, da allein der Idealismus uns retten konnte, in einem Volke, das, gleich ihm selber, von den Ideen der Humanität erst herabstieg zur Arbeit des Bürgerthums, in einer Zeit, die nichts dringender bedurfte als jenen „starken und gewissen Geist", den Er ihr zu erwecken dachte. Mit der Schlacht von Jena

ſchien unſere letzte Hoffnung gebrochen; „der Kampf — ſo ſchildert Fichte das Unheil und den Weg des Heils — der Kampf mit den Waffen iſt beſchloſſen; es erhebt ſich, ſo wir es wollen, der neue Kampf der Grundſätze, der Sitten, des Charakters.“ Wohl mögen wir erſtaunen, wie klar der Sinn des nahenden Kampfes in dieſen Tagen der Ermannung von Allen verſtanden ward, wie dieſe Worte Fichte's überall ein Echo fanden. Die Regierung ſelber erkannte, daß allein ein Volkskrieg retten könne, allein die Entfeſſelung aller Kräfte der Nation, der ſittlichen Mächte mehr noch als der phyſiſchen — „einer der ſeltenen, nicht oft erlebten Fälle,“ ſagt Fichte rühmend, „wo Regierung und Wiſſenſchaft übereinkommen.“ So, gerade ſo, auf dieſer ſteilen Spitze mußten die Geſchicke unſeres Volkes ſtehen, einen Krieg der Verzweiflung mußte es gelten um alle höchſten Güter des Lebens, eine Zeit mußte kommen von jenen, die wir die großen Epochen der Geſchichte nennen, da alle ſchlummernden Gegenſätze des Völkerlebens zum offenen Durchbruch gelangen, die Stunde mußte ſchlagen für eine Staatskunſt der Ideen, wenn gerade dieſer Denker unmittelbar eingreifen ſollte in das ſtaatliche Leben.

Nicht leicht ward ihm ſeine Stelle zu finden unter den Männern, die dieſer Staatskunſt der Ideen dienten. Denn was den Nachlebenden als das einfache Werk einer allgemeinen fragloſen Volksſtimmung erſcheint, das iſt in Wahrheit erwachſen aus harten Kämpfen ſtarker eigenwilliger Köpfe. Wie fremd ſtehen ſie doch neben einander: unter den Staatsmännern Stein, der Gläubige, der ſchroffe Ariſtokrat, und Hardenberg, der Jünger franzöſiſcher Aufklärung, und Humboldt, der moderne Hellene, und Schön, der geniale Kantianer; unter den Soldaten die denkenden Militärs, die Scharnhorſt und Clauſewitz, denen die Kriegskunſt als ein Theil der Staatswiſſenſchaft erſchien, und Blücher, dem der Schreibtiſch Gift war, der Eines nur verſtand — den Feind zu ſchlagen, und Yorck, der Mann der alten militäriſchen Schule, der Eiferer wider das Nattergezücht der Reformer; unter den Denkern und Künſtlern neben Fichte Schleiermacher, deſſen Milde jener als leichtſinnig und unſittlich verwarf, und Heinrich v. Kleiſt, der als ein Dichter mit unmittelbarer Leidenſchaft empfand, was Fichte als Denker erkannte. Ihm zitterte die Feder in der Hand, wenn er in ſtürmiſchen Verſen die Enkel der Cohortenſtürmer, die Römerüberwinderbrut zum Kampfe rief. Einen Schüler Fichte's meinen wir zu hören, wenn Kleiſt ſeinem Könige die Thürme der Hauptſtadt mit

den ſtolzen Worten zeigt: „ſie ſind gebaut, o Herr, wie hell ſie blinken, für beſſ're Güter in den Staub zu ſinken.“ Und er ſelber war es, der Fichte die höhnenden Verſe ins Geſicht warf:

ſetzet, ihr träft's mit euerer Kunſt und zögt uns die Jugend
nun zu Männern wie ihr: liebe Freunde, was wär's?

Wenn er ſeine Adler geſchändet ſah von den Fremden, wie mochte der ſtolze Offizier ertragen, daß dieſer Schulmeiſter herantrat, die Nöthe des Augenblicks durch die Erziehung des werdenden Geſchlechts zu heilen? Und dennoch haben ſie zuſammengewirkt, die Männer, die ſich befehdeten und ſchalten, einträchtig in dem Kampfe der Idee gegen das Intereſſe, der Idee des Volksthums wider das Intereſſe der nackten Gewalt.

Schon vor der Schlacht von Jena hatte ſich Fichte erboten, mit dem ausrückenden Heere als weltlicher Prediger und Redner, „als Geſandter der Wiſſenſchaft und des Talents“, zu marſchiren, denn was — ruft er in ſeiner kecken, die Weihe des Gedankens mitten in die matte Wirklichkeit hineintragenden Weiſe — „was iſt der Charakter des Kriegers? Opfern muß er ſich können; bei ihm kann die wahre Geſinnung, die rechte Ehrliebe gar nicht ausgehen, die Erhebung zu etwas, das über dies Leben hinaus liegt.“ Doch das letzte Heer des alten Regimes hätte ſolchen Geiſt nicht ertragen. Die Stunden der Schande waren gekommen. Fichte floh aus Berlin und ſprach: „ich freue mich, daß ich frei geathmet, geredet, gedacht habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen.“ Auch ihn überwältigte jetzt auf Augenblicke die Verzweiflung, da er zufrieden ſein wollte ein ruhiges Plätzchen zu finden, und es den Enkeln überlaſſen wollte zu reden — „wenn bis dahin Ohren wachſen zu hören!“ Nicht die Zuverſicht fand er wieder, aber die Stärke des Pflichtgefühls, als er nach dem Frieden dennoch redete zu den Lebendigen ohne Hoffnung für ſie, „damit vielleicht unſere Nachkommen thun was wir einſehen, weil wir leiden, weil unſere Väter träumten.“ In Stunden einſamer Sammlung war nun ſein ganzes Weſen „geweiht, geheiligt“; der alte Grundgedanke ſeines Lebens, in eigener Perſon das Abſolute zu ſein und zu leben, findet in dieſer weihevollen Stimmung eine neue religiöſe Form, erſcheint ihm als die Pflicht „des Lebens in Gott.“ Rettung um jeden Preis — dieſer ungeheuren Nothwendigkeit, die leuchtend vor ſeiner Seele ſtand, hatte er Manches geopfert von der Starrheit des Theoretikers. Er pries jetzt ſogar Machiavelli's Weis-

heit der Verzweiflung; denn von der entgegengesetzten, der niedrigsten, Schätzung des Menschenwerthes gelangte dieser Verächter aller hergebrachten Sittlichkeit doch zu dem gleichen Endziele, der Rettung des großen Ganzen auf Kosten jeder Neigung des Einzelnen. Gereift und gefestigt ward dieser Ideengang, als Fichte jetzt sich schulte an den großartig einfachen Mitteln uralter Menschenbildung, an Luther's Bibel und an der knappen Form, der herben Sittenstrenge des Tacitus.

Also vorbereitet hielt er im Winter 1807/8, belauscht von fremden Horchern, oft unterbrochen von den Trommeln der französischen Besatzung, zu Berlin die „Reden an die deutsche Nation." Sie sind das edelste seiner Werke, denn hier war ihm vergönnt, unmittelbar zu wirken auf das eigentlichste Object des Redners, den Willen der Hörer; ihnen eigen ist im vollen Maße jener Vorzug, den Schiller mit Recht als das Unterpfand der Unsterblichkeit menschlicher Geisteswerke pries, doch mit Unrecht den Schriften Fichte's absprach, daß in ihnen ein Mensch, ein einziger und unschätzbarer, sein innerstes Wesen abgebildet habe. Doch auch der Stadt sollen wir gedenken, die, wie eine Sandbank in dem Meere der Fremdherrschaft, dem kühnen Redner eine letzte Freistatt bot; die hocherregte Zeit und die hingebend andächtigen Männer und Frauen sollen wir preisen, welche des Redners schwerem Tiefsinn folgten, den selbst der Leser heute nur mit Anstrengung versteht. Riesenschritte — hebt Fichte an — ist die Zeit mit uns gegangen; durch ihr Uebermaß hat die Selbstsucht sich selbst vernichtet. Doch aus der Vernichtung selber erwächst uns die Pflicht und die Sicherheit der Erhebung. Damit die Bildung der Menschheit erhalten werde, muß diese Nation sich retten, die das Urvolk unter den Menschen ist durch die Ursprünglichkeit ihres Charakters, ihrer Sprache. — Unterdrücken wir strenge das wohlweise Lächeln des Besserwissens. Denn fürwahr ohne solche Ueberhebung hätte unser Volk den Muth der Erhebung nie gefunden wider die ungeheure Uebermacht. Freuen wir uns vielmehr an der feinen Menschenkenntniß des Mannes, der sich gerechtfertigt hat mit dem guten Worte: „ein Volk kann den Hochmuth gar nicht lassen, außerdem bleibt die Einheit des Begriffs in ihm gar nicht rege." — Diesem Urvolke hält der Redner den Spiegel seiner Thaten vor. Er weist unter den Werken des Geistes auf die Größe von Luther und Kant, unter den Werken des Staates — er, der in Preußen wirkte und Preußen liebte — auf die alte Macht der Hansa, und preist also

die ſtreitbaren, die modernen Kräfte unſeres Volksthums — im ſcharfen und bezeichnenden Gegenſatze zu Fr. Schlegel, der in Wien zu ähnlichem Zwecke an die romantiſche Herrlichkeit der Kaiſerzeit erinnerte.

In dieſem hochbegnadeten Volke ſoll erweckt werden „der Geiſt der höheren Vaterlandsliebe, der die Nation als die Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden ſich opfert, und der Unedle, der nur um des Erſteren willen da iſt, ſich eben opfern ſoll.“ Und weiter — nach einem wundervollen Rückblick auf die Fürſten der Reformation, die das Banner des Aufſtandes erhoben nicht um ihrer Seligkeit willen, deren ſie verſichert waren, ſondern um ihrer ungeborenen Enkel willen — „die Verheißung eines Lebens auch hienieden, über die Dauer des Lebens hinaus, allein dieſe iſt es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeiſtern kann.“ Nicht Siegen oder Sterben ſoll unſere Loſung ſein, da der Tod uns allen gemein und der Krieger ihn nicht wollen darf, ſondern Siegen ſchlechtweg. Solchen Geiſt zu erwecken, verweiſt Fichte auf das letzte Rettungsmittel, die Bildung der Nation „zu einem durchaus neuen Selbſt“ — und fordert damit, was in anderer Weiſe E. M. Arndt verlangte, als er der übergeiſtigen Zeit eine Kräftigung des Charakters gebot. Noch war die Nation in zwei Lager geſpalten. Die Einen lebten dahin in mattherziger Trägheit, in der lauwarmen Gemüthlichkeit der alten Zeit; ihnen galt es eine große Leidenſchaft in die Seele zu hauchen: „wer nicht ſich als ewig erklärt, der hat überhaupt nicht die Liebe und kann nicht lieben ſein Volk.“ Das ſind dieſelben Töne, die ſpäter Arndt anſchlug, wenn er dem Wehrmann zurief: „der Menſch ſoll lieben bis in den Tod und von ſeiner Liebe nimmer laſſen noch ſcheiden; das kann kein Thier, weil es leicht vergiſſet.“ Den Anderen ſchwoll das Herz von heißem Zorne; ſchon war unter der gebildeten Jugend die Frage, wie man Napoleon ermorden könne, ein gewöhnlicher Gegenſtand des Geſprächs. Dieſe wilde Leidenſchaft galt es zu läutern und zu adeln: „nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, ſondern die Kraft des Gemüthes iſt es, welche Siege erkämpft.“ Ein neues Geſchlecht ſoll erzogen werden fern von der Gemeinheit der Epoche, entriſſen dem verderbten Familienleben, erſtarkend zu völliger Verleugnung der Selbſtſucht durch eine Bildung, die nicht ein Beſitzthum, ſondern ein Beſtandtheil der Perſonen ſelber ſei. In Peſtalozzi's Erziehungsplänen meint Fichte das Geheimniß dieſer Wiedergeburt gefunden. War doch in ihnen der Lieblingsgedanke des Philoſophen ver-

körpert, daß der Wille, „die eigentliche Grundwurzel des Menschen“, die geistige Bildung nur ein Mittel für die sittliche sei; gingen sie doch darauf aus, die Selbstthätigkeit des Schülers fort und fort zu erwecken. Wenn die Stein und Humboldt unbefangen den gesunden Kern dieser Plane würdigten: dem Philosophen war kein Zweifel, der Charakter der Pestalozzi'schen Erziehungsweise sei — „ihre Unfehlbarkeit“; fortan sei nicht mehr möglich, daß der schwache Kopf zurückbleibe hinter dem starken.

Zu solchem Zwecke redet er „für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der Einen Nation gemacht haben.“ „Bedenket — beschwört er die Hörer — daß Ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als Eines nennen hören, Ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen oder davon vernommen, unter Euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höheren Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach Euch kommt, wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen und einen andern Geschäfts- und Lebensgang annehmen, und wie lange wird es noch dauern, daß Keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört habe?“ — Auch den letzten kümmerlichen Trost raubt er den Verzagten, die Hoffnung, daß unser Volk in seiner Sprache und Kunst fortdauern werde. Da spricht er das furchtbare Wort: „ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig, seine Sprache aufzugeben.“ So geschieht ihm selber, was er seinem Luther nachrühmte, daß deutsche Denker, ernstlich suchend, mehr finden als sie suchen, weil der Strom des Lebens sie mit fortreißt. In diesem radikalen Satze schlummert der Keim der Wahrheit, welche erst die Gegenwart verstanden hat, daß ein Volk ohne Staat nicht existirt. — „Es ist daher kein Ausweg, schließen die Reden — wenn Ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.“

Wir Nachgeborenen haben den bewegenden Klang jener Stimme nicht gehört, welche die andachtsvollen Zuhörer zu Berlin ergriff, — und jeder rechte Redner wirkt sein Größtes durch einen höchstpersönlichen Zauber, den die Nachwelt nicht mehr begreift — aber noch vor den todten Lettern zittert uns das Herz, wenn der strenge Züchtiger

unſeres Volkes „Freude verkündigt in die tiefe Trauer“ und an die mißhandelten Deutſchen den ſtolzen Ruf ertönen läßt: „Charakter haben und deutſch ſein iſt ohne Zweifel gleichbedeutend.“ — Und welchen Widerhall erweckten dieſe Reden in der Welt? Achſelzuckend ließ der Franzoſe den thörichten Ideologen gewähren, gleichgiltig erzählte der Moniteur von einigen Vorleſungen über Erziehung, die in Berlin einigen Beifall gefunden. Die Fremden wußten nicht, aus wie tiefem Borne dem deutſchen Volke der Quell der Verjüngung ſtrömt, und kein Verräther erſtand, ihnen den politiſchen Sinn der Reden zu deuten. Mit wie viel ſchärferem politiſchen Blicke hatte einſt Machiavelli ſeinem Volke den allerbeſtimmteſten Plan der Rettung mit den beſtdurchdachten Mitteln vorgezeichnet! Aber ſein Principe blieb ein verwegenes Traumbild, die Reden des deutſchen Philoſophen wurden einer der Funken, daran ſich die Gluth der Befreiungskriege entzündete. Fichte freilich meinte, ſein Wort ſei verhallt in den „tiefverderbten“ Tagen, ſein ganzes Syſtem ſei nur ein Vorgriff der Zeit. Denn es iſt das tragiſche Geſchick großer Männer, daß ſie ihren eigenen Geiſt nicht wieder erkennen, wenn er von den Zeitgenoſſen empfangen und umgeformt wird zu anderen Geſtalten, als ſie meinten. Und dennoch war der Redner an die deutſche Nation nur der Mund des Volkes geweſen, er hatte nur dem, was jedes Herz bewegte, einen kühnen, hochgebildeten Ausdruck geliehen. Denn was war es anders, als jene höhere Vaterlandsliebe, die der noch ungeborenen Enkel denkt — was anders war es, das den Landwehrmann von Haus und Hof und Weib und Kindern trieb, das unſere Mütter bewog, alles köſtliche Gut der Erde bis zu dem Ringe des Geliebten für ihr Land dahinzugeben? Was anders war es, als daß ſie unſer gedachten? In dieſem Sinne — denn wer ermißt die tauſend geheimnißvollen Kanäle, welche das durchdachte Wort des Philoſophen fortleiteten in die Hütte des Bauern? — in dieſem Sinne hat Fichte's Wort gezündet, und die Kundigen ſtimmten ein, wenn Friedrich Gentz, diesmal wahrhaft ergriffen, ſagte: „ſo groß, tief und ſtolz hat faſt noch Niemand von der deutſchen Nation geſprochen.“

Wieder kamen Jahre ſtiller Arbeit. Unter den Erſten wirkte Fichte bei der Gründung der Berliner Hochſchule, die dem erwachenden neuen Geiſte ein Herd ſein ſollte. Ein Glück, daß Wilhelm Humboldt, als ein beſonnener Staatsmann, an die altbewährten Ueberlieferungen deutſcher Hochſchulen anknüpfte und die verwegenen Gedanken des Phi-

losophen verwarf; denn mit der ganzen Strenge seiner herrischen Natur hatte Fichte einen Plan mönchischer Erziehung entworfen, der die Jugend absperren sollte von jeder Berührung mit den Ideenlosen, doch in Wahrheit jede echte akademische Freiheit vernichtet hätte. Um so unerschütterlicher bekämpfte er auf der neuen Hochschule die falsche akademische Freiheit; er fand es verwerflich, grundverderblich, Nachsicht zu üben mit alten unseligen Unsitten der Jugend. Das wüste Burschenleben war ihm eine bewußte, mit Freiheit und nach Gesetzen hergebrachte Verwilderung. In diesen Jahren weihte er seine ganze Kraft dem Lehramte. Die gewohnte Macht über die jugendlichen Gemüther blieb ihm nach wie vor. Er nutzte sie, den Keim zu legen zu der deutschen Burschenschaft. Er förderte, wie schon früher in Jena, unter den Studirenden den Widerstand gegen den Unfug der alten Landsmannschaften und warnte die Gesellschaft der „Deutsch-Jünger" vor jenen beiden Irrthümern, welche später die Burschenschaft lähmten: sie sollten sich hüten, mittelalterlich und deutsch zu verwechseln, und sorgen, daß das Mittel — die Verbindung — ihnen nicht wichtiger werde als der Zweck — die Belebung deutschen Sinnes. —

Endlich erfüllten sich die Zeiten; dies Geschlecht, das er verloren gab, fand sich wieder; denn so tief war es nie gesunken, als der Idealist meinte. Die Trümmer der großen Armee kehrten aus Rußland heim, die Provinz Preußen stand in Waffen, der ostpreußische Landtag harrte auf das Wort des Königs. Der König erließ von Breslau den Aufruf zur Bildung von Freiwilligen-Corps; aber noch war der Krieg an Frankreich nicht erklärt. Auf der Straße begegneten den französischen Gensdarmen dichte Haufen still drohender Bauern, die zu den Fahnen zogen; und Fichte's Schüler zitterten vor Ungeduld, dem Rufe des Königs zu folgen, doch sie warteten des Lehrers. Wer meinte nicht, daß in diesen schwülen Tagen der Erwartung ein glühender Aufruf aus Fichte's Munde wie ein Blitzstrahl hätte einschlagen sollen? — Schlicht und ernst, wie nach einem großen Entschlusse, tritt er endlich am 19. Februar 1813 vor seine Studenten. Nur selten berichten die lauten Annalen der Geschichte von dem Edelsten und Eigenthümlichsten der großen historischen Wandlungen. So ist auch das Herrlichste der reinsten politischen Bewegung, die je unser Volk erhob, noch nicht nach Gebühr gewürdigt — jener Geist schlichter, gefaßter Mannszucht, der das Ungeheuere vollzog so ruhig, so frei von jedem falschen Pathos, wie die Erfüllung alltäglicher Bürgerpflichten. Nichts staunens-

würdiger an dieſen einzigen Tagen, als jener ernſte, unverbrüchliche Gehorſam, der unſer Volk ſelbſt dann noch beherrſchte, da die hochgehenden Wogen volksthümlicher Entrüſtung die Decke ſprengten, die ſie lange gehemmt. Ein Heldenmuth iſt es, natürlich, ſelbſtverſtändlich in den Tagen tiefer Bewegung, dem Rohre der feindlichen Kanone freudig ins Geſicht zu blicken; aber jedes Wort des Preiſes verſtummt vor der mannhaften Selbſtbeherrſchung, die unſere Väter beſeelte. Als ein Heißſporn des oſtpreußiſchen Landtags die Genoſſen fragte: „wie nun, meine Herren, wenn der König den Krieg nicht erklärt?“ — da erwiderte ihm Theodor von Schön: „dann gehen wir ruhig nach Hauſe.“ Durchaus getränkt von dieſem Geiſte ernſter Bürgerpflicht war auch die Rede, die Fichte jetzt an ſeine Hörer richtete. Er habe, geſteht er, lange geſchwankt, ehe er mit ſolchem Worte vor ſeine Schüler getreten. Die Wiſſenſchaft allerdings ſei die ſtärkſte Waffe gegen das Böſe, und in dieſem Kampfe würden Siege erfochten, dauernd für alle Zeit. Aber zu dem geiſtigen Streite bedürfe es des äußern und des innern Friedens: und nur darum, weil dieſe Ruhe des Gemüthes ihn ſelber, trotz vielfacher Uebung in der Selbſtbeſinnung, zu verlaſſen beginne, ſchließe er jetzt ſeine Vorleſungen. — Das einfache Wort genügte, die Jünglinge in die Reihen der Freiwilligen zu führen. Noch einmal iſt ihm dann der Gedanke gekommen, als ein Redner in das Lager zu gehen — noch einmal vergeblich. Dann iſt Fichte krank und halbgelähmt mit den gelehrten Genoſſen und dem kaum mannbaren Sohne in den Landſturm getreten; Lanze und Säbel lehnten nun an der Thüre des Philoſophen.

Als die Kunde erſcholl von den herrlichſten deutſchen Siegen, von den Tagen von Hagelsberg und Dennewitz, ſelbſt dann hat er nicht gelaſſen von der alten tüchtigen Weiſe, den Dingen nachzudenken bis zum Ende. Im Sommer 1813 hält er vor den wenigen Studirenden, die dem Kampfe fern blieben, Vorleſungen über die Staatslehre. Auch jetzt noch bewegt er ſich ausſchließlich im Gebiete der Ideen; ſeinen kühnſten Sätzen fügt er ſtolz abweiſend hinzu: „es gilt vom Reiche (der Vernunft), nicht von ihren Lumpenſtaaten.“ Noch immer geht er dem Staate der Wirklichkeit mit radikaler Härte zu Leibe; Erblichkeit der Repräſentation iſt ihm ein abſolut vernunftwidriges Princip, „die erſte Pflicht der Fürſten wäre, in dieſer Form nicht da zu ſein,“ der Wahn der Ungleichheit iſt bereits durch das Chriſtenthum praktiſch vernichtet. Aber wie viel reicher und tiefſinniger erſcheint ihm

jetzt der Staat! Mit scharfen Worten sagt er sich los von der naturrechtlichen Lehre, die er bereits in den Reden an die deutsche Nation verlassen hatte. Er verwirft die „schlechte Ansicht", welche im Staate nur den Schützer des Eigenthums erblickt und darum Kirche, Schule, Handel und Gewerbe allein den Privatleuten zuweist und im Falle des Krieges die Ruhe für die erste Bürgerpflicht erklärt. Der Staat ist berufen, die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. In den beiden schönen Vorlesungen, die „von dem Begriffe des wahrhaften Krieges" handeln, stellt er scharf und schroff die sinnliche und die sittliche Ansicht vom Staate einander gegenüber. Nach jener gilt „zuerst das Leben, sodann das Gut, endlich der Staat, der es schützt." Nach dieser steht obenan „die sittliche Aufgabe, das göttliche Bild; sodann das Leben in seiner Ewigkeit, das Mittel dazu; ohne allen Werth, außer inwiefern es ist dieses Mittel; endlich die Freiheit, als die einzige und ausschließende Bedingung, daß das Leben sei solches Mittel, drum — als das einzige, was dem Leben selbst Werth giebt." — Der einst mit dem Mißtrauen des deutschen Gelehrten die Zwangsanstalt des Staates betrachtet, er sieht jetzt mit der Begeisterung eines antiken Bürgers in dem Staate den Erzieher des Volkes zur Freiheit, alle Zweige des Volkslebens weist er der Leitung des Staates zu. Nur in einem solchen Staate ist „ein eigentlicher Krieg" möglich, denn hier wird durch feindlichen Einfall die allgemeine Freiheit und eines Jeden besondere bedroht; es ist darum Jedem für die Person und ohne Stellvertretung aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod.

Schon längst waren seine radikalen Theorien dann und wann erhellt worden durch ein Aufblitzen historischer Erkenntniß; bereits in seiner Jugendschrift über die französische Revolution hatte er Friedrich den Großen gepriesen als einen Erzieher zur Freiheit. Doch jetzt erst beginnt er die historische Welt recht zu verstehen. Er erkennt, daß ein Volk gebildet werde durch gemeinsame Geschichte und berufen sei, „in dem angehobenen Gange aus sich selber sich fortzuentwickeln zu einem Reiche der Vernunft." Alle Staaten der Geschichte erscheinen ihm jetzt als Glieder in der großen Kette dieser Erziehung des Menschengeschlechts zur Freiheit. Ist diese Erziehung dereinst vollendet, dann wird „irgendeinmal irgendwo die hergebrachte Zwangsregierung einschlafen, weil sie durchaus nichts mehr zu thun findet," dann wird das Christenthum nicht blos Lehre, nein, die Verfassung des Reiches selber sein. In diesem Reiche werden „die

Wiſſenſchaftlichen" regieren über dem Volke, denn „alle Wiſſenſchaft iſt thatbegründend." So gelangt auch Fichte zu dem Platoniſchen Idealbilde eines Staates, welchen die Philoſophen beherrſchen. Und wenn der nüchterne Politiker betroffen zurückweicht vor dieſem letzten Fluge des Fichte'ſchen Geiſtes, ſo bleibt doch erſtaunlich, wie raſch die große Zeit ſich ihren Mann erzogen hat: der Held des reinen Denkens wird durch den Zuſammenbruch ſeines Vaterlandes zu der Erkenntniß geführt, daß der Staat die vornehmſte Anſtalt im Menſchenleben, die Verkörperung des Volksthums ſelber iſt. Näher eingehend auf die Bewegung des Augenblicks ſchildert er das Weſen des gewaltigen Feindes, der unter den Ideenloſen der Klügſte, der Kühnſte, der Unermüdlichſte, begeiſtert für ſich ſelber, nur zu beſiegen iſt durch die Begeiſterung für die Freiheit. So ſtimmt auch Fichte mit ein in die Meinung unſerer großen Staatsmänner, welche erkannten, daß die Revolution in ihrem furchtbarſten Vertreter bekämpft werden müſſe mit ihren eigenen Waffen. Faſt gewaltſam unterdrückt er den unabweislichen Argwohn, daß nach dem Frieden Alles beim Alten bleibe. Nicht ungerügt freilich läßt er es hingehen, daß man in ſolchem Kampfe noch gottesläſterlich von Unterthanen rede, daß die Formel „mit Gott für König und Vaterland" den Fürſten gleichſam des Vaterlandes beraube. Aber alle ſolche Makel der großen Erhebung gilt es als ſchlimme alte Gewohnheiten zu überſehen; „dem Gebildeten ſoll ſich das Herz erheben beim Anbruche ſeines Vaterlandes." Beim Anbruche ſeines Vaterlandes — die aus der Ferne leidenſchaftlos zurückblickende Gegenwart mag dieſe ſchöne Bezeichnung der Freiheitskriege beſtätigen, welche die hart enttäuſchten Zeitgenoſſen kummervoll zurücknahmen.

Auch zu einer rein publiciſtiſchen Arbeit ward der Denker durch die Sorge um den Neubau des Vaterlandes veranlaßt. Alsbald nach dem Aufrufe des Königs an ſein Volk ſchreibt er den vielgenannten „Entwurf einer politiſchen Schrift." Die wenigen Blätter ſind unſchätzbar nicht blos als ein getreues Bild ſeiner Weiſe zu arbeiten — denn hier, in der That, ſehen wir ihn pochen und graben nach der Wahrheit, den Verlauf des angeſtrengten Schaffens unterbrechen mit einem nachdenklichen „Halt, dies ſchärfer!" und die Schlacken der ergründeten Wahrheit emporwerfen aus der Grube — ſondern mehr noch, weil uns hier Fichte entgegentritt als der erſte namhafte Verkündiger jener Ideen, welche heute Deutſchlands nationale Partei bewegen. Schon oft war, bis hinauf in die Kreiſe der Mächtigſten, der Gedanke

eines preußiſchen Kaiſerthums über Norddeutſchland angeregt worden. Hier zuerſt verkündet ein bedeutender Mann mit einiger Beſtimmtheit den Plan, den König von Preußen als einen „Zwingherrn zur Deutſchheit“ an die Spitze des geſammten Vaterlandes zu ſtellen. Parteien freilich im heutigen Sinne kannte jene Zeit noch nicht, und Fichte am wenigſten hätte ſich der Mannszucht einer Partei gefügt; er ſchreibt ſeine Blätter nur nieder, damit „dieſe Gedanken nicht untergehen in der Welt.“ Aber kein Parteimann unſerer Tage mag das tödliche Leiden unſeres Volkes, daß es mediatiſirt iſt, klarer bezeichnen als er mit den Worten, das deutſche Volk habe bisher an Deutſchland Antheil genommen allein durch ſeine Fürſten. Noch immer ſchwebt ihm als höchſtes Ziel vor Augen eine „Republik der Deutſchen ohne Fürſten und Erbadel,“ doch er begreift, daß dieſes Ziel in weiter Ferne liege. Für jetzt gilt es, daß „die Deutſchen ſich ſelbſt mit Bewußtſein machen.“ — „Alle großen deutſchen Literatoren ſind gewandert,“ ruft er ſtolz; und jenes freie Nationalgefühl, das dieſe glänzenden Geiſter trieb, die Enge ihres Heimathlandes zu verlaſſen, muß ein Gemeingut des Volkes werden, damit zuletzt der Einzelſtaat als überflüſſig hinwegfalle. Ein haltbarer Nationalcharakter wird gebildet zunächſt durch die Freiheit, denn „ein Volk iſt nicht mehr umzubilden, wenn es in einen regelmäßigen Fortſchritt der freien Verfaſſung hineingekommen.“ Aber auch im Kriege wird ein Volk zum Volke, und hier ſpricht er ein Wort, deſſen tiefſter Sinn ſich namentlich in Fichte's Heimathlande als prophetiſch bewährt hat: „wer den gegenwärtigen Krieg nicht mitführen wird, wird durch kein Decret dem deutſchen Volke einverleibt werden können.“ Als einen Erzieher zur Freiheit, zur Deutſchheit brauchen wir einen Kaiſer. Oeſterreich kann die Hand nie erheben zu dieſer Würde, weil es unfrei und in fremde undeutſche Händel verwickelt iſt; ſein Kaiſer iſt durch ſein Hausintereſſe gezwungen, „deutſche Kraft zu brauchen für ſeine perſönlichen Zwecke.“ Preußen aber „iſt ein eigentlich deutſcher Staat, hat als Kaiſer durchaus kein Intereſſe zu unterjochen, ungerecht zu ſein. Der Geiſt ſeiner bisherigen Geſchichte zwingt es fortzuſchreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reich (das will ſagen: zum Vernunftreiche); nur ſo kann es fortexiſtiren, ſonſt geht es zu Grunde.“

So — nicht eingewiegt, nach der gemeinen Weiſe der Idealiſten, in leere Illuſionen, aber auch nicht ohne frohe Hoffnung iſt Fichte in den Tod gegangen für ſein Land. Welch ein Wandel ſeit den Tagen

der Revolutionskriege, da er der Geliebten noch vorhielt, daß ſie gleichgiltig ſei gegen die Welthändel! Der Schwung der großen Zeit, die opferbereite Empfindung weiblichen Mitgefühls führt jetzt Johanna Fichte unter die wunden Krieger der Berliner Hospitäler. Alle guten und großen Worte des Gatten von der Macht der göttlichen Gnade werden ihr lebendig und ſtrömen von ihrem Munde, da ſie die unbärtigen Jünglinge der Landwehr mit dem hitzigen Fieber ringen, in letzter Schwäche, in unbezwinglichem Heimweh die Heilung von ſich weiſen ſieht. In den erſten Tagen des Jahres 1814 bringt ſie das Fieber in ihr Haus. Einen Tag lang verweilt der Gatte an ihrem Lager, eröffnet dann gefaßt ſeine Vorleſungen und findet, zurückgekehrt, die Todtgeglaubte gerettet. In dieſen Stunden des Wiederſehens, meint der Sohn, mag den ſtarken Mann der Tod beſchlichen haben. In ſeine letzten Fieberträume fiel noch die Kunde von der Neujahrsnacht 1814, da Blücher bei der Pfalz im Rheine den Grenzſtrom überſchritt und das feindliche Ufer widerhallte von den Hurrahrufen der preußiſchen Landwehr. Unter ſolchen Träumen von kriegeriſcher Größe iſt der ſtreitbare Denker verſchieden am 27. Jan. 1814. Sein Lob mag er ſelber ſagen: „Unſer Maßſtab der Größe bleibe der alte: daß groß ſei nur dasjenige, was der Ideen, die immer nur Heil über die Völker bringen, fähig ſei und von ihnen begeiſtert.“

Seitdem iſt eine lange Zeit vergangen, Fichte's Name iſt im Wechſel geprieſen worden und geſchmäht, iſt aufgetaucht und wieder verſchwunden. Als die kriegeriſche Jugend, heimkehrend von den Schlachtfeldern, in die Hörſäle der Hochſchulen zurückſtrömte, da erſt ward offenbar, wie tief das Vorbild des „Vaters Fichte“ in den jungen Seelen haftete. „Die Jugend ſoll nicht lachen und ſcherzen, ſie ſoll ernſthaft und erhaben ſein,“ war ſeine Mahnung, und wirklich, wie Fichte's Söhne erſchienen dieſe ſpartaniſchen Jünglinge, wie ſie einherſchritten in trutziger Haltung, abgehärteten Leibes, in altdeutſcher Tracht, hochpathetiſche Worte voll ſittlichen Zornes und vaterländiſcher Begeiſterung redend. Die Ideen, welche dieſe jungen Köpfe entzückten, lagen zwar tief begründet in der ganzen Richtung der Zeit, aber unzweifelhaft gebührt den Lehren Fichte's daran ein ſtarker Antheil. Vor ſeinem Bilde, deſſen lautere Hoheit uns kein Schopenhauer hinwegſchmähen wird, erfüllte ſich das junge Geſchlecht mit jenen Grundſätzen herber Sittenſtrenge, die unſeren Hochſchulen eine heilſame Verjüngung brachten. Und welch ein Vorbild der „Deutſchheit“ beſaß die Jugend

in ihm, der aus der dumpfen Gemüthlichkeit des kursächsischen Lebens sich emporrang zu jenem vornehmen Patriotismus, welcher nur noch „Deutsche schlechtweg" kennen wollte und den Kern unserer Nation in der norddeutsch-protestantischen Welt erblickte. Mochte er immerhin seinen politischen Ideen die abwehrende Weisung hinzufügen: „auf Geheiß der Wissenschaft soll die Regierung Jene bändigen und strafen, welche diese Lehren auf die Gegenwart anwenden": — die Jugend wußte nichts von solcher Unterscheidung. Die Hoheit seiner Ideen und der Radicalismus seiner Methode wirkten berauschend auf die deutschen Burschen. „Der deutsche Staat ist in der That Einer; ob er nun als einer oder mehrere erscheine, thut nichts zur Sache" — solcher Worte dictatorischer Klang drang tief in die jungen Seelen. Die Vorstellung, daß das Bestehende schlechthin unberechtigt sei und einem deutschen Reiche weichen müsse, ward durch Fichte's Lehren mächtig gefördert. Als eine edle Barbarei hat man treffend die Stimmung der Burschenschaft bezeichnet, und auch an den Sünden dieser edlen Barbaren ist Fichte nicht schuldlos. Seine mönchische Strenge spiegelt sich wider in dem altklugen, unjugendlichen Wesen, das uns so oft zurückstößt von der wackern teutonischen Jugend. Wenn er immer wieder die Bildung des Charakters betonte, war es da zu verwundern, daß schließlich die Jugend, die den Werth eines gereiften Charakters noch nicht zu beurtheilen vermag, mit Vorliebe den polternden Moralpredigern folgte und an alle glänzenden Geister unseres Volkes den Maßstab der „Gesinnungstüchtigkeit" legte? Wenn er unermüdlich die Jugend darstellte als den noch reinen Theil der Nation und die „Wissenschaftlichen" als die natürlichen Lenker des Volkes: — mußte da nicht endlich die Anmaßung aufwuchern in der wissenschaftlichen Jugend? — „Unser Urtheil hat das Gewicht der Geschichte selbst, es ist vernichtend!" — in solchen Reden, die im Burschenhause zu Jena, als Arnold Ruge jung war, widerhallten, offenbart sich die Kehrseite des Fichte'schen Geistes. Fichte starb zu früh; bei längerem Leben wäre all' seine wache Sorge dahin gegangen, die edle Barbarei der Jugend maßvoll und bescheiden zu erhalten. Weder Luden noch Oken oder Fries, und am allerwenigsten der alte Jahn stand hoch genug, um die spartanische Rauheit des jungen Geschlechts zu mäßigen. — Vornehmlich in dieser sittlichen Einwirkung auf die Gesinnung des werdenden Geschlechts liegt Fichte's Bedeutung für die Geschichte unserer nationalen Politik — und wer darf leugnen, daß der Fluch dieses Wirkens tausend-

mal überboten ward von dem Segen? Nimmermehr wird diesem Denker gerecht, wer ihn lediglich beurtheilt als einen politischen Schriftsteller. Der Publicist mag lächeln über Fichte's ungeübten politischen Scharfblick, der „Gelehrte von Metier" mag erschrecken vor seiner mangelhaften Kenntniß der politischen Thatsachen; aber hoch über die Fachgelehrten und die Publicisten hinaus erhebt sich der Redner an die deutsche Nation, wenn er mit der Kühnheit des Propheten das Ethos unserer nationalen Politik verkündet, wenn er den zersplitterten Deutschen den Geist der echten Vaterlandsliebe predigt, der über den Tod hinaus zu hassen und zu lieben vermag.

Das war mithin kein Zufall, daß der Name dieses Denkers durch den deutschen Bundestag in den Koth getreten ward. Viel zu milde, leider, lautet das landläufige Urtheil, daß unser Volk mit Undank belohnt worden für die Errettung der Throne, die sein Blut erkauft. Als ein Verbrechen vielmehr galt zu Wien und Frankfurt der Geist des Freiheitskrieges. Und wer hatte den „militärischen Jacobinismus" des preußischen Heeres schroffer, schonungsloser ausgesprochen als Fichte in den Worten: „kein Friede, kein Vergleich! Auch nicht, falls der zeitige Herrscher sich unterwürfe und den Frieden schlösse! Ich wenigstens habe den Krieg erklärt und bei mir beschlossen, nicht für seine Angelegenheit, sondern für die meinige, meine Freiheit." Wie sehr mußte die Woge demokratischen Zornes und Stolzes, welche in diesen Worten brandet, jene Schmalz und Kamptz erschrecken, die den Freiheitskrieg für eine That gewöhnlichen Gehorsams erklärten, vergleichbar dem Wirken der Spritzenmannschaft, die zum Löschen befehligt wird! Darum, als die Central-Untersuchungscommission zu Mainz den unbeschämten Augen des Bundestags die demagogischen Umtriebe darlegte, standen obenan unter den verbrecherischen Geheimbünden — die Vereine, welche in den Jahren 1807—13 sich gebildet zum Zwecke der Vertreibung der Franzosen, und die Liste der Verdächtigen ward eröffnet mit den erlauchten Namen von — Fichte und Schleiermacher. Nur mit Erröthen denken wir der Tage, da man in Berlin verbot, die Reden an die deutsche Nation aufs neue zu drucken.

Mag es sein, daß Fichte's nervige Faust den Bogen zu heftig spannte und über das Ziel hinausschoß; in der Richtung nach dem Ziele ist sicherlich sein Pfeil geflogen. Die Zeit wird kommen, die Sehergabe des Denkers zu preisen, der Preußen die Wahl stellte, unterzugehen oder fortzuschreiten zum Reiche. Mag es sein, daß der ver-

wegene Idealiſt oftmals abirrte in der nüchternen Welt der Erfahrung: — ein Vorbild des Bürgermuthes iſt er uns geworden, der lieber gar nicht ſein wollte, als der Laune unterworfen und nicht dem Geſetz. Und auch das praktiſch Mögliche hat der Theoretiker dann immer getroffen, wenn er handelte von den ſittlichen Grundlagen des ſtaatlichen Lebens. Alle Vorwände der Zagheit, all das träge Harren auf ein unvorhergeſehenes glückliches Ereigniß — wie ſchneidend weiſt er ſie zurück, wenn er verſichert, keiner der beſtehenden Landesherren „könne Deutſche machen," nur aus der Bildung des deutſchen Volksgeiſtes werde das Reich erwachſen. Wenn wir willig dieſem Worte glauben; ſo hoffen wir dagegen — oder vielmehr wir müſſen es wollen, daß ein anderer Zukunftsſpruch des Denkers *nicht* in Erfüllung gehe. Schon einmal ſahen wir ihn, nach der Weiſe der Propheten, ſich täuſchen in der *Zeit*: ſechs Jahre ſchon nach den Reden an die deutſche Nation erhebt ſich das Geſchlecht, das er gänzlich aufgegeben. Sorgen wir, daß dies Volk nochmals raſcher lebe als Fichte meinte, daß wir mit eigenen Augen das einige deutſche Reich erblicken, welches er im Jahre 1807 beſcheiden bis in das 22. Jahrhundert verſchob. — Wieder iſt den Deutſchen die Zeit des Kampfes erſchienen; wieder ſteht nicht der Gedanke gerüſtet gegen den Gedanken, nicht die Begeiſterung wider die Begeiſterung. Die Idee ſtreitet gegen das Intereſſe, die Idee, daß dieſes Volk zum Volke werde, wider das Sonderintereſſe von Wenigen, die an das nicht glauben, was ſie vertheidigen. Wenn die Langſamkeit dieſes Streites, der uns aus ſittlichen noch mehr denn aus politiſchen Beweggründen zu den Fahnen ruft, uns oft lähmend auf die Seele fällt, dann mögen wir uns aufrichten an dem Fichte'ſchen Worte der Verheißung, daß in Deutſchland das Reich ausgehen werde von der ausgebildeten perſönlichen Freiheit und in ihm erſtehen werde ein wahrhaftes Reich des Rechts, gegründet auf die Gleichheit alles deſſen, was Menſchenangeſicht trägt. Damit, fürwahr, ſind bezeichnet die beſcheidenſten, die gerechteſten Erwartungen der Deutſchen. Was die Deutſchen, wenn ſie den Einmuth finden, ihren Staat zu gründen, bei mäßiger Macht dennoch hoch ſtellen wird in der Reihe der Nationen, iſt allein dieſes: kein Volk hat je größer gedacht als das unſere von der Würde des Menſchen, keines die demokratiſche Tugend der Menſchenliebe werkthätiger geübt.

Mit ſchönen Worten pries Fichte das Schickſal des großen Schriftſtellers: „unabhängig von der Wandelbarkeit ſpricht ſein Buchſtabe in

allen Zeitaltern an alle Menſchen, welche dieſen Buchſtaben zu beleben vermögen, und begeiſtert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage.“ Nicht ganz ſo glücklich iſt das Loos, das den Werken Fichte's ſelber fiel; denn nur Wenige ſcheuen nicht die Mühe, den echten Kern ſeiner Gedanken loszuſchälen aus der Hülle philoſophiſcher Formeln, welchen die Gegenwart mehr und mehr entwächſt. Doch daß der Geiſt des Redners an die deutſche Nation nicht gänzlich verflogen iſt in ſeinem Volke, davon gab die Feier ſeines hundertjährigen Geburtstages ein Zeugniß. Wohl mancher Nicolai verherrlichte an jenem Tage den lauteren Namen des Denkers und ahnte nicht, daß er ſeinen Todfeind pries. Aber nimmermehr konnte ein ganzes, ehrliches Volk einen Helden des Gedankens als einen Helden der Nation feiern, wenn nicht in dieſem Volke noch der Glaube lebte an die weltbewegende Macht der Idee. Und er wird dauern, dieſer vielgeſchmähte Idealismus der Deutſchen. Und dereinſt wird dieſem Volke des Idealismus eine ſchönere Zukunft tagen, da eine reifere Philoſophie die Ergebniſſe unſeres politiſchen Schaffens, unſeres reichen empiriſchen Wiſſens in einem großen Gedankenſyſteme zuſammenfaßt. Wir Lebenden werden Fichte's Geiſt dann am treueſten bewahren, wenn alle edleren Köpfe unter uns wirken, daß in unſern Bürgern wachſe und reife der „Charakter des Kriegers“, der ſich zu opfern weiß für den Staat. Die Gegenwart denkt, wenn Fichte's Name genannt wird, mit Recht zuerſt an den Redner, welcher dieſem unterjochten Volke die heldenhaften Worte zurief: „Charakter haben und deutſch ſein iſt ohne Zweifel gleichbedeutend.“ —

Hans von Gagern.

(München 1861.)

Auch in der Darſtellung der Geſchichte bewährt ſich der Glaubensſatz jedes Künſtlers, daß das Individuelle zugleich das Allgemeine bedeutet. Aus einer anſpruchsloſen Skizze von dem Wachſen eines innerlich ringenden und arbeitenden Charakters treten uns die Widerſprüche des Lebens, die Geſetze der menſchlichen Entwicklung leicht unmittelbarer, ergreifender entgegen, als aus der Schilderung eines ganzen Zeitraumes. Sogar einige politiſche Wahrheiten laſſen ſich am klarſten aus dem Leben einzelner Menſchen erkennen. Die ganze Schwere eines ſtaatlichen Uebels empfinden wir nie lebhafter, als wenn wir die Kraft eines wackeren Mannes dadurch verkümmert und auf falſche Wege geführt ſehen. Unter den Staatsmännern der deutſchen Kleinſtaaten iſt Hans Gagern von keinem in Lauterkeit des Willens, von wenigen in Einſicht übertroffen worden. Wenn wir dennoch in dem Leben des edlen Mannes ſo gar viel des Widerwärtigen erblicken, bald wahrhaft ungeheuerlichen Irrthum, bald verlorene Arbeit für reine Zwecke, bald das klägliche Schauſpiel vergeudeter herrlicher Kraft im engſten Kreiſe: dann überkommt uns überwältigend und beſchämend das Bewußtſein der Unreife, der Verworrenheit, der Kleinlichkeit unſerer Zuſtände. Und ſchwer fällt uns Gagern's eigenes Wort auf das Herz: „echte und geſunde politiſche Maximen, wie ſie die anderen Nationen um uns her bereits praktiſch befolgen, ſind bei uns noch roh, Gegenſtand der Controverſe.“ Nur der Unverſtand wird ſich dieſer ernſten Betrachtung mit dem leichtfertigen Troſte entziehen: weil uns die Irrthümer der Gründer des deutſchen Bundes heute faſt unerklärlich erſcheinen, eben deshalb ſind wir ihnen entwachſen. Sicherlich haben ſich ſeitdem unſere theoretiſchen Ueberzeugungen wunderbar verwandelt; und nicht blos wir, die wir der optiſchen Täuſchung der Nähe unterliegen, — auch die Nachwelt wird dereinſt geſtehen, unſer Volk habe in dieſem halben Jahrhundert erſtaunlich raſch gelebt. Aber noch heute ſpukt in tauſend

Köpfen der verderblichſte Wahn jener alten Zeit, als genüge für den nüchternen Ernſt unſeres politiſchen Daſeins die gute Geſinnung, der ehrliche Wille, einträchtiglich zu leben. Auch die Inſtitutionen des deutſchen Bundes ſind die alten geblieben und werden immer wieder die gleichen Verirrungen gebären. So lange wir als Volk politiſch noch nicht exiſtiren, ſo lange wir einen deutſchen Staat noch nicht beſitzen oder nicht mindeſtens den feſten Entſchluß gefaßt haben, dieſen einen deutſchen Staat zu bauen — rund und nett, ohne jeden particulariſtiſchen Vorbehalt: — eben ſo lange giebt es keine geſunde deutſche Staatskunſt. Bis dahin wird die Politik unſerer Kleinſtaaten nach wie vor in unreinen Händen ein verrätheriſches Spiel treiben mit dem Vaterlande, in reinen Händen ſich verflüchtigen in politiſchen Dilettantismus oder mit bitterer Enttäuſchung endigen. Aus dem Leben des alten Gagern wird ſich uns dieſe Erkenntniß dann ungeſucht ergeben, wenn wir es ſchildern mit jener ſchlichten Aufrichtigkeit, die ihn ſelber zierte, aber ohne jene gutmüthige Schonung, welche er, oft zur Unzeit, an Freund und Feind übte.

Schon die Erlebniſſe ſeiner Jugend waren ganz dazu angethan, die wohlwollende, verſöhnliche Milde des Charakters zu entwickeln, welche dem Reichsfreiherrn Hans Ernſt Chriſtoph von Gagern angeboren war. Sein Vater, dem er am 25. Januar 1766 zu Kleinniedesheim bei Worms geboren ward, hatte nach der Weiſe der Zeit, trotz ſeines reichsritterlichen Geſchlechts, in ſeiner Jugend im Regimente Royal-Deuxponts, unter franzöſiſchen Fahnen, gefochten und war dann im Zweibrückner Hofdienſte zu den höchſten Würden aufgeſtiegen. Auch der Sohn ward natürlich zuerſt von einem franzöſiſchen Hofmeiſter erzogen. Dann brachte man den proteſtantiſchen Knaben zu den Jeſuiten nach Worms, und die geiſtlichen Herren ſorgten, daß der Zögling fleißig lerne, ohne ſich um ſein ewiges Heil zu kümmern. Endlich ward die Vorbildung des künftigen Weltmanns vollendet auf jener berühmten Schule des alten Pfeffel zu Kolmar, welche ſo viele tüchtige junge Leute aus guten Häuſern nach den unzweifelhaften Grundſätzen deutſch-franzöſiſcher Aufklärung erzogen hat. Schon im ſechszehnten Jahre bezog Gagern die Leipziger Univerſität, ſpäter die hohe Schule der jungen Diplomaten des heiligen Reichs, die Georgia Auguſta. Lernte er bei Pütter die damals übliche fable convenue vom deutſchen Staatsrechte, ſo ward ſein hiſtoriſcher Sinn geweckt durch Spittler's Vorträge. Es war ein leichter, heiterer Bildungsgang. Von früh auf hatten gewaltige

Culturgegenſätze nach und neben einander auf den jungen Mann gewirkt: deutſches und franzöſiſches Weſen, proteſtantiſche und katholiſche Weltanſchauung, Religion und Philoſophie, die kaiſerlichen Traditionen der reichsritterlichen Häuſer wie die kleinſtaatlichen Begriffe ſeines heimiſchen Hofes. Seine ſanguiniſche friedfertige Natur ſprang leicht über dieſe Widerſprüche hinweg. Die humanen Ideen der Zeit wurden ſein Eigenthum, als er in emſiger, doch nie gewaltſamer Arbeit an Herder, Hume, Montesquieu ſich begeiſterte. Aufrichtig fromm und herzlich dankbar ſeinem wohlwollenden Gotte, blieb er ein im guten Sinne weltlicher Menſch, dem Lichte zugewendet, gänzlich unempfänglich für myſtiſche Ideen. Eifrige, doch leider unmethodiſche Studien machten ihn vertraut mit dem politiſchen Leben aller Völker und Zeiten; und zu ſo umfaſſender wiſſenſchaftlicher Kenntniß ſollte bald eine reiche praktiſche Erfahrung hinzutreten. Aber ſein raſch faſſender, leicht verarbeitender Kopf war nicht original, nicht ſelbſtändig genug, um dieſe Vielſeitigkeit der Bildung zu ertragen. Er wußte ſich in ſeiner Gutmüthigkeit mit den großen Gegenſätzen des Lebens nicht beſſer abzufinden, als indem er verſuchte, das Unverſöhnliche zu verſöhnen. Das Vermitteln und Beſchwichtigen ward ihm im Leben zur Leidenſchaft, wie der Eklekticismus in ſeinen ausgebreiteten wiſſenſchaftlichen Studien. Leibhaftig ſteht der zartgebaute, bewegliche Mann mit den feurigen Augen vor uns, wie er, raſtlos mit den Armen zuckend, im lebhaften Geſpräche zwiſchen dem Orthodoxen und dem Ungläubigen einhergeht, aufmerkſam jedem Einwurfe lauſchend, froh, bald den Karl Borromäus, bald einen großen Heiden mit warmen Worten zu preiſen, bis er zuletzt mit ſeinem gewinnenden Lächeln ſagt: „ich bin Rationaliſt, aber ich haſſe das kalte ergo, ergo, das endlich zu der Frage führt: wozu das Gebet? — Alſo ſo etwas wie Jacobi!“ Das achtzehnte Jahrhundert, ſelber überreich an eigenartigen Charakteren, hegte herzliche Vorliebe für die Biographie; unzähligen ſeiner Söhne ward die Lebensbeſchreibung eines großen Mannes beſtimmend für das eigene Leben. Gagern fand ein ſolches Werk in dem Leben Cicero's von Middleton; vor dem Bilde des römiſchen Vaters des Vaterlandes kräftigte er den Entſchluß, ſein ganzes Sinnen dem Staate zu widmen, und der unſelbſtändige Eklekticismus des römiſchen Denkers entſprach ſeiner eigenen Sinnesrichtung. Mit dieſer vermittelnden Neigung vertrug ſich ſehr wohl ein ſtarkes Rechtsgefühl, eine vornehme Abwendung von allem Niedrigen und Gemeinen. An Gagern's Bilde haftet etwas von dem friedlichen Zauber

des Zeitalters der Humanität. Aber ehrte es die Zeit und den Menſchen, wenn ſchon der Knabe in der Jeſuitenſchule an dem Zeitalter Ludwig's XIV. nicht den Schlachtenruhm, ſondern die Werke Corneille's und Racine's als das Höchſte pries, wenn noch der Greis die Alten des Orients darum rühmte, daß die Prieſter den Kriegern voranſtanden: ſo kamen doch eiſerne Tage, wo nur die ſchneidige Einſeitigkeit einer leidenſchaftlichen Ueberzeugung retten konnte. Und leider iſt auch in der Zeit des Kampfes Gagern's verſöhnliche Natur oft ſtärker geweſen als das klare Gebot der Nothwendigkeit. Solche ſanguiniſche, leicht erregbare Menſchen ändern wohl ſpäter ihre Meinung über dies und jenes, doch ihre eigentliche Entwickelung ſchließt früh ab. Gagern gehört zu jenen Männern, die wir uns am liebſten im Alter vorſtellen; jene milde Weisheit, die an dem jüngeren Manne leicht fälſchlich als Mangel an Grundſätzen erſcheint, ſteht dem alten Herrn, der in dem Garten von Hornau ſeine Reben zieht, vortrefflich zu Geſicht.

Von ſolcher humanen Bildung erfüllt war Gagern, als er in den Zweibrückner Staatsdienſt trat. Er blieb nur kurze Zeit, wenig erbaut von dem wüſten Regimente. Da traf ihn in ſeinem einundzwanzigſten Jahre ein Ruf, welcher über ſein Leben entſchied. Das Fürſtenthum Naſſau-Weilburg bedurfte eines Premier-Miniſters. Familienverbindungen lenkten die Wahl auf den pfälziſchen Aſſeſſor. Er ſchulte ſich erſt nach altem Reichsbrauch ein Jahr lang am Wiener Reichshofrathe, widerſtand den lockenden Anerbietungen des Fürſten Kaunitz — denn ſein Ehrgeiz war von dem kleinen, ruhigen Dienſte in der rheiniſchen Heimath vollauf befriedigt — und übernahm ſein leichtes Amt. Ein Collegium alter, bewährter Räthe hatte das Ländchen ſchlicht und recht, ganz nach dem Sinne des neuen Präſidenten, verwaltet. So gingen die Dinge im ſelben Gleiſe weiter; der brave junge Miniſter erwarb ſich bald die Liebe des Landes und hatte Muße genug, die erſten Freuden einer glücklichen Ehe zu genießen. Damals glaubte er die Meinung, es gebe kein vollkommenes Glück, als einen Wahn zu erkennen.

In dieſen Jahren muß auch ſeine Auffaſſung der deutſchen Politik ſich gebildet haben, jene ſonderbare Miſchung kaiſerlicher und kleinſtaatlicher Gedanken, welche Stein ſpäter am treffendſten bezeichnete, wenn er von dem „Exföderaliſten" Gagern ſprach. Seines eigenen reinen Willens ſicher, vermochte der wackere Reichsritter keineswegs, in dem verfaulten heiligen Reiche jenes monstrum politicum zu erblicken, welches die großen Politiker vor ſeiner Zeit darin erkannt hatten und

welches die nächste Zukunft jedem unverblendeten Auge offenbaren sollte. Er fand darin sein Lebtag eine heilsame Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente. Der Zauber jener historischen Romantik, welcher die Kaiserkrone und die großen Namen des Reichsadels umschwebte, blendete ihn gänzlich, der gegen die Dichtkunst kalt und der religiösen Mystik fremd blieb. Er sah sehr wohl, daß in dieser grauenhaften Wildniß des historischen Naturwuchses seit Jahrhunderten kein bewußter Wille aufgeräumt hatte, daß es keinen klaren Begriff mehr in diesem Reichsrechte gab, daß nicht einmal die Grenzen des Reiches fest bestimmt waren. Aber gerade jenes „lose Band", das Schlesien, Preußen, die Schweiz, die Niederlande an Deutschland kettete, war ihm „der echte Germanismus." „Wer uns zu anderen Formen, zu anderem Sinn bringen will, der drückt und preßt uns wider die Natur." Corpus nomenque Germaniae — in diesen klingenden Worten liegt ihm das Wesen der deutschen Politik. Er sah, daß die Anarchie im Reiche herrschte, die kaiserliche Gewalt ein Possenspiel geworden war. Aber selbst die Eifersucht gegen die kaiserliche Würde war ihm erfreulich; denn sie erhalte eine wachende Politik, die sehr nöthig sei in einem Staatskörper, der immer in Gefahr schwebe einzuschlafen. Darum schien ihm der Fürstenbund Friedrichs des Großen, jener anarchische Nothbehelf in einem tief verderbten Reiche, ein gutes Zeichen; Preußen sei dazu berufen, immer an der Spitze der Opposition zu stehen. Während die andern Nationen wie die asiatischen Sklaven sich in große Monarchien zwängen ließen, „sind wir unbesiegt geblieben und der Freiheit Lieblingssöhne." — Wir fassen uns heute an die Stirn, wenn wir solche Worte lesen, und fragen uns, wie es möglich war, daß geistreiche Patrioten jene unselige Libertät der deutschen Stände als einen Vorzug rühmen konnten. Aber ist diese Denkweise, welche damals Tausende theilten, bereits völlig überwunden? Haben wir etwa gelernt, das ABC der Politik auf den deutschen Bund anzuwenden, oder streiten wir nicht vielmehr noch heute alles Ernstes über die Frage, ob die erbliche Opposition von Staat gegen Staat im deutschen Bunde ein Vorzug sei oder ein Uebel?

Zu jener Ueberschätzung des alten Reiches, die den Reichsrittern gemein war, gesellte sich bei Gagern die Vorliebe für die kleinen Staaten. Während von den regsameren seiner Genossen die Mehrzahl sich nach Oesterreich wandte, wohin sie der Name des deutschen Staates lockte, ging der größte der Ritter des Reichs, Stein, nach Preußen, wo

er das Weſen des deutſchen Staates fand; Gagern aber war in einen jener Kleinſtaaten geführt worden, welche bald darauf den Reichsrittern als die bitterſten Feinde galten. Er ſah das Ländchen glücklich, er bekannte ſich zu dem allgemeinen Wahne der Epoche, welche den Kleinſtaaten die Förderung der Cultur und des Wohlſtandes als eine eigenthümliche Tugend nachrühmte, ja er wollte die großen Mächte nur als ein nothwendiges Uebel gelten laſſen in einer Zeit der Kriege. So bildete ſich ihm der Entſchluß, die Kleinſtaaten als die getreueſten Stützen des Reiches zu vertheidigen, insbeſondere gegen Oeſterreich und Preußen. Wohl ſprach er ſchon damals mit Achtung, ja oft mit einer gewiſſen furchtſamen Scheu von Preußen. Aber der barſche Militärſtaat war ihm unheimlich; das in jener Zeit zu einem vollen Drittheile ſlaviſche Land erſchien dem eifrigen Deutſchen als eine fremde Macht. Gedachte er vollends der polniſchen Theilung, ſo überkam ihn ein erklärliches Mißtrauen. Wie die Mehrzahl der aufgeklärten Zeitgenoſſen, wollte er die furchtbare Nothwendigkeit dieſer That nicht erkennen; er ſah darin nicht das Symptom jener Cabinetspolitik, welche ſeit Jahrhunderten die großen wie die kleinen Höfe beherrſchte, ſondern eine den Großmächten eigenthümliche Schandthat, die „wahre Büchſe der Pandora." — In allen inneren Streitfragen blieb er, der Ariſtokrat von Geburt und Geſinnung, den liberalen Ideen der neuen Zeit ſehr zugänglich; er wußte ſich das conſtitutionelle Syſtem in ſeiner Weiſe zu idealiſiren, dachte es ſich mit Montesquieu in den deutſchen Wäldern erfunden und nur während einer Uebergangszeit durch einen undeutſchen Despotismus verdrängt. Wie die Zuſtände der deutſchen Geſammtheit immerdar um eine Welt zurückblieben hinter der politiſchen Durchbildung der Einzelſtaaten, ſo geſchah es auch mit den politiſchen Ideen der Zeit. Der Chef der tüchtigen, aufgeklärten Verwaltung eines Kleinſtaats huldigte in der Reichspolitik der hohlſten Phantaſtik. Derſelbe vage Idealismus, der den Begriff des Vaterlandes weit über ſeine politiſchen Grenzen, bis zum Texel und zum Genferſee, ausdehnte, getröſtete ſich der gutmüthigen Hoffnung, der rechtliche Sinn der Reichsfürſten werde die zerrüttete Reichsverfaſſung in jeder Gefahr erhalten.

Bald ſollte dieſer Geſinnung eine fürchterliche Probe bereitet werden. Die Heere der Revolution überſchwemmten das Reich, und mit bitterem Unmuthe ſah der wackere Reichsritter die Schmach ſeines Landes wie das Gebaren der Pariſer Schreckensherrſchaft. In ritter-

licher Begeiſterung für die Tochter ſeiner Kaiſer erbot er ſich, natürlich umſonſt, Marie Antoinette zu vertheidigen; in einem Aufruf beſchwor er ſeine Landsleute, durch einen Bund der beſſeren Reichsſtände das Reich zu retten. Der Baſeler Frieden ward geſchloſſen, und in ſeinem patriotiſchen Zorne wollte Gagern nie begreifen, daß dieſer Friedensſchluß ſich von ſelbſt ergab aus der, auch von ihm geprieſenen, erblichen Oppoſition Preußens im Reiche. Der Naſſauer Hof flüchtete unter preußiſchen Schutz. Dort im Exile, auf der Eremitage bei Baireuth entſtanden Gagern's erſte literariſche Verſuche, zumeiſt gegen revolutionäre Erſcheinungen des Tages gerichtet, darunter ein Sendſchreiben an den jungen Gentz. Gagern erkannte ſehr fein den revolutionären Geiſt, der in dem berühmten Briefe von Gentz an Friedrich Wilhelm III. — in der Form mehr als im Inhalt — ſich ausſprach. Er ſtellte „den Berliner" ſtreng zur Rede und hatte ſpäter die Genugthuung, daß der bekehrte Gentz ihm in tiefer Zerknirſchung dankte für die wohlverdiente Züchtigung jener „thörichten und heilloſen Anmaßung, bei der mich mein guter Genius ganz und gar verließ." In dieſer Zeit begann auch Gagern's diplomatiſche Thätigkeit. Nie ward ihm das Glück, in einem wirklichen Staate die harte Schule einer auf Traditionen und Intereſſen ruhenden Politik zu durchlaufen und eine ernſte Verantwortlichkeit zu tragen. Mit dem gerechten Bewußtſein, daß er fähig ſei, in der ernſten Zeit ein gutes Wort zu ſprechen, aber ohne jeden Rückhalt an ſeinem lächerlichen Zwergſtaate, trieb der unermüdliche Mann hinein in vage, allbereite Vielgeſchäftigkeit und ſpielte nur zu oft die Rolle des ungerufenen Rathers, des ungebetenen Vermittlers. So ſchon jetzt, als er, um die Wende des Jahrhunderts, nach Wien ging und dem kaiſerlichen Hofe einen Bund der Mindermächtigen als das Heil des Reiches predigte. Seiner Seele fehlte die große Leidenſchaft, der Ehrgeiz, an entſcheidender Stelle in einem wirklichen Staate Großes zu wirken; aber ſo wenig er daran dachte, das Stillleben des Kleinſtaates gänzlich zu verlaſſen, Selbſtgefälligkeit und wohlmeinender Pflichteifer reizten ihn doch fortwährend, aus der Ferne keck hinein zu reden in die großen Geſchicke der Welt. In ſolcher ſchiefen Stellung erſcheint der wackere Mann ſchonungsloſem Urtheile oftmals als eine komiſche Perſon.

Das Gebot der Noth riß ihn aus dieſem dilettantiſchen Treiben. Die deutſche Fürſtenrevolution begann, das heilige Reich brach zuſammen. Es galt, dem Hauſe Naſſau ſeinen Antheil zu ſichern an dem großen Raubzuge der Erbfürſten wider die geiſtlichen Staaten. Gagern

ging mit unbeschränkter Vollmacht nach Paris. Selbst in dieser erniedrigenden Lage wußte er mindestens die äußere Haltung zu bewahren. Er überließ es anderen deutschen Fürsten und Gesandten, mit dem Schooßhündchen Talleyrand's zu kosen, um sich die Gunst des Mächtigen zu sichern. Aber die kleinen Mittel der alten Diplomatie verschmähte er nicht, nicht das glänzende Haus und das eifrige Spiel „als ein Mittel der Annäherung," nicht die geheimen Verhandlungen in der Dachstube des Straßburgers Matthieu, welcher damals die Geschicke unserer Fürsten entschied. Dort begründete sich auch die vielfach angefochtene Freundschaft des deutschen Ritters mit Talleyrand. Ein feiner Kopf, ein tüchtiger Gelehrter, im Grunde des Herzens gutmüthig und ein stolzer Aristokrat, war der verschlagene Franzose dem Deutschen mehrfach verwandt. Fand sein gewissenloses Handeln an dem deutschen Fremde einen allzumilden Richter, die kurzsichtige Schlauheit seiner Staatskunst einen willigen Bewunderer, so lernte er dagegen Gagern schätzen, als selbst in den Tagen des Rheinbundes der deutsche Klein-Minister niemals zum Sklaven Frankreichs herabsank. So haben die Beiden manches Jahr, bald in der Rue du Bac zu Paris, bald in Warschau und Wien Gedanken ausgetauscht, große und kleine Pläne geschmiedet, und nur allzu oft sollte der Deutsche das arglose Werkzeug des fremden Ränkeschmieds werden. Sie blieben bis zu Talleyrand's Tode im Verkehr, und der Vielgewandte pflegte im Alter zu sagen, daß Niemand ihn so ganz verstanden habe wie Gagern. Die Früchte dieser Freundschaft reiften schnell. Gagern durfte sich rühmen, das Gesammtreich Nassau auf das Doppelte seines Umfanges gebracht zu haben. In welche seltsamen Widersprüche trieb doch die harte Zeit den milden Mann hinein! Er war ein Verehrer der constitutionellen Monarchie, und doch mußte er auch an den absolutistischen Gewaltstreichen der Epoche Theil nehmen. Stücke von Kurtrier waren an Nassau gefallen. Mit Widerstreben sah sich Gagern gezwungen, die landständische Verfassung dieser Lande zu beseitigen; gutmüthig erklärte er in derselben Verordnung, welche die Verfassung aufhob, die Regierung erkenne sehr wohl die Vorzüge „dieser durch legislativische Weisheit und durch die Erfahrung geprüften Verfassungsform." Sein Vater war des Reichs vom Adel und hatte noch auf dem Rastatter Congresse mit zähem Stolze die Ansprüche der oberrheinischen Reichsritterschaft vertreten. Auf den Sohn war Vieles übergegangen von solcher Gesinnung. Wenn in späteren Tagen die Conservativen der neuen Zeit

allzu eifrig redeten von der Legitimität der angeſtammten Fürſtenhäuſer, dann brauſte das reichsritterliche Blut auf und er rief: „ich kenne noch eine andere, beſſere, Legitimität: die des deutſchen Wahlkaiſerthums und — meine eigene, die freilich nur in der Mitherrſchaft in einem Dorfe beſtand!“ — Und doch ſchuf er jetzt — „durch ſeine plaſtiſche Hand,“ wie Stein ſpottete — aus den Trümmern der alten Legitimität einen neuen Kleinſtaat. Noch mehr. Er war Patriot, und doch förderte er im Eifer ſeiner dynaſtiſchen Ergebenheit, obwohl widerwillig, jene ſchmachvollen Verträge, welche die Linie Naſſau-Oranien für den Verluſt der Niederlande durch deutſche Länderſetzen entſchädigten. So trieb man dem Verderben entgegen.

Das Jahr 1804 ſah die Gewaltigen unſeres Weſtens, auch den naſſauiſchen Miniſter, zu Mainz den Thron des neuen Imperators umgeben. Im folgenden Jahre war Gagern muthig genug, jede unmittelbare Theilnahme am Kriege gegen Oeſterreich zu verweigern. Aber als bald darauf Preußen um Naſſaus Bundesgenoſſenſchaft warb, gab man keine Antwort. Damit war Naſſaus künftige Stellung gegeben. Zerfallen mit den deutſchen Großmächten, Rebellen gegen das Reich, wie ſollten die Kleinen zaudern, wenn ſie wählen mußten zwiſchen Rheinbund und Vernichtung? Die Kunde kam, daß der Allgewaltige, nachdem die geiſtlichen Fürſtenthümer des heiligen Reichs ſäculariſirt waren, nunmehr die weltlichen Fürſten und Herren zu mediatiſiren gedenke. Alsbald drängten ſich die geängſteten Kleinfürſten um den Imperator, flehten ihn an, ihr Schirmherr zu werden oder gar die deutſche Kaiſerkrone auf ſein Haupt zu ſetzen. Auch Gagern eilte wieder nach Paris, und wie einige Jahre zuvor in der Manſarde Matthieu's, ſo mußte er jetzt in dem finſteren Hinterzimmer des blinden Pfeffel markten und bitten für ſein Fürſtenhaus. Zufall und Laune entſchied Alles. Einmal warf Napoleon den Gedanken hin, Naſſau zu mediatiſiren. Der Miniſter des bedrohten Hauſes vermittelte die Geldgeſchäfte Talleyrand's mit den deutſchen Fürſten. Durch ſolche unziemliche Befliſſenheit rettete Gagern das Daſein ſeiner Dynaſtie. Der Handel war für die deutſche Linie des Hauſes Naſſau um ſo ſchmählicher, da Napoleon gleichzeitig die holländiſche Linie Naſſau-Oranien aus ihrem neuerworbenen deutſchen Fürſtenthume verjagte und die deutſchen Naſſauer zwang, ſich auf Koſten ihrer holländiſchen Verwandten zu vergrößern. Jede erdenkliche Demüthigung ward den beute- und gunſtſuchenden deutſchen Miniſtern bereitet; man erlaubte

ihnen nicht einmal, ſich über die Rheinbundsacte gemeinſam zu berathen. Vom Spieltiſche hinweg rief Talleyrand eines Abends ſeinen deutſchen Freund, zeigte ihm die fertige Gründungsacte des Rheinbundes — und Gagern unterſchrieb. Glänzend bewährte ſich Talleyrand's Gunſt: Naſſau, ein neufürſtliches Haus, erhielt die Herzogskrone und ſogar den Vorſitz in dem Fürſtenrathe des Rheinbundes. Da beſtand er endlich, jener von Gagern erſehnte „Bund der Mindermächtigen!“ Wie anders hatten ihn ſeine Träume gemalt! Und Gagern hat nie begriffen, daß ein ſolcher Bund der Kleinen in anderer Weiſe auf die Dauer nicht beſtehen kann. Nichts thörichter, als jene wohlfeile Geſinnungstüchtigkeit, welche wegen dieſer rheinbündiſchen Tage über Gagern raſch den Stab bricht. Stein freilich machte damals ſeinen großen Namen zuerſt der Welt ruchbar durch jenen herrlichen Brief an den Herzog von Naſſau, worin er die Hoffnung ausſprach, auch die Schützlinge Napoleon's würden dereinſt, wie jetzt die Reichsritter, vernichtet werden, „und Gott gebe, daß ich dieß glückliche Ereigniß erlebe!“ Doch Gagern war darum noch kein Verräther, weil er nicht vermochte, ſich zu einer Großheit des Sinnes zu erheben, die von den Zeitgenoſſen kaum verſtanden ward. Der treue Diener glaubte in der kritiſchen Lage ſeine Dienſte ſeinem Fürſten nicht verſagen zu dürfen; und konnte er ihm zur Selbſtvernichtung rathen in einem Augenblicke, wo ſie nur Deutſchlands Feinden zu Gute kommen mußte? Wir Nachlebenden aber ſollen, wenn wir beſchämt die guten Namen Gagern und Reitzenſtein unter der Urkunde des Rheinbundes leſen, die furchtbare Wahrheit begreifen, daß für die Ohnmacht unſerer kleinen Staaten, ſobald ſie auswärtige Politik treiben, die Grundſätze der Sittlichkeit nicht vorhanden ſind.

Unwillig war er an das häßliche Werk gegangen und hatte jeden Lohn verſchmäht. Doch kaum war der Bund gegründet, ſo begann er auch mit allem Eifer ſeines leichten Blutes die Gunſt der Lage auszubeuten. Die Schlacht von Jena hatte die kleinen Dynaſten des Nordens zu Napoleon's Füßen geworfen. Jetzt war der Augenblick, ſich als Retter der Kleinen zu erweiſen. Er eilte nach Polen in das franzöſiſche Hauptquartier, und von Anhalt, von Lippe, von Reuß, Waldeck und den Erneſtinern kamen ihm Briefe oder Geſandte oder gar die Fürſten ſelbſt, um Rettung flehend. Auch Friedrich Auguſt von Sachſen erſchien, das leibhaftige Bild der verſunkenen alten Zeit, groß geworden in der ſpaniſchen Etikette ſeines altväteriſchen Hofes, unfähig

zu begreifen, „wie man mit diesen Leuten leben solle.“ Gagern hatte Trost für jeden. Der romantische Reiz der erlauchten Namen und das menschliche Mitleid mit den armen Kleinen mußten seine föderalistische Ueberzeugung noch bestärken. Er schmeichelte Napoleon und Talleyrand mit der feinen Frage, ob sie als Edelleute aus altem Hause es über sich gewinnen könnten, Deutschlands hohen Adel zu verderben? Auch drängte die Stunde: Napoleon bedurfte neuer deutscher Truppen für den Winterfeldzug. Und zu Gagern's Glück ließ der gutmüthige La Besnardière, der jetzt an Matthieu's und Pfeffel's Stelle Deutschlands Vertheilung besorgte, mit sich handeln. „Schenken Sie mir einige Ihrer Fürsten,“ meinte der Franzose. „Nicht Einen! Il faut les avaler, und sollten Sie daran ersticken!“ So gelang die rettende That, und jene Fürstenhäuser stammten ihren Völkern wieder an — durch ein Mißverständniß, wie wir jetzt aus den Memoiren des Grafen Senfft wissen. Napoleon sagte später zornig, über Lippe, Reuß und Waldeck sei er getäuscht worden; hätte er gewußt, wie es mit ihnen stände, so würden diese Staaten nicht mehr bestehen. In der That, ein eigenthümliches Zeugniß für Gagern's diplomatische Feinheit. In eigner Sache hatte der nassauische Minister, wenn wir seiner Versicherung trauen dürfen, Bestechung verschmäht. Zum Besten anderer Dynastien schente er, jetzt wie vordem in Paris, auch vor diesem Mittel nicht zurück und half sich mit dem leidigen Troste, daß er blos bezahlt, doch nie gehandelt habe. Ueber diesen deutschen Händeln verging der Winter. Gagern war glücklich, daß das Unrecht der Theilung Polens durch die Gründung des Großherzogthums Warschau gesühnt sei, er schwärmte für das ritterliche Polen und seine schönen Frauen, und sein scharfer Blick erkannte sofort in dem Tage von Eylau den Wendepunkt des Napoleonischen Glücks. Eine kurze Zeit trug er sich wohl mit dem Gedanken, Napoleon für den Plan eines karolingischen, wesentlich deutschen, Reiches zu gewinnen, und noch im Jahre 1808 widmete er dem Kaiser, „dem großen Völkerhaupte meiner Zeit,“ den ersten Theil seiner Sittengeschichte, allerdings mit dem für einen Rheinbundsminister seltsamen Motto: virtus et in hoste laudanda. Aber das Gefühl der tiefen Unsittlichkeit der rheinbündischen Dinge lastete von Tag zu Tag quälender auf ihm. Stein ward geächtet, sein Besitzthum eingezogen, und nur mit Mühe gelang es dem wohlwollenden nassauischen Minister, der bei solchem Werke helfen mußte, die bittere Noth abzu-

wenden von der Familie des Patrioten. Als endlich das Edict von Trianon (1811) alle auf dem linken Rheinufer Geborene für französische Unterthanen erklärte, so ergriff er gern diesen Vorwand und verließ den nassauischen Dienst, um in Wien als ein freier Mann für die Befreiung des Landes zu arbeiten.

Es war ihm heiliger Ernst mit dieser Arbeit. Nur lag in seinem gutartigen Wesen keine Spur von jenem dämonischen, vernichtenden Franzosenhasse, dessen die Leiter der Bewegung bedurften, um den langen Schlaf zu enden. Ueberhaupt war unter den Männern der Kleinstaaten eine solche grimmige verzehrende Erbitterung nicht möglich, wie in dem freventlich mißhandelten Preußen. Unsere reinsten Kräfte wirkten damals, daß die Nation wieder lerne, an sich selbst und ihre Größe zu glauben. Unter ihnen auch Gagern, als er in Wien seine „Nationalgeschichte der Deutschen" begann, kein wissenschaftliches Werk natürlich, aber eine beredte, feurige Schilderung der germanischen Vorzeit und — eine Verherrlichung des „echten Germanismus." „Der Mann wollte noch etwas mehr als ein Buch schreiben," urtheilte Goethe, und der Erfolg des Werkes rechtfertigte die Meinung. Aber auch diesmal verleugnet sich nicht der Jünger der Humanität. Dasselbe Buch, das die Nation für den Entscheidungskampf entflammen soll, preist als das Ideal des Staatsmannes — Probus, den milden Sieger, der den bezwungenen Völkern das Glück der Reben bringt. — Es war die Zeit, da die Edelsten und Kühnsten das finstere Handwerk des Verschwörers trieben, da ein Stein mit chemischer Tinte schrieb und Pläne entwarf, die Truppen des Rheinbundes in Masse zum Eidbruche zu verführen. Die Katastrophe von Moskau brach herein. Da ward auch Gagern in die geheimen Entwürfe der Patrioten eingeweiht. Erzherzog Johann hegte mit Hormayr und anderen Häuptern des Gebirgskrieges von 1809 die Absicht, das Einzige zu beginnen, was noch retten konnte, den Volkskrieg zu entzünden in den Bergländern von Tyrol bis Dalmatien. Gagern, der schon während der Revolutionskriege am Rheine bei den kleinen Höfen das Aufgebot des Landsturms empfohlen hatte, nahm Theil an der Verschwörung. Aber treu seinem alten Glauben, daß man die kleinen Dynastien um jeden Preis erhalten müsse, hoffte er auch jetzt noch zu vermitteln zwischen der drohenden Volkserhebung und den Interessen der Höfe. Er hatte Verbindungen in München und meinte sehr richtig, Baiern werde gegen volle Entschädigung auf Tyrol verzichten. Noch weit minder

als Gagern selber war das Wiener Cabinet gesonnen, die rheinbündischen Höfe durch eine hochbegeisterte Volkserhebung zu zermalmen. „Dem siegreichen Feinde stopfe ich mit einer Provinz den Mund; aber das Volk bewaffnen, heißt den Thron untergraben" — diesem alten Worte Cobenzl's war das Haus Habsburg nur ein einziges Mal, im Jahre 1809, während der kurzen Monde der Verwaltung Stadion's, untreu geworden. Unter Metternich stand die überlieferte Hauspolitik wieder hoch in Ehren. Kaum erhielt der Hof durch einen Verräther Kunde von dem Plane der Volkserhebung, so ward das alte Mißtrauen des Kaisers gegen den Ehrgeiz seiner Brüder geweckt. Die einheimischen Verschworenen verschwanden in Festungen, Erzherzog Johann in den steyrischen Bergen. Gagern ward des Landes verwiesen, aber Metternich bat ihn (März 1813), in das Hauptquartier der Verbündeten zu gehen und Oesterreichs nahen Uebertritt insgeheim anzukündigen. In diesem Gespräche enthüllte der Staatskanzler die geheimste Unwahrheit der habsburgischen Staatskunst: die persönliche Bekämpfung Napoleon's sei die Aufgabe, nicht der phantastische Gedanke der Wiedererwerbung des linken Rheinufers. Und sein Zuhörer — bewunderte die Klugheit des Fürsten und erkannte „sein deutsches Herz und Gemüth!" Auch als später die Folgen dieser Politik der kleinen Menschen und der kleinen Mittel sich offenbarten, als mit dem Eintritt Oesterreichs in die Allianz der Volkskrieg zusammenschrumpfte zu einem Kriege der Cabinette, als Oesterreich in den Verträgen von Ried und Fulda die Souveränität der Rheinbundskönige anerkannte und somit jede Aussicht auf eine ernsthafte Neugestaltung der deutschen Verfassung abschnitt, da murrte der treue Anhänger des alten Reiches wohl über „so leere, zweideutige Verträge," aber sein Vertrauen auf den Wiener Meister blieb unerschüttert. Nach dem Frieden fragte ihn Kaiser Franz mit jener zweifellosen Selbstgefälligkeit, welche den vollendeten Despoten bezeichnet: „Schaum's, bin ich nicht viel gescheidter gewesen als Sie? Hab' ich nicht in Ordnung gethan, was Sie in Unordnung thun wollen?" — und Gagern war so unverzeihlich gutmüthig, diese Zurechtweisung ganz gerecht zu finden.

So voll Vertrauen auf Oesterreichs edle Absichten, überdies mit dem glücklichen Bewußtsein, daß er zu Wien die Heirath des Erzherzogs Karl mit einer nassauischen Prinzessin vorbereitet — wandte sich Gagern nach Breslau. Er sah es vor Augen, das Erwachen jener einzigen Tage, er sah dies Volk hingeben „Gold für Eisen," er sah

die endlosen Züge der Freiwilligen, die einen Volkskrieg ohne Gleichen verkündeten. Aber den ein zweideutiges Gespräch Metternich's von Oesterreichs Treue überzeugte, er blieb Angesichts solcher Erscheinungen störrisch bei dem alten Mißtrauen gegen die preußische Habsucht! Schon auf seiner Reise hatten sich wiederum zitternde Kleinfürsten an den alten bewährten Retter gewendet; der Erbprinz von Oranien, der Prätendent der Niederlande, bedurfte der erprobten Dienste des treuen nassauischen Staatsmannes. Gagern trat als Vertreter dieses Fürsten und des entthronten Kurfürsten von Hessen in den provisorischen deutschen Verwaltungsrath unter Stein's Befehle. Einsam stand dieser gewaltige Mensch unter den Genossen, der, hohen Sinnes, die Einheit als das große Ziel des Kampfes erblickte — „und ist sie nicht möglich, eine Vermittlung, einen Uebergang." Hatte Gagern sich geschmeichelt, „seine Hochachtung im Sturme zu erobern," so stand er bald rathlos vor „dem heißen Kopfe und exasperirten Gemüthe" des großen Mannes. Wir wissen heute: war die Hitze dieses Kopfes und die Erbitterung dieses Gemüthes nur um einen Grad geringer, so endete der deutsche Krieg am rechten Ufer des Rheines „mit einem Possenspiele." Es war nicht wohlgethan, wenn Gagern jetzt versuchte, seinem Chef „Wasser in den Wein zu gießen," und Stein gab keine Antwort, als der Dienstwillige sich erbot, der Melanchthon dieses Luther zu werden. Aber wie hoch auch Stein emporragte über seine Umgebungen, so war es gerade für einen Vertreter „rein-deutscher" Staaten sehr wohl möglich, einen heilsamen Einfluß auf Stein zu üben. Sein in Rußland gefaßter Plan, die Fürsten des Rheinbundes als betitelte Sklaven und Untervögte des Eroberers zu behandeln, erwies sich schon jetzt als unausführbar, weil die Verbündeten selbst vor solcher Kühnheit zurückschraken und mehr noch, weil die Völker damals noch fest an ihren Dynastien hingen und nirgends wagten, sich wider den Willen des Fürstenhauses für Deutschland zu erheben. Wenn Gagern in diesem Falle die wirkliche Lage richtiger beurtheilte als Stein, so begegneten sich Beide in der klaren Einsicht, man müsse schon jetzt für Deutschlands künftige Verfassung bindende Verträge schließen. Am wichtigsten aber war, dem Einzigen entgegenzuwirken, was sich Stein in dieser Zeit vorwerfen läßt und von Gagern richtig durchschaut wurde, — seinem allzugroßen Vertrauen auf Rußland. Wenigstens versuchen konnte der „rein-deutsche" Minister, für die eroberten kleinen Staaten zu erreichen, was in Altpreußen durch die Schön und Auerswald be-

reits erreicht war — die Verwaltung des Landes durch ausschließlich deutsche Behörden. Statt dessen begann er wieder mit kleinen dynastischen Bestrebungen. Gagern erwirkte den Beschluß, daß der Kurfürst von Hessen sofort in sein Land zurückgeführt werden sollte. Also geschah es, daß Kurhessen, Dank dem unverbesserlichen Geize seines Fürsten, keinen Antheil nahm an dem Freiheitskriege, und Stein über den zurückgekehrten Herrscher in die grimmigen Worte ausbrach: „geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts anzufangen!“ Zu Gagern's Glück rief ihn, bevor der offene Bruch mit Stein sich entschied, der Erbprinz von Oranien zu sich nach England.

Damit erschloß sich ihm endlich ein größerer Wirkungskreis, aber leider nicht auf dem Boden eines wirklichen, sondern in dem luftigen Bereiche eines erst zu bildenden Staates. Und phantastisch genug waren die Ideen, die damals in seinem regsamen Geiste entstanden. „Nassau-Oranien! Je maintiendray“ — der historischen Poesie dieser Klänge vermochte er nicht zu widerstehen. Dieses Haus, dessen deutscher Zweig längst in Nichtigkeit versunken war, während der holländische längst aufgehört hatte deutsch zu sein, erschien ihm jetzt als der geborene Träger der „Politik der rechten Mitte“ in Deutschland und in Europa! Die Zustimmung, die er bei Stein vergeblich gesucht, fand er jetzt bei dem Grafen Münster, der sich in ähnlichen Spielen einer traumhaften Welfenpolitik gefiel. Während Stein alle dynastischen Ränke in solcher Zeit verächtlich als Streitigkeiten der Montecchi und Capuletti verdammte, begegneten sich in den Tagen, da Napoleon's Herrschaft ins Wanken kam, sämmtliche Staatsweise unserer Kleinstaaten in dem einen Gedanken: nicht von Preußen dürfe Deutschlands Rettung kommen. Daneben trug sich ein jeder mit der Hoffnung, von seinem Fürstenhause werde die Befreiung Europa's ausgehen. So hoffte der Sachse Senfft, Deutschland werde befreit werden durch — die Polen, da ja das Haus Wettin in Warschau regierte oder vielmehr regiert wurde. Vor Gagern's leichterregter Seele stiegen sinnbethörend die Heldengestalten des schweigsamen und des dritten Wilhelm von Oranien empor, und Münster träumte von der Herrlichkeit Heinrichs des Löwen. Während Stein auf den Staat Preußen und dessen soeben herrlich bewährte Lebenskraft seine Hoffnungen gründete, bauten die beiden **ministeriunculi** (wie Stein in grobem Zorne zu sagen pflegte), weil sie nie in der Zucht eines

wirklichen Staates gelebt hatten, auf die Wunderkräfte zweier fürstlicher Häuser, die ihrer alten Größe seit langem untreu geworden. Bei Münster trat dazu ein neidischer Preußenhaß, der Gagern's ängstliches Mißtrauen weit überbot. Der welfische Staatsmann gedachte — in dem Jahre der Schlachten von Tennewitz und Großbeeren! — Altpreußen den Russen zu geben und Preußen auf das Land zwischen Weichsel und Elbe einzuschränken. Als Preußen sich erhob, um in blutiger Arbeit die vor sechs Jahren wirklich erlittene Mißhandlung zu rächen, da polterte er wider die preußische Habgier. Dafür meinte er die Stunde gekommen, das den Welfen vor sechs Jahrhunderten (1180) angeblich widerfahrene Unrecht zu sühnen! Vor solchen Ausbrüchen bösartigen Hasses bewahrte Gagern schon sein billiger Sinn. Aber als er im Sommer 1813 in England und Schweden in oranischen Geschäften umherreiste und mit Münster deutsche Projecte austauschte, mahnte er doch dringend: kein russischer Bund, aber auch kein preußischer! Darum sollte der deutsche Verwaltungsrath in Hannover seinen Sitz nehmen — in demselben Hannover, dessen Leistungen für den deutschen Krieg auch den geringsten Anforderungen nicht entfernt entsprachen. Preußen könne je nach Umständen eintreten oder draußen bleiben; dagegen sei es wünschenswerth, den Wirkungskreis des Verwaltungsrathes auf die Schweiz und die Niederlande auszudehnen! — In London überredete Gagern auch den Herzog von Braunschweig mit großer Mühe, daß er sich an Hannover, nicht an die unter preußischem Einflusse stehende deutsche Centralverwaltung anschließe. Die Projecte der beiden Staatsmänner erweisen sich schon deshalb als verkehrt, weil beide von groben thatsächlichen Irrthümern ausgingen. Gagern nämlich gefiel sich in dem vertrauensseligen Wahne, kein deutscher Fürst habe den Rheinbund wirklich gewollt, man denke in München ebenso gut deutsch als in Berlin u. s. f. Münster aber ahnte nicht die gewaltigen sittlichen Bande, womit ein ruhmreicher Staat seine Glieder umschlingt; er war bitterlich enttäuscht, als das Volk aufstand für „den preußischen Prügel und Ladestock" und nirgends die Sehnsucht sich regte nach der „welfischen Freiheit." — Gern wenden wir den Blick von diesem kleinen Treiben in großer Zeit und freuen uns, den tüchtigen Patrioten wieder zu erkennen in der Schrift „Berichtigung einiger politischer Ideen." In dem Augenblicke, da man im Hauptquartiere der Verbündeten ernstlich daran dachte, am Rheine stehen zu bleiben, forderte

er muthig die avulsa imperii, Elsaß und Lothringen, zurück; das sei der Weg für Oesterreich zur Kaiserkrone, für Preußen zu unbeneideter Vergrößerung.

Gegen Ende des Jahres sandte ihn sein Souverän in das wiedergewonnene oranische Land Dillenburg. Dort leitete Gagern ein Jahr lang die Verwaltung, wirkte redlich für die Heeresrüstungen und erfuhr schon jetzt, wie die Oranier die „Politik der rechten Mitte" verstanden. Im November erhob sich das holländische Volk und rief das oranische Haus zurück; im Laufe des Winters wurden die Festungen des Landes vornehmlich durch preußische Waffen den Franzosen entrissen. Der Erbprinz erlangte von der begeisterten Nation die Souveränität in den Niederlanden — also mehr, als sein Haus je besessen hatte — und dennoch forderte er, der für die Befreiung der Welt durchaus nichts gethan, mit maßloser Begehrlichkeit noch außerdem die für die verlorenen Niederlande vormals empfangenen deutschen Entschädigungslande — die Sache und den Preis, wie Gagern ihm mahnend vorstellte. Der Oranier hoffte, die Niederlande durch deutsche Gebiete am Niederrhein also zu vergrößern, daß die Länder der deutschen und der holländischen Nassauer eine zusammenhängende Masse — ein Groß-Nassau von Bieberich bis zum Texel — bildeten. Doch beirrten solche Erfahrungen den deutschen Staatsmann keineswegs in seiner dynastischen Gesinnung.

Erfüllt von ausschweifenden oranischen Entwürfen kam er auf den Wiener Congreß als Gesandter des Erbprinzen und des Gesammthauses Nassau. In Wien rühmte man bald sein gastfreies Haus, den Koch aus Véry's Schule und die edlen Nassauer Weine. Zu Deutschlands Unheil traf er hier seinen alten Freund Talleyrand, der jetzt mit eiserner Stirn unter dem Banner der Lilien dieselben Pläne französischen Ehrgeizes verfolgte, welche er vordem unter dem kaiserlichen Adler betrieben hatte. Arglos trat Gagern abermals mit dem argen Feinde unseres Volkes in vertrauliche Verbindung. Den zweiten Gesandten Frankreichs, Emmerich Dalberg, einen deutschen Ueberläufer, dem alle Deutschen mit herber Mißachtung begegneten, nahm er gutmüthig unter seinen Schutz; er verwunderte sich, was man denn an dem witzigen, unterhaltenden Manne zu tadeln finde. Nach allen Seiten hin knüpfte er Verbindungen an und begann eine unermüdliche Thätigkeit. Der Boden für die oranischen Hoffnungen war der günstigste. Da Oesterreich sich entschieden weigerte, die Herrschaft in Belgien wieder anzu-

treten, so hatten sich die Mächte schon während des Winterfeldzuges in Frankreich dahin verständigt, die hergestellten Niederlande durch Belgien und einen großen Theil des linken Rheinufers (das Roer-Departement mit Cöln und Aachen) zu vergrößern. England war der große Gönner des neuen Staates, denn die Kolonien Hollands waren in seiner Hand; auch die Flotte, welche im Antwerpener Hafen durch überwiegend deutsche Truppen erbeutet worden, war nach England abgeführt; und das Cabinet von St. James durfte nur dann hoffen, diese reiche Beute zu behalten, wenn man die Niederlande auf dem Continente entschädigte. Man gefiel sich zu London in der, von den Oraniern schlau genährten, Hoffnung, Belgiens Industrie und den Hafen von Antwerpen durch solche gehäufte Wohlthaten der englischen Handelspolitik dienstbar zu machen. Auch trug man sich eine Zeit lang mit dem Gedanken, den Prinzen von Oranien mit der Erbin des englischen Thrones, der Prinzessin Charlotte, zu vermählen. Welch eine Gelegenheit für Gagern, die luftigsten Pläne zu spinnen! Schien sie nicht wiederzukehren, die Zeit, da der dritte oranische Wilhelm England und Niederland und mit ihnen den Welttheil lenkte? Ward nicht durch den Bund der beiden Seemächte eine schon von Blackstone gepriesene „Ur- und Fundamentalidee der englischen Verfassung" erneuert? — Die anderen Mächte huldigten wieder dem schwächlichen Gedanken der alten Barrierenpolitik. Mit einigem Scheine ließ sich beweisen, daß man im Norden an einer ähnlichen strategisch wichtigen Stelle ein ähnliches neutrales Bollwerk zwischen Deutschland und Frankreich einschieben müsse, wie im Süden die ebenfalls vielsprachige und confessionell gespaltene Schweiz. So wurden die Niederlande das „Schooßkind der Mächte," das sie nach Metternich's Geständniß „mit wahrer Affenliebe" großzogen. Gagern verschloß sich nicht der Einsicht, daß diese Barrierenpolitik lediglich hervorgerufen werde „durch die Ueberlegenheit der französischen Einheit über die deutsche Vielheit." Die Frage endgiltig zu lösen, indem man der französischen Einheit eine deutsche Einheit gegenüberstellte — dieser Gedanke war damals unausführbar und hätte an Gagern, dem Verehrer der Kleinstaaterei, einen Gegner gefunden. Einen andern Weg schlug bald nach dem Frieden Alexander Everett vor, der als Gesandter der Vereinigten Staaten im Haag die innere Schwäche des neuen Staats scharf durchschaute. Wollte man Deutschland wirklich vor Frankreich schützen, meinte der Amerikaner mit dem sichern Menschenverstande seines Volks, so mußte man Preußen

die Herrschaft über ganz Nord-Deutschland einräumen. Auch dies war auf dem Wiener Congresse unmöglich, nachdem Preußen bereits in die Wiederherstellung und Vergrößerung von Hannover und Kurhessen gewilligt hatte. Und Gagern am wenigsten hätte diesen Gedanken gebilligt: bei der „politischen Exaltation des preußischen Volkes" schien es ihm eine schwere Gefahr für den Frieden der Welt, wenn die kriegerischen Staaten Frankreich und Preußen an einander grenzten. Dies zu verhindern durch einen dazwischen geschobenen friedfertigen Staat galt ihm als „die wohlthätigste und weiseste Maßregel des Congresses."

So gar einfach, wie die Tagespolitiker heute meinen, lag die niederländische Frage freilich nicht; eine Lösung derselben nach dem Grundsatze der Nationalität war und ist unmöglich, denn drei, nicht zwei Stämme wohnen dort zusammen: Holländer, Wallonen und die von diesen durch das Blut, von jenen durch Religion und Gesittung getrennten Flamingen. Doch eben diesen unversöhnlichen Gegensatz der belgischen und holländischen Geschichte übersah Gagern gänzlich — mit jenem leichtblütigen Eifer, der ihm eigen war, sobald einmal ein Plan sich seines lebhaften Hirns bemächtigt hatte. Kecklich leugnete er, daß jemals Haß bestanden habe zwischen beiden Ländern. Sogar die Theilung des Reiches Karls des Großen mußte ihm als ein Beweis dienen für die Nothwendigkeit eines Deutschland und Frankreich trennenden Zwischenreichs. Ueber solchen historischen Phantasien überhörte er den lauten Widerspruch des französischen, des belgischen und des holländischen Volkes. Auch in Deutschland fehlte es nicht an tadelnden Stimmen. Wiederholt warnte der Rheinische Mercur, und ein bewährter Kenner der niederdeutschen Dinge, Ludwig v. Vincke, urtheilte kurzab: die Belgier werden sich nie gutwillig dem neuen Reiche fügen! Und wahrhaftig, auch die Holländer wußten sehr wohl, warum sie die Vergrößerungspläne der Oranier nur widerwillig duldeten. Die Republik der Niederlande war eine Großmacht gewesen, so lange die Landpolitik der Oranier durch die Seemacht von Holland unterstützt ward; sie war ausgeschieden aus der Reihe der selbständigen Mächte, seit ihre Flotte verfiel und der Staat allein geschützt ward durch die Barriere der Landfestungen. Jetzt vollends, da die Flotte geraubt und der größte Theil der Kolonien verloren war, lag der Staat gelähmt danieder und konnte nicht hoffen, eine widerstrebende Provinz zu bändigen.

Theilte Gagern diese Täuschungen mit den meisten seiner Ge-

noſſen, ſo trifft dagegen ihn allein der harte Vorwurf, den Stein ihm zurief: „vergeſſen Sie über dem Bataviſiren das Germaniſiren nicht.“ Getreu der phantaſtiſchen Grille vom echten Germanismus ſah er in den Niederlanden zwar nicht den „Bundesgenoſſen“, aber den „Bundesverwandten“, der in die „Geſammtmacht“, aber nicht in die inneren Verhältniſſe Deutſchlands eintreten müſſe. Er hoffte von Hollands Seemacht eine ſtarke maritime Stellung für Deutſchland, er meinte Holland berufen, unſere Kleinſtaaten um ſich zu verſammeln, ſie zu ſchützen gegen die deutſchen Großmächte. Dies alles ſollte ſich erreichen laſſen, ohne daß die Niederlande in den deutſchen Bund einträten; denn natürlich die Holländer und das Haus Oranien widerſtrebten dem hartnäckig, und Gagern ſelber geſteht: „mir ſchien weder das alte Reich ſo liebenswürdig und achtbar, noch die neuen Machinationen ſo einladend, daß den Niederlanden, beſonders dem holländiſchen Theile, damit ein beſonderer Dienſt und Gefallen gethan würde.“ Wie aber konnte trotzdem das neue Königreich Einfluß auf Deutſchland ausüben? In ſeiner Verlegenheit verfiel Gagern auf einen höchſt außerordentlichen Ausweg: er „opinirte weder für die gänzliche Verbindung noch für die gänzliche Sonderung.“ Lag nicht „das Beiſpiel Dänemarks“ ſo nahe, das nur mit einem Theile ſeiner Länder dem Bunde angehörte? Nun hatte der gewandte oraniſche Unterhändler ſoeben das Großherzogthum Luxemburg ſehr vortheilhaft eingetauſcht gegen die „urnaſſauiſchen Lande“ Dillenburg-Siegen; jetzt ſorgte er rüſtig, daß Luxemburg wirklich in den Bund eintrat. Er handelte damit den Abſichten ſeines Fürſten zuwider und tröſtete den Oranier durch die Nothlüge: „on a insisté et j'ai laissé faire.“ Mit hoher Befriedigung beſchaute er das Vollbrachte: „die weſentlichen Zwecke des Bundes, des Zuſammenſeins, der Verpflichtung zur Vertheidigung von Luxemburg, des Austauſches der Ideen und Anſichten, der Mitwiſſenſchaft, des Einfluſſes und der Beredung wurden dadurch faſt ebenſo vollſtändig erreicht!“ Er beklagte als einen „immenſen Fehler,“ daß nicht auch die Schweiz in ein ähnliches Zwitterverhältniß zum deutſchen Bunde gebracht wurde. Nach Jahren noch tröſtete er die deutſchen Unzufriedenen: Alles, was Deutſchland an die Fremden verloren habe, werde reichlich erſetzt durch die ſegensreiche Verbindung Hannovers mit England, Holſteins mit Dänemark, Luxemburgs mit den Niederlanden! — Sicherlich, der Eintritt des geſammten belgiſch-niederländiſchen Staats in den deutſchen Bund konnte beiden Theilen nur zum Unſegen gereichen, nur

eine neue Unwahrheit in das deutsche Bundesrecht einfügen. Aber nicht minder unselig war jene halbe Verbindung, welche Gagern bewirkte. Nicht umsonst, leider, hatte der wohlwollende Mann in Talleyrand's Schule das frivole Markten um Land und Leute gelernt: nach dem Willen der verhandelten Völker zu fragen, kam ihm nicht in den Sinn. Daß Holland seit zweihundert Jahren sich vollständig und mit hellem Bewußtsein dem deutschen Wesen entfremdet hatte, wollte er nicht begreifen. Er ließ den geliebtesten und begabtesten seiner Söhne in holländische Dienste treten, ohne zu ahnen, daß er ihn in die Fremde schickte. Alles Ernstes wähnte er als ein guter Deutscher zu handeln, wenn er ein Stück nach dem andern vom deutschen Reiche, sogar preußisch Geldern für den Fremden verlangte. Und regte sich ihm ja einmal die Frage: ob er nicht leichtsinnig eine Verbindung als bereits vorhanden annehme, welche vielleicht in ferner Zukunft der deutsche Staat, wenn er besteht, wieder wird schließen können? — dann tröstete er sich: „die Hauptsache liegt nicht in solchen Distinctionen, sondern daß es treu und fest gemeint sei und so nach der Gestaltung gemeint sein müsse." So stellte ein Staatsmann die ernsteste Machtfrage auf den guten Willen der Oranier, deren schlechten Willen gegen Deutschland er täglich vor Augen sah. Ihnen zu Liebe bot der leidenschaftliche Beschützer der Kleinstaaten sogar die Hand zur Mediatisirung des Fürstenthums Bouillon — denn „der kleine Staat dort taugte nichts." Dabei beherrschte ihn wieder die Angst vor Preußens Habsucht — vor jener preußischen Habsucht, welche in den jüngsten zwanzig Jahren das Haus Oranien zweimal gerettet und öfter noch bis zum Uebermaße beschützt und gefördert hatte. Darum that er im Bunde mit Hannover sein Bestes, um Holland von einer „erschreckenden" Nachbarschaft zu befreien und Preußen fern zu halten von der Maas, vom linken Rheinufer und von der Nordseeküste, die doch allein durch Preußen für Deutschland gesichert werden kann. Den Umtrieben Gagern's dankt Deutschland, daß unser Rheinland gegen Holland eine schlechthin lächerliche Grenze hat und von der Wasserstraße der Maas abgeschnitten ist.

Widersetzte sich Gagern schon jenen Gebietserweiterungen Preußens, welche zu Deutschlands Sicherung unumgänglich nöthig waren, so kam vollends ein heiliger Eifer über ihn, als über Preußens Ansprüche auf Sachsen verhandelt ward. Schon einmal sahen wir den Allbereiten für das Haus Wettin wirken; der friedfertige alte Friedrich August

blieb dem humanen naſſauiſchen Staatsmanne immerdar eine hochehrwürdige Erſcheinung. Gänzlich unberufen, ja ſogar gegen Willen und Intereſſe ſeines Souveräns, miſchte ſich der geſchäftige Mann in den Handel, denn er meinte die heiligſten Grundſätze des Rechts bedroht. Und ſicherlich war auch ſein Rechtsgefühl mit im Spiele, wenn er Caſtlereagh beſchwor, den Umſturz eines legitimen Thrones zu hindern. Aber predigte er wirklich Rechtsgrundſätze, wenn er den öſterreichiſchen Staatsmännern verſicherte, jener kaiſerliche Miniſter verdiene das Schaffot, der nach den Erfahrungen des ſiebenjährigen Krieges Preußen zu den Päſſen des Erzgebirges vordringen laſſe? Vor wenig Monden noch, als Preußens Fahnen auf dem Montmartre wehten, hatte der Welttheil einmüthig geſtanden, daß Preußen das Größte gethan für die Befreiung Europas, und Niemand wagte laut zu widerſprechen, als der Dichter ſang: „Tapfre Preußen, tapfre Preußen, Heldenmänner, ſeid gegrüßt! Beſte Deutſche ſollt ihr heißen, wenn der neue Bund ſich ſchließt!“ Seitdem ſchien die Welt verwandelt. Dieſelben Rheinbundskönige, die vor kurzem flehentlich um Aufnahme in die große Allianz gebeten hatten, wagten jetzt die offenkundigen Thatſachen der jüngſten Vergangenheit zu leugnen, ſie ſchilderten Preußen als eine Macht, die „erſt kürzlich das Mitleid der Alliirten angefleht habe,“ ſie ſtellten dieſen Staat dar als den Störenfried Europas, weil er das in dem gerechteſten der Kriege eroberte Sachſen behaupten wollte. Talleyrand ergriff die willkommene Gelegenheit, um den verlorenen Einfluß Frankreichs auf Deutſchlands Geſchicke wiederzuerlangen. Er nannte Frankreich den geborenen Beſchützer der mindermächtigen deutſchen Staaten — jener Staaten, welche von Thiers als „ſo ſanfte, ſo angenehme, ſo freundſchaftliche Nachbarn Frankreichs“ belobt werden — das will ſagen: er verſuchte, den Rheinbund in modernerer Form herzuſtellen. Er, der ſich ſelber vordem als den Henker des alten Europa bezeichnet hatte, erfand jetzt das Zauberwort „Legitimität“ und predigte ſalbungsvoll wider die Zertheilung der Völker. Alle geheimen Anhänger des Bonapartismus ſammelten ſich unter ſeinen Fahnen. „Zum erſten Male, ſeit die Welt ſteht, predigen die Franzoſen Principien und man hört ſie nicht!“ — klagte der badiſche Miniſter Hacke. Auch Gagern hielt treulich zu dem alten Freunde.

Es war doch eine gar zweideutige Geſellſchaft, welche den wackeren Mann jetzt aufnahm. Denn wahrlich, wenn die Perſönlichkeiten der ſtreitenden Parteien allein den Ausſchlag geben könnten, dann wäre die

ſächſiſche Frage eben ſo leicht zu entſcheiden, wie ſie in Wahrheit ſchwer zu beurtheilen iſt. Mit Talleyrand zuſammen wirkten Prinz Anton von Sachſen, der die gemüthliche Theilnahme ſeines Schwagers, des Kaiſers Franz, für Friedrich Auguſt zu erregen verſuchte, und der ſächſiſche Geſandte Schuleuburg, der alles Ernſtes die Vernichtung Preußens verlangte. Auch Münſter meinte, der Staat, der Hannover gerettet hatte, müſſe zerſtört werden; er jubelte: „Wir ſpielen eine partie en trois; iſt der Feind geſchlagen, geht es gegen den Freund.“ Vor Allen hatte Gagern ſeine Freude an dem bairiſchen Marſchall Wrede, der in polternden Drohungen das Aeußerſte leiſtete und mit dem Säbel klirrend ſich vermaß, das preußiſche Heer zu ſchlagen. Schnell hatte Oeſterreich erkannt, der Augenblick ſei gekommen, ſein an Preußen verpfändetes Wort zu brechen. Lord Caſtlereagh ward durch Münſter's und Gagern's Belehrungen für die Sache der Feinde Preußens gewonnen. So ſchloß denn am 3. Januar 1815 Kaiſer Franz mit England und Frankreich das berufene geheime Bündniß wider die Gäſte ſeines Hauſes, die Herrſcher von Preußen und Rußland. Gagern eilte, für die Niederlande dem Bunde beizutreten. Die ſchlechteſten Mittel wurden von ſeinen Genoſſen in Bewegung geſetzt. In München druckte man gefälſchte Actenſtücke, welche Preußens gefährliche Pläne enthüllen ſollten, und wer ein Ohr hatte, mußte aus den wüthenden Schimpfreden der bairiſchen Blätter gegen Preußen die wohlbekannten Laute des Bonapartismus heraushören. Das alles beirrte den Helden der Kleinſtaaterei nicht. Aus reiner Begeiſterung für Deutſchlands Recht und Ehre bot er die Hand dazu, daß die franzöſiſchen Heere abermals in Deutſchland einfallen ſollten!

Die großen Mächte, welche die Verantwortung eines Krieges ſelbſt zu tragen hatten, ſtießen endlich die kleinen dilettantiſchen Politiker zur Seite. England zuerſt erkannte, daß der Krieg allein dem franzöſiſchen Intereſſe zu Gute kommen konnte. Auch dem milden Gagern ward bei der drohenden Kriegsgefahr unheimlich zu Muthe: er dachte nach ſeiner Weiſe wieder an eine Vermittelung. Zuletzt einigte man ſich — wie in den meiſten Fragen, welche den Congreß beſchäftigten — über ein jammervolles Compromiß. Die Mittelmäßigkeit triumphirte: anſtatt der harten Züchtigung eines bonapartiſtiſchen deutſchen Fürſten beſchloß man ein ſchweres Unrecht gegen ein deutſches Land. Gagern klagte bitter, doch er trug ſelbſt einen guten Theil der Schuld; ja nach ſeiner ſanguiniſchen Art tröſtete er ſogar die murrenden Preußen: ihr erhaltet

ja doch ein Stück des Landes! Immerhin war er von den Widersachern Preußens einer der redlichsten, freilich auch der unklarsten einer. Denn vergeblich fragen wir: wo sollte denn nach Gagern's Meinung Preußen das Verlorene wiedergewinnen? Daß Preußen sein Franken, sein Ostfriesland und Hildesheim nicht zurückfordern dürfe, verstand sich dem Freunde der Kleinstaaten von selbst. Am Rhein wie in Sachsen schien ihm Preußens Macht gefährlich. Hielt er wirklich für heilsam, daß Preußen sich mit den unseligen polnischen Landen wieder belaste? Oder meinte er wirklich, der Staat, der uns gerettet, solle aus einem siegreichen Kampfe kleiner hervorgehen, denn zuvor? Schien es ihm heilsam, daß, wie es in der That geschah, Preußen mit dem schwierigen Amte des Grenzhüters am Rheine betraut ward, ohne daß man diesem Staate die nöthigen Mittel dazu gewährte? Eine sichere Antwort ist nicht möglich, und wir denken nicht Gagern allein diese Verworrenheit vorzuwerfen. Die Schärfe der deutschen Stammesgegensätze wurde damals von aller Welt maßlos überschätzt — auch von Preußens Staatsmännern, wenn sie Sachsen nur durch eine Personalunion mit Preußen zu verbinden dachten. Und Gagern hat die Attractionskraft des preußischen Staates auch später nie begriffen; als ein rechter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts blieb er blind für die Verschmelzung unserer Volkstheile, die sich vor unsern Augen so stätig und sicher vollzieht. Noch im Jahre 1826 konnte er meinen, der erste deutsche Nationalkrieg müsse, um des guten Gewissens willen, mit der Wiederherstellung Sachsens beginnen! Von den Grundsätzen der deutschen Politik, welche dem alten Geschlechte als unumstößlich galten, hatte in den Tagen der Noth keiner sich bewährt; und die einzige neue Wahrheit, welche die letzten Jahre zu predigen schienen, die nothwendige Freundschaft der deutschen Großmächte, erwies sich schon jetzt als ein Wahn. Was Wunder, wenn in solcher Zeit der Gährung aller politischen Ideen die Diplomaten der Kleinstaaten in die leersten Projecte sich verirrten? Der schwerste Vorwurf vollends, welchen die freiere Gesittung unserer Tage gegen diesen sächsischen Handel erheben muß, wäre von den Diplomaten der alten Schule nicht einmal verstanden worden: fand man es recht, diesen Friedrich August zu entthronen, so durfte man ihn nimmermehr entschädigen. Denn war er unwürdig des sächsischen Thrones, — welche frivole Mißachtung der Völker konnte dann wagen, ihn für ein anderes deutsches Land gut genug zu finden?

Vor allen anderen Fragen lag Gagern die Neubildung der

deutſchen Verfaſſung am Herzen, und hier bewährte er ſich als einer der bravſten und — ſoweit die Unreife der Zeit es geſtattete — auch der einſichtigſten Streiter. Noch gab es kaum die Keime wirklicher Parteimeinungen über die deutſche Frage. Das Bild, welches ſelbſt die Denkenden von der deutſchen Verfaſſung ſich entwarfen, war nicht viel klarer als jener Plan eines deutſchen Reichswappens, den damals der Rheiniſche Mercur beſprach: der Doppelaar den ſchwarzen Aar „zärtlich umhalſend" und der bairiſche Löwe „friedlich dazugeſellt". Den Meiſten galt es für kleinlich, in den großen Tagen der nationalen Wiedergeburt um Verfaſſungsfragen zu ſorgen. Die ungeheuerlichſte aber der Selbſttäuſchungen der Zeit offenbarte ſich, wenn die Patrioten wieder und wieder verſicherten, das Volk ſei in ſeinen Wünſchen vollkommen einig, wiſſe ganz genau, was es wolle! Blindlings trieb man hinein in die Berathung über die deutſche Verfaſſung, bevor man noch wußte, für welche Länder dies neue Staatsrecht gelten ſollte. In der Nation fand keiner der zahlreichen Reformpläne überwiegende Unterſtützung, und kein Einzelſtaat war mächtig genug, um die Verhandlungen nach ſeinem Sinne zu leiten. In ſolcher Lage mußten die Berathungen nothwendig dazu führen, daß man eine Reſtauration des Zuſtandes vor dem Rheinbunde — oder vielmehr: die geſetzliche Anerkennung des augenblicklich Beſtehenden — beſchloß. Die ſouveränen Fürſten ſtanden gleichberechtigt neben einander; die Nation dagegen war ſeit Jahrhunderten mediatiſirt; und da überdies die Verhandlungen in den althergebrachten Formen des völkerrechtlichen Verkehrs, durch Vertreter der Fürſten, gepflogen wurden, ſo ließ ſich vorausſehen, daß Deutſchland als ein Bund der Fürſten, nicht der Völker conſtituirt werden würde. Gagern freilich griff mit ſeiner Reſtaurationsluſt in eine noch weiter entlegene Vergangenheit zurück. Der Reichsritter verlangte die Herſtellung des alten Reiches mit Beſeitigung des Unmöglichen, alſo namentlich der geiſtlichen Fürſtenthümer. Schon im Beginne des Feldzuges von 1813 hatte er an Metternich geſchrieben, die Kaiſerwürde müſſe von ſelbſt wieder aufleben. Mit ſolcher kaiſerlichen Geſinnung vertrug ſich diesmal ſehr glücklich ſeine Vorliebe für die kleinen Staaten."

Eigenmächtig hatten die beiden Großmächte, Hannover, Baiern und Würtemberg einen Ausſchuß zur Berathung der deutſchen Verfaſſung gebildet. In dieſem Fünfer-Comité offenbarten Baiern und Würtemberg ſofort das von Stein gebrandmarkte rheinbündiſche Syſtem

„der Vereinzelung gegen den Bund, des Ehrgeizes gegen die Kleinen, des Despotismus gegen ihre Länder.“ „Aus verschiedenen Völkerschaften, z. B. Preußen und Baiern, so zu sagen eine Nation zu bilden, könne nicht die Absicht sein“ — so klang Würtembergs Antwort auf den Vorschlag einer kräftigen Centralgewalt. Mit um so verdächtigerem Eifer ergriff der Würtemberger Despot den Gedanken einer Kreisverfassung; insbesondere der Südwesten schien ihm eines kräftigen, mit voller Militärgewalt ausgestatteten Kreisobersten dringend bedürftig! So trat schon während der Geburtswehen des Bundes die seitdem niemals gänzlich erstorbene Absicht hervor, das Chaos der deutschen Dinge zu vereinfachen, die Vielheit der Staaten zu wenigen größeren Gruppen zusammenzufassen. So natürlich schien dieser Gedanke der Kreistheilung Deutschlands, daß sogar Wilhelm Humboldt ihn auf dem Congresse wiederholt vertheidigte. Und doch konnte man billigerweise weder an Baden noch an Darmstadt das Verlangen stellen, daß sie sich den Befehlen Würtembergs unterordnen sollten. War doch Würtemberg kaum minder ohnmächtig als jene Staaten selbst, und welche Aussicht auf Ränke der unlautersten Habsucht erschloß sich, wenn man den in der Schule des Rheinbundes erzogenen Kleinkönigen die leicht zu mißbrauchende Gewalt eines Kreisobersten in die Hand gab! Gagern allerdings, der begeisterte Verehrer des alten Reichsrechts, mußte wissen, daß im heiligen Reiche sowohl die Kreisverfassung als auch die höhere Berechtigung der mächtigeren Fürsten — des Kurfürstencollegiums — bestanden hatte. Doch wo er seine theuren Kleinstaaten gefährdet sah, da vergaß er gern die Bedenken des correcten Reichsjuristen. Rührig schürte er den Unwillen der Kleinen wider die deutsche „Heptarchie“.

Am 14. October versammelte er die kleinstaatlichen Genossen zu einem mundteren Frühstück in seinem Hause, mahnte sie, das einseitige Vorgehen der Fünf zu „rectificiren“ und stiftete den Verein der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte zur Wahrung der Rechte der Kleinstaaten. Zuversichtlich meinte er noch in späteren Jahren: „die Mindermächtigen, zusammenhaltend, hätten die Eintracht der Mächtigen nicht erfleht, sondern geboten!“ Der Widerwille gegen Oesterreich und Preußen beherrschte ihn völlig. Nicht die von dem Ehrgeiz Baierns und Würtembergs den Kleinen wirklich drohende Gefahr bestimmte sein Verfahren; vielmehr sah er in dem Ausschusse der Fünf nur „die verhüllte Zweiherrschaft“ der Großmächte, die Gefahr der Zweitheilung des Vaterlandes. Im Eifer seines Batavismus und

ſeines Mißtrauens gegen die „Löwengeſellſchaft“ mit Oeſterreich und Preußen ſtellte er die Wahl: entweder gleichmäßige Theilnahme aller Staaten an der Verfaſſungsberathung — oder ein Bund der Kleinſtaaten allein ohne Oeſterreich und Preußen, aber mit Dänemark und den unvermeidlichen Niederlanden! So zerrannen dem wunderlichen Manne die geſundeſten Gedanken unter den Händen. Eben dieſe Schwäche Gagern's ward von Stein durchſchaut. Stein bewog alſo hinter Gagern's Rücken den Verein der neunundzwanzig Kleinſtaaten, am 16. November an Oeſterreich und Preußen eine Note zu richten: die beiden Großmächte wurden darin gebeten, der Berathung aller Staaten einen Verfaſſungsplan, der die Herſtellung des Kaiſerthums enthielte, vorzulegen. Die Note war im Weſentlichen nach Gagern's Sinne, nur daß er nimmermehr die Initiative an Oeſterreich und Preußen übertragen wollte. Uns freilich erſcheint es heute nahezu lächerlich, daß man dies verjüngte Preußen einem habsburgiſchen Kaiſer zu unterwerfen und Deutſchland abermals mit jenem öſterreichiſchen Wahlkaiſerthum zu belaſten gedachte, das ſo lange unſer Fluch geweſen. Aber was berechtigt uns, die Anſchauungen unſerer Tage in jene Zeit zurückzutragen? Die beſten gerade der deutſchen Patrioten, auch Stein, forderten damals die Herſtellung des Kaiſerthums, ſchon damit der Name des Reichs nicht untergehe. An jeder Tafelrunde der jungen germaniſchen Schwärmer klang es feierlich: „woll'n predigen und ſprechen vom Kaiſer und vom Reich“, und noch zwei Jahre nach dem Congreſſe urtheilte der wackere F. G. Welcker mit größter Zuverſicht, alle Uebel, daran Deutſchland kranke, beſonders das Raubſyſtem der ſouveränen Staaten, rührten daher, „daß dem verfallenen Deutſchland kein Kaiſer werden ſollte!“ Zwar haben einzelne der kleinſtaatlichen Geſandten ſpäter geſtanden, daß ihnen zunächſt darum zu thun war, das Fünfercomité zu ſprengen, und Gagern's Gutmüthigkeit wollte nicht ſehen, daß einigen ſeiner Genoſſen der vage Kaiſerplan lediglich als frivoler Vorwand diente. Doch die Mehrzahl der Kleinfürſten war von dem, der Schwäche natürlichen, Wunſche beſeelt, daß eine ſtarke Reichsgewalt ſie ſchützen möge gegen die Uebergriffe der Stärkeren. Der nebelhafte Plan enthielt einzelne ſehr beſtimmte, ſehr heilſame Vorſchläge, die Gagern's ganzen Beifall hatten: die Kleinen waren bereit, ihren Unterthanen ausdrücklich bezeichnete landſtändiſche Rechte zu gewähren, nicht minder Einſchränkungen ihrer Souveränität im Innern und nach außen zu ertragen.

Der Widerſtand der Kleinen trug weſentlich dazu bei, daß der

Rath der Fünf ſich auflöſte. Im ſelben Augenblicke ward durch die ſächſiſchen Händel der Fortgang der deutſchen Berathungen überhaupt unterbrochen. Im Verlauf des Winters einigte man ſich in der Stille, wer in den Bund aufzunehmen ſei. Auch Gagern begriff, ungern genug, daß eine Wiederherſtellung aller kleinen Herren nicht möglich ſei, und der Anwalt aller Kleinfürſten verwies jetzt klagende Mediatiſirte trocken auf „das Anerkenntniß der Mächte und den Beſitzſtand.“ Seine Kaiſerpläne erledigten ſich durch jene merkwürdigen Noten, worin Capodiſtrias und Stein mit unwiderleglichen Gründen die Nothwendigkeit der Kaiſerwürde bewieſen und Humboldt nicht minder ſchlagend die Unfähigkeit Oeſterreichs zu dieſer Würde darthat. Das einfache logiſche Ergebniß dieſes Für und Wider zu finden, war dieſer Zeit noch nicht gegeben. Immer neue, immer ſchwächere Bundespläne tauchten auf; in dringenden Erinnerungsnoten mahnte Gagern mit ſeinen Getreuen, daß man endlich die Berathungen Aller beginne. Ein anderer, gewaltigerer Dränger erſchien, der rückkehrende Napoleon. Man ſtand an der Schwelle eines neuen Kriegs, der König von Würtemberg erſehnte bereits die Rückkehr unter Napoleon's ruhmvolle Fahnen. Offenbar, das war die Stunde nicht, Deutſchlands Verfaſſung zu gründen. Verſchob man die Berathungen bis nach dem Siege über Napoleon, wie Hardenberg vorſchlug, ſo durfte man hoffen, die Rheinbundskönige, die eben jetzt trotzig das Haupt erhoben, gebeugt zu finden und eine Schmälerung ihrer Souveränität durchzuſetzen. Gagern dagegen und ſeine kleinſtaatlichen Genoſſen beſtanden mit unüberlegtem Eifer darauf, daß der Bund ſofort gegründet werde, und Metternich ſtimmte bei; denn gerade jener halb haſtigen, halb verzweifelnd müden Stimmung, welche jetzt der Gemüther ſich bemächtigt hatte, bedurfte er für ſeine Pläne. Das Stichwort des Congreſſes: „c'est une question vide“ ward jetzt auch auf die wichtigſte der europäiſchen Fragen, auf die deutſche Verfaſſung, angewendet: man beſchloß kleinmüthig, ſich mit den „Grundzügen“ der Bundesverfaſſung zu begnügen — mit Grundzügen, deren Ausbau von vorn herein rechtlich unmöglich war, da er nur durch einſtimmige Beſchlüſſe der Bundesſtaaten erfolgen konnte! Stein und jene Monarchen, von denen ſich ein ernſthafter Widerſtand gegen den Particularismus erwarten ließ, hatten Wien bereits verlaſſen. Da endlich, im Mai und Juni, erfolgten die Berathungen Aller über jene „Grundzüge“ der Bundesverfaſſung: die Entſcheidung über unſere Zukunft ward im Submiſſionswege ausgeboten und ſchließlich jenen zugeſchlagen, welche das

Geringſte leiſten wollten. Bis zum Ende ſuchte Gagern zu retten, was zu retten war. Er beantragte zu dem berüchtigten Artikel 13 („In allen Bundesſtaaten ſoll eine landſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden"), daß ſtatt des „nackten, unbefriedigenden: ſoll" eine Angabe der landſtändiſchen Rechte geſetzt werde. Der Edelmann hatte früher geſorgt, daß die Bundesacte der Reichsritter des linken Rheinufers gedachte: mit gleichem Eifer vertrat er jetzt die Rechte des Volkes. Ihm war kein Zweifel, mit dem Worte Landſtände ſeien „alle Conſequenzen" gemeint, welche die „Mutation der Zeit" mit ſich führe. Während Münſter in hochpathetiſchen Noten gegen den fürſtlichen Abſolutismus donnerte, aber mit all ſeinen großen Worten lediglich die Herſtellung des ſelbſtherrlichen hannoverſchen Junkerthums, der feudalen Stände von Calenberg-Grubenhagen, bezweckte, verlachte Gagern dieſe höfiſche Lehre von der „deutſch-rechtlichen" Vertretung ſtändiſcher Corporationen als hohlen Myſticismus. Vergebliche Worte. Man beſchloß, ſtatt jenes „ſoll" das verhängnißvolle „wird", ſtatt eines Befehles eine Prophezeiung zu ſetzen, — und unſere Fürſten ſorgten dafür, daß ſie als falſche Propheten erfunden wurden. Ein böſer Uuſtern ließ endlich Gagern ganz zuletzt ein unbedachtes Wort von ſchwerſten Folgen ſprechen. Als am 5. Juni die letzte Aeußerung über die Bundesacte eingefordert ward, erklärte er Luxemburg bereit zum Beitritt „zu dieſem gemeinſchaftlichen Bande, das Zeit und Erfahrung erſt beſſern müſſen": — doch unter der Vorausſetzung, daß der Bund ganz Deutſchland umfaſſe. Er hatte ſicherlich ganz arglos geredet; der Vorbehalt verſtand ſich von ſelbſt, denn nach der ausdrücklichen Erklärung der Mächte hing es nicht von der Willkür der Einzelſtaaten ab, ob ſie dem Bunde beitreten wollten. Aber in dieſem kritiſchen Augenblicke, wo man einen neuen Sieg Napoleon's befürchtete, wurde das argloſe Wort des Guten ein willkommener Vorwand für die Böſen. Die Vorbehalte gleichen Sinnes mehrten ſich, und in der Angſt, es könne endlich gar kein Bund entſtehen, gab man Baiern zu Liebe auch das Bundesgericht, das will ſagen die Rechtsordnung in Deutſchland, dahin.

So entſtand die Bundesacte, und nie iſt ein vollendetes Werk von ſeinen Werkmeiſtern mit trübſeligeren Worten begrüßt worden. Beſſer immerhin ein ſo unvollkommener Bund als gar keiner! — alſo tröſteten die Staatsmänner Preußens und Hannovers die verſtimmte Nation. Aus dem Munde des Mannes, der oftmals irrend, doch brav und unermüdlich an der entſtehenden Bundesacte arbeitete, ſtammt auch das ſchlagendſte

Urtheil über das vollendete Werk. Nach den Karlsbader Conferenzen schrieb Gagern an seinen Freund, den Mecklenburger Plessen, der zu Wien mit ihm die Gesandten der Kleinstaaten geleitet hatte: „Sie sprechen von der bestehenden Ordnung der Dinge. Ich suche vergeblich den Bestand. Ich sehe eine Bundesacte, die wir zu entwickeln zu Wien uns erst vornahmen und die Sie zu entwickeln Sich jetzt abermals vorgenommen haben; einen Artikel 13, von dem Sie bald behaupten, daß er klar sei, und bald, daß er nicht klar sei; dazu Souveränität, die so höchst schwer zu definiren ist!" — Das Urtheil gilt noch heute, und eher nicht sind wir reif zur nationalen Reform, als bis wir den ganzen Ernst dieses guten Wortes begriffen haben: was man uns preiset als die deutsche Ordnung, das ist einfach die constituirte Anarchie! Trotz so heller Einsicht in die Mängel des Beschlossenen fand der gutmüthige Mann bald wieder einen Trostgrund. „Zu Wien, meinte er, war sicher die Idee vorherrschend, das Bessere zu suchen." Ob man wirklich das Bessere auch nur suchte, das ließ sich bezweifeln nach so mancher Erfahrung, die Gagern an seinem eigenen Fürstenhause machte. Noch während des Congresses verkaufte das deutsche Haus Nassau ein Bataillon an seine holländischen Vettern — oder vielmehr, wie die Zeitungen beschwichtigend erklären mußten, diese deutschen Truppen wurden nicht verkauft, sondern blos „verliehen." — Gagern's dynastischer Eifer fand bei seinem königlichen Herrn schlechten Lohn. Dem offenen Hause, das Gagern in Wien gehalten, verdankte er einen guten Theil seiner Erfolge; aber es war nicht befohlen gewesen, der Aufwand ward ihm nicht ersetzt. Alle Rührigkeit des Gesandten vermochte die Ländergier des Oraniers nicht zu befriedigen. „Es scheint, als würden meine Herren Agnaten besser bedient als ich," schrieb der König einmal an Gagern; darauf der Reichsritter: „Ich habe die Ehre Ihnen zu bemerken, daß Ihre Kammerdiener und Schreiber Sie bedienen; angesehene Edelleute und Staatsmänner dienen Ihnen. Eine solche Behandlung ist der sicherste Weg, sich Verräther zu bereiten. Mögen Ew. Kgl. Majestät keine schlimmeren Verräther finden als die Gagern!" — Der König erkannte sein Unrecht, erklärte, er wollte den Handel der Vergessenheit übergeben, und die dynastische Ergebenheit seines gutherzigen Diplomaten war vollauf zufriedengestellt.

Alsbald sollte Gagern mit Schmerz erfahren, was Deutschlands Macht von der „nicht bestehenden" Verfassung zu erwarten habe. Deutschland führte seinen ersten Bundeskrieg. Oder vielmehr keinen

Bundeskrieg. Denn als die kleinen Fürſten ſchon im März 1815 verlangten, unter Zuſtimmung der Großmächte, daß der Krieg „bundesmäßig“ begonnen werde, da war der Bund noch gar nicht vorhanden! Und wäre auch der Krieg erſt nach dem Abſchluß der Bundesacte ausgebrochen, ſo war damit die Führung eines Bundeskrieges noch keineswegs entſchieden. Hatte doch Gagern ſelbſt mit erlebt, wie man zu Wien ſich nicht einigen konnte über die Frage, was ein Bundeskrieg ſei! Um doch etwas zu thun, waren endlich in den Art. 11 der Bundesacte die Worte aufgenommen worden: „bei einmal erklärtem Bundeskriege darf kein Mitglied einſeitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen!“ — Worte, die unter ſolchen Umſtänden jedes Sinnes entbehrten. Die kleinen Staaten mußten ſich begnügen, einzeln durch Acceſſionsverträge in die Allianz der großen Mächte aufgenommen zu werden. Alſo war entſchieden, daß der deutſche Bund auf dem bevorſtehenden Friedenscongreſſe keine Vertretung haben werde, und ſtillſchweigend geſtanden, daß er überhaupt nicht im Stande iſt, ernſthafte auswärtige Politik zu treiben. — Man kennt Blücher's Toaſt nach Waterloo: „mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was das Schwert der Völker mit ſo großen Anſtrengungen errungen!“ Die Wahrheit iſt: ſie hatten bereits Alles verdorben, noch bevor das Schwert aus der Scheide flog. Wieder ward verſäumt, den Preis des Sieges im voraus zu nennen; man erklärte den Krieg an — den Uſurpator Bonaparte und erſchwerte ſich alſo den Weg zur Verſtärkung Deutſchlands auf Frankreichs Koſten. Zwei Jahre zuvor fanden wir Gagern mit harmloſer Bewunderung zuhören, wie Metternich dieſe gleißneriſche Lehre von der perſönlichen Bekämpfung Napoleon's predigte. Inzwiſchen hatte er gelernt von der großen Zeit. Schon zu Wien proteſtirte er förmlich gegen ſolche falſche Großmuth. Er ſchrieb dem engliſchen Geſandten: „des unruhigen Frankreichs Kräfte entfalten ſich, um uns Provinzen zu nehmen. Um es zu ſtrafen, entfalten ſich die unſrigen in derſelben Abſicht. Unſere Grenzen ſind ungünſtig, man muß ſie verbeſſern.“ Selbſt von den Franzoſen ward dieſe entſchiedene Offenheit des Verfahrens an dem Feinde rühmend anerkannt. Auf dem Marſche in Heidelberg errang Gagern wenigſtens den halben Erfolg, daß in der Proclamation der Verbündeten an das franzöſiſche Volk nach den Worten „l'Europe veut la paix“ das bedenkliche „et rien que la paix“ geſtrichen wurde. Anfangs hatte Gagern, und gleich ihm die Mehrzahl der rheinbündiſchen Miniſter dahin geſtrebt, daß die deutſchen Klein-

ſtaaten, die den erdrückenden Oberbefehl Preußens oder Oeſterreichs fürchteten, unter niederländiſchem Commando in den Krieg ziehen ſollten. Dieſe Hoffnung freilich ward zu Schanden; aber auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance bewährte ſich ein Theil der Armee des neugeſchaffenen Königreichs als brauchbar. Mit der beſten Abſicht, den Sieg zu Deutſchlands Heile zu benutzen, ging Gagern nach Paris.

Man weiß, wie ſchroff auf dem Friedenscongreſſe die Mächte einander gegenüberſtanden. England und Rußland hatten von Frankreich keine Landerwerbung zu erwarten und wetteiferten in dem Streben, den Beſiegten durch Großmuth auf Deutſchlands Koſten an ſich zu feſſeln. Gewandt wußten die Franzoſen die unſelige Kriegserklärung gegen den Uſurpator Bonaparte auszubeuten; ſie erklärten dreiſt, ein Friedensſchluß ſei nicht nöthig, denn Niemand ſei mit Frankreich im Kriege geweſen, und die Parteiwuth deutſcher Legitimiſten ſtimmte ihnen zu. Adam Müller ſchrieb damals aus dem öſterreichiſchen Hauptquartiere an Gentz: werde der Krieg gegen Napoleon als ein Krieg gegen Frankreich angeſehen, dann ſei „das lächerliche Recht der Völker, eine Art von Willen zu haben, anerkannt!“ Solcher ſelbſtmörderiſchen Verblendung trat Preußen im Bunde mit allen Mittelſtaaten ernſthaft entgegen. Humboldt vernichtete mit ſchneidiger Dialektik die legitimiſtiſchen Trugſchlüſſe. Der Kronprinz von Würtemberg berührte in einer denkwürdigen Note die geheimſte Wunde des deutſchen Bundes, indem er geradezu geſtand, was er ſpäterhin als König dem Herrn von Bismarck mündlich wiederholte: Verſäumt man, das Elſaß wieder zu erwerben, ſo treibt man früher oder ſpäter den deutſchen Südweſten in einen neuen Rheinbund! Gagern bot ſeinen Einfluß bei Wellington auf, um England von den Bourbonen hinweg auf die deutſche Seite zu ziehen. Er mahnte, jetzt ſei die Zeit, Europas Gebietsfragen dauernd zu ordnen, wie weiland im weſtphäliſchen Frieden. Den Legitimiſten ſagte der Kenner des Völkerrechts: „die Nationen ſind es, die ſich bekämpfen, mögen ihre Häupter Kaiſer oder Könige, Senatoren oder Landammänner heißen. Darum vermeiden wir in der neuen Zeit die Könige oder die Völker zu nennen; wir ſagen: die Mächte.“ Sehr alte Wahrheiten ſchon anderthalb Jahrhunderte zuvor von Cromwell behauptet, aber ſehr kühne Worte in der legitimiſtiſchen Verbildung dieſer Tage! So wenig ſcheute Gagern zurück vor den letzten Folgeſätzen ſeiner nüchternen Erkenntniß, daß er ſogar Ney's Abfall von den Bourbonen zu vertheidigen wagte: „ſolche Eide ſind nie perſönlich, gelten dem Staate, enthalten nothwendig eine reservatio men-

talis.“ Indeß weder der unwiderlegliche Beweis, daß Frankreich büßen müſſe, was Frankreich verſchuldet, noch die klare Nothwendigkeit der Sicherung unſerer Grenzen vermochten durchzudringen. Wohl klang es ſtattlich, wenn Gagern ausrief: „ich höre ſagen: es giebt kein Deutſchland. Es ſcheint mir jedoch, daß wir nicht übel bewieſen haben, es gebe ein ſolches, ein Deutſchland ſowohl als Deutſche, ein Deutſchland, das man nicht reizen und beleidigen darf, ein Deutſchland, das ſeine Art von öffentlichem Geiſte beſitzt.“ Aber wie ärmlich erſchien ſolches Pathos patriotiſcher Worte gegenüber der harten Thatſache, daß weder ein deutſcher Staat noch eine geſammtdeutſche Politik exiſtirte! Oeſterreich war nicht geſonnen, die Wiedererwerbung von Elſaß und Lothringen ernſtlich zu fördern; denn weder dem norddeutſchen Großſtaate noch ſeinem beneideten Bruder Erzherzog Karl gönnte Kaiſer Franz einen Landerwerb im Weſten, und Metternich zitterte wieder vor dem „bewaffneten Jacobinismus“ des preußiſchen Heeres. Die Staatsmänner der Mittelſtaaten ſelber wußten nicht, wem die Beute zufallen ſollte; Gagern verfiel ſogar auf den wunderlichen Vorſchlag, Elſaß und Lothringen in die Eidgenoſſenſchaft aufzunehmen. Und was konnten die Gründer des deutſchen Bundes erwidern, wenn Caſtlereagh höhnend fragte: wird ein ſo loſer Bund, wie der deutſche, das Elſaß behüten können? War ſie nicht allzu wahr, die Klage des Dichters: „ganz Frankreich höhnt uns nach, und Elſaß, du entdeutſchte Zucht, höhnſt auch, o letzte Schmach?“

Die Entſcheidung konnte Gagern nicht hindern. Hier in Paris zuerſt zeigte ſich klar, daß das moderne Staatenſyſtem ariſtokratiſch geſtaltet iſt: die Großmächte allein erledigten den Handel, die Kleinſtaaten blieben von den Conferenzen ausgeſchloſſen, obgleich einige derſelben kraft ihrer Allianzverträge Theilnahme an den Berathungen verlangen konnten. Der Anwalt der Kleinſtaaten grollte ſchwer, er meinte: „der Begriff Großmächte iſt mir unverſtändlich.“ Doch das Nothwendige vermochte er nicht zu ändern. Und als die Kleinen verlangten, daß die Niederlande an der Spitze der Mindermächtigen gegen die einſeitige Entſcheidung der Größmächte feierlich proteſtirten, da mußte er den Vorſchlag von der Hand weiſen. „Das Schooßkind der Mächte“ durfte ſo kühne Schritte gegen ſeine Erzeuger nicht wagen. Uebrigens blieb er diesmal ganz frei von den bataviſchen Phantaſien; es ſchreckte ihn nicht mehr, Lothringen und ſogar Luxemburg in preußiſche Hände kommen zu laſſen. In der gemeinſamen Arbeit für das deutſche Recht trat er den preußiſchen Staatsmännern näher, er ſorgte

mit ihnen, daß die geraubten Kunstschätze aus den napoleonischen Museen nach Deutschland zurückkehrten. Auch Stein begann sich dem alten Widersacher zu versöhnen. Der unglückliche Friede ward geschlossen; — und seitdem hat sich Europa mit Recht gewöhnt, den deutschen Bund in der großen Politik als nicht existirend zu betrachten.

Sobald die Würfel gefallen waren, begann Gagern's unsterbliche Vertrauensseligkeit sich wieder über das Unabänderliche zu trösten. Er hörte, wie Gentz dem deutschen Volke verkündete, Lothringen und Elsaß seien legitime Besitzungen Frankreichs, und die deutschen Mächte hätten nie daran gedacht, sie ihrem legitimen Könige zu entreißen! Er hörte denselben Gentz, als diese Behauptung bezweifelt wurde, mit der Zuversicht des guten Gewissens erklären: wenn unsere Erzählung falsch ist, „so haben wir das Publicum aus Unwissenheit oder geflissentlich falsch berichtet!" Und trotzdem vermochte Gagern später über den zweiten Pariser Frieden zu sagen: „selbst voll guten Sinnes, durfte man sich auf den guten Sinn der Nachkommen verlassen!" Eine unvergeßliche Erfahrung hatte ihn auf dem Wiener Congresse in den Geist der Gründer des Bundes eingeweiht. Er sah dann die heilige Allianz entstehen, und der feine Kopf des Jüngers der Aufklärung erkannte sofort in der frommen Urkunde den „orientalischen Stil." Er hörte täglich in den höfischen Kreisen die modischen Declamationen wider den Geist der Revolution und verwarf sie kurz und sicher: „Revolution ist jede starke Aenderung." Damals schrieb er schwer besorgt an Metternich: „ich bin keineswegs blind über die Gefahren einer ständischen Verfassung. Aber wir entgehen ihnen nicht; sie sind verheißen, sie sind sehnlich erwartet und begehrt. Damit die Nation hingehalten zu haben, über die Folgen möchte ich meine Hände in Unschuld waschen." Treffliche Worte; doch wie mochte er ernstlich eine deutsche Politik erwarten von einem Oesterreicher, dem er selber zurief: „für Eure Fürstliche Gnaden ist immer die Nothwendigkeit da, sich aus Ihrer Stelle, aus der Rolle und dem Standpunkte des Oesterreichers, hinauszudenken!" Nach solchen Augenblicken ernster Sorge fiel Gagern immer wieder zurück in seine alten rosigen Erwartungen, und er stand mit diesem naiven Vertrauen keineswegs allein. Selbst in den Kreisen der Opposition täuschte man sich in unglaublicher Weise über die leitenden Personen; fand doch der Rheinische Mercur einen Franz II. „rührend wahr!"

Der Bundestag ward endlich eröffnet, und der König der Niederlande schickte Gagern dahin als Gesandten für Luxemburg. Schon zu

Wien hatte ihm der Staatssecretär Falck gesagt, der Bund mit Deutschland sei hoffnungslos und unbequem für Holland; die Minister rühmten sich, von den deutschen Dingen nichts zu verstehen. Er aber ließ jetzt seine oranischen Ideen, obwohl er sie nie gänzlich aufgab, zur Seite liegen und dachte, einfach als Mann von Wort und guter Deutscher für die Ausführung der Bundesacte zu wirken. So erlebte man gleich beim Beginn des Bundes das seltsame Schauspiel, daß der Gesandte einer halbfremden Macht lediglich durch die Kraft und den Ernst seines persönlichen Willens die Anderen „zu einem lebhafteren Schwunge wenigstens anregte," wie die Allgemeine Zeitung ihm nachrühmte. Obwohl er von Wien her wissen mußte, daß die Absicht der Stifter nur auf einen losen völkerrechtlichen Bund ging, obwohl Metternich schon in der ersten Instruction für seinen Gesandten die deutsche Staatsform ausdrücklich als den Gegensatz des Bundesstaates bezeichnete, wollte sich der Reichsritter nicht von dem Glauben trennen, der deutsche Bund sei ein Bundesstaat. Der Bundestag repräsentirte ihm die fürstliche Hoheit in ihrer höchsten Vernunft; Krone und Scepter sollten auf seinem Tische liegen. Ein Staatenbund war ihm ein non-ens, er kannte kein Drittes zwischen dem Bundesstaate und der vorübergehenden Allianz. So trug er hoffnungsvoll seine gute Meinung in die schlimme Wirklichkeit; und vollauf entschuldigt wird dies sanguinische Verfahren durch die arge Unklarheit der Bundesacte selbst und die nicht geringere der öffentlichen Meinung. Denn schrecklich trat jetzt an den Tag, wie weit die Staatswissenschaft hinter unserer übrigen gelehrten Bildung zurückstand. Die Schriften, womit Fries und Heeren den deutschen Bundestag begrüßten, beweisen, daß jene Lebensfragen des öffentlichen Rechts der Föderativstaaten, welche die ungelehrten Amerikaner bereits glorreich in Theorie und Praxis durchgefochten hatten, den gelehrten Deutschen noch durchaus fremd waren.

Ueberschwänglich, wie Gagern's Begriffe von der rechtlichen Natur, war auch seine Anschauung der Machtstellung des Bundes. Die „Attribute einer europäischen Gesammtmacht" gebührten dem Bunde; Frankfurt war „Centrum und Bühne" für eine großartige Politik neben und mit Oesterreich und Preußen — ganz wie Heeren in dem Bundestage den „europäischen Senat" begrüßte. Gagern sagte nicht mit dürren Worten, was die Logik unserer Sprache zu sagen verbietet; aber seine unbescheidene Meinung, welche noch zur Stunde einen großen Theil der Nation beherrscht, ging dahin, Deutschland solle mit dem Einfluß und

Ansehen dreier Mächte und dennoch als Eine Macht in die Völkergesellschaft eingreifen. Er erlebte noch am Bundestage, wie die europäische Gesammtmacht bittend an die deutschen Großmächte und diese bittend an die Seemächte sich wandten, um die Schiffe der Hanseaten vor der Raubgier der Barbaresken zu schützen. Er erlebte noch, daß die Verträge, welche die deutschen Grenzen ordneten, dem „europäischen Senate" nicht einmal zur Ansicht vorgelegt wurden. Ja, sogleich bei der Eröffnung des Bundestages durfte der französische Gesandte zu der „Gesammtmacht" ungescheut sagen: Wenn die Bundesacte abgeändert werden sollte, dann haben die Gesandten von Frankreich und Rußland ein Recht, den Berathungen beizuwohnen! — Nicht minder ausschweifend dachte Gagern von der Competenz des Bundes im Innern. „Alles, was deutsch ist," gehöre vor das Forum des Bundestages; sei dieser einmal nach dem Wegfall des Bundesgerichtes leider eine zugleich richterliche und politische Behörde geworden, so müsse er auch wirklich als der supremus judex Deutschlands auftreten. Mit kurzen Worten: er gedachte, einem Gesandtencongresse die Befugnisse einer Staatsgewalt einzuräumen.

Solcher Gesinnung voll trat er in die erlauchte Versammlung, welche gleich im Anfang jenem Fluche des Lächerlichen verfiel, der seitdem auf ihr haften blieb. Schon vor dem Beginn des Bundestags hatte der Pöbel oftmals gespottet über die thatlos in Frankfurt harrenden Gesandten. Welch ein Eindruck aber, als jetzt Graf Buol den deutschen Senat mit einem sinnlosen Redeschwall leerer Allgemeinheiten eröffnete, dessen k. k. Satzbau jedem deutschen Ohre unverständlich blieb! Der k. k. Gesandte begann mit einer Charakteristik der Deutschen im Allgemeinen: „im Deutschen als Menschen, auch ohne alle willkürlichen Staatsformen, liegt schon das Gepräge und der Grundcharakter desselben als Volk;" er schilderte sodann den Verfall Deutschlands während der letzten Jahrhunderte: „ich fahre fort den Weg zu verfolgen, wohin mich der berührte neigende Gipfel geschwächter Nationalität führt;" er gab ferner die bekannte Erklärung, daß Oesterreich den Vorsitz am Bunde lediglich als ein Ehrenrecht betrachte, und schloß mit der brünstigen Versicherung seiner „Deutschheit." Die meisten andern Gesandten begnügten sich darauf, „sich der Gewogenheit sämmtlicher Gesandtschaften zu empfehlen," oder die kühne Hoffnung auszusprechen, „daß der heutige Tag schon über's Jahr und bis in späte Zeiten den für das deutsche Gesammtvaterland erfreulichsten möge beigezählt werden."

Gagern jedoch erwiderte in längerer Rede, die von ihm ſelber ſpäter ein Quodlibet genannt ward, aber nach der Rhetorik des Präſidialgeſandten immerhin ein Labſal war. Er rühmte den deutſchen Sinn ſeines Königs, der ja einen Deutſchen in den Bundestag geſendet. Er verſuchte die hiſtoriſche Berechtigung des niederländiſchen Reiches nachzuweiſen, das der natürliche Vermittler in Deutſchland ſein ſolle. Alsdann ſchien es ihm angemeſſen, „in dieſem erlauchten deutſchen Senate, faſt nach Art jenes merkwürdigen alten Volkes, ein Todtengericht zu halten“: ſo erinnerte er denn an den Fürſten von Naſſau-Weilburg, an die für Deutſchland gefallenen Welfen, und „damit man mir nicht vorwerfe, daß ich der Fürſtlichkeit allein huldige,“ auch an Andreas Hofer und Palm. Zum Schluß fehlte nicht das theuere „je maintiendray“. Nach ſo wunderlichem Anfange folgte eine ſehr ernſte, ſehr rühmliche Thätigkeit.

Vor allem verlangte Gagern die Erfüllung des Verſprechens landſtändiſcher Verfaſſung, er forderte ſie als Pflicht, nicht als Gnade. Sein gerader Sinn vermochte den Unterſchied nicht zu finden zwiſchen dem „wird“ und „ſoll“ in jenem Art. 13. Unſere Fürſten ſelbſt, meinte er harmlos, würden erröthen zu behaupten, daß ſie Napoleon zu Despoten gemacht habe. Bald ſollte er dieſe fürſtliche Geſinnung beſſer kennen lernen. Karl Auguſt von Weimar gab, als der erſte der deutſchen Souveräne, ſeinem Lande die verheißene Verfaſſung, um, wie er edel ſagte, die für Deutſchland aufgegangenen Hoffnungen in ſeinem Lande zu verwirklichen, und die Weimaraner, „beglückte Unterthanen in einem engbegrenzten Lande,“ jubelten „dem altfürſtlichen Gemüthe“ ihres großen Herzogs zu. Gagern war hocherfreut, daß die Erfüllung des Verſprechens in einem ſeiner geliebten Kleinſtaaten begonnen, er beantragte den Dank des Bundes für „dieſen Vorgang, der eine Triebfeder mehr für andere Fürſten ſein werde.“ Aber ſchon überwog in der Verſammlung das Mißtrauen gegen den erlauchten Beſchützer der Burſchenſchaft. Gagern's Vorſchlag ward verworfen, und der König von Würtemberg ſchalt den Antragſteller einen Revolutionär. Auch die wenigen anderen „Rechte der Deutſchheit“, welche die Bundesacte in unbeſtimmten Worten gewährte, wollte der Wackere redlich und bis zu den letzten Conſequenzen durchgeführt wiſſen. Das Verſprechen der Freizügigkeit erklärte er mit Recht für illuſoriſch, wenn nicht jedem Deutſchen geſtattet ſei, ſeiner Militärpflicht in dieſem oder jenem Bundesſtaate zu genügen: „das Vaterland wird hier und dort vertheidigt.“ Verlorene Worte.

Um die preisgegebene Rechtsordnung mindeſtens auf Umwegen wieder zu erlangen, beantragte er eine permanente Austrägalinſtanz — vergeblich. Er mahnte an die heiligſten Pflichten, als während der Hungersnoth von 1817 die Mauthlinien das Elend noch erhöhten; er forderte die verheißene Ordnung des deutſchen Handels und mußte den unwiderleglichen Einwurf hören, der Bundestag ſei ſchon wegen ſeiner Unwiſſenheit zu jeder techniſchen Verwaltung unfähig. Während er alſo täglich erfuhr, wie der Bundestag nicht im Stande war, ſeine unzweifelhaften Obliegenheiten zu erfüllen, wollte er doch den Wirkungskreis deſſelben fort und fort erweitern, und es iſt ſchwer zu ſagen, was in Gagern's Reden erſtaunlicher ſei: die Wärme wohlmeinenden Eifers oder die Unklarheit der Rechtsbegriffe. Sogar der Name des Reichs ſollte wieder hergeſtellt werden. „Ich kenne wohl, rief er als ein rechter Legitimiſt, eine kaiſerliche Abdication, nicht die des Reichs oder derer, die es zunächſt anging. Man nehme den Fall, daß zwei deutſche Fürſten einander bekriegten: nun, nach vorigen Begriffen, blieben ſie Reichsgenoſſen; aber werden wir ſie, mitten in den Schlachten begriffen, noch Bundesgenoſſen nennen? In der Idee des Reichs lag ſchon das Princip ihrer Wiedervereinigung." — In ſeiner pfälziſchen Heimath hatte Gagern die Anfänge der deutſchen Auswanderung geſehen und ſchon im achtzehnten Jahrhundert, einer der Erſten in Deutſchland, die wachſende Bedeutung dieſes Hergangs errathen. Jetzt hatte der Unermüdliche einen Agenten „im Dienſte der menſchlichen Gattung" über das Meer geſchickt, um die Lage unſerer Auswanderer zu unterſuchen. Er verlas deſſen Berichte, verlangte Ordnung der Sache von Bundes wegen — und die Bundesverſammlung ermannte ſich zu einem Dankvotum. Trotz alledem ſah er die deutſchen Dinge im heiterſten Lichte. Als der Bundestag im Sommer 1817 zum erſten Male ſeine berühmten Ferien begann, hielt Gagern eine lange hoffnungsvolle Rede zur Beruhigung der Unzufriedenen: „Was wir gewonnen haben? rief er begeiſtert — daß die Mutter heiterer das Kind unter ihrem Herzen trägt, der Sorge und Angſt enthoben, einen Sklaven zu erziehen, ſondern im Vorgefühle, daß ſie einen freien Mann dem Vaterlande darbringen wird." Einem Volke, das ſeit tauſend Jahren immer politiſch verbunden geweſen, muthete er jetzt zu, ſich mit dem Bewußtſein zu begnügen, „daß das Weſentliche dieſer Union nichts anderes iſt als eben dieſe Union." Der deutſche Bund ſei „weniger fürchtend als furchtbar, alſo die Wärme und der Eifer weniger ſichtbar!" Dann gab er ſein

politiſches Glaubensbekenntniß, er verherrlichte das ſeit Polybios' und Cicero's Tagen von allen unſelbſtändigen Geiſtern geprieſene Wahnbild des „gemiſchten Staates." Er lobte die Monarchie, desgleichen die Ariſtokratie als das nothwendige „Temperament" der guten Verfaſſung; „und nachdem ich dieſen gerechten Tribut der Monarchie und Ariſtokratie gebracht habe, bin ich nicht minder auch Demokrat. Ich bekenne mich dazu ſo unumwunden, daß ich manche Herren an der Donau vielleicht damit in Erſtaunen ſetzen werde." Die Wirkung dieſer Rede war nach beiden Seiten hin unglücklich. Die öffentliche Meinung ſchaute längſt mit Ekel auf den Bundestag, ſie wollte den Ruf des Beſchwichtigers nicht hören. Von Luden mußte Gagern die bittere Gegenfrage vernehmen: „was wir verloren haben? den Glauben an die Redlichkeit aller Häupter und Führer." Freilich, nach wenigen Jahren war die Erbitterung der Gemüther gegen den Bundestag ſo hoch geſtiegen, daß man ſich zurückſehnte nach der ſchönen Zeit, wo noch ſolche Reden im Bundestage gehalten wurden*). Noch weniger verziehen die Herren an der Donau das Lob der Demokratie. Als Gagern nach dem Wiederbeginne der Sitzungen die Veröffentlichung der Bundesprotokolle vertheidigte, antwortete die k. k. Geſandtſchaft mit Drohungen.

Eine kleine Minderheit, die Pleſſen, Smidt, Eyben, hielt ſich zu ihm; die Mehrheit aber der Geſandten verabſcheute an ſeinen Reden den abſpringenden, ſchwer zu verfolgenden Vortrag, mehr noch den Reichthum an Wiſſen und Gedanken, und am meiſten, daß ſie überhaupt gehalten wurden. An dem „Ultra" erkannte man mit Schrecken, daß ſogar im Bundestage ein unerſchrockener Mann zwar nichts fördern, wohl aber das Gefühl des Mangels wach halten konnte. Er erfuhr jene geſellſchaftlichen Beleidigungen, welche in diplomatiſchen Kreiſen dem politiſchen Diſſenter nie erſpart bleiben. Eben jene particulariſtiſche Preſſe des Südweſtens, welche weiland in der ſächſiſchen Frage getreulich zu dem Staatsmanne der Kleinſtaaten gehalten, ſchmähte jetzt auf den „blauen Dunſt" der Reden des „Unitariers." Der holländiſche Hof am wenigſten begriff das Treiben ſeines deutſchen Geſandten. So von allen Seiten bedrängt, erbat und erhielt er im April 1818 ſeine Abberufung und verſicherte dem Bundestage, der Grund ſeines Ausſcheidens ſei „mehr eine zu hohe Würdigung von meiner Seite als ein Verſchmähen meines Amtes." Der ehrliche Föderaliſt hatte ſich am

*) Lindner, geheime Papiere. Stuttgart 1824.

ſuchen, das Volk mit dem Unerträglichen zu verſöhnen, ſtehen dann wieder ſo feine durchdachte Worte wie dies prophetiſche: „die Sehnſucht nach neuen Erwerbungen, wenn auch den Cabinetten fremd, wird in den Völkern rege, wenn für ſie die Laſt zu ſchwer wird, wenn der Eine die Koſten trägt, der Andere gar nichts. Das gilt insbeſondere von Preußen!“ — Wer über ſolche Widerſprüche vornehm lächeln mag, der bedenke: es war nicht die ſchlechteſte Seite dieſes ſeltſamen Charakters, daß ſeine Thaten klarer, entſchiedener waren als ſeine Worte, während den großen Durchſchnittsſchlag der Diplomaten das Gegentheil bezeichnet.

Dem an raſtloſe Thätigkeit Gewöhnten fiel es gar ſchwer, in noch kräftigem Alter in die Muße des Landlebens ſich zurückzuziehen. Er that es in der, damals ſehr ſeltenen, gewiſſenhaften Ueberzeugung, „daß die Deutſchen ſich gewöhnen müſſen, nicht wie die Kletten am Amte zu hängen.“ Doch unmöglich mochte er es in ſeinem Monsheim und Hornau blos bei ländlicher Arbeit, beim „Sammeln und Meditiren“ über literariſchen Werken bewenden laſſen. Wieder und wieder trieb ihn ſein Pflichtgefühl eben ſo ſehr wie die alte Gewohnheit und die Selbſtgefälligkeit hinaus in die große Welt. War er ſchon im Dienſte als Vertreter von Kleinſtaaten oftmals der unbetheiligte Unterhändler geweſen, ſo gewöhnte er ſich jetzt vollends an vielgeſchäftiges Dilettiren; er begnügte ſich mit dem Grundſatze, den der Staatsmann nicht kennen darf: Dixi et salvavi animam meam. Der Bundestag war und iſt der rechte Herd der diplomatiſchen Commerage, der Quell, der alle kleinen Höfe mit großen und kleinen politiſchen Klatſchereien tränkt; und nicht umſonſt hatte Gagern in der Eſchenheimer Gaſſe geweilt. Mochte er immerhin verſichern, ihm ſei am wohlſten in ſeiner ländlichen Einſiedelei: er konnte es doch nicht laſſen, mit Max Joſeph von Baiern zuſammenzutreffen und dieſem ſeinem munteren Duzbruder fröhliche Pfälzer Geſchichten zu erzählen, oder ſpäter zu König Ludwig nach München zu fahren, um den angehenden Selbſtherrſcher in den guten Vorſätzen conſtitutioneller Regierung zu beſtärken. Gebeten und ungebeten erſchien er jetzt bei Capodiſtrias, um über die orientaliſche Frage Ideen auszutauſchen; dann bei Itzſtein, dem Diplomaten des Liberalismus, um Verſöhnlichkeit zu predigen. Selbſt die Ruchloſen, ſo den Herzog Karl von Braunſchweig, ereilten des Unermüdlichen mahnende Briefe. Umſonſt warnte ſein klarblickender Sohn Friedrich, nur Intereſſen, nicht Principien ließen ſich vermitteln; nicht an Ein-

ſicht, ſondern an gutem Willen oder an Macht fehle es den Fürſten. — Friedfertig von Natur und mehr noch durch das Alter, gewöhnt an die milden Formen der vornehmen Welt, konnte er heute in Hernsheim ſeinen franzöſiſchen Schützling Dalberg beſuchen und ruhig anhören, wie Talleyrand's Nichte von der Größe des Empire ſchwärmte, und morgen mit Stein verkehren, der gern, wenn auf die Franzoſen die Rede kam, mit einem grimmigen „Hol' ſie alle der Teufel!" herausfuhr. Gleichzeitig entſtanden zahlreiche Flugſchriften und Zeitungsartikel — natürlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welche ſchon damals die Kunſt verſtand, der Sprechſaal Aller zu ſcheinen und das ſervile Werkzeug des Einen in Wien zu ſein. Leicht begeiſtert ergriff er jedes Ding: wie er „gut arabiſch" war, als er für ſeine Sittengeſchichte den Koran las, ſo ward er „gut griechiſch," als der griechiſche Freiheitskampf ausbrach. Er war der Erſte, der in einem deutſchen Landtage für die Sache der Griechen ein muthiges Wort ſprach. Die Philhellenen jubelten ihm zu, und Krug widmete dem „nicht blos hoch- und wohlgebornen, ſondern auch hoch- und wohlgeſinnten" Freiherrn ſein Buch über Griechenlands Wiedergeburt. Auch diesmal verließen ihn die alten Lieblingsgrillen nicht. Obwohl er die Kehrſeite des griechiſchen Kampfes ſehr wohl erkannte und warnend auf die von Rußland drohende Gefahr hinwies, ſo träumte er doch wieder oraniſche Pläne, wollte die wiedergeborenen Hellenen in holländiſchen Seeſchulen bilden, den Prinzen Friedrich der Niederlande zum griechiſchen Könige erheben. Er wünſchte, die Türkei möge in Kleinſtaaten zerfallen, welche dem Kinderſegen deutſcher Kleinkönige ein ſtandesgemäßes Unterkommen bieten würden u. ſ. w. Und doch liegt in dieſem wunderlichen Gebaren ein ehrwürdiger Zug, der auch dem Frivolen zu lachen verbietet. Wohl nur einmal hat die Schlaffheit der Zeit dem alten Gagern ein ſo ſchlaffes Wort entrungen wie dieſes: „Und iſt in der europäiſchen Sitte nicht ſo ein Schleudrian, der einſtweilen doch die Sachen ſo ſo in ihrem Esse erhält?" Sonſt iſt in dieſem langen Leben Alles Friſche, Muth, Rüſtigkeit, und wenn uns im Mißmuth über Deutſchlands Elend Haupt und Hände ſinken, dann mögen wir aus den Briefen des alten Herrn lernen, was es heißt, nicht müde zu werden!

Gagern's Ausſcheiden war der erſte Schritt auf der Bahn jener „Epuration" des Bundestages, welche endlich damit endete, daß die Herrſchaft der Habsburger in Deutſchland auch in den Perſonen der Bundesgeſandten ſich widerſpiegelte und der k. k. Geſandte einer Schaar

ſchmiegſamer Diener gegenüberſtand. Als nun Oeſterreich zu Karlsbad mit dämoniſchem Geſchick die Nation in ihrem Heiligſten und Liebſten, in Schrift und Wiſſenſchaft, verwundete, da riß auch dem Langmüthigſten die Geduld. Gagern ſchrieb jenen trefflichen Brief an Pleſſen, woraus wir ſchon das Urtheil über den deutſchen Bund mittheilten. Er kündete dem alten Freunde, der mit zu Karlsbad geweſen, „offene Fehde“ an, er beklagte ſeine eigene und der Anderen Sorgloſigkeit, die zu Wien die „Grundzüge“ des Bundes nicht entwickelt hatten. „Hintergehen Sie Ihre Herren nicht, bringen Sie ihnen nicht den Wahn bei, daß das, was jetzt vorgeht, Neuerungsſucht, von Seiten der Fürſten nur Langmuth und Gnade ſei. Sagen Sie ihnen, daß die Beurtheilung der deutſchen Staatsformen von jeher ganz frei war.“ Hätte Gagern das große Geheimniß des Jahres 1819 gekannt, hätte er gewußt, was die Nation erſt im Jahre 1861 durch die Privatarbeit eines wackern Profeſſors erfahren hat, daß die Karlsbader Beſchlüſſe nur durch eine Minderheit im Bunde zum Geſetze erhoben und die Deutſchen mit einem Gaukelſpiele ſonder Gleichen belogen wurden: ſein Zorn würde noch andere Worte gefunden haben und ſo ſchnell nicht verflogen ſein, wie er leider in der That verrauchte.

Bald vertraute er wieder den Mächtigen. Stein und Gagern ſollten das „Cogitat, ergo est Jacobinus“ an ihrem Leibe erfahren, ſie galten in Frankfurt als Häupter des rheiniſchen Liberalismus. Als einige Burſchenſchafter die jungen Gagern zu Hornau beſucht hatten, da prangte der Name Hans Gagern in den Acten der Bundes-Unterſuchungscommiſſion zu Mainz. Stein ſchlug um ſich in gewaltigem Zorne „über eine ſolche viehiſche Dummheit, eine ſolche teufliſche Bosheit, einen ſolchen nichtswürdigen, aus einem durchaus verfaulten Herzen entſtehenden Leichtſinn.“ Gagern aber lachte der Thorheit, und von dem Urheber alles dieſes Unheils vermochte der alte Kämpe des Föderalismus bis zu ſeinem Ende ſich nicht ganz zu trennen. Die Beſuche auf dem Johannisberge waren ihm ein Bedürfniß. Da gab es wohl Stunden, wo er den Fürſten durchſchaute und ihn „nur den Augenblick berechnend, kurz zu leicht“ fand und ihm nachſagte, er mache keinen Unterſchied zwiſchen Boudoir und Cabinet; ja, im Jahre 1823 ſchrieb er dem Fürſten: „wenn Sie dahin geführt würden, einen rückläufigen Gang, was Sie Stabilität nennen, zu wollen, den Artikel 13 zu entſtellen, uns zu entnationaliſiren, unſer Bundesſyſtem zu entfärben und zu zerſetzen — dann, verlaſſen Sie ſich darauf, werden Sie in mir

einen entſchiedenen Feind haben, ich werde Haupt der Oppoſition ſein.“ Aber als nun das Syſtem der Entfärbung und Entſtellung und Zerſetzung wirklich nackt vor Aller Augen lag, da konnte ſich die deutſche Gutmüthigkeit immer noch nicht zum Bruche entſchließen, da meinte er beſchwichtigend, „wir ſind in den Grundſätzen einverſtanden, nur über die Anwendungen denken wir verſchieden.“ Er fragte Metternich arglos: „Sagen Sie ſelbſt, gab es nicht eine Zeit, wo Sie mit dem Bunde zufriedener waren als jetzt?“ — und erhielt die tiefſinnige Antwort: „Allerdings. Aber es ſind inzwiſchen Dinge vorgegangen, welche dem entgegenwirkten.“ Gleich den meiſten Zeitgenoſſen bewunderte er im Stillen die Feſtigkeit des Metternich'ſchen Syſtems und erkannte nicht, daß der Schein der Conſequenz das unſterbliche Vorrecht der Beſchränktheit iſt. Und wieder trägt von ſolcher Halbheit die größere Schuld nicht der Mann, ſondern Deutſchlands Lage. Denn wo war, bevor es einen preußiſchen Landtag gab, bei uns die Stätte für eine Oppoſition in großem Stile? —

Näher, natürlicher war das Verhältniß zu ſeinem Nachbar Stein, dem Gagern, der Erſte, ein Denkmal ſetzte, als er (1833) Stein's Briefe herausgab und das undankbare, über den Rhein hinüberblickende Volk an ſeinen edlen Todten mahnte. Gar ſeltſam ſtehen ſie neben einander, die Briefe Stein's, ſchroff, rückſichtslos, ein beſtimmtes Ziel wie mit einem Keulenſchlage treffend — und Gagern's Schreiben, anregend, ſprudelnd von Einfällen, moderner, billiger im Urtheil, weil ihnen die große Leidenſchaft des Anderen abgeht. Leiſe ſcheint hindurch jener Gegenſatz des altpreußiſchen, mehr auf die Verwaltung, und des ſüddeutſchen, mehr auf die Verfaſſungsfragen gerichteten, politiſchen Sinnes, welcher erſt in einem deutſchen Staate die nothwendige leicht erreichbare Ausgleichung finden kann. „Sie finden uns geſchieden durch Glauben und Preußenthum,“ ſchreibt einmal Stein, „das heißt geſchieden für Zeit und Ewigkeit.“ Den einen Vorwurf durfte Gagern leicht hinnehmen: „à tout prendre halte ich mich für einen beſſern Chriſten als Sie,“ ſchrieb er dem Orthodoxen, „weil ich zufriedener bin.“ Von Preußen aber begann er allmählich größer zu denken; auch er empfand endlich das Elend der Kleinſtaaterei, beneidete den Freund um ſeinen großen Staat und den weiten Geſichtskreis, erkannte, daß ein Kleinſtaat nur dann erträglich ſei, wenn er beſcheiden dem laisser faire huldigte, und bedauerte zu Zeiten, daß ihn das Glück nicht unter den ſchwarzen Adler geführt. Zu einer entſchiedenen Umkehr freilich

von der föderaliſtiſch-kleinſtaatlichen Richtung konnte der Alternde ſich nicht mehr bekehren. Als der Zollverein im Entſtehen war und der ſouveräne Dünkel der norddeutſchen Mittelſtaaten durch unhaltbare Sonderbünde unſere wirthſchaftliche Einigung zu hindern verſuchte, da dachte auch Gagern, der alte Gegner der Binnenmauthen, an ein „tertium aliquid“ neben dem preußiſchen Zollvereine. Wenn Stein kategoriſch ſchrieb: „Naſſau muß beitreten“ — der Mann der Kleinſtaaten wollte dies „muß“ nimmermehr zugeben. Nach alledem wollte eine rückhaltloſe Freundſchaft zwiſchen den Beiden nicht gedeihen, am wenigſten jetzt, da in dem gealterten Stein die großartige Einſeitigkeit und Härte des Charakters immer ſchärfer hervortrat. Er liebte wohl, mit dem beweglichen, geiſtreichen Nachbar einige Stunden in anregendem Geſpräche zu verbringen, doch mit unveränderter, grenzenloſer Verachtung ſah er auf die dynaſtiſchen Ränke der kleinſtaatlichen Diplomatie herab. „Einem preußiſchen General,“ warf ihm Gagern vor, „haben Sie mich vorgeſtellt als einen quidam und leidlichen politiſchen Schriftſteller, ſtatt zu ſagen: einen Mann von richtigem Blick und edlem Herzen, meinen werthen Freund!“ — Als Gagern aus dem Bundestage ausſchied, ſah er in einer „Alles verzehrenden Hauptſtadt“ ein Unglück für Deutſchland. „Nur fortgeſetzte Thorheiten, nur die Wahrnehmung, daß Deutſchland bei ſolcher Trennung Beute, Zielſcheibe der Feinde oder der Eroberer bleiben müſſe, könnte meine Sinnesart ändern.“ Die Thorheiten häuften und häuften ſich; ohne das Schwert zu ziehen, ließ ſich der Bund, unwürdiger als das heilige Reich in ſeinen unwürdigſten Tagen, das halbe Luxemburg entreißen — und der ewig Vertrauende vertraute noch immer dem „nicht beſtehenden“ Bunde.

Jene luxemburgiſche Schmach mußte gerade ihn auf's tiefſte erſchüttern, denn mit der belgiſchen Revolution war das Lieblingswerk ſeiner Mannesjahre zu Schanden geworden, und die Männer der Bewegung hatten ſeinen Vermittelungsverſuch von der Hand gewieſen. Schier theilnahmlos ſchaute die deutſche Nation dem Abfalle des Grenzlandes zu: ſo wenig hatte Gagern's künſtliche Ländertheilung Wurzeln geſchlagen in der Seele des Volkes. Nicht blos perſönliches Intereſſe erregte ſeinen Zorn; er ſah, was heute nur die Wenigſten glauben wollen, daß auch die gegenwärtige Lage eine definitive Löſung der niederländiſchen Frage nicht gebracht hat. Für Luxemburgs Vertheidigung ſtritt er in ſeinen „Vaterländiſchen Briefen.“ Aber nur

ein Jahr nachdem der Bund das Bundesland preisgegeben, noch im Jahre 1840 träumte Gagern wieder, so überschwänglich wie nur je in den Honigmonden des Bundestags, von großer Bundespolitik und empfahl die Coloniſation der Balkan-Halbinſel der Bundes-Militär-commiſſion zur Berathung.

Mit einiger Scheu ſprach er ſelbſt dann und wann von den „geſtählteren Sprößlingen des neunzehnten Jahrhunderts.“ In der That, ein neues Geſchlecht wuchs heran, ein Geſchlecht, dem die kleinen dynaſtiſchen Sorgen der alten Zeit bald nur wie ein neckiſcher Traum erſchienen. Eine Ahnung dieſer anderen Tage mochte den alten Herrn wohl überkommen, wenn er umſchaute in ſeinem eigenen Hauſe. Es war ein ſchönes Bild deutſchen Lebens, dies alte Haus. Man hat oft geſpottet über die „Familienpolitik“ der Gagern. Gewiß, ein Lord aus alter Whigfamilie hat ein Recht zu fragen, wie man von Familienpolitik reden könne in einem Hauſe, das vom Unitarier bis zum Ultramontanen faſt alle Schattirungen des Parteilebens darſtellte. Aber in der Unreife der deutſchen Dinge war es ſchon ein Großes, wenn der Alte auch nur die Pflicht für Deutſchland zu wirken — ſein Spartam nactus es, hanc exorna — den Söhnen fort und fort einſchärfte. Wachte ein Sinn, wie der des alten Reichsritters, in vielen unſerer vornehmen Häuſer, — es ſtünde anders um den deutſchen Adel. Dabei ein Geiſt der Duldung in der confeſſionell geſpaltenen Familie, wie er nur unter Deutſchen möglich iſt. Ob auch die diplomatiſchen Freunde den Vater bei ſeinem makelloſen Namen zur Strenge mahnten, ſein Heinrich durfte unbehelligt ſeine liberalen Wege gehen. Daß den Liebling Fritz der Alte nicht ſtörte, verſtand ſich ohnehin; denn mehr empfangend als gebend ſtand der Vater früh ſchon der überlegenen Nüchternheit dieſes groß angelegten Kopfes gegenüber.

Aber auch zu geben wußte er redlich. Sogar für ſeine Schriften dachte er ſich am liebſten ſeine Söhne als Leſer. Er ſchrieb den Stil ſanguiniſcher, anempfindender Naturen; ſeine Rede iſt unruhig, zerhackt, wimmelt von Winken, Citaten, Ausrufungen, ſie ſticht gar ſeltſam ab von jener knappen, ſachgemäßen, ſchmuckloſen Darſtellungsweiſe, welche den Schriften ſeines thatkräftigen Sohnes Friedrich einen unwiderſtehlichen Reiz giebt. Mit hohem Selbſtgefühle ſchaute er ſelber auf ſeine Werke: „ich bilde mir fürwahr ein, Richtiges, Geſchichtliches, Zuſammenhängendes, Erhabenes zu Tage zu fördern, auf claſſiſches Alterthum und ſeine Weltweiſen und auf der Vorfahren ritterlichen Geiſt ge-

ſtützt." Wer über die abſichtlich aphoriſtiſche Form ſeiner Bücher klagte, den ſchalt er kurzweg einen gelehrten Pedanten; und doch leidet der ſchlichte Leſer am ſchwerſten darunter, muß manche der Schriften als ein Buch mit ſieben Siegeln hinweglegen. Wer aber ſchärfer hineinblickt in dies krauſe Durcheinander, findet eine Fülle gelehrten Wiſſens, geiſtreicher, oft überraſchend feiner Bemerkungen und trotz mancher ekleſtiſch matter Worte überall ehrenhaften Muth, eine herzgewinnende Milde. Mit dem Werke „Mein Antheil an der Politik" genügte Gagern einer Pflicht, die er mit Recht der Muße des Staatsmanns zumuthete, füllte an ſeinem Theile durch dieſe Memoiren eine Lücke, welche die deutſche Literatur damals noch zu ihrem Nachtheile von dem Schriftſchatze der Fremden unterſchied. Leider hinderten ihn hundert wirkliche und eingebildete Rückſichten, die Ereigniſſe, wie er ſie kannte, vollſtändig zu enthüllen. Durch ſolche Zurückhaltung verdiente er ſich allerdings das Lob Metternich's, daß ſeine Werke immer „den Ton der guten Geſellſchaft" zeigten; dem Hiſtoriker aber iſt dieſe räthſelhafte Weiſe zu erzählen ein rechtes Kreuz. Nur die Geſchichte der rheinbündiſchen Zeit und des zweiten Pariſer Friedens wagte er etwas rückſichtsloſer zu ſchildern. Durch den größten Theil ſeines Lebens zog ſich die Arbeit an den „Reſultaten der Sittengeſchichte." Die erſten Bände handeln vom Staate: ſie betrachten hiſtoriſch die Staatsformen, geben jeder das Ihre, der Demokratie freilich das Mindeſte, denn mit Unrecht werde die Demokratie darum geprieſen, weil ſie Spielraum für alle Talente gewährte: „der Staat iſt nicht die Maſchine für das Talent und ſeine Demonſtration." Das Werk mußte allen Parteien mißfallen. Wie wenig aber das ekleſtiſche Buch darum ein geſinnungsloſes ſei, das erkennt auch der Mißwollende an dem Abſchnitt über den verfaſſungsmäßigen Gehorſam. Ueber dies gefährliche Thema verkündet der an den Höfen Auferzogene muthig die von den Fremden gelernte Lehre, welche allein eines freien Volkes würdig iſt. Sehr einſam ſteht er alſo neben ſeinen deutſchen Vorgängern; denn nur mit Scham erinnert ſich der Deutſche, welche knechtiſche Weisheit ſelbſt unſere großen Denker des achtzehnten Jahrhunderts über dieſe Grundfrage ſtaatlicher Freiheit gepredigt. An den letzten Bänden über Freundſchaft und Liebe geht der moderne Leſer ſchweigend vorüber; wir verſtehen ſie nicht mehr, dieſe altväteriſche Weichheit zerfließender Empfindung.

Das wiſſenſchaftlich bedeutendſte, zugleich das allein vollendete von Gagern's größeren Werken iſt die „Kritik des Völkerrechts" (1840).

Hier redet wieder der Mann der Kleinſtaaten. Leyden, Zürich, Hamburg ſind ihm der Herd des Völkerrechts, die Lehre vom Gleichgewicht ſein Ideal. Schlechterdings kein Unterſchied zwiſchen potestas und auctoritas großer Staaten über kleine; nur in gänzlich unbeſchränkter Souveränität kann der Kleinſtaat ſeinen Beruf als der rechte Hüter friedlicher Cultur erfüllen; ſchlechthin verwerflich alſo iſt das Recht der Intervention. Aber man fühlt, der alte Herr hat Seeluft geathmet, ſein Blick hat in Holland gelernt einen weiten Horizont zu umfaſſen, den deutſche Stubengelehrſamkeit ſelten umſpannt. Er beſpricht Coloniſation, Auswanderung, Negerhandel, das Nächſte und das Fernſte ſo anregend, daß es ſchwerlich ein Zufall war, wenn kurz nach dem Erſcheinen dieſes Werkes die ſeit Langem erſtarrte deutſche Völkerrechtswiſſenſchaft wieder erwachte und zu neuen unerwarteten Erfolgen gelangte. Das Buch iſt reich an ſcharfſinnigen Urtheilen über Menſchen und Dinge. Auf die europäiſche Bedeutung jenes Vertrags vom 3. Januar 1815, den er ſelbſt dereinſt im Eifer für die unantaſtbare ſächſiſche Krone gefördert, hat meines Wiſſens Gagern zuerſt aufmerkſam gemacht: er erkannte, daß ſeitdem die alten Bundesgenoſſenſchaften des Welttheils ſich verſchoben, die lange verfeindeten Weſtmächte in ein Verhältniß der entente cordiale traten, das bisher ſich auf die Dauer nicht wieder gelöſt hat. Ueber den Prätendenten Ludwig Napoleon ſagte der alte Diplomat: „er iſt offenbar mehr aus der Schule des Oheims als des Vaters.“ — Ein geſchloſſenes juriſtiſches Syſtem aufzubauen lag ſeinem Sinne fern; verſtändiges Wohlwollen iſt ihm das Princip des Völkerrechts.

Auch den kirchlichen Dingen dachte er zeitlebens eifrig nach. Obſchon er gegen Stein ſeinen Deismus wacker vertheidigte, manchmal überkam ihn doch „ein kleiner Neid, daß ich ſo nicht glauben konnte.“ Mit tiefem Bedauern ſah er die ariſtokratiſche Verfaſſung der katholiſchen Kirche Deutſchlands zerfallen. Schon während der Freiheitskriege ſchlug er vor, mindeſtens die Reichserzkanzlerwürde und den deutſchen Orden wiederherzuſtellen, und vom Bundestage verlangte er Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe von Bundes wegen. Aus allen Richtungen des Katholicismus wußte der duldſame Mann das Ehrenwerthe herauszufinden. In Rom verkehrte er freundſchaftlich mit ſeinem Wiener Genoſſen, dem Cardinal Conſalvi. Er — wohl der erſte Ketzer, dem ſolche Ehre widerfuhr — hörte mit Erbauung eine Anſprache des Papſtes an die Cardinäle. Ungleich mehr reizten ihn die Ideen

Weſſenberg's; auch er dachte die Reformpläne des fünfzehnten Jahrhunderts zu erneuern und hoffte auf eine deutſche Nationalkirche. Gern berief er ſich auf jenes Wort des heiligen Bernhard, daß die den Erdkreis richten, auch durch den Erdkreis gewählt werden ſollen; er verlangte Mitwirkung aller Nationen bei der Beſetzung des Cardinalcollegiums. Noch einen anderen Lieblingstraum der milderen Geiſter ſeiner Zeit, den Traum der Vereinigung aller Confeſſionen, hat Gagern mitgeträumt. Sehr ernſt nahm der correcte Mann des Reichsrechts die Clauſel des Weſtphäliſchen Friedens: donec per Dei gratiam de religione ipsa convenerit, und weil ihm immer leicht fiel zu glauben was er wünſchte, ſo fand er auch, die katholiſche Kirche ſei proteſtantiſcher geworden, der Proteſtantismus aber „katholiſirt" und der biſchöflichen Gewalt bedürftig. Er wähnte, ein von allen Confeſſionen beſchicktes Concilium könne den Zwieſpalt leicht beilegen. Suchte er doch die Größe der chriſtlichen Religion in ihrem „elaſtiſchen Charakter." War er doch ſelber elaſtiſch genug, um den Mariencultus und das Kloſterleben zu vertheidigen. So folgte er, wie nach ihm Friedrich Wilhelm IV. und Max II. von Baiern, unſicher taſtend den Spuren der Grotius und Leibnitz und ahnte nicht, daß die humane, rein-weltliche Geiſtesfreiheit der modernen Zeit innerlich bereits zur Hälfte verſchmolzen hat, was Gagern äußerlich verſöhnen wollte.

Solchen friedlichen Träumen hing der Einſiedler von Hornau ungeſtört nach, ſo lange der milde Kirchenfürſt, Stein's Freund, Graf Spiegel die Kirche des Rheinlandes leitete. Nach deſſen Tode brach der Streit zwiſchen Staat und Kirche gewaltſam aus. Abermals wie in den Tagen des heiligen Reichs ward Köln eine Hochburg der ultramontanen Partei; die Krone Preußen ſah ſich gezwungen, Spiegel's ungleichen Nachfolger, den Erzbiſchof Droſte-Viſchering, gefangen zu ſetzen. Jetzt erſt kam an den Tag, welche ſchwierige Lage die Ländervertheiler des Wiener Congreſſes dem preußiſchen Staate bereitet hatten. Bald nachher begann die deutſch-katholiſche Bewegung, unklar, geiſtlos von Haus aus, aber ein unvermeidlicher Rückſchlag gegen den Uebermuth der Ultramontanen. Gagern war entſetzt, daß wiederum die Zornrufe confeſſionellen Haders in Deutſchland widerhallten — „ſo alte, ſo arge Uebel, die wir gänzlich beſeitigt glaubten!" In München ſpannen Gagern's alte Genoſſen im Kampfe wider Preußen von neuem ihre dunklen Ränke, ſie gedachten das Rheinland mit einem Wittelsbachiſchen Throne zu ſegnen. Görres ſchickte ſeinen grimmigen

Athanaſius in die Welt wider den preußiſchen Staat, den „ungeſchlachten, ſtarren Knochenmann," der eine Staatsreligion nach dem Muſter der Chineſen zu gründen trachte. Brandſchriften der belgiſchen Ultramontanen reizten das Rheinland zum Aufruhr, und Papſt Gregor XVI. ſprach die unvergeßlichen Worte: „Aus dem Wahn, daß man in jedem Glauben ſelig werden könne, fließt der Wahnſinn, daß jedem Menſchen Gewiſſensfreiheit gebühre." Inmitten dieſes wüſten Taumels entfeſſelter Leidenſchaften hoffte Gagern Verſöhnung zu predigen. Er ſchrieb die beiden „Anſprachen an die Nation wegen der kirchlichen Wirren" (1838 und 1846). Nicht umſonſt war er bei Stein in die Schule gegangen: er vertheidigte das Recht der Nothwehr der preußiſchen Krone und mahnte die Rheinländer, ſich ihrem Staate zu fügen. Aber wie ahnt er doch ſo gar nichts von der Schroffheit der Gegenſätze, die hier auf einander prallten! Den plumpen Fanatiker, der ſich als Märtyrer gebärdete, ſpricht er an: „Sie ſind Erzbiſchof, Deutſcher, Europäer und Menſch!" — während doch Droſte weder Europäer noch Menſch und am allerwenigſten ein Deutſcher ſein wollte. Den Geiſt der Verfolgung meint er zu beſchwichtigen, wenn er mahnt, jeder Prieſter ſolle „ein Lichtfreund" ſein! Die Glaubenseifrigen denkt er zu verſöhnen, wenn er für jeden Auswuchs des Katholicismus irgend eine gutmüthige Entſchuldigung findet; den alten Deiſten verdroß es nicht, ſeine frommen Enkelinnen zum heiligen Rock nach Trier zu begleiten. Er ſieht nicht, daß gegen gewiſſe Krankheiten der katholiſchen Kirche die ſchonungsloſe Derbheit des trivialen Rationalismus durchaus im Rechte iſt; er fühlt nicht, daß einer grundſätzlich unduldſamen Macht gegenüber die Toleranz leicht zur Schwäche wird. Sehr fein allerdings erkennt er den Hauptgrund des Wiedererwachens einer ſtarken ultramontanen Partei, indem er zweifelnd fragt: „wäre es Folge der Säculariſationen, daß der deutſche Sinn aus den Biſchöfen wiche?" — und dennoch empfiehlt er die Gründung einer deutſchen Nationalkirche in einem Augenblicke, da die Kirchenhäupter jeden Gedanken daran mit Abſcheu zurückwieſen! — Der wohlmeinende Vermittler vermochte den Sturm nicht zu beſchwören, er erntete Vorwürfe von beiden Seiten.

Auch ein Feld für praktiſch-politiſches Wirken fand der vom Bundestage Verwieſene wieder in der Darmſtädtiſchen Volksvertretung. Zunächſt in der zweiten Kammer. Doch ſchon nach der zweiten Sitzungsperiode gelangten die geſinnungstüchtigen Wähler von Pfeddersheim

— ſo recht im Geiſte der verbiſſenen Oppoſition jener Tage — zu der Einſicht: ein Mann, der Orden trug, ja, ſchnöde genug, den Excellenztitel führte, könne nimmermehr das freie Volk vertreten. Die Regierung beſann ſich noch einige Jahre, bis ſie Gagern auf den Platz in der erſten Kammer rief, der ihm längſt gebührte. Raum für ſein Talent fand er auch hier nicht. Denn es waren die kleinſtaatlichen Volksvertretungen jener zwanziger Jahre, da die politiſchen Beſtrebungen in Nord und Süd noch nach den verſchiedenſten Zielen gingen, daſſelbe, was ſie heute, ſeit ein preußiſcher Landtag beſteht, wieder geworden ſind — beſcheidene Provinciallandtage. Und als nach der Julirevolution der franzöſiſche Liberalismus der Zeit die Kammern des Südweſtens zu vorübergehender unnatürlicher Bedeutung emporhob, blieb der alte Gagern der neuen Richtung fremd. Er durfte anfangs hoffen, den Beruf der „vernünftigen Mediation", den er dem niederen Adel zuwies, zu erfüllen. Tagten doch in dieſem kleinen Herrenhauſe zahlreiche Standesherren, denen die wirthſchaftlichen und hiſtoriſchen Vorausſetzungen eines echten Adels keineswegs fehlten. Um ſo mehr mangelte in ruhiger Zeit der vornehme Opfermuth, und in den Tagen der Noth ſogar der triviale Muth, der den Bauer treibt, ſein Beſitzthum zu vertheidigen. In ſolcher Umgebung blieb der Wackere einſam. „Ich bin Tory und Royaliſt, ganz ſo wie die echte oraniſche Partei es verſteht" — ſo hatte er ſelbſt ſeine Parteiſtellung bezeichnet; und bald beargwohnten ihn die vornehmen Genoſſen als einen Jacobiner, da es galt, die ſociale Reform des flachen Landes durchzuführen, und er den Bevorrechtigten — auch ſich ſelber — ſein „Pätus, es ſchmerzt nicht" zurief. Man kam bis zu perſönlichen Händeln, als er dem präſidirenden Grafen Solms-Lich und dem Miniſter Linde den treffenden Vorwurf zuſchleuderte: „Es kommen uns vorzüglich aus dem Norden allerlei myſtiſche ſophiſtiſche Behauptungen zu, die wie die Nebel von den Sonnenſtrahlen des natürlichen Verſtandes zerſtreut werden." Manche Sitzung hat der Alte gemieden oder vor der Zeit verlaſſen, weil die Quälereien im höfiſchen Kreiſe kein Ende nahmen. Am wenigſten verziehen ihm die Genoſſen, daß er die Emancipation der Juden vertheidigte und die Wuth der Partei wider das rheiniſche Recht nicht theilte. Der in den Freiheitskriegen von dem gerechten Haſſe des Volkes nur leicht berührt worden, wie hätte er nun mit einſtimmen ſollen in den verbiſſenen Haß der Kaſte? Er that das Seine, daß den Rheinheſſen ihr Code erhalten blieb.

Was aber ſeine Wirkſamkeit in der Kammer zumeiſt untergrub —:

jenem Zweige des Staatslebens, den er am gründlichſten kannte, der auswärtigen Politik, blieb die klägliche Enge eines kleinſtaatlichen Parlamentes verſchloſſen. So ſtand er außerhalb der Parteien wie der Dinge und begnügte ſich wieder mit löblicher Geſinnung. „Vaterland, ein großes Vaterland, Nationalität, deutſche Ehre, Anſehen, Zuſammenhang, Kraft, Cultur, Entwickelung“ — dieſen Zielen ſollten ſeine Reden gelten. Und körperlos, traumhaft, wie das Vaterland der Deutſchen war und iſt, war auch das vaterländiſche Wirken des Föderaliſten. Er ſprach mit Vorliebe in der Adreßdebatte, nur ſelten über beſtimmte Gegenſtände: ſo mehrmals gegen die Heimlichkeit des Bundestages und mit ſchöner Wärme für die Begnadigung der Opfer der Demagogen-Verfolgung. Welche bedeutende redneriſche Begabung aber unter der Ungunſt der deutſchen Zerſplitterung verkümmerte, das erfuhr man, wenn einmal eine Rechtsverletzung zur Sprache kam, ſo roh und frech, daß der Muth des guten Gewiſſens allein genügte, ſie ſittlich zu vernichten. Das erfuhr widerwillig der heſſiſche Adel, als der alte Herr ſein lautes Zornwort ſprach wider den großen Verfaſſungsbruch in Hannover. Solche Augenblicke, da die Preſſe ihn wieder feierte, gingen raſch vorbei. Er blieb doch fremd der verwandelten Zeit, er ſah die Welt „rettungslos hin- und herſchwanken zwiſchen Despotismus und Revolution,“ eiferte alternd wider die „lockeren Blätter“ und das Treiben der Demagogen.

So fand ihn die deutſche Revolution. Der Staatsmann wollte kein Vertrauen faſſen zu dem neuen Weſen, dem Vater mochte wohl das Herz groß werden, wenn er den Namen ſeines guten Hauſes aus jedem Munde preiſen hörte. Eine Stunde noch lächelte ihm die Gunſt des Volks, die nie geſuchte, als in bewegter Volksverſammlung zu Wiesbaden ein Redner an die Männer der Vergangenheit erinnerte und die Maſſe den Beſten, den ſie kannte, herbeiholte, und die Freiheitsredner den Ariſtokraten umringten, ihm die Hände küſſend. Es war die flüchtige Wallung einer unklaren Empfindung geweſen. Die Bewegung ging ihren furchtbaren Gang; nur wenige Wochen, und der General Friedrich Gagern fiel als der deutſchen Revolution edelſtes Opfer. Das brach dem Greiſe den Lebensmuth. Noch einmal iſt er auf den Markt getreten mit einer Allocution an das Volk; hier ſchweigt das politiſche Urtheil; uns bleibt nur die unvergleichliche Güte dieſes Herzens zu bewundern, das von der milden Lehre der Verſöhnung auch dann nicht laſſen wollte, als ihm ſein Liebſtes entriſſen war. Dann ſah er den

ſchnell errungenen Ruhm der Söhne ſchneller noch verbleichen, und der Lebensſatte mußte noch ſein Weib begraben. Am 22. October 1852 ſtarb Hans von Gagern.

Sehr ernſte Gedanken werden uns rege, wenn wir zurückſchauen auf dies bewegte Leben. Wie reich iſt es an Geiſt und Muth und herzlicher Güte, und doch wie troſtlos arm an dauernden Erfolgen, an folgerichtigem Wirken! Denn was blieb übrig von den politiſchen Werken, denen der Unermüdliche ſein emſiges Schaffen weihte? Was anders als — das Geſammtreich Naſſau! In die vagſten Träume ſahen wir den edlen Patrioten ſich verirren, weil er zu geiſtreich war für die dürftige Routine kleinſtaatlichen Lebens und nie in der Schule eines großen Staates lernte, daß auch in der Staatskunſt erſt die Beſchränkung den Meiſter zeigt. Hören wir ſie einzeln, die kleinſtaatlichen Lieblingsgedanken, welche den alten Föderaliſten beherrſchten, ſo läßt ſich mit einem jeden rechten; denn eine baare Thorheit zu ſagen war Gagern außer Stande, und die meiſten jener Ideen ſind blos Anachronismen, keineswegs an ſich verkehrt. Aber bitterer Unmuth übermannt uns, wenn wir ſie zuſammen finden, eng bei einander in dem Leben eines Mannes, alle dieſe ungeheuern Widerſprüche: den Aberglauben an die culturfördernde Macht der Kleinſtaaten, während Gagern ſeine eigene Bildung darunter verkümmern ſieht und an gefährdeter Grenzſtelle ſelbſt zur Mediatiſirung ſchreiten muß; dieſe Angſt vor einer Alles verſchlingenden Hauptſtadt, während ihn ſelber die Sehnſucht verzehrt nach einem Centrum, einer Bühne deutſcher Politik; dies begehrliche Hinüberſchweifen der patriotiſchen Phantaſien nach den entfremdeten Töchtervölkern unſeres Landes, derweil das Vaterland eine „Union“, und in Wahrheit nicht einmal dieſe, bleiben muß; dies Pläneſchmieden für die fremden Häuſer der Oranier und Welfen, während Preußen von ehrlichen Patrioten an jeder Abrundung gehindert wird und eben dadurch, zum Erſtaunen der Mißgünſtigen, immer tiefer hineinwächſt in Leib und Seele der Nation. Beſchämt geſtehen wir bei ſolchem Anblick: Grillen, Launen, recht eigentlich Steckenpferde ſind es, die uns hindern wieder einzutreten in die Reihe der Nationen. Wie die Praxis des deutſchen Bundes in dem Zuſtande embryoniſcher Staaten verharrt und hochwichtige Staatszwecke durch Sonderbünde erreichen muß, als lebten wir noch in den Tagen des Fauſtrechtes: ſo ſind auch unſere Meinungen über deutſche Politik zuchtlos, kindlich, unreif geblieben.

Unſtät hat in den letzten Jahrzehnten die Meinung der Menſchen über den alten Föderaliſten hin- und hergeſchwankt. Wie ein Patriarch ward er verehrt, ſo lange ſein Sohn Heinrich als der Held des nationalen Gedankens galt. Heute, ſeit wir die Verdienſte der Söhne ruhiger zu würdigen beginnen, iſt man ſehr geneigt, den alten Gagern kurzab zu den falſchen Götzen einer überwundenen Epoche zu werfen. Solche Meinung iſt unhiſtoriſch, ſie würdigt zu wenig, wie ſehr dem Deutſchen, vornehmlich dem Nichtpreußen, noch vor zwei Menſchenaltern erſchwert war, die Macht der Phraſe von ſich zu ſchütteln. Und doch begrüßen wir dieſe ungerechten Urtheile mit Freuden; ſie ſind uns ein Zeichen, daß wir allmählich von jener Krankheit geneſen, welche ſich in dem alten Gagern gleichſam verkörpert: von der echt deutſchen Sünde vertrauensſeliger Gutmüthigkeit. Im Leben der Einzelnen eine liebenswürdige Schwäche, wird ſie im öffentlichen Wirken ein ſchweres Unrecht, ja, dem deutſchen Bunde gegenüber, die ärgſte Verſchuldung, die ein Staatsmann auf ſein Haupt laden kann. Neben einem Metternich erſcheint der alte Gagern zu Zeiten würdelos in der Argloſigkeit ſeines Hoffens. Weil wir gehofft und vertraut während eines halben Jahrhunderts, eben deshalb ward die deutſche Politik ſo gründlich verdorben, daß an eine Ausführung der „Grundzüge“ der Bundesverfaſſung nicht mehr zu denken, nur von einem Neubau noch ein Heil zu erwarten iſt. Wir durchblättern Gagern's Sittengeſchichte und leſen kopfſchüttelnd die Widmungsblätter: an Napoleon, an Erzherzog Karl, an Friedrich Wilhelm III., an Stein! So haltlos ward der milde, vielſeitige Mann von den hochgehenden Wogen einer ſtürmiſchen Zeit hin- und hergeworfen. Lernen wir von Gagern, mit gleicher Reinheit des Sinnes, gleicher Unermüdlichkeit, aber mit einer ganz anderen Kraft des Haſſes und der Liebe die vaterländiſchen Dinge zu ergreifen, bei gleichem Vertrauen zur menſchlichen Gattung um vieles nüchterner und härter zu werden gegen die Perſonen. Denn noch ſtreiten wir um die fürchterliche Frage, ob dieſe Nation exiſtiren ſolle. In ſolchem Kampfe wird zur ernſten Pflicht jene herbe Strenge des Urtheils, welche vermag, was Gagern nie vermochte, die ſchönen Reden des Particularismus kalt und ſtolz zu verachten.

Karl August von Wangenheim.

(Leipzig 1863.)

Noch haben wir Deutschen kein Recht zur Klage, wenn der Engländer mit absprechender Unwissenheit das undurchdringliche Dunkel der deutschen Politik belächelt. Denn wie mögen wir fordern, daß der Fremde — gewöhnt an bestimmte Parteigegensätze und an eine alte, dem ganzen Volke heilige Rechtsordnung — den männlichen Widerwillen gegen alles Kleinliche und Unklare überwinde und mit dem Wirrwarr der deutschen Bundesgeschichte sich vertraut mache? Schon das Treiben der Parteien im Innern der deutschen Staaten wird er kaum verstehen. Betreten wir vollends das Gebiet, wo alle diese Parteibestrebungen sich durchkreuzen, das Gebiet der deutschen Bundespolitik, so enthüllt sich ein Chaos von Widersprüchen, dessen ganzen Widersinn ein Theil der Nation noch immer nicht begriffen hat. Wir sahen und sehen, wie dieselben Landtage, welche die feste Einigung der Nation unermüdlich fordern, dennoch der einzigen nationalen Behörde, die wir besitzen, unablässig widerstreben. Und blicken wir um einige Jahrzehnte zurück, so begegnet uns ein noch erstaunlicheres Schauspiel. Jener Reformplan, der nach der deutschen Revolution von allen Einsichtigen als eine Kinderei oder als ein Deckmantel des Landesverraths verworfen wurde und erst während der grenzenlosen Verwirrung der jüngsten schleswig-holsteinischen Bewegung in einigen unklaren Köpfen wieder aufgetaucht ist — der Triasgedanke, ward in den zwanziger Jahren mit redlichem vaterländischen Eifer vertheidigt von jenen liberalen Staatsmännern des Südwestens, denen wir es danken, daß die feindseligen Absichten des Wiener Cabinets nur zur Hälfte in Erfüllung gingen. Die Erklärung so unnatürlicher Erscheinungen liegt in zwei allbekannten Thatsachen. Der Frankfurter Bundestag war, statt eines Brennpunktes deutscher Macht, ein Denkmal deutscher Schande, das gehaßte Werkzeug österreichischer Fremdherrschaft geworden, und der

Staat, welchem die Pflicht oblag, dies Joch zu zerbrechen, Preußen, hat während langer Jahre dieses Amtes nicht mit voller Kraft gewartet. Denn keine Frage: von den politischen Sünden, welche die deutsche Revolution heraufbeschworen, fällt ein großer Theil auf die Schultern von Preußen. Ist dies Geständniß beschämend, so springt uns doch auch ein Quell des Trostes und der Hoffnung aus der Einsicht, daß dieses Staates Schuld und Verdienst, Thun und Lassen nothwendig Deutschlands Geschicke bestimmt. Gänzlich unterblieben freilich wären die gefährlichen Versuche, in dem „reinen Deutschland" einen Bund der Mindermächtigen zu bilden, gewiß auch dann nicht, wenn Preußens Staatsmänner jener hochherzigen deutschen Staatskunst treu geblieben wären, die sie noch auf dem Wiener Congresse verfochten. Aber nimmermehr konnten redliche Patrioten sich auf die Dauer mit den verschlagenen Ränkeschmieden des mittelstaatlichen Particularismus verbünden, nimmermehr — um das unseligste Uebel der Zeit vor dem Jahre 1848 in Einem Satze zu bezeichnen — nimmer konnte der deutsche Liberalismus während langer Jahre wider Wissen und Willen eine antinationale Richtung verfolgen, wenn Preußen seinen Beruf erfüllte, als der Vorkämpfer Deutschlands der österreichischen Fremdherrschaft entgegenzutreten.

Die Stürme der Revolution haben inzwischen die Luft gereinigt, sie haben die Regierenden im Ganzen unbelehrt gelassen, aber größere Klarheit und Gesundheit in das Parteileben des Volkes gebracht. Sichernde Gewähr für die Volksfreiheit wird heute am entschiedensten von jenen gefordert, welche das Banner des Einheitsstaates in Händen halten. Seit also Unitarier und Liberale sich einander genähert haben, können wir unbefangen einen Staatsmann würdigen, der es vermochte, zugleich ein vorurtheilsfreier Liberaler und ein Helfer mittelstaatlichen Dynastendünkels, zugleich ein leidenschaftlicher deutscher Patriot und ein Todfeind Preußens zu sein. Sehen wir ab von Wilhelm v. Humboldt's flüchtigem Erscheinen zu Frankfurt, so hat vor der Revolution wohl kein begabterer Staatsmann in der Eschenheimer Gasse getagt als der Freiherr von Wangenheim. Das anerkannte Haupt der deutschen Opposition in jenen verhängnißvollen Tagen am Anfang der zwanziger Jahre, welche den sittlichen Untergang des Bundestages entschieden, hat er ein denkwürdiges Zeugniß abgelegt für die Stärke des gesunden politischen Triebes in unserem Volke. Denn er wagte das Vermessene: das Bollwerk volksfeindlicher Fürstengewalt, den Bundestag selber, in eine

Pflegestätte der nationalen Gedanken zu verwandeln. In Hans v. Gagern schilderten wir einen Staatsmann, der mit dem Gedanken eines Bundes der Kleinstaaten dilettantisch spielte. Jetzt stellen wir ihm einen Genossen gegenüber, der diesen Plan zu verwirklichen trachtete und — noch bei Lebzeiten von seinem Volke vergessen — für immer bewies, daß jeder Versuch einer deutschen Reform ohne Preußen nur neue Zwietracht säen kann und nothwendig enden muß in einer kläglichen Sonderbündelei, von der das Volk sich widerwillig wendet. Was aber in jenen Tagen ein beklagenswerther Fehler war, ist seitdem nach schweren Erfahrungen ein unverzeihlicher Frevel geworden, und wenn wir Wangenheim's politische Irrthümer zu verstehen suchen, so sind wir keineswegs gemeint, die politischen Sünden der Beust und Pfordten damit zu entschuldigen oder die schwere Verschuldung jener Verblendeten abzuleugnen, welche jüngst in der Krone Baiern den Retter Deutschlands begrüßten.

Von Alters her hat das alte, doch überaus zahlreiche und darum unvermögende Geschlecht der Wangenheim den Hof- und Staatsdienst der thüringischen Kleinfürsten als seine erb- und eigenthümliche Versorgungsstätte betrachtet. So trat auch Karl August v. Wangenheim (geb. in Gotha 14. März 1773) in den Dienst des Hauses Coburg-Saalfeld, nachdem aus dem unbändig wilden Knaben ein glänzender Cavalier geworden war, eine hohe vornehme Gestalt, sprudelnd von Geist und Leben. Unter dem alten Döring in Gotha, der so viele Männer von tüchtiger klassischer Bildung auf seinem Gymnasium erzogen, war er mit dem Gedankengange des Rationalismus vertraut geworden. Als er darauf in Jena und Erlangen studirte, ohne eines bedeutenden Lehrers Schüler zu werden, ließ er mit unersättlicher Wißbegierde alle Strömungen deutschen Geisteslebens auf sich wirken, vornehmlich die Lehren der noch jugendlichen romantischen Schule, und brachte nun in den Dienst des bescheidenen Kleinstaates eine ungebührliche Fülle von Talent und ungeordnetem Wissen. Erfreut und verwundert begrüßte man anfangs am Hofe die befremdende Erscheinung des jungen Mannes, der bald in der Hitze des Gesprächs, fortgerissen von seiner unstäten Phantasie, sich mit nie versiegender Redseligkeit über alle Höhen und Tiefen des Wissens verbreitete, bald mit rücksichtsloser burschikoser Offenherzigkeit seine heftigen Empfindungen herauspolterte. Aber die Landesväter von Coburg-Saalfeld hatten dafür gesorgt, daß diese sorglose Ehrlichkeit in den verwickelten und verfaulten Zuständen ihres

Ländchens nicht Wurzeln schlagen konnte. Seit einem Menschenalter hauste eine kaiserliche Debitcommission im Lande, ordnete von Reichs wegen das verworrene Schuldenwesen. Der Minister v. Thümmel, der einst auf seinem hohen Posten die Muße gefunden hatte, die „Inoculation der Liebe" zu schreiben, war längst aus dem Staatsdienste geschieden, um die mittägigen Provinzen Frankreichs zu bereisen. Als dann die Wende des Jahrhunderts einen neuen Herzog brachte, meldeten sich ungestüm neue Gläubiger. In solcher Bedrängniß berief man als Erlöser den Minister v. Kretschmann, der in preußischen Diensten wohl die philanthropischen Grundsätze und die durchgreifende Entschlossenheit, nur leider nicht die Ehrlichkeit des altpreußischen Beamtenthums sich angeeignet hatte. Alle guten Köpfe, Wangenheim voran, wandten sich gläubig dem neuen Sterne zu. Es war eine Lust, den großen Faiseur reden zu hören von dem neuen unfehlbaren Steuersysteme, dem wohlgeordneten Straßennetze und der coburg-saalfeldischen Landesbank. Als nun gar Jean Paul an den Hof von Coburg gezogen ward und dem aufgeklärten Minister mit schwärmerischer Verehrung sich anschloß, da verlebte Wangenheim in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe, in geistreichem, heiterem Umgange frohe hoffnungsvolle Tage. Unschwer erkennen wir noch in Wangenheim's spätesten Schriften die Nachklänge jener übermüthigen Stunden, die er damals mit dem Altmeister des spielenden Witzes beim edlen Frankenweine verbrachte.

Die Täuschung nahm ein Ende, sobald der junge Rath, zum Vicepräsidenten der Landesregierung ernannt, sich ein selbständiges Urtheil bilden konnte über das neue Regiment und ein gewissenloses fiscalisches Aussaugungssystem, ja den frechsten Betrug kennen lernte. Da war „die Schlange losgerissen von seinem Herzen." Gestützt auf die Zustimmung der Agnaten und aller Rechtlichen im Lande, versuchte er schonungslos dem Fürsten die Augen zu öffnen. Der Herzog aber sah, nach deutscher Fürstenweise, in Wangenheim's Enthüllungen einen Angriff auf „Unsere eigene höchste Person," entließ ihn schimpflich des Dienstes. In jenen Tagen sollten die Charaktere des kleinen Landes sich erproben; auch der Vater des trefflichen Freiherrn v. Stockmar hat damals mit gelitten unter den Gewaltstreichen des erbitterten allmächtigen Ministers. Doch noch gab es in Deutschland, in den Kleinstaaten mindestens, einen Rechtsweg wider fürstliche Willkür. Wangenheim wandte sich klagend an den Reichshofrath zu Wien und trat überdies mit seiner guten Sache auf den Markt hinaus. In zwei umfänglichen

Händen belehrte er, sehr scharf und überzeugend, aber auch sehr wortreich und mit dem ganzen hochtrabenden Pathos der guten alten Zeit, das Publicum über „die Organisation der coburg-saalfeldischen Lande". Es waren böse Tage. Soeben war ihm ein Kind gestorben, ein zweites lag auf dem Tode; da wurde der Vater von dem ergrimmten Hofe des Landes verwiesen. Auf der altehrwürdigen Bettenburg in Franken gewährte ihm der Freiherr v. Truchseß nach alter Ritterweise Schutz und Herberge, und der Schüler der Romantik erfreute sich an dem biderben Wesen dieser vielgefeierten Blume der Ritterschaft. Inzwischen hatte der Reichshofrath sein Urtheil gefunden. Schon war der Kurfürst von Sachsen durch das Reich beauftragt, den coburgischen Präsidenten wieder in sein Amt einzusetzen. Da — brach das heilige Reich zusammen, der souveräne Herzog von Coburg-Saalfeld hatte keinen Herrn mehr über sich. Wangenheim harrte vergeblich seines Rechtes, und erst nach Jahren ward ihm die traurige Genugthuung, daß sein Feind Kretschmann als ein feiler Helfer der rheinbündischen Staatskunst den Haß von ganz Thüringen auf seine Schultern lud.

Bald darauf wurde Wangenheim von der Herzogin von Hildburghausen zu König Friedrich von Würtemberg geschickt, um einen häuslichen Zwist ihrer mit einem würtembergischen Prinzen vermählten Tochter beizulegen. Den leicht erregbaren, für alles Starke und Muthige empfänglichen Mann fesselte das geistvolle, willenskräftige Wesen des Despoten, des Letzten aus jener langen Reihe kraftstrotzender Tyrannengestalten, welche das Haus Würtemberg aufweist. Voll Sehnsucht nach einem großen Wirken ließ er sich bereden, die Leitung der Finanzen des neuen „Reiches" zu übernehmen, und versuchte schon jetzt jene Reform des Rechnungswesens, welche weit später nach seinen Entwürfen durchgeführt wurde. Abermals also trat ein Mann voll hoher Begabung und reinen Willens mitten unter die verächtlichen Werkzeuge der Lüste König Friedrichs und hoffte, wie vor ihm Spittler, unter diesem Fürsten ein wohlmeinendes Regiment zu begründen. Aber am wenigsten in diesen Jahren, da der Selbstherrscher sich in dem stolzen Gefühle der kaum errungenen Souveränität aufblähte, vermochte er einen unabhängigen Mann zu ertragen. Der stolze Reichsfreiherr ward dem Hofe bald unbequem und endlich mit der Curatur der Universität Tübingen abgefunden. Das war kein leichtes Amt, denn soeben erst (1811) war das Selbstgefühl der akademischen Corporation durch willkürliche bureaukratische Eingriffe bitterlich gereizt worden. Der liebens-

würdige, selber unabläſſig mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen beſchäftigte Mann verſtand bald ein glückliches Verhältniß herzuſtellen. Noch lange nachher wußte man an der Hochſchule zu erzählen von dem gaſtfreien Wangenheim'ſchen Hauſe, von des Curators lebensluſtiger und doch nachdenklicher, heftiger und doch milder Weiſe und von dem freundlichen Rathe, den Lehrer und Studenten jederzeit bei ihm fanden. Eine verſtändnißvolle Förderung echter Wiſſenſchaft vermochte er freilich, bei dem groben Materialismus der rheinbündiſchen Politik, von der Regierung nicht zu erlangen.

Oftmals ſah man den Nachfolger Spittler's unter den Studenten zu den Füßen eines Lehrers ſitzen; mit allen bekannten Namen, mit Guſtav Schwab, Uhland und vielen Anderen ſtand er in lebhaftem Verkehre. Der Vermittlung Wangenheim's dankte der junge Uhland, daß die Cotta'ſche Buchhandlung ſich entſchloß, ſeine Gedichte zu verlegen. Von den Tübinger Gelehrten feſſelte den Curator keiner ſo mächtig, wie der wunderliche Eſchenmayer, der damals die Grundſätze der modiſchen Naturphiloſophie auf die Staatswiſſenſchaft anwendete. War ſie nur lächerlich, dieſe Philoſophie, wenn ſie in der Rechtslehre von der „heiligen Dreifaltigkeitsblume Glaube, Liebe und Hoffnung" geheimnißvolle Worte ſprach, ſo wirkte ſie gefährlich und verführeriſch auf ungeſchulte Köpfe, wenn ſie ihre tolle Myſtik unter mathematiſchen Formeln verbarg und in der Staatswiſſenſchaft von Sphären und Gleichungen, Abſciſſen und Ordinaten faſelte. Auch Wangenheim widerſtand nicht dem Zauber dieſer ungeſunden Vermiſchung von lebloſer Poeſie und phantaſtiſcher Proſa. Er ſchwur mit dem Feuereifer des Dilettanten auf die Worte des Meiſters, trug einige Ergebniſſe ſeiner geſchäftlichen Erfahrung hinzu und bildete ſich ſo ein doctrinäres Syſtem der Politik, ein wüſtes Durcheinander von Grundſätzen der Epoche deutſch-franzöſiſcher Aufklärung, die er in ſeiner Jugend eingeſogen, von guten Beobachtungen aus dem Leben und vornehmlich von „Anſchauungen" der Naturphiloſophie, die das Erkennen als eine Arbeit proſaiſcher Naturen mißachtete. Ihm war kein Zweifel, ein nach ſolchen Ideen geleiteter Staat müſſe eben ſo ſicher zu einem gedeihlichen Ende gelangen, „wie ein regelrechter Syllogismus." Zweimal ſchon hatte er despotiſcher Willkür mannhaft widerſtanden und den Beifall aller Guten geerntet. In Coburg mußte er die Geiſtesarmuth der Meiſten in ſeiner Umgebung belächeln, in Tübingen fühlte er den Gelehrten gegenüber die Ueberlegenheit des Weltmannes. Was Wunder, daß ſein leicht-

blütiges Selbstgefühl sich hoffnungsvoll erhob, daß er die Kräfte überschätzte, welche er weder in der harten Schule ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit, noch in einem großen politischen Wirkungskreise hatte messen können? Er dachte sich Mannes genug, mit seinem zugleich schulgerechten und weltmännischen politischen Systeme die Leiden der Zeit zu heilen.

Bald sollte die neue Heimath eines solchen Retters bedürfen. Die Folgen der alten Unthaten waren schrecklich über König Friedrich hereingebrochen. Keine Hand im Lande hatte sich gerührt, als er einst das Wort des schwäbischen Volkswitzes zur Wahrheit machte, König von Schwaben wurde und dann, Napoleon's Weisung „chassez les bougres" getreulich befolgend, die alten Stände aus einander trieb. Nur zwei Beamte, darunter Wangenheim's Freund Georgii, hatten damals dem Selbstherrscher den neuen Eid verweigert. Seitdem aber war durch des Königs beispiellose Willkürherrschaft die Stimmung des Volkes von Grund aus verwandelt. Die vormals herrschenden Klassen sehnten sich zurück nach dem Genusse der alten Vorrechte. Dem Volke war, unter dem härteren Drucke der Gegenwart, die Erinnerung an die Leiden der alten Zeit abhanden gekommen. Alle Tüchtigen sahen tief empört die Mißhandlung des Landes, und während der König auf dem Wiener Congresse für die unumschränkte Fürstenmacht stritt, entsannen sie sich wieder, daß einst Fox die Verfassung des alten Würtemberg der englischen verglichen, und daß das alte gute Recht des Landes auf freiem Vertrage beruhe. Der unverbesserliche Dynastendünkel bewog den König endlich zu einem versöhnenden Schritte. Er fürchtete, der Congreß oder gar der deutsche Bund möchte ihm die Grundsätze seines öffentlichen Rechts vorschreiben; er fürchtete mehr noch, daß Preußen, dessen militärischen Jacobinern die kleinen Höfe damals die verwegensten Pläne zutrauten, durch die Gewährung von Reichsständen die Bundesgenossen überflügeln werde. Darum gab er seinem Reiche eine Verfassung Napoleonischen Stiles. Aber in der Ständeversammlung brach der lange verhaltene Groll des Volkes furchtbar aus. So lange die starke Hand Napoleon's den König schirmte, hatte das Land geschwiegen zu allem, was die sacra regia majestas beschloß. Jetzt war der Eidschwur kaum verklungen, den König Friedrich auf die neue Verfassung ablegte, und drohend mahnten ihn die Stände an jenen älteren Eid, den er dereinst auf das altwürtembergische Landesrecht geschworen hatte. Einmüthig wurden die Vorlagen des Königs verworfen, in einer langen

Beschwerdeschrift die Klagen des Landes niedergelegt. Feste Männer sah man weinen, da sie verlesen ward und es zu Tage kam, daß in Einem Oberamte 21,584 Mann zur königlichen Jagdfrohne aufgeboten worden. Die Welt erfuhr: es war bitterer Ernst gewesen, wenn dieser König oftmals Nero und Tarquinius als die Vorbilder starken Fürstenthums gepriesen hatte. Nach erbittertem Streite ward die Versammlung vertagt, und der König ließ seine Reiter um Ludwigsburg streifen, um das in Massen mit seinen Bitten und Klagen heranziehende Landvolk zu zerstreuen.

Aufmerksam hatte Wangenheim diese Wirren verfolgt. War doch bereits auf dem Congresse unter seiner stillen Mitwirkung von seinem Freunde, dem weltgewandten und schon damals durch seine Hamburger und Augsburger Zeitungen mächtigen Cotta, für die Herstellung eines rechtlichen Zustandes in Würtemberg gearbeitet worden. Jetzt schien ihm der Zeitpunkt gekommen, ein wohlgemeintes Wort der Vermittlung zu sprechen; im Sommer 1815 schrieb er die Schrift: „Die Idee der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Würtembergs alte Landesverfassung." Lassen wir uns nicht beirren durch das elegische Schlußwort: „So gehe denn hin, mein Buch, und wirke auf das Leben. Vermagst du es nicht, so betrübe dich deswegen nicht. Wärst du auch nur ein Traum, so hast du doch den Träumer beglückt und veredelt. Grüße mir die theilnehmenden Freunde in den verschiedenen deutschen Landen herzlich" u. s. w. Solche Reden sind zwar überaus bezeichnend für den Geist der Zeit, der sich in dilettantischen Schriftwerken meist am getreuesten abspiegelt. Doch diese Gefühlsinnigkeit, die von dem kurz angebundenen Wesen der Gegenwart so seltsam absticht, vertrug sich damals sehr wohl mit thatkräftigem Ehrgeiz. Einen praktischen Zweck hatte der Verfasser im Auge, als er in dem seltsamen Buche ein treffendes Urtheil fällte über die altwürtembergische Verfassung, welche die Stände zurückforderten.

In der That, es war kein Zufall, daß in Deutschland außer Würtemberg fast allein Mecklenburg im achtzehnten Jahrhundert die alte Macht der Stände sich bewahrt hatte. Denn was Mecklenburgs Verfassung für die Vorrechte des Junkerthums leistete, das that das altwürtembergische Landesrecht für die Sonderrechte einer bürgerlichen Oligarchie von Theologen und Juristen, oder, wie der Schwabe sagt, von Helfern und Schreibern. Wie dort jeder Edelmann sich selbst vertrat, so war hier, in dem Gebiete des starrsten Localpatriotismus, jedes

kleinste Kirchthurminteresse gewahrt durch die überzahlreiche Ständeversammlung. Diese Landschaft, seit Langem vorwiegend vertreten durch permanente, sich selber ergänzende Ausschüsse, erhob und verwendete die Steuern eben so selbständig, wie der Kirchenrath das große Vermögen der allein herrschenden lutherischen Landeskirche. Wie oft hatte der ständische Ausschuß tiefe Griffe gethan in die geheime Truhe der Stände, um seine Klagen gegen den Landesherrn zu fördern oder auch um seine Mitglieder zu bereichern. Es war dafür gesorgt, daß in diesem Lande des vetterschaftlichen Zusammenhaltens nur die Söhne der Familien der „Ehrbarkeit" die dankbare Laufbahn durch das Schreiberamt in die Stände und von da in die Ausschüsse durchmaßen. Immer wieder erscheinen unter den Häuptern des altschwäbischen Beamtenthums, des „Herrenstandes", die Namen Pfaff, Stockmaier und Teuffel, sowie die drei jedem strebsamen deutschen Jünglinge wohlbekannten: Tafel, Schwab und Osiander. Selbst der tüchtigste Bestandtheil dieses Landesrechtes, das nach oben unabhängige Gemeindewesen, war verkümmert und in die Hände oligarchischer Magistrate gefallen. In Wahrheit, was ursprünglich eine Staatsverfassung gewesen, war allmählich ein Vertragsverhältniß zwischen Herzog und Landschaft geworden, ein Vertrag, aufrecht erhalten durch fortwährende Klagen beim Reichshofrathe und durch das Einschreiten der garantirenden Mächte Preußen, Dänemark und Hannover, welche auch jetzt wieder von den Männern des guten alten Rechts angerufen wurden. Ueber diesen Wust alter Mißbräuche waren nun acht Jahre der Fürstenallmacht dahingegangen, — eine kurze Frist freilich, aber eine Zeit weltverwandelnder Geschicke. Zu dem protestantischen, bürgerlichen alten Lande war das größere Neu-Würtemberg mit seinen zahlreichen Edelleuten und Katholiken hinzugekommen, und 2300 selbstherrliche Rescripte hatten in diesem Gemisch von mehr als siebzig selbständigen Staaten und Staatsantheilen die alten Rechte gänzlich beseitigt, sie alle zu Einem Staate verschmolzen.

Es fiel dem geistvollen Manne nicht schwer zu zeigen, wie unvereinbar das alte Landesrecht mit den modernen Staatsbegriffen sei, und wie unmöglich seine Zurückführung in dem neuen Staate, dessen größere Hälfte nicht einmal das Recht hatte das alte Recht zurückzufordern. Aber in wie seltsamer Form ward die Aufgabe von Wangenheim durchgeführt! Die landläufige Montesquieu'sche Lehre von dem Gleichgewicht der Gewalten wird in den spielenden Formeln der Naturphilo-

ſophie vorgetragen. Das demokratiſche Element zeigt ſich in der Maſſe nur als Vorſtellungskraft, in den Gemeinden bereits als Einbildungskraft, während es in den Ständen als Begehrungsvermögen (Petitionsrecht) ſich entfaltet. Dem gegenüber ſteht das ariſtokratiſche Element des Gutsadels (Gefühl), der Gelehrten (Verſtand) und der Geiſtlichen (Gemüth). Ueber beiden aber thront das autokratiſche Element, das im Miniſterium als Staatsvernunft, in dem Hofſtaat als Staatsphantaſie erſcheint und in dem Regenten, dem Staatswillen, gipfelt. Zu dieſer untrüglichen Staatsidee ſoll das alte Landesrecht hinaufgebildet werden. Indeß beſtreitet Wangenheim das Recht der Altwürtemberger auf ihre Verfaſſung keineswegs; er geſteht auch, daß dieſelbe, trotz des Veralteten, ſo viel Treffliches enthalte, wie kaum ein Staatsrecht der Welt, während die vom Könige octrohirte Verfaſſung wegen ihrer groben Mängel nur als eine Propoſition gelten könne.

Was mochte nun den König, der alle Gelehrten als „Schreiber, Schulmeiſter und Barbierer“ verachtete, zu dem Verfaſſer dieſes doctrinären Buches hinziehen? Fühlte er ſich dem Manne verwandt, der eine heilige Gewiſſensſache dieſes Volkes mit einigen abſtracten Sätzen zu löſen wagte und alſo von dem innerſten Weſen des ſchwäbiſchen Stammes, von der rührenden Liebe zum Alten und zur Heimath, ſo wenig verſtehen mußte, wie der König ſelber? Oder hoffte er in dem Verherrlicher des „Staatswillens“ ein Werkzeug ſeiner Laune zu finden? Oder wollte er durch die Berufung eines Staatsmannes von liberalem Rufe eine verſöhnliche Abſicht beweiſen? Vermuthlich wirkten alle dieſe Beweggründe zugleich, als der König dem Schriftſteller, der ihn damals faſt allein in der Preſſe unterſtützte, das Werk der Vermittlung mit den Ständen übertrug. Höher denn je flogen jetzt Wangenheim's frohe Erwartungen. Nicht nur den Verſtand und Muth, auch den guten Willen des Königs — dieſes Königs! — ſah er jetzt im hellſten Lichte, und nach Jahren noch hat er den König Friedrich als einen gehäſſig verkannten edlen Charakter geſchildert. Der aber fand ſich geſchickt und ſicher in die ungewohnte Rolle des freiſinnigen Fürſten. Er ſchüttelte wohl den Kopf zu der überſchwänglichen, phantaſtiſchen Weiſe ſeines Miniſters, nannte ihn lachend „mein Student“; doch der geſcheidte Mann erkannte, die Zeit ſei vorüber, da er hochfahrend ſeinen Ständen alle „Disceptationen über Verfaſſungsangelegenheiten“ verboten hatte. Er ließ ſich durch Wangenheim's zuverſichtliche Betheuerung, der Friede mit den Ständen könne gar nicht ausbleiben, zu einem entſchloſſenen Bruche mit

ſeiner despotiſchen Vergangenheit bewegen. Schon war Würtemberg den Plänen Wangenheim's zu eng; das ganze Deutſchland ſollte ihm zujubeln, wenn er das erſte deutſche Verfaſſungswerk, eine Verkörperung aller geſunden politiſchen Ideen der Zeit, zu Stande gebracht. Und allerdings ſehr verſtändig waren die 14 Artikel, welche er im Herbſt 1815 den wiederberufenen Ständen als Grundlage für ihre Berathungen vorlegte. Sie enthielten ſehr bedeutende Zugeſtändniſſe: unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, Einkammerſyſtem, Reviſion aller in der achtjährigen Willkürherrſchaft erlaſſenen Geſetze. Denn in dieſem originellen Kopfe lagen die feinſten und klarſten Gedanken dicht neben phantaſtiſchen Grillen; und vielleicht bedurfte er nur der Schule eines großartigen Staatslebens, ſo wären, wie bei ſo vielen anderen Staatsmännern, dieſe abenteuerlichen Neigungen auf eine unſchuldige Liebhaberei abgelenkt worden, ſeine politiſche Thätigkeit aber davon frei geblieben. Nach ſo großen Gewährungen wandte ſich ein Theil der deutſchen Preſſe dem Könige zu, und die unbefangenſten, einſichtigſten Nicht-Würtemberger, wie Stein und Gagern, verſuchten die Stände zum Entgegenkommen zu bewegen. Ueber die Stimmung des Landes dagegen hatte Wangenheim ſich gröblich getäuſcht. Nach ſeiner doctrinären Weiſe hielt er ſich überzeugt, die Staatsvernunft dürfe ſich nie auf eine Fraction ſtützen, müſſe über allen Parteien ſtehen; die göttliche Macht der Wahrheit werde von ſelber durchdringen.

So trat er den Ständen mit cavaliermäßiger Zuverſicht und burſchikoſer Derbheit entgegen. Wie ſollten die trockenen Juriſten dieſer Kammer zu einem Miniſter ſich ſtellen, der ihnen alſo ihr eigenes Bild im Spiegel zeigte: „ein Schreiber iſt ein Subject, das von Himmel und Erde nichts weiß als Rechnungen zu machen, die Niemand verſteht, als wieder ein Schreiber!“ Sie prieſen ihr Landesrecht mit bündigen Worten als „ein Werk menſchlicher Vollkommenheit“; und er nannte die alte Verfaſſung das ausſchließliche Eigenthum einiger Wenigen, er warf der Landſchaft vor, ſie habe es nur mit ſich ſelber gut gemeint und das unmündige Volk zugleich gegängelt und ausgeſogen! Erkaufen wollte er ſich eine Oppoſition, hatte er trotzig gemeint, wenn er ſie nicht fände. Doch eine Oppoſition nicht blos, eine gehäſſige Feindſchaft vielmehr begegnete nun ihm, in dem die Stände den Verächter des alten Brauches haßten. Vergeſſen war ſein jahrelanges ſegensreiches Wirken im würtembergiſchen Dienſte. Er galt nur noch als ein Nachfolger jener begehrlichen mecklenburgiſchen Adlichen, der Mandelsloh, Jasmund, Lühe,

die der König vordem als willige Diener wider sein Land benutzt hatte. Der schwäbische Particularismus, damals noch selbstgefälliger denn heute, schmähte den fremden Eindringling; man eiferte wider die gemüthlose Glätte von Wangenheim's hochdeutscher Aussprache. Seine Schrift erschien als ein boshaftes Pasquill, und an den kabbalistischen Formeln der Naturphilosophie übte sich der stumpfe Witz der harten Köpfe, der Zahn und Feuerlein, welche die trefflichen Gedanken des Buches nicht zu fassen vermochten und herablassend fragten, ob es auch der Mühe werth sei, solche werthlose Einfälle „des würtembergischen Solon" zu widerlegen. Hatte er in seinem Buche die Zahl der Würtemberger angegeben, welche 8000 fl. an Vermögen besaßen, so überhäufte ihn der Parteihaß und die philisterhafte Engherzigkeit seiner Gegner darob mit Vorwürfen: welchen Gebrauch könne ein einrückendes feindliches Heer von dieser Mittheilung machen! Die verlebten Ansprüche aus den alten Tagen des Feudalismus und die gährenden demokratischen Gedanken der neuen Zeit verbanden sich in diesem ersten Verfassungskampfe der modernen deutschen Geschichte zu einer höchst buntscheckigen Opposition.

Zu den steifen Juristen der alten Schule, die in den Formeln des alten Landesrechts lebten und webten, gesellte sich der erbitterte Standesegoismus des reichsunmittelbaren Adels, der jetzt endlich das durch die Rheinbundfürsten erlittene Unrecht zu rächen gedachte. Allen voran jener mit Wangenheim tödlich verfeindete hochadliche Demagog Graf Waldeck, der hartnäckig versicherte, das hochgräflich limpurgische Haus habe die Abdankung des letzten römischen Kaisers noch nicht anerkannt. Durch den ganzen Südwesten, vielleicht selbst über die deutsche Grenze hinaus, reichten die Verbindungen jenes Adelsvereins, der unter Waldeck's Führung den modernen, auf den Trümmern des heiligen Reiches emporgestiegenen Staatsbau zu erschüttern trachtete. Ungleich stärker als diese conservativen waren die demokratischen Elemente der Opposition, welche den ständischen Ausschuß und seine Casse als ein nothwendiges Bollwerk gegen fürstliche Willkür aufrecht halten wollten. Woher, fürwahr, sollte das Vertrauen kommen zu den guten Worten dieses Königs? Noch in den Tagen der Leipziger Schlacht hatte er herrisch seinen Dienern befohlen, „nur diejenige Sache, für welche ihr Souverän sich erklärt, für die wahre und gute zu halten," noch bei der Eröffnung der Stände frohlockend hingewiesen auf Napoleon's Rückkehr von Elba. Man wußte im Lande, daß sich Würtemberg in scham-

loſer Selbſtſucht von den Verhandlungen über die Gründung des deutſchen Bundes zurückgezogen hatte; doch das Land erfuhr nicht, daß der König nachträglich dem Bunde noch beitrat. Vielmehr glaubte man im Volke bis zu ſeinem Tode, er bleibe dem deutſchen Gemeinweſen fremd, und dieſe Feindſchaft des Königs gegen Deutſchland war ein Grund mehr, um die Vertreter des altſchwäbiſchen Bürgerthums, die Weishaar und Belley, in ihrem harten Schwabentrotze gegen die Krone zu beſtärken. Die kindliche Unreiſe unſerer politiſchen Bildung während jener Erſtlingsverſuche des conſtitutionellen Lebens trat kläglich zu Tage, da mit den Wortführern des oberdeutſchen Junkerthums jener abenteuerliche Oberſt Maſſenbach treulich zuſammenging, der mit den Gemeinplätzen des demokratiſchen Naturalismus unverdroſſen um ſich warf, den Adel aufforderte „ſich bürgerlich taufen zu laſſen“ und hartnäckig verſicherte: „ſo weit muß es kommen, daß jeder Staatsbürger ſeinen Beitrag zur Staatshaushaltung ſelbſt berechnen kann.“ Zu all dieſen Unzufriedenen trat noch eine ſtarke Beamtenpartei, welche das ſchlechthin Unmögliche erſtrebte und jene geſicherte Selbſtändigkeit, die der altſtändiſche Staat den Beamten gewährte, auch im conſtitutionellen Staate bewahren wollte.

Dieſe ſo ſeltſam gemiſchte Partei ward getragen von dem Beifall des ganzen Volkes. Ein ſchöner, echtmenſchlicher, echtſchwäbiſcher Zug in der That, daß das tiefbeleidigte Gewiſſen des Volks, dem launiſchen Despotismus gegenüber, der alles Heilige mit Füßen getreten, keinen Fuß breit von dem alten Rechtsboden laſſen wollte. Mit Recht durften die Stände ſagen: „das Volk erhebt ſich nicht auf den Standpunkt der Politik, die Anſichten des Privatlebens trägt es auch auf das öffentliche Leben über. Der Würtemberger iſt gewohnt, an ſeinen Herrn unter den Formen der alten Verfaſſung mit Liebe zu denken. Nimmt man ſie hinweg, ſo iſt die beſte Stütze des Thrones geſunken.“ Einem ſolchen tiefernſten Volksgefühle, das durch die glückliche Erinnerung an den guten Herzog Chriſtoph ſich verſtärkte, mußte man mit der zarteſten Schonung begegnen. Wie warm und heilig ſprach es doch aus den Liedern jenes Uhland, der damals entſchloſſen war, die geliebte Heimath zu verlaſſen, wenn das alte Recht verloren ginge; wie ehrenfeſt und wahrhaftig ſprach es aus den Reden jenes Georgii, der jetzt von ſeinem alten Freunde ſich zornig wandte! Wenn Wangenheim in den monatelangen Händeln der geheimen Sitzungen den rechtlichen Ausführungen der Stände immer nur den Beweis entgegenſtellte, daß ſein doctrinäres

System weit vortrefflicher sei als das alte Recht, so erschien er den Erbitterten nothwendig als ein frivoler Sophist und verdiente sich so den Vorwurf des Dichters:

„Was unsre Väter schufen
zertrümmern ohne Scheu,
um dann hervorzurufen
das eigne Luftgebäu — —
die alten Namen nennen
nicht anders als zum Scherz.
das heißt, ich darf's bekennen,
für unser Volk kein Herz."

Während in den Ständen nur zwei Männer, allerdings die welterfahrensten von allen, dem Vermittler zur Seite standen, begann bereits seine festeste Stütze zu wanken, die Gunst des Königs. Als die sanguinischen Verheißungen des Ministers sich nicht erfüllten, brach das böse Wesen des Despoten wieder aus und offenbarte sich im Größten wie im Kleinsten, in willkürlichen Steueredicten wie in dem Verbote jedes Vivatrufes im Lande, als das Volk dem Grafen Waldeck ein Hoch gebracht hatte. Welchen dankbaren Boden mußten in der argwöhnischen Seele dieses Fürsten die Anklagen Schmalz's wider die geheimen Bünde finden! Wangenheim eilte, die arge Saat zu zerstören, bewies dem Könige in einem, bald veröffentlichten, Briefe (12. Januar 1816), eine Verfassung sei das einzige Mittel gegen die Geheimbünde. Er schmeichelte dem begehrlichen Sinne des Fürsten, indem er versicherte, in Preußen und Baiern allerdings gährten gefährliche Elemente, das kerngesunde Würtemberg aber sei gesichert. Dies schrieb er in demselben Augenblicke, da von allen Deutschen eben nur die Würtemberger von fieberischer politischer Erregung ergriffen waren! Dann fuhr er fort: bestände, wenn in Preußen ein Aufstand ausbräche, ein deutscher Staat mit einer freien Verfassung, gehoben von der Gunst der öffentlichen Meinung, dann wäre ein Umschwung der Dinge möglich, wie ihn die kühnste Phantasie kaum erfinden könnte! Und darauf folgten die schonungslosesten Urtheile über deutsche Regierungen, folgte — dem Rheinbundskönige in's Angesicht — die treuherzige Bemerkung, der Jacobinismus sei der Vater des Bonapartismus, folgte endlich das offene Aussprechen des allerdings richtigen Gedankens, die ständische Opposition sei aus grundverschiedenen Elementen gemischt und werde schließlich durch gegenseitiges Mißtrauen gesprengt werden.

So lag denn der „beliebte Plan des Freiherrn von Wangenheim," durch Theilung zu herrſchen, nackt vor den Blicken der argwöhniſchen Stände. Und auch der Argloſeſte mußte dem Miniſter jetzt die gehäſſigſten Pläne zutrauen, als er, in dieſen Tagen heilloſer Verwirrung, das Einzige in Frage ſtellte, worüber bisher alle Theile einig geweſen, — das Einkammerſyſtem. Im September 1816 gab er die Schrift heraus: „Ueber die Trennung der Volksvertretung in zwei Abtheilungen." Schon in der „Idee der Staatsverfaſſung" fand ſich der Gedanke, man müſſe „in dem ariſtokratiſchen Element das Hypomochlion ſuchen, in welchem die Laſt der Demokratie mit der Kraft der Autokratie in ein oscillirendes Gleichgewicht komme." Seitdem war der deutſche Adel rührig geweſen und an den Höfen die Meinung zur Herrſchaft gelangt, nur durch das Zweikammerſyſtem werde das conſtitutionelle Weſen ungefährlich für die Throne. Ein großer Theil der Liberalen freilich begünſtigte dieſe Lehre in jener Zeit der politiſchen Unſchuld aus dem entgegengeſetzten Grunde. Der Kronprinz von Würtemberg wünſchte zwei Kammern, damit nicht in Einer Kammer der unruhige Adel — der damals in allen Rheinbundsſtaaten als das gefährlichſte Element der Oppoſition galt — den friedſamen Bürger und Bauersmann aufſtachele! Offenbar jedoch war es weniger die ſtaatskluge Rückſicht auf die Stimmung der Höfe, als die Vorliebe für ſeine eigene Doctrin, die Schwärmerei für die heilige Dreizahl der Naturphiloſophie, welche Wangenheim bewog, zur ungünſtigſten Stunde die Theilung der Volksvertretung zu vertheidigen. Er that es nach ſeiner wunderlichen Weiſe, in allgemeinen philoſophiſchen Sätzen, welche dann auf Würtemberg angewendet wurden und ihren Abſchluß fanden in der Lehre: „der Adel ſoll den Gegenſatz zwiſchen Regierung und Volk vermitteln, der Regent aber ſoll durch ſeine Miniſter den Gegenſatz zwiſchen Adel und Volk reguliren." In dieſem Satze voll Widerſpruchs war ein Grundirrthum der deutſchen Conſtitutionellen ausgeſprochen, welcher ſeitdem — genährt an den wunderbar nachhaltig fortwirkenden Lehren Montesquieu's und an Englands mißverſtandenem Beiſpiele — auf das zäheſte feſtgehalten wurde, obgleich die Erfahrung in allen deutſchen Ländern ihn alltäglich unbarmherzig widerlegt. Weil die engliſche Ariſtokratie von Alters her ein mächtiger Schirmer der Volksrechte geweſen, ſo iſt der Aberglaube entſtanden: keine geſicherte Freiheit ohne einen kräftigen Adel. Im Glauben an dies bedingungsloſe politiſche Ideal beklagt man die demokratiſche Geſtaltung der deutſchen Geſell-

ſchaft, während wir doch der ſehr gleichmäßigen Vertheilung unſeres Volksvermögens, der aufſtrebenden Kräfte unſeres Bürgerthums uns freuen ſollten, und überſieht, daß die Geſchichte des deutſchen Adels monarchiſch iſt, nicht parlamentariſch. Wenn Niebuhr kurz zuvor in ſeinem Verfaſſungsentwurfe für die Niederlande gerathen hatte, in jenen Provinzen, wo der Adel fehle, müſſe man ihn zu ſchaffen ſuchen, ſo ſtimmte der Gegner des vulgären Liberalismus faſt wörtlich überein mit dem Satze des würtembergiſchen Doctrinärs: „werden Primogenitur und Fideicommiſſe eingeführt, ſo kann es in Würtemberg an einem Adel nicht fehlen, wie ihn die Idee einer Staatsverfaſſung unbedingt zu fordern ſcheint!“ Den Ständen natürlich mangelte jedes Verſtändniß für das ariſtokratiſche Hypomochlion. Sie argwöhnten in der erſten Kammer eine Körperſchaft, welche unter dem Scheine der Vermittlung „dem Sonnenwagen zum Trabanten dienen ſolle,“ und verlangten nach gut mittelalterlicher Weiſe einen ungetheilten Landtag, der aber in Theile gehen ſollte, ſobald die Sonderrechte einzelner Stände zur Sprache kämen! So ſtand hier wieder — wie in dem ganzen unſeligen Streite — der Miniſter als ein Liberaler mit modernen Ideen einer mittelalterlichen Staatsgeſinnung gegenüber, während er leider dem großen Haufen als ein Verfechter fürſtlicher Willkür erſchien. Denn allerdings die Meinung der Maſſe ward von den deutſchen Burſchen ausgeſprochen, als ſie auf der Wartburg Wangenheim's erſte Schrift mit den Worten verbrannten: „der Menſch knechtet und frohnt dem Zwingherrn klar und offenbar.“ Die argwöhniſche Menge witterte bonapartiſtiſche Neigungen, als Wangenheim im Rheiniſchen Mercur überzeugend nachwies, den Mediatiſirten in Würtemberg dürfe nimmermehr geſtattet werden, Staaten im Staate zu bilden. Und die Fechterkünſte, mit denen Hegel, auf des Miniſters Veranlaſſung, jetzt die Sache des Königs vertheidigte, konnten die arge Meinung nur verſtärken.

Jedes Hinderniß ſchien plötzlich aus Wangenheim's Wege zu ſchwinden, als König Friedrich ſtarb (30. October 1816), und den neuen König weit über Würtembergs Grenzen hinaus ein Jubelruf begrüßte, ſo hoffnungsvoll und ungetheilt, wie er ſeitdem, nach den herbſten Enttäuſchungen, ſelbſt aus dem gutmüthigen Herzen unſeres Volkes keinem Kleinfürſten wieder erklang. Der „Prinz Wilhelm, der edle Ritter,“ den die ſchwäbiſchen Poeten gefeiert, der Freund Stein's, der Held von Troyes und Montereau, brachte auf den Thron

den guten Willen, den Verfassungskampf durch reiche Gewährung zu enden. Sein unruhiger Ehrgeiz, genährt durch die Verschwägerung mit Rußland und die überschwänglichen Zeichen der Volksgunst, schweifte bereits planend über das enge Land hinaus. Endlich wieder sah Würtemberg ein rechtschaffenes Regiment. Der byzantinische Prunk, die freche Unsittlichkeit des alten Hofes verschwand; ein Soldat und nüchterner Mann der Geschäfte, wandte der König seine ernste Sorge dem Heere und der Pflege des Landbaues zu. Verständige Reformen in der Verwaltung, Erleichterungen des geplagten Volkes bezeichneten den Beginn des neuen Wesens. Wangenheim, erhoben zu dem Posten des Cultusministers, der seinem Talente am meisten entsprach, begeisterte sich für die freisinnigen Absichten des Hofes, und sicherlich ist nie wieder in Schwaben so wohlmeinend und eifrig regiert worden wie von dem „Reform-Ministerium" Wangenheim-Kerner. Man entwarf Pläne, um das bonapartistische System in Gemeinden und Oberämtern durch die Selbstverwaltung zu verdrängen, und der Unermüdliche beschäftigte sich wieder liebevoll mit der Pflege der Tübinger Hochschule. Es reifte der ebenso glücklich gedachte als verkehrt ausgeführte Plan, eine eigene Facultät der Staatswirthschaft zu gründen; Friedrich List bestieg den ersten Lehrstuhl der praktischen Staatswissenschaft. Zugleich knüpfte der vielseitige Minister Verbindungen mit Sulpiz Boisserée an, um die schönste Sammlung altdeutscher Gemälde für Schwaben zu gewinnen. Doch es war kein Glück bei diesem löblichen Thun. Den unseligen, in Wahrheit tragischen Widerspruch in Wangenheim's Stellung erkennen wir am sichersten an der Haltung der regsameren Köpfe unter der schwäbischen Jugend. Friedrich List und Schlayer, der spätere Minister, spotteten des Eigensinns der „Altrechtler" und lernten unter dem verehrten geistvollen Minister die Elemente moderner Staatsverwaltung. Uhland dagegen hielt nach wie vor zu dem alten Rechte. Niemand wird bestreiten, daß List und Schlayer als praktische Staatsmänner den edlen Dichter weitaus überragten. Doch ebenso gewiß war Uhland ein weit getreuerer Vertreter der schwäbischen Stammesart als jene Beiden, und auch die einsichtigste Regierung wird niemals ungestraft außerhalb ihres Volkes stehen. Der König, den kein Eid an das alte Recht band, mußte jetzt büßen für den Eidbruch des Vaters. Weder er, der den Soldaten nie verleugnen konnte, noch Wangenheim mit seinem kecken Uebermuthe fand den rechten Ton, als der Landtag abermals berufen und ihm ein neuer Verfassungsentwurf vorgelegt ward.

Abermals, während die gesammte politische Einsicht Deutschlands jetzt auf Seiten des Königs stand, scheiterte jeder Vermittlungsversuch an der Starrheit der Stände. Sie fuhren fort, das mit dem modernen Staate durchaus Unverträgliche, eine ständische Steuercasse, zu verlangen, und konnten noch immer auf die Zustimmung der Menge zählen. Noch in späten Jahren bewahrte Wangenheim andächtiglich den alten Käslaib, der ihm damals bei einem Volksauflaufe durch das Fenster flog.

Jetzt endlich, nach dieser neuen Niederlage des Ministers, wagte sich eine neue Partei aus dem Dunkel hervor, die bureaukratische. Der Freiherr von Maucler bewog den König, hinter Wangenheim's Rücken den Ständen ein Ultimatum vorzulegen. Eine sehr freisinnige Gewährung freilich, das Liberalste, was vor der Revolution ein deutscher Fürst seinem Volke geboten hat; aber wie mochte man hoffen, von diesen Ständen die Annahme binnen acht Tagen zu erlangen? Und wie deutlich verrieth doch der barsche Ton der königlichen Botschaft, daß König Wilhelm, der zu vergessen niemals lernte, den Ständen ihren Eigensinn in gekränkter Seele nachtrug! Die Vorlage fiel, und die Abstimmung des Freiherrn von Varnbüler bezeichnete schlagend den pessimistischen Eigensinn der Versammlung: „ich ziehe es vor, das würtembergische Volk unter der Regierung des jetzigen Königs ohne Verfassung zu sehen, als demselben für künftige Zeiten das Recht, seine von seinen Voreltern ererbte Verfassung zu reclamiren, zu vergeben."

Nun schritt der König selbständig vor mit dankenswerthen Reformen. Er trennte die Rechtspflege von der Verwaltung, gestaltete das Gemeindewesen unabhängiger, erleichterte die bäuerlichen Lasten nach den Grundsätzen, die Wangenheim längst vorgezeichnet. Aber die Stellung des Ministers, bereits erschüttert durch jene Ränke des Beamtenthums, sollte bald einen letzten Stoß erhalten. Der König, in diesen Tagen seiner aufstrebenden Entwürfe eifrig bemüht, Talente an sich zu ziehen, berief — wieder hinter Wangenheim's Rücken — den wohlbekannten weiland westphälischen Minister Malchus, um eine Reorganisation der Finanzen und des Beamtenthums vorzunehmen. Die Vorschläge des rheinbündischen Staatsmannes waren, wie sich erwarten ließ, im Geiste der romanischen, ebenso logischen als ungeschichtlichen Centralisation entworfen. Da widersprach Wangenheim's maßvoller Freisinn. Mit gewohnter Offenheit gestand er, sein Wider-

ſpruch gründe ſich weniger auf die Worte als auf die Grundſätze ſelber. Nicht einen neuen Staat habe man zu gründen, wie einſt in Weſtphalen, ſondern anzuknüpfen an das Beſtehende. Der König mißachtete jetzt die Stimme ſeines alten Vertrauten in einer Weiſe, welche, nach Wangenheim's eigenen Worten, „ſein menſchlichſtes Gefühl verletzen mußte.“ Getreu ſeinem Ausſpruche, daß ein Miniſter das Gute, das er gewirkt, dem Könige zuſchreiben, alle Vorwürfe auf ſeine Schultern nehmen und im Falle der Meinungsverſchiedenheit zurücktreten müſſe, forderte Wangenheim (November 1817) ſeinen Abſchied, und gab damit als der Erſte das von den Staatsmännern des deutſchen Bundes ſelten begriffene Beiſpiel für das Verhalten conſtitutioneller Miniſter. Der König hatte ſich inzwiſchen von ſeinen erſten liberalen Anwandlungen abgewendet, er erſchrak über ſeinen eigenen Freiſinn und bat in der Stille den öſterreichiſchen Hof um Hilfe gegen ſeine Stände. Da näherte ſich endlich die Bureaukratie der Oppoſition der Bureaukratie des Miniſteriums. Kaum zwei Jahre noch, und dieſelben Stände, die dem aufrichtigen Liberalen ſo ſtörriſch widerſtanden, empfingen — inmitten eines ermüdeten Volkes, und in der Angſt vor den Karlsbader Beſchlüſſen — aus König Wilhelm's Händen in übereilter Haſt eine Verfaſſung, welche, redigirt von der gewandten Hand des aufgeklärten Abſolutiſten v. Groß, nur die Formen, nicht das Weſen der politiſchen Freiheit gewährte. — Das alſo war das traurige Ergebniß des erſten deutſchen Verfaſſungskampfes. Das Schreiberregiment, darunter Würtemberg ſeit grauen Zeiten ſeufzte, lebte wieder auf in moderner Geſtalt in dem neuwürtembergiſchen Beamtenthume, der wohlgeſchulten „Garde“ des Freiherrn v. Maucler. Durch die boshafte Verfolgung, welcher bald nachher Friedrich Liſt zum Opfer fiel, ſollte die Welt erfahren, daß Schwaben, nachdem Wangenheim's Reformen geſcheitert, abermals von einer oligarchiſchen Kaſte beherrſcht ward. Und leider weit über Würtembergs Grenzen hinaus erſtreckte ſich die verderbliche Wirkung des Starrſinns der Stände. Durch lange Jahre blieb jener unbeugſame ſchwäbiſche Landtag ein abmahnendes Schreckbild für jeden deutſchen Fürſten, dem der Ruf nach Verfaſſung zu Ohren drang. Selbſt wohlmeinende Staatsmänner, wie Eichhorn, zogen daraus die Lehre, ein Fürſt könne wohl eine Verfaſſung verleihen, doch niemals dürfe er mit einer Volksvertretung über eine künftige Verfaſſung verhandeln. —

Hatte Wangenheim's ehrenhaftes, aber durch doctrinäre Grillen

und die Ungunst der Verhältnisse entstelltes Verfahren ihm bisher fast nur den zweideutigen Beifall seiner Freunde in der Presse eingetragen, so eröffnete sich ihm jetzt die Bahn zur ungetheilten Gunst des Liberalismus. Im Innern seines Landes wußte der König mit dem rücksichtslosen Liberalen nichts zu beginnen, aber den Großmächten gegenüber galt es, den verwegensten Freisinn zu zeigen. Wangenheim ward zum Gesandten am Bundestage ernannt, und welchen brauchbareren Mann konnte man für die unfertigen, der gestaltenden Hand noch harrenden Zustände des Bundes wählen, als diesen unruhigen, ewig neue Pläne gebärenden Kopf? Ein warmer Bewunderer der Freiheitskriege, war Wangenheim dennoch, gleich den meisten Süddeutschen jener Zeit, nicht in tiefster Seele getränkt von dem Geiste der großen Bewegung, und, wie sein König, betört von dem Dunstkreise particularistischer Märchen und Ansprüche, welcher die Höfe der Mittelstaaten umnebelt. Er betheuerte, gleich dem eifrigsten Rheinbundsmanne, die von Napoleon den Mittelstaaten geschenkte Souveränität sei nichts anderes als die Bestätigung eines Rechtes, das diesen Höfen seit Jahrhunderten zugestanden.

Lediglich ein Gegensatz der Gesinnung ist es, der die Mittelstaaten von den Kleinstaaten abscheidet, nicht eine wesentliche Verschiedenheit der Macht. Steht doch die Unfähigkeit, sich durch eigene Kraft zu erhalten — das will sagen, der Mangel jener Gabe, welche einen Staat in Wahrheit zum Staate macht — allen diesen politischen Mißbildungen gleich deutlich auf der Stirn geschrieben. Suchen wir nach einem klaren Sinne für jene gedankenlose Unterscheidung von Mittelstaat und Kleinstaat, so finden wir nur die eine Antwort: In den Kleinstaaten ist das Gefühl der eigenen Ohnmacht stärker als das Widerstreben der dynastischen Eitelkeit gegen das Eingeständniß dieser Schwäche. In den Mittelstaaten dagegen lebt noch die Erinnerung an jene Zeit, da Welfen, Wettiner, Wittelsbacher Deutschlands Geschicke bestimmten — bis die Geschichte über sie alle hinwegschritt, weil sie sämmtlich das Wohl ihres Hauses der Pflicht gegen den deutschen Staat voranstellten. Selbst das Haus Zähringen, dessen große Tage um ein halbes Jahrtausend zurücklagen, warf in der napoleonischen Zeit begehrliche Blicke auf „das Erbe seiner Väter", die Schweiz. An diesen stolzen Erinnerungen und an dem Flitterglanze der neugewonnenen anmaßlichen Titel nährt sich der gemeinsame Haß gegen den lachenden Erben ihres vormaligen deutschen Einflusses, gegen Preußen, nährt sich jener verblendete Dün-

kel, welcher die handgreifliche Thatsache nicht einsehen will, daß in der aristokratischen Gestaltung der neueren Völkergesellschaft die Bedeutung der Mittelstaaten, trotz ihrer vermehrten Quadratmeilenzahl, erheblich gesunken ist. Und mit solcher Selbstüberhebung ist ein Geist der Lüge in diese Höfe eingezogen, der kaum noch einen ehrlichen Charakter zu ertragen vermag. Nirgendwo sonst wird ein so trügerischer Götzendienst getrieben mit den zweideutigen Größen der Landesgeschichte, den Kurfürsten Moritz und August, dem Feldherrn Wrede und dem Staatsmann Münster; nirgendwo sonst prahlt man so schamlos mit dem schimpflichen Waffenruhme, der im Kampfe gegen unser Volk geerntet ward; nirgendwo sonst fördern die Höfe so eifrig die Nationalhymnen und Nationalkokarden und das gleißnerische Gerede von dem angestammten Fürstenhause.

Zu solchen fables convenues der Höfe traten, vornehmlich in den Staaten des Südwestens, sehr berechtigte Gründe des Selbstgefühls. Die uralte Heimath deutscher Bildung, waren diese gesegneten Lande mit ihrer dichten, geistvollen Bevölkerung, mit ihrer bürgerlichen, dem Feudalismus herzhaft und siegreich widerstehenden Gesittung aus den Stürmen der Kriege hervorgegangen als consolidirte Staaten, die nicht wie Preußen und Hannover einer zweiten Gründung bedurften und weit weniger als der Norden von den Feldzügen heimgesucht waren. Und sie erhielten jetzt, nachdem die Staatsmänner des Rheinbundes die mittelalterlichen Formen der Gesellschaft zerbrochen, von ihren Fürsten (aus den unlautersten Motiven freilich) constitutionelle Verfassungen, während man im Norden vorderhand mit der Neubildung der Verwaltung vollauf zu schaffen hatte. So fühlte sich der Südwesten dem Norden gegenüber als das Land der Aufklärung und Freiheit. Wie ein Wunder ward zu Beginn der zwanziger Jahre Max Joseph von Baiern in Dresden angestaunt, der constitutionelle König, der in dem Lande der spanischen Hofetikette es wagte, wie ein Sterblicher die Straßen zu Fuß zu durchstreifen. Wir verstehen kaum noch, wie unsicher in jenen Tagen das nationale Selbstgefühl, wie matt und unklar das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Stämme war. „Eher werden Bären und Adler mit einander Hochzeit halten, als Süd- und Nordländer sich vereinigen" — so schrieben die Soldschreiber Montgelas', ohne ernsthaften Widerspruch in der bairischen Presse zu finden. Man weiß, wie zähe sich dies Bewußtsein der Ueberlegenheit im Süden durch lange Jahre erhielt, wie einsam Paul Pfizer unter den Liberalen stand, denen es un-

möglich erſchien, „die Bewohner des lichten Rheinlandes“ mit dem Maße der Freiheit abzufinden, das für Pommern paſſe, und wie unausrottbar bis heute in den Köpfen der Franzoſen und Engländer die Vorſtellung ſpukt, Preußens halbbarbariſche Zuſtände ſtünden der Geſittung des „reinen Deutſchlands“ weit nach. Als vollends Preußen auf den Congreſſen zu Aachen und Karlsbad ein Helfer der öſterreichiſchen Herrſchaft geworden war, da verſchlangen ſich in Süddeutſchland die ehrenhafteſten mit den nichtswürdigſten Meinungen: der verſtockte Preußenhaß der Rheinbundstage mit der Mißachtung des Liberalismus wider die „deutſchen Ruſſen“, der gerechte Unwille über die Sünden Preußens und über die Tyrannei der heiligen Allianz mit dem kleinſtaatlichen Widerſtreben gegen jede ſtraffe Bundesgewalt. So grundverſchiedene Geſinnungen, genährt durch die im Süden leider noch heute vorherrſchende Unkenntniß der norddeutſchen Zuſtände, erzeugten dann den unſeligen Gedanken eines ſüddeutſchen Sonderbundes.

Wenn ſogar im Norden manche wohlmeinende Patrioten hoffnungsvoll auf Hannover und die Niederlande blickten als auf ein Gegengewicht gegen die „preußiſchen Raubthiere“, ſo ſchien im Süden der Triasgedanke in der Luft zu ſchwirren. In wenigen Jahren waren die gutmüthigen Hoffnungen verflogen, womit man dereinſt den Bundestag begrüßt. Er hatte ſich nicht, wie man gewähnt, zu einem Parlamente erweitert, vielmehr enthüllte ſich in ſeiner Mitte aller Welt zum Spotte die Zwietracht zwiſchen den Großmächten und den Staaten des alten Rheinbundes. Alſo erſchien das Zuſammenſchließen der conſtitutionellen Staaten als das letzte verzweifelte Auskunftsmittel für Jeden, der nicht in träger Entſagung ſich mit der völligen Vereinzelung der deutſchen Staaten begnügen wollte. Nicht blos das berüchtigte Blatt des Bonapartismus, die Münchener Alemannia, bewies jetzt die Nothwendigkeit, Preußen auf ſein natürliches Gebiet, die ſlaviſchen Länder jenſeit der Elbe, zu beſchränken. Auch ein Anſelm Feuerbach ſah in den beiden Großmächten „die natürlichen Gegner, nicht gerade Deutſchlands, aber der Freiheit und Selbſtändigkeit der kleinen deutſchen Staaten“, und träumte von einem deutſchen Fürſtenbunde, der das feindliche Preußen in zwei Hälften zerreißen ſollte! Das warme Brutneſt dieſer tollen Pläne war der Stuttgarter Hof. Nach der Ueberlieferung ſeines Hauſes ein Feind Oeſterreichs, fortwährend in Sorge, das Haus Habsburg möge Würtemberg zum vierten Male unter ſein Scepter bringen, hatte ſich der König früher mit Begeiſterung dem

preußischen Staate zugewendet; damals schrieb er sich noch Friedrich Wilhelm. Seit er die Königskrone trug, war die Neigung für die nordischen Waffenbrüder verschwunden. Begehrlicher dynastischer Ehrgeiz bildete fortan den Kernpunkt seiner Politik; getragen von der liberalen öffentlichen Meinung, gedachte er sein Geschlecht zu herrlicher Machtfülle zu erheben. Denn obwohl sein Haus die glänzenden Erinnerungen nicht kannte, welche die Phantasie der Wettiner und Wittelsbacher bethörten, so gaben doch die Grafen von Würtemberg und Teck jenen berühmteren Geschlechtern an dynastischem Stolze nichts nach. Zugleich gefiel er sich, vornehmlich im Gespräche mit dem excentrischen Prinzen von Oranien, in kühnen liberalen Reden, hörte befriedigt, daß die Staatsmänner der Bierbank ihn als den Kaiser der Deutschen zu preisen liebten, und ward in solchen Träumen bestärkt durch den Zuspruch seiner russischen Gemahlin.

Die Frivolität, die vaterlandslose Gesinnung dieser dynastischen Ehrsucht ist erst in neuester Zeit völlig entlarvt worden. Im Jahre 1820 erschien das berüchtigte „Manuscript aus Süddeutschland", das Programm der Triaspolitik. Die Schrift stellt ein fratzenhaftes Zerrbild des heimathlosen und charakterlosen norddeutschen Wesens dem kerndeutschen, seßhaften süddeutschen Volke gegenüber. In Summa: — Berlin hat die besten Schneider, Augsburg die besten Goldschmiede! Der schlaue ränkesüchtige Handelsmann des Nordens ist im Felde nur als Husar und Freibeuter zu verwenden, der feste süddeutsche Bauer bildet den Kern unserer regulären Truppen. Eine polnische Theilung ist unbemerkt an Deutschland vollzogen, neunzehn von neunundzwanzig Millionen Deutschen sind an die fremden Mächte Oesterreich, Preußen, Dänemark, Holland verkauft. Seine schönsten Häfen sind ein hors d'oeuvre am deutschen Körper geworden, einer Kaste von Kaufleuten in die Hände gefallen, die in Englands Solde steht (beiläufig, ein Satz, welcher die damals im Süden herrschende Meinung über die Hansestädte getreulich widerspiegelt). Der Rest — das reine Deutschland — muß geschützt werden durch einen engeren Bund, der auf die Kernstämme der Alemannen und Baiern sich stützt; doch läßt uns die Schrift ohne Belehrung über die Frage, wie in diesem engeren Bunde der weltbürgerliche Kaufmann von Hannover und Mecklenburg sich mit dem seßhaften Baiern vertragen solle. Eine Thorheit ist es (und hier offenbart sich jene diabolische Mischung von Wahrheit und Lüge, welche die ganze Richtung bezeichnet), ein Widersinn, daß die Bundesacte durch

Formeln der Stärke und Schwäche gleiche Rechte zu sichern meint. Die Bahn der deutschen Staatskunst ist bereits vorgezeichnet durch das Verhalten jener Staaten des Südens, welche „aus Liebe zu Deutschland Frankreichs Freunde wurden.“ Dann wird Montgelas als großer Staatsmann gefeiert und dem Süden gerathen, das von Gott eingesetzte demokratische Princip in Ehren zu halten. — Die ganze Zukunft dieses Landes beruhte darauf, daß Nord und Süd sich zu schöner Ergänzung zusammenfanden, der Süden sich erfüllte mit der nationalen Gesinnung des Nordens, der Norden die bürgerliche Gesittung Oberdeutschlands sich aneignete. Bis zu solcher Versöhnung war noch ein weiter Weg. Vorderhand ward die Kluft mächtig erweitert durch jenes geschickte Pamphlet, das in Niederdeutschland, vornehmlich in den Hansestädten, laute Entrüstung erregte, während in Baiern und Schwaben dies widrige Gemisch von Bonapartismus, hohlem Radicalismus und dreistem Particularismus zahlreiche Verehrer fand. Als Verfasser der pseudonymen Schrift nannte man allgemein Friedrich Ludwig Lindner, einen am Stuttgarter Hofe wohlgelittenen norddeutschen Publicisten. Dieser Mann, der in jenen Tagen unter den Liberalen als ein Patriot galt, konnte schon während des Feldzugs von 1814 schreiben: „Der Zweck der Russen, Oesterreicher, Preußen und Engländer liegt klar am Tage, was aber haben die Deutschen in diesem Kriege zu suchen?“ Seit der Stiftung der heiligen Allianz hatte sich ihm diese Denkweise bis zur Wuth verhärtet; er säete jetzt mit grobem Cynismus in der Presse Zwietracht zwischen Süd und Nord, wie denn jederzeit — von Lindner bis herab auf Hermann Orges — norddeutsche Ueberläufer dies Gewerbe auf das eifrigste betrieben haben. Der traurige Ruhm der Urheberschaft des Manuscriptes gebührt jedoch nicht ihm allein. Als die Großmächte von dem Stuttgarter Hofe Bestrafung des Pamphletisten verlangten, da weigerte sich König Wilhelm und gestand seinem Minister Wintzingerode im tiefsten Vertrauen, daß er selber die Gedanken, Lindner nur die Form der Schrift geschaffen habe, daß er selbst der Verfasser des Manuscriptes sei*). So war denn der vaterländische Fürst, den Wangenheim in begeisterten Briefen als den Martin Luther unserer politischen Reformation feierte, zu einem Lobredner des Vaterlandsverraths geworden!

*) Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein Würtemberger Staatsmann. Von Willo Graf Wintzingerode. Gotha 1866. S. 69.

Für ſolche ſonderbündleriſche Pläne fand der König ein brauchbares Werkzeug in dem neuen Bundestagsgeſandten. Wangenheim, der über das Manuſcript oft in wegwerfenden Worten ſprach, ahnte ſchwerlich, wer der Verfaſſer ſei, und er theilte nicht völlig die Vorausſetzungen dieſer bruderfeindlichen Staatskunſt. Stammte er doch aus jenen mitteldeutſchen Landen, welche, glücklich genug, die Tendenzlüge von dem Gegenſatze norddeutſcher und ſüddeutſcher Art gar nicht verſtehen, weil ſie nicht wiſſen, zu welchem dieſer beiden „Völker" ſie ſelber ſich zählen ſollen. Um ſo eifriger war er den Schlußſätzen der Triaspolitik zugethan. In unſeliger Weiſe trafen ſie leider zuſammen mit ſeinen naturphiloſophiſchen Spielereien. Das „Schema" ſeiner Idee der Staatsverfaſſung gedachte er auch auf Deutſchland anzuwenden, das autokratiſche und demokratiſche Element ſo gut wie das ariſtokratiſche Hypomochlion. Und auch in das autokratiſche Element der Bundesgewalt mußte die heilige Dreizahl eingeführt werden. So gänzlich zur fixen Idee war ihm dieſer brahminiſche Aberglaube geworden, daß er meinte: ſollte Oeſterreich je ausſcheiden, ſo müßte Baiern an Oeſterreichs, Sachſen aber, als der Führer der Mindermächtigen, an Baierns Stelle aufrücken. Um die Unabhängigkeit der Kleinſtaaten von den beiden Großmächten zu wahren, ſchien ihm ſelbſt das „immerhin bedenkliche" Anrufen der auswärtigen Garanten der Bundesacte erlaubt! Einen praktiſchen Inhalt erhielt dieſer doctrinäre Luftbau durch jenen maßloſen Preußenhaß, den jede Zeile von Wangenheim's Schriften predigt — am lauteſten dann, wenn er verſucht ihn zu leugnen, wenn er verſichert, daß ſeine Gattin eine Freundin der Königin Louiſe geweſen, drei ſeiner Brüder in preußiſchen Dienſten geſtorben ſeien. Suum cuique rapit war ihm die Deviſe des ſchwarzen Adlers. Immerdar ängſtigten ihn „die erbkaiſerlichen Gelüſte einer traditionellen preußiſchen Cabinetspolitik", und ſelbſt die hochſinnige Staatskunſt Preußens in den Freiheitskriegen erſchreckte ihn, weil ſie um Volksgunſt gebuhlt und kein Mittel der Einſchüchterung geſcheut habe! Was habe Preußen im Grunde anderes gethan im Jahre 1813 als den Satz durchführen: ôte-toi que je m'y mette!?

Drei grobe Irrthümer, ſicherlich, bildeten die Grundlage dieſer mittelſtaatlichen Politik. Es war ein Wahn, daß Ohnmacht zur Ohnmacht geſellt jemals eine Macht bilden könnte. Denn erſtünde auch aus dieſem Sonderbunde das Unmögliche, die einheitliche Organiſation, ſo würde ihm doch immerdar jene ſittliche Kraft fehlen, welche die

Staatsmänner der Mittelstaaten nie anerkennen, weil sie dieselbe widerwillig an Preußen bewundern müssen — das Bewußtsein des Zusammengehörens, der Stolz auf eine große Geschichte, mit einem Worte: die lebendige Staatsgesinnung. Daß von solcher Staatsgesinnung kein Hauch lebendig sei in den Seelen dieser mittelstaatlichen Sonderbündler, ward bewiesen durch jenen schamlosen Hinweis auf die Hilfe des Auslandes, der als letzte Drohung hinter allen ihren Plänen lauert. Wohl klang es hart, wenn eine preußische Staatsschrift v. J. 1822 Wangenheim geradezu der Verbindung mit fremden Mächten beschuldigte. Aber lagen nicht die unwürdigen Erfahrungen aus den Tagen Ludwig's XIV. und Napoleon's als ein furchtbar mahnendes Beispiel vor Aller Augen? Hatte nicht sogar der ohnmächtige Hof Ludwig's XVI. die Kleinstaaten gewarnt vor dem preußischen Fürstenbunde, sie ermahnt, einen Sonderbund unter französischem Schutze zu schließen? Und wer sollte an die redliche Vaterlandsliebe der Männer der Trias glauben, wenn Schriften von dem Schlage des Manuscripts aus ihren Reihen hervorgingen, und jeder ihrer Schritte gegen die heilige Allianz in eifrigen Pamphleten vertheidigt ward von dem Bonapartisten Bignon, einem der Stifter des Rheinbundes? — Es war ferner eine Täuschung, die Einigung der Nation zu erwarten von einer Gruppenbildung, welche nothwendig die centrifugalen Kräfte verstärkt und die der Einheit geneigten kleinsten Staaten einer particularistischen Obergewalt unterwirft. — Endlich überschätzte man blindlings die Bedeutung der südwestdeutschen Verfassungen. Denn wie unverzeihlich immer Preußens Unterlassungssünden waren: die socialen Zustände der deutschen Staaten, welche keine Gesetzgebung gänzlich umstürzen kann, sind einander so nahe verwandt, daß niemals ein deutscher Staat allein durch seine freie Verfassung das Uebergewicht über die andern erlangen wird. Auch an dem absolutistischen Preußen fand der Süddeutsche noch des Herrlichen viel zu beneiden: die Macht, den Ruhm, eine freie Volkswirthschaft und eine selbständige Bewegung der Gemeinden, welche auf dem Boden des Rheinbundes nicht gedeihen wollten. Und eine sehr kurze Erfahrung offenbarte, daß auch im Süden die Volksrechte ungesichert waren und in den Ueberzeugungen der Menge noch keineswegs tiefe Wurzeln geschlagen hatten.

Alle diese Verirrungen, die wir rückschauend leicht erkennen, lassen sich allenfalls entschuldigen mit der Unklarheit der Epoche, aber ein unverzeihlicher Fehler tritt hinzu. Auch in dem Triasplane bewährte sich die alte Erbsünde der Politiker der Kleinstaaten, ihre gänzliche Un-

fähigkeit, die Bedeutung der Macht zu begreifen. Man rechnete dreist mit Factoren, welche nirgends vorhanden waren. Man plante über einem Sonderbunde der constitutionellen Staaten, und doch wußte Wangenheim, daß die süddeutschen Höfe nur widerwillig den Zwang der neuen Verfassungen ertrugen, daß Großherzog Ludwig von Baden und der Herzog von Nassau eben jetzt sich mit dem Gedanken befreundeten, ihr Landesgrundgesetz aufzuheben. Auch in der Bevölkerung der Mittelstaaten war von einem lebendigen Bedürfnisse des Zusammenhaltens nichts zu spüren. In Sachsen, Kurhessen, Mecklenburg, Hannover ging das altständische Wesen seinen trägen Gang weiter, das dem constitutionellen Systeme des Südwestens noch ungleich ferner stand als der moderne Absolutismus in Preußen. Zudem hegte jeder Mittelstaat noch seine absonderlichen geheimen Hegemoniegelüste: Baiern hatte den Gedanken einer Oberherrschaft im Südwesten nicht aufgegeben, Sachsen betrachtete sich als den natürlichen Schirmer der thüringischen Lande. So blieb als das einzige gemeinsame Band der Mittelstaaten nur der Widerwille ihrer Souveräne gegen jede Beherrschung durch die Großmächte, und Wangenheim's ehrliche Vaterlandsliebe sah sich also angewiesen auf die gemeinste Leidenschaft des Particularismus! Ja sogar auf sein heimisches Cabinet konnte er nicht sicher zählen. Zwar die zunächst betheiligten Beamten im Ministerium, v. Trott und Hartmann, hielten zu ihm, und der Münchener Hof ward von dem schwäbischen Gesandten von Schmitz-Grollenburg in Wangenheim's Sinne bearbeitet. Der Minister des Auswärtigen dagegen, Graf Wintzingerode, war ein zu klarer Kopf, um die phantastischen Sonderbundspläne zu billigen. Vollends der König schwankte zwischen despotischen Neigungen und liberalisirendem Ehrgeiz, zwischen kühnen Entwürfen und zähem Verzagen. Trotz alledem haben wir kein Recht, über jene liberale mittelstaatliche Politik kurzweg den Stab zu brechen. Sie war keineswegs jenes politische Ideal, welches die Liberalen der zwanziger Jahre verherrlichten, aber auch nicht blos jener Bodensatz des Rheinbundes, wofür Radowitz sie später ausgab. Vergessen wir nicht, in welchen windigen Phrasen sich die Bundespolitik jener Tage durchgängig bewegte. Konnte doch Fürst Hardenberg in einer Verbalnote auf dem Wiener Congresse einige schlechte Verse aus dem Rheinischen Mercur als ein befolgenswerthes politisches Programm citiren:

„Es borste auf derselben Rieseneiche
Der Doppeladler und der schwarze Aar,

Es sei fortan im ganzen deutschen Reiche
Ein Wort, Ein Sinn, geführt von jenem Paar —"

und Wangenheim pries das als ein Zeichen echter Staatskunst! Auf diesem Tummelplatze der Phrasen mußte die Erbsünde der mittelstaatlichen Politik üppig wuchern: das vielgeschäftige dilettantische Projectemachen. Denn werden in wirklichen Staaten dem Staatsmanne durch Interessen und Ueberlieferungen feste Bahnen vorgeschrieben, so bleibt in den politischen Zwitterbildungen, welche vernünftigerweise auf die große Politik verzichten sollten, Alles der erfinderischen Willkür der Diplomaten überlassen. Und tragen die bedeutenden Staatsmänner der Schweiz, Englands, Preußens das Gepräge ihres Staates, so zeigen die mittelstaatlichen Diplomaten, von Malchus und Wangenheim bis herab auf Beust und Pfordten, fast durchgängig ein heimathloses Wesen: sie sind diplomatische Lanzknechte, nicht geleitet von dem Lebensgesetze eines bestimmten Gemeinwesens, sondern bereit, jedem Staate, der dem Ehrgeiz ein Feld bietet, ihre geschäftige Thätigkeit zu widmen. So offenbart auch die mittelstaatliche Politik jener Tage ein unklares, widerspruchsvolles Wesen — einen Januskopf. Boshaft war sie, ränkevoll, unwürdig, wenn sie in nackter Selbstsucht das natürliche Uebergewicht der Macht, das den Großstaaten zukommt, zu brechen versuchte. Aber ein bleibendes Verdienst hat sie sich erworben, als sie die Grundlagen des modernen Staatslebens gegen die Eingriffe des Wiener Cabinets vertheidigte.

Mißtrauisch begrüßte man in Frankfurt den liberalen Minister, und allerdings sehr abweichend von der gewohnten Art eines Diplomatencongresses klang der doctrinäre Ton seiner Antrittsrede: „der Einzelne geht sicher unter, sobald er blos in sich sein will, allein ebenso wird ein zügelloses Streben nach Allgemeinheit zur Leerheit und zum Tode führen; daher wollen die deutschen Staaten frei und ungehindert ihr besonderes Leben selbständig ausbilden, allein die Bürgschaft ihres eigenthümlichen Lebens nur in dem kräftigen Leben aller finden." Doch im persönlichen Verkehre ließ Wangenheim von doctrinärem Wesen nichts spüren. Man rühmte ihm nach, daß sein freies, leichtes, heiteres Wesen den Ausländern vorzüglich gefalle. In der Stadt ward er rasch bekannt, nahm Theil an jeder gemeinnützigen Unternehmung, an Steins Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde wie an dem Aufrufe für das Goethedenkmal. Diese liebenswürdige Weise, seine Geschäftskunde und unermüdliche Thätigkeit erschlossen ihm bald den Weg

in die wichtigsten Ausschüsse. Noch war der Bundestag reich an feingebildeten aufgeklärten Staatsmännern, und diese Oppositionspartei der Gagern, Aretin, Lepel, Harnier war den Gesandten der Großmächte, den Buol und Goltz, und ihren ergebenen Dienern Leonhardi und Marschall überlegen durch ihre Talente und ihre Einigkeit. Schon damals trieben die Gesandten von Oesterreich und Preußen das häßliche Spiel, heimlich ihren Gegnern zu versichern, man hege selbst die freisinnigsten Absichten, habe jedoch dem Drängen des unbequemen Collegen nicht widerstehen können. Nach dem Ausscheiden Gagern's, „dieses ritterlichen Mannes," übernahm Wangenheim die Führung der Opposition, ebenso wortreich wie jener, aber minder gutmüthig und mit bestimmteren Zielen.

Der Streit zwischen Baiern und Baden über den Besitz der Pfalz war soeben wieder auf das heftigste entbrannt, bereits stand das badische Heer unter den Waffen, und unter dem Schutze des deutschen Bundes drohte der Bürgerkrieg auszubrechen zwischen Deutschen und Deutschen. Thatlos sah man in Frankfurt alledem zu. Als dann auf dem Congresse von Aachen die heilige Allianz diese rein-deutsche Angelegenheit eigenmächtig vor ihr Forum zog, als der weiße Czar die Frage entschied und in Baden mit Jubel als der Retter des Landes begrüßt ward, da regte sich freilich an den kleinen Höfen das brennende Gefühl einer nationalen Demüthigung. Aber wie mochte König Wilhelm seinem russischen Schwager offen widerstehen? Wangenheim begnügte sich, im Kreise der befreundeten Gesandten über die Uebergriffe des heiligen Bundes zu murren. Inzwischen hatte er mit den Genossen den Plan eines engeren Bundes eifrig besprochen. Er gefiel sich darin, in den Verhandlungen wie im geselligen Leben den Grafen Goltz und Buol seine Ueberlegenheit tactlos und schonungslos, oft in der ausgelassensten Weise, zu zeigen; man erzählte sich lachend in Frankfurt, daß er einst den preußischen Gesandten durch einen Toast auf die Republik gekränkt habe. Da forderte eine ernste Note des Wiener Cabinets vom Stuttgarter Hofe Rechenschaft über das gefährliche Treiben des Gesandten, und Wangenheim enthüllte in einem Privatbriefe dem Fürsten Metternich, arglos wie immer, seine geheimsten Gedanken (September 1818). „Die Bundesacte ist nichts, gar nichts, ohne Institutionen, welche die Anwendung des Gesetzes und seine Vollziehung verbürgen. Die Einheit Deutschlands sucht und findet ihre Garantie ausschließlich in dem gleichgewichtigen und gleichzeitigen Einfluß von

Oesterreich und Preußen." Darum nimmermehr eine Theilung der Herrschaft in Deutschland nach dem Laufe des Mains — ein Plan, der schon auf dem Wiener Congresse die Kleinstaaten geängstigt hatte und von Wangenheim immerdar als die unseligste Wendung der deutschen Geschicke betrachtet ward. Um den Gedanken der Mainlinie für immer zu beseitigen, muß ein Bund im Bunde bestehen, der die Zerspaltung Deutschlands ebenso verhindern soll, wie Oesterreich und Preußen eine barrière inexpugnable für den Ehrgeiz Rußlands und Frankreichs bilden. Daß dieser Bund jemals dem Ausland in die Arme getrieben und „etliche und dreißig Staaten in Klein-Octav und Duodez" über einen Eroberungsplan gegen Oesterreich und Preußen einig werden sollten, ist eine „läppische Besorgniß politischer Donquixotes." —

Die hochtrabende Sprache dieses Briefes bildet einen unbegreiflichen Widerspruch zu den gleichzeitigen diplomatischen Schritten des Stuttgarter Hofes. Wenige Monate vorher hatte König Wilhelm durch seine Gesandten in Wien und Frankfurt den Wunsch ausgesprochen, daß der Bundestag eine authentische Interpretation des Art. 13 der Bundesacte (über die Landstände) erlassen und dergestalt allen übermüthigen Forderungen des Volks einen Damm entgegensetzen möge. Fürst Metternich, der bisher der constitutionellen Bewegung thatlos und gedankenlos zugeschaut, ward erst durch diese würtembergischen Klagen zur Thätigkeit aufgestachelt. Es ist nicht anders, die reactionäre Strömung, welche jetzt begann und bald auf den Karlsbader Conferenzen weit über die von König Wilhelm erstrebten Ziele hinausschlagen sollte, hat ihre erste Quelle in den geheimen Umtrieben des liberalen Königs.

Auch dem teutonischen Treiben der Burschenschaft vermochte der König nicht ohne Zittern zuzuschauen. Bereits im Frühjahr 1818 klagte er in seinen Briefen an den russischen Hof, wie Deutschland einer fanatischen Partei von Ruhestörern anheimgefallen sei. Bald sollte diese trübe Auffassung der deutschen Dinge die herrschende an den deutschen Höfen werden. — Karl Sand hatte in Tübingen häufig in Wangenheim's Hause verkehrt und sich belehren lassen von den mäßigenden Worten des Curators. Als der Unglückliche jetzt auf seiner verhängnißvollen Reise nach Mannheim ihn besuchte und verfehlte, da trieb eine unbestimmte schreckliche Ahnung den Gesandten, dem Wanderer in den Odenwald nachzureiten. Er traf ihn nicht, und die Ermordung Kotzebue's geschah. Die Raserei der Angst, welche jetzt die Höfe erfüllte, ward von dem Fürsten Metternich ausgebeutet. Oftmals

ist gestritten worden über die Frage, ob die Männer des Wiener Cabinets, von thörichter Furcht verblendet, wirklich glaubten, die Throne seien gefährdet durch eine fieberische Aufregung der Nation, oder ob sie diesen Glauben nur heuchelten, um die deutschen Höfe für ihr System zu gewinnen. Mir scheint, keine der beiden Behauptungen trifft das Rechte. Vielmehr war in der That Oesterreichs Herrschaft in Deutschland schwer, wenn auch erst von ferne, bedroht. Wohl offenbarte die öffentliche Meinung noch eine knabenhafte Unreife. Das Burschenfest auf der Wartburg ward in zahlreichen begeisterten Flugschriften als „die Morgenröthe eines neuen deutschen Nationallebens“ gefeiert. Nach Sand's unseliger That, die durch nichts merkwürdiger war als durch ihre zwecklose Thorheit, predigten deutsche Lehrer ihren Schülern von Harmodios und Aristogeiton, und das ganze Land hallte wider von den Rufen schwächlichen unklaren Mitgefühls. Aber aus all diesem wirren Treiben, aus all den machtlosen Ausfällen der süddeutschen Kammern wider den Bundestag sprach doch die eine ernste Thatsache: der Geist der Freiheitskriege war noch immer nicht erstorben. Ließ man die patriotische Presse und die begeisterte Jugend gewähren, so mußte früher oder später dies Volk zum lebendigen Bewußtsein seiner Einheit gelangen, und dann ward Oesterreichs Stellung in Deutschland unhaltbar. Fürst Metternich begriff also seine Lage sehr richtig, wenn auch seine nervöse Aengstlichkeit oft allzu schwarz sehen mochte. Es war ein Meisterstück österreichischer diplomatischer Kunst, daß man die Mehrzahl der deutschen Höfe dahin brachte, die deutschen Dinge mit österreichischen Augen anzusehen und an eine Gefahr zu glauben, welche allerdings die Herrschaft Oesterreichs, aber damals noch nicht die deutschen Dynastien bedrohte. Schon im Juli 1819 stellte Oesterreich den Antrag am Bunde: wenn ein vorgeschlagenes Grundgesetz die verfassungsmäßig nothwendige Einstimmigkeit am Bunde nicht gefunden habe, dann solle die Mehrheit der Bundesglieder berechtigt sein, den abgelehnten Vorschlag dennoch provisorisch auszuführen! Der Antrag, der die liberalen Staaten mediatisirt hätte, ward zu nichte durch Wangenheim's entschlossenes Nein. Damit war erwiesen, daß am Bundestage ein Staatsstreich sich nicht durchführen ließ, und Fürst Metternich berief die Minister der größeren Staaten zu den Besprechungen von Karlsbad. Metternich's Hauptplan, den Artikel 13 der Bundesacte (das Versprechen der Landstände) im Geiste Friedrich Gentz's zu erklären und die Kammern Süddeutschlands in Postulatenlandtage nach öster-

reichischem Muster zu verwandeln, scheiterte dort an dem erbitterten Widerstande des Grafen Wintzingerode, der ihm das boshafte Wort entgegenwarf: „die Regierungen haben im Art. 13 den Grundsatz der Volkssouveränität angenommen, sie haben geglaubt diesen Point vergeben zu können; die Partie ist angefangen, sie muß ausgespielt werden." Aber auch das wirklich Beschlossene — die Knechtung der Presse und der Hochschulen, die Einleitung der Demagogen-Verfolgungen — war ein Angriff auf das Allerheiligste unseres Volksthums, zugleich eine Verletzung der Landes- und Bundesgesetze.

König Wilhelm ließ seine Hofzeitung gegen die Karlsbader Beschlüsse zu Felde ziehen; er reiste klagend zu seinem Schwager nach Warschau, und bald nachher ermuthigte eine russische Note die kleinen deutschen Höfe zum Widerstande gegen Oesterreich, fragte eine andere bei England vertraulich an, ob nicht schon jetzt der Zeitpunkt zum Einschreiten der großen Mächte in Deutschland gekommen sei. In Wien wollte man dem Czaren so feindselige Schritte nicht zutrauen: — notre homme à Stuttgart — schreibt ein k. k. Diplomat — n'a pas trop à se louer de ses succès à Varsovie. Wie anders, wenn ein wahrhaft königlicher Wille zu Stuttgart geboten, wenn in Frankfurt auch nur Ein Gesandter von schlichtem, unerschrockenem Muthe getagt hätte! Was Würtemberg durch verwerfliche geheime Umtriebe im Auslande versuchte, das ließ sich erreichen auf dem Wege des Gesetzes, wenn auch nur Ein Staat sein von der Bundesacte gewährtes Recht gebrauchte. Die Beschlüsse der in Karlsbad versammelten Minister einiger deutschen Staaten, eine bundesrechtlich gänzlich ungiltige Urkunde, wurden am 16. September 1819 dem Bundestage vorgelesen. Vier Tage darauf erfolgte die Abstimmung, während das Gesetz eine vierzehntägige Frist verlangt. Die Annahme geschah, ohne daß die gesetzlich nothwendige Berathung vorherging, durch einen Mehrheitsbeschluß im engeren Rathe, während die Bundesacte Einstimmigkeit und Abstimmung im Plenum vorschrieb. Da war es heilige Pflicht des Mannes, der sich so gern den getreuesten Vertheidiger des Bundesrechts nennen hörte, gegen diesen vierfachen Rechtsbruch zu protestiren und die österreichischen Ränke, wie er es bundesgesetzlich durfte, an seinem Nein zerschellen zu lassen. Ein Aufschub von wenigen Tagen mußte gegen Oesterreich entscheiden, da das unwürdige Werk allein durch die Ueberraschung gelang. Mit vollem Rechte sahen die kleinen Höfe ihre Selbständigkeit — und wahrlich nicht zu Gunsten der

nationalen Einheit — bedroht, seit Fürst Metternich in Karlsbad dem Minister eines Kleinstaates mit dürren Worten erklärt hatte, die einzige Bedingung der Fortdauer der kleinen Staaten sei allein der Bund! Mit einstimmiger Entrüstung erhob sich die öffentliche Meinung wider die Karlsbader Verschwörung. Bignon verglich die neue Mainzer Untersuchungscommission mit den berüchtigten Prevotalhöfen der Bourbonen; die französischen Blätter zürnten, man wolle den Deutschen das Schicksal Polens bereiten, sie ausstoßen aus der Menschheit; und welche Stimmung den Süden Deutschlands beherrschte, davon gab bald nachher die Adresse einer Offiziersversammlung in Ulm an König Wilhelm ein denkwürdiges Zeugniß. Sie forderte offen den Krieg gegen jene „fremden Regierungen, welche das Glück des würtembergischen Volkes mit Schmähsucht betrachten, ohne ihren eigenen Unterthanen das Nämliche zu gönnen. — Auch ist das Heer Ew. königl. Majestät keineswegs als eine unzureichende Streitmacht zu betrachten, denn das ganze Volk wird begeisterungsvoll unsere Reihen verstärken." Nicht blos vor dem Bürgerkriege, auch vor der schlicht-gesetzlichen Pflichterfüllung der einfachen Wahrhaftigkeit schreckte der Stuttgarter Hof zurück. Würtemberg widersprach zwar mehreren Artikeln der Karlsbader Beschlüsse, aber Wangenheim duldete, daß das öffentliche Protokoll der Nation die einstimmige Annahme der neuen Bundesgesetze vorlog und Würtembergs Widerspruch in einer geheimen Registrande verborgen wurde. Nun hatte er kein Recht mehr, zu klagen, wie er es liebte, über das Geheimhalten der Bundesberathungen. — Seit drei Jahren harrte die Nation vergeblich auf ein Lebenszeichen ihrer höchsten Behörde. Jetzt erschien es, und die erste wichtige That des Bundestags war — die provisorische Aufhebung mehrerer der wichtigsten Bestimmungen der Bundesacte. Es war ein Hergang, so einzig, so unbegreiflich, daß die Presse sofort die Vermuthung aussprach, die Einstimmigkeit des Bundestags sei entweder erzwungen oder eine Lüge.

Wohl durfte die österreichische Partei jubeln, und Graf Buol den Bundestag am Abend jenes unseligen 20. Septembers zu einem glänzenden Feste vereinigen. Durch diese ersten Unterlassungssünden war der liberalen Opposition am Bundestage der Boden unter den Füßen hinweggezogen, und das zugleich widrige und lächerliche Schauspiel der deutschen Politik in den nächsten Jahren vorgezeichnet. Fürst Metternich umging nun den Bundestag, an dem er die Langsamkeit des Geschäftsganges und mehr noch die Ueberlegenheit der liberalen Ge-

ſandten ſcheute. Um den Ausbau des Bundesrechts, welcher in Wahrheit eine Durchlöcherung des Rechtes war, zu vollführen, verſammelte er die deutſchen Miniſter zu Wien, und der engherzige Particularismus der Mittelſtaaten vergönnte ihm mindeſtens einen halben Erfolg. Der Wahnbegriff des „monarchiſchen Princips“ ward in das Bundesrecht eingeführt, und die Geſandten der Mittelſtaaten nahmen ihn an; denn trotz aller liberalen Redensarten war dieſen Regierungen hochwillkommen, eine Waffe für den Nothfall gegen ihre Kammern zu beſitzen. Sie meinten genug gethan zu haben, als ſie wenigſtens ihre eigenen Verfaſſungen durch den Artikel 56 der Wiener Schlußacte geſichert hatten, welcher die Abänderung der beſtehenden Verfaſſungen auf nicht verfaſſungsmäßigem Wege verbot. Dergeſtalt ſteht in der geſammten Schlußacte immer ein Artikel von abſolutiſtiſcher Färbung einem anderen von conſtitutionellem Inhalte gegenüber. Die Mehrzahl der Höfe des Südweſtens konnte die gänzliche Beſeitigung ihrer Landesverfaſſungen nicht wünſchen; denn eben unter dem Schutze dieſer Verfaſſungen reifte allmählich jener badiſche, darmſtädtiſche, würtembergiſche Particularismus, der den dynaſtiſchen Gelüſten der Höfe in die Hände arbeitete. Nicht die Höfe, wahrlich, grollten, wenn der Bewohner der conſtitutionellen „Muſterſtaaten“ im Süden mit ſelbſtgefälligem Stolze auf die preußiſchen Barbaren herabſchaute. Mit herzlicher Freude berichtete kurz darauf der badiſche Miniſter v. Berſtett nach Wien, das conſtitutionelle Weſen im Süden habe keineswegs größere Einheit „im Sinne unſerer Deutſchthümler“ hervorgerufen, ſondern „eine ſtets zunehmende abgeſonderte Eigenthümlichkeit, wodurch die einzelnen Regierungen offenbar an Stärke gewinnen.“ Die beiden Feinde, der Abſolutismus von Wien und der conſtitutionelle Particularismus der kleinen Höfe, ſchloſſen vorzeitig einen unwahren Frieden, gleichwie dereinſt im Augsburger Religionsfrieden die hadernden Confeſſionen ſich vor der Zeit die Hände reichten, bevor ſie ſich innerlich verſöhnt hatten. Heißſporne des Abſolutismus, wie der Freiherr v. Blittersdorf, erklärten darum die Schlußacte für den nachtheiligſten Friedensſchluß, den Oeſterreich ſeit Langem geſchloſſen. Und wie der Augsburger Friede den dreißigjährigen Krieg in ſeinem Schooße trug, ſo ſollte das faule Compromiß von Wien die deutſche Revolution gebären. — Dann ertrug Würtemberg widerwillig, daß die Schlußacte dem Bundestage einfach zur Sanction ohne jede Debatte vorgelegt ward, und Wangenheim mit ſeinen liberalen Genoſſen ſah ſich alſo jede

Gelegenheit zum Widerſpruch verſperrt. Berückſichtigen wir auch billig die abhängige Stellung eines Geſandten und die Wirkungen brutaler Einſchüchterung: der Vorwurf bleibt auf Wangenheim haften, daß er ſeine Entlaſſung nicht gefordert, als das Bundesrecht mit Füßen getreten ward. Vier Jahre lang arbeitete nun die liberale Minderheit zu Frankfurt an dem undankbaren Verſuche, die Wirkſamkeit jener Karlsbader und Wiener Beſchlüſſe zu untergraben, welche durch die Nachgiebigkeit der Minderheit ſelbſt zu Bundesgeſetzen erhoben waren. In ſolchem Kampfe konnte der beſte Erfolg nur ein halber Sieg ſein, und Gentz hatte guten Grund, damals triumphirend zu ſchreiben, er ſei „innerlich quasi teufliſch erfreut, daß die ſogenannten großen Sachen zuletzt ein ſo lächerliches Ende nehmen."

Das bewährte ſich bereits bei Wangenheim's Angriffen wider die Mainzer Central-Unterſuchungscommiſſion. Da Würtemberg ſich geweigert, einen Abgeordneten nach Mainz zu ſchicken, ſo war der liberalen Minderheit jede Einſicht in den Gang der Unterſuchungen verſchloſſen. Der Präſident des Bundestages ſtand in geheimem Briefwechſel mit dem Vorſitzenden der Commiſſion, und die letztere verharrte in würdigem Stillſchweigen, als Wangenheim mit ſeinen Freunden wiederholt Berichterſtattung forderte. Nach dritthalbjährigem Harren verlangten endlich ſieben der kleinen Höfe ſofortige Auflöſung der verhaßten „ſchwarzen Commiſſion", und Wangenheim wies in einer ſehr bittern Denkſchrift nach, daß die Behörde völlig nutzlos ſei, da „noch kein irgend bedeutendes Individuum verhaftet" worden und jeder Bundesſtaat ſelbſt die Mittel zur Unterdrückung demagogiſcher Umtriebe beſitze. Nun endlich erſchien der verlangte Bericht, die Commiſſion bemerkte jedoch, mit boshaftem Hinblick auf die liberalen Regierungen, über die noch ſchwebenden Unterſuchungen enthalte ſie ſich jeder Mittheilung, weil ſie eine vorzeitige Bekanntmachung befürchte! Graf Buol gab den Bericht ſeiner Getreuen in Mainz uneutſiegelt an ſeine Getreuen in Frankfurt, d. h. an eine Commiſſion des Bundestags, welche nur aus Geſandten jener Staaten beſtand, die auch in Mainz vertreten waren. Durch ſolche offene Feindſchaft der Mehrheit blieben Würtemberg, Kurheſſen, Mecklenburg, die erneſtiniſchen Länder u. a. ohne Kenntniß der Mainzer Acten. Erſt in weit ſpäterer Zeit haben dieſe Staaten ſichere Kunde erlangt von dem ganzen Umfange jener beiſpielloſen Verdächtigung der Nation, von dem Unglimpf wider Fichte und die Helden der Freiheitskriege. Sie wußten nicht, daß die Demagogen-

verfolgungen nach dem eigenen Geständnisse der Untersuchungscommission lediglich hervorgerufen waren durch ein „weniger in bestimmten Thathandlungen als in Versuchen, Vorbereitungen und Einleitungen sich aussprechendes politisches Treiben.“ Sie ahnten nicht, daß Eine „offenen Aufruhr predigende Schrift“ von der Commission selber als „die beinahe einzige in unseren Acten vorgekommene positive Handlung“ bezeichnet wurde.

Nachdem der schwäbische Verfassungsstreit beendet war, hielt es König Wilhelm wieder für zweckmäßig, auf die Ausführung der im Artikel 13 verheißenen Verfassungen zu dringen; und bei diesen Verhandlungen trat Wangenheim's gediegene Tüchtigkeit stattlich hervor. Man lernte von ihm zu Frankfurt, was gründliche und rechtliche Beurtheilung staatsrechtlicher Fragen sei. Immer wieder klagen die Bundesprotokolle über die sehr ausführlichen Gutachten Würtembergs — nicht ohne Grund: der rechthaberische Mann war im Stande, den Streit über eine Nebenfrage bis zur Duplik zu treiben, und sich kurz zu fassen hat er nie gelernt. In einer cause célèbre jener Tage, in dem Lippe'schen Ständestreite, zeigte Wangenheim, wie wenig er in Würtemberg gemeint gewesen, mit dem alten Rechte ein leichtfertiges Spiel zu treiben. Auch in Lippe stand eine landständische Vertretung des „schädlichen Feudal-Aristokratismus“ mit ihren ritterlichen und bürgermeisterlichen Virilstimmen einer Regierung gegenüber, welche kraft ihrer neugewonnenen Souveränität dem Lande eine „den Begriffen der Zeit entsprechende“ Vertretung gewähren wollte. Wangenheim bewies das, trotz der Auflösung des Reichs, unzweifelhafte rechtliche Fortbestehen der alten Verfassung, aber auch die Befugniß der Regierung, das Repräsentationsrecht der Unterthanen auszudehnen, so lange die Rechte der nur sich selbst, nicht das Land vertretenden alten Stände gewahrt blieben. Der Hader ist dann nach altheiligem Bundesbrauche durch lange Jahre hingezerrt worden; aber durch das Gutachten Wangenheim's, der sich sogar auf Klüber, den gefürchteten „gefährlichen Theoretiker,“ berief, ward sein Bruch mit der österreichischen Partei unheilbar.

Das wurde vollends unzweifelhaft, da die schleswig-holsteinische Frage zum ersten Male in bescheidener Gestalt an den Bundestag herantrat. Im Jahre 1822 wandten sich Prälaten und Ritterschaft von Holstein mit der berühmten, von Dahlmann verfaßten Beschwerdeschrift an den Bund und baten um Wiederherstellung der alten Landesverfassung. In einem sorgfältigen Gutachten bewies Wangenheim die

Pflicht des Bundes, in Holstein einzuschreiten. Hoffte Dänemark mit der Versicherung durchzuschlüpfen, der König-Herzog sei Willens, den Herzogthümern dereinst eine Verfassung zu geben, so wies Wangenheim nach, es handle sich um bestehendes Recht, und das Versprechen des Königs sei werthlos, wenn der Bund ihm nicht eine feste Frist von wenigen Monaten setze für die Vollführung. Gegen diese Ketzerei erhob sich zornig Oesterreich: „Se. Apostolische Majestät werde niemals dulden, daß den deutschen Souveränen Fristen gesetzt würden zur Ertheilung von Verfassungen." Das will sagen: Oesterreich war entschlossen zu verhindern, daß die Verheißungen der Bundesacte jemals etwas anderes würden, als eine gleißnerische Phrase. Als Wangenheim schon nicht mehr in Frankfurt weilte, ist dann der berüchtigte Abweisungsbeschluß gefaßt worden — jener schmachvolle Präcedenzfall für das Verhalten des Bundes in dem hannoverschen Verfassungsstreite.

Der unversöhnliche Gegensatz der staatsrechtlichen Anschauungen Wangenheim's und der österreichischen Partei enthüllte sich ganz nackt, als der Kurfürst von Hessen die von „seinem Verwalter Jerome" verkauften Domänen wieder eingezogen hatte, und die Klagen der schamlos beraubten Käufer den Bundestag zu jahrelangen Verhandlungen zwangen. In den ersten halbwegs erträglichen Jahren des Bundestags war die Meinung der Höfe dem klaren Rechte ziemlich günstig. Sehr einsam stand Hannover mit seiner cynischen Ansicht, „man müsse zum voraus den Unterthanen die Lust benehmen, dem eindringenden Feinde behilflich zu sein!" Als der Kurfürst in einem groben Briefe sich das auffallende Benehmen des Bundestags verbat, da antwortete Graf Buol ernst und würdig, „die Bundesversammlung stehe nie und nirgends unter einem Gliede des Bundes." Der Verweis aus Wien ob solcher Keckheit ließ nicht auf sich warten, und nach dieser abschreckenden Erfahrung riß unter den Bundesgesandten mehr und mehr die Sitte ein, für jede kleinste Angelegenheit daheim Instructionen zu erbitten. Seitdem wurde die Stimmung der Mehrheit am Bunde gleichgiltig, endlich feindselig gegen die unglücklichen Domänenkäufer. Mit wackerem Zorne erhob sich Wangenheim wider jene Verordnung des Kurfürsten, welche den Landesgerichten das Urtheil über diese Rechtsfrage verbot. „Die Staatsgewalt," meinte er, „berechtigt das regierende Subject nur dazu, wozu sie dasselbe verpflichtet." Also Verweisung der Kläger an die Gerichte und Verbot an den Kurfürsten, den Rechtsweg zu stören. Ueber das Recht der Kläger wiederholte er die von

Pfeiffer und Klüber ausgesprochenen Rechtssätze — entsetzliche Lehren für das Ohr von Diplomaten, welche gewohnt waren, den Thron für Alles, den Staat für nichts zu halten. Der Staat sei ewig, hieß es in Wangenheim's Gutachten, denn sein wesentlichster Bestandtheil, das Volk, dauere fort und habe das Recht, sich einem anderen Oberhaupt zu unterwerfen, wenn die rechtmäßige Dynastie am Regimente verhindert sei. Da stürzte sich der Grimm der Legitimisten auf den Frechen, der das monarchische Princip „in seiner Grundveste" angetastet. Ce pitoyable personnage, schrieb Metternich einem Vertrauten, a mis par ce travail le sceau à sa réprobation. Oesterreich erklärte, Se. Apostolische Majestät müsse die Theorien des Würtembergers „als höchst bedenklich, ja in mancher Rücksicht als gefährlich betrachten," die Autorität aber von „derlei Rechtslehrern," die der Berichterstatter für sich angeführt, förmlich verwerfen. Damit, natürlich, war die Abweisung der Domänenkäufer entschieden, und dem Freimuthe Wangenheim's dankt der Deutsche noch heute ein in der Geschichte civilisirter Völker beispielloses Gesetz. Die österreichische Partei wollte sich für die Zukunft die Widerlegung wohlbegründeter Rechtslehren ersparen; der Bundestag beschloß am 11. December 1823 — bald nachdem Wangenheim ausgeschieden war — daß wissenschaftlichen Lehren in der Gesetzgebung des Bundes keine Autorität zustehe, ja nicht einmal eine Berufung darauf gestattet sei. So wurde die klärende und mäßigende Einwirkung der Wissenschaft auf die Gesetzgebung verboten in einem Lande, das sie, bei dem Ernste seines wissenschaftlichen Lebens, am leichtesten ertragen kann und, bei der dürftigen und zweideutigen Fassung der Bundesgesetze, dieses Beistandes gelehrter Kräfte am dringendsten bedarf. Die Absperrung des Bundestags von dem geistigen Leben der Nation war vollendet.

Rastlos wie in diesen Fragen arbeitete Wangenheim für alle jene Pläne gemeinsamer deutscher Gesetzgebung, welche damals noch am Bunde angeregt wurden. Er schöpfte unermüdlich Wasser in das Faß der Danaiden, schrieb Gutachten über einen deutschen Münzfuß, bewies sonnenklar, daß die Sittenlehre des modernen Judenthums sich mit unseren Gesetzen sehr wohl vertrage, also die Emancipation der Juden erfolgen müsse. Auch in Fällen, wo das selbstsüchtige Interesse seiner Heimath sich mit dem allgemeinen Wohle Deutschlands nicht vertrug, ließ der Wackere sich nicht abschrecken. Er wirkte eifrig für eine gemeinsame Gesetzgebung gegen den Nachdruck, obgleich dies Gewerbe

bisher in Würtemberg viele Hände beschäftigt und als eine wichtige Quelle des Volkswohlstandes gegolten hatte. Ja er erreichte sogar eine für den lächerlichen Geschäftsgang des neuen polnischen Reichstags wichtige Reform. Man beschloß, wenigstens die Vorfrage, ob der Bundestag über einen Gegenstand in Berathung treten solle, sei durch Mehrheitsbeschluß, nicht durch Einstimmigkeit, zu entscheiden. Wangenheim's Attaché, der junge Robert Mohl, hat damals an dem redlichen Wirken seines Chefs gelernt, was es bedeute, die träge Masse des Bundestags durch kraftvollen Willen immer aufs neue in Fluß zu bringen. Die segensreichste Frucht seines Wirkens läßt sich nur zwischen den Zeilen der Bundesprotokolle herauslesen: durch den entschlossenen Widerspruch der Partei Wangenheim's ward einige Jahre lang verhindert, daß der Bundestag zu jenem willenlosen Diener des Wiener Hofes herabsank, dessen Fürst Metternich bedurfte.

Doch wie anders erscheint Wangenheim's Gebahren, wenn wir uns zu den Streitfragen wenden, bei welchen das Urtheil des muthigen Patrioten durch Preußenhaß und Trias-Doctrin getrübt ward! Sehr kleinlich freilich war Preußens Haltung in allen jenen Fragen des Staatsbürgerrechts, die Wangenheim mit rührigem Freisinn behandelte, und was nach diesem bald ungerechten bald schwankenden Verfahren noch zu verderben war, das verdarb des Grafen Goltz Unfähigkeit und starrer Stolz. Aber nur der Haß und die Verblendung konnten gegen Preußen Partei ergreifen in jenem Handel, welcher in den zwanziger Jahren von allen Rheinbundsmännern ausgebeutet und noch weit später als ein Beweis angeführt ward für Preußens unersättliche Habgier. Wir meinen den preußisch-anhaltischen Zollstreit — dies erste unheimliche Symptom der Krankheit unseres Parteilebens, der antinationalen Richtung des deutschen Liberalismus.

Auf dem Wiener Congresse hatte Preußen den großen, seit der Epoche nationalen Aufschwungs zu Beginn des 16. Jahrhunderts nicht wieder aufgetauchten Plan eines deutschen Reichszollwesens angeregt. Er scheiterte an dem Particularismus der Mittelstaaten. So blieben die deutschen Staaten getrennt durch zahlreiche Mauthlinien; die Deutschen konnten, so spottete man in der Fremde, nur durch Gitter mit einander verkehren. Dagegen standen unsere Fabriken, seit die Continentalsperre gefallen, fast schutzlos gegen das Ausland, vornehmlich gegen die englischen Waaren, welche jetzt den deutschen Markt überschwemmten und den deutschen Gewerbfleiß an den Rand des Ver-

derbens brachten. Zu dem Jammer der Binnenmauthen und der gehäſſigen, auch die Sittlichkeit des Volkes verderbenden Retorſionen trat hinzu: die Abſperrung des britiſchen Getreidemarktes durch die Korngeſetze, das Steigen des Arbeitslohnes — eine nothwendige Folge der Hungerjahre — endlich der Abfluß der edlen Metalle zu den großen finanziellen Unternehmungen der britiſchen Regierung. Aus ſolchem Elend wucherten die ſeltſamſten Meinungen empor: bei den Einen die Verwerfung aller Zölle als eines abſoluten Uebels, bei den Anderen die Theorie des rohen Merkantilſyſtems, welche Deutſchlands Verarmung von dem vielen für die Colonialwaaren gezahlten Gelde herleitete, bei allen Parteien endlich ein leidenſchaftliches Verlangen nach Beſſerung des Beſtehenden. Die Unfähigkeit des Bundestags, in der Zollfrage etwas zu fördern, lag am Tage, ſeit er, vornehmlich durch Oeſterreichs und Baierns Schuld, nicht einmal in dem Hungerjahre 1817 eine Aufhebung der brudermörderiſchen Ausfuhrverbote bewirken konnte. Er gelangte erſt im Jahre 1818, nachdem die Hungersnoth vorüber war, zu dem Ausſpruche, eine Vereinbarung über dieſe Fragen müſſe der Zukunft vorbehalten bleiben. Indeſſen begann unter den Kaufleuten und Fabrikanten eine nachhaltige Bewegung. Schon im Jahre 1816 ward auf der Leipziger Meſſe der Gedanke einer deutſchen Zolleinigung ausgeſprochen Zwei Jahre darauf wandten ſich die Induſtriellen des Rheinlandes mit einer Bitte gleichen Sinnes an den Staatskanzler, und um dieſelbe Zeit forderte Nebenius in ſeiner Schrift über Englands Staatswirthſchaft ein deutſches Mauthſyſtem. Die Bewegung wuchs, ſeit im Jahre 1819 der deutſche Handelsverein unter der Führung Friedrich Liſt's zuſammentrat. Wangenheim ward durch dieſen ſeinen jugendlichen Schüler in jene Beſtrebungen eingeweiht und ſtand ihnen ſo nahe, daß er oft, mit Unrecht, als der Urheber des Handelsvereins angeſehen wurde. Die Eingabe des Vereins an den Bundestag ward von dem Berichterſtatter, dem verdienten Publiciſten v. Martens, mit ſchnöden Worten zurückgewieſen, obgleich die thüringiſchen Staaten in richtiger Vorausſicht mahnten, die Heilung der materiellen Noth ſei das ſicherſte Mittel, die Ruhe in Deutſchland zu erhalten. Die frankfurter Staatsmänner ſahen in den handelspolitiſchen Beſtrebungen eines Vereines großer Kaufleute nur das verlaute Beſſerwiſſen unberufener Privatleute. Sie meinten, ſelbſt unter dem heiligen Reiche habe man höchſtens an eine Ermäßigung der Binnenzölle gedacht; jetzt, nachdem die deutſchen Staaten ſouverän

geworden, sei auch dies nur ein frommer Wunsch. Ungeschreckt, als ein Demagog im besten Sinne, wie Deutschland keinen zweiten wieder sah, bearbeitete List die öffentliche Meinung durch seine Zeitschrift, das „Organ des deutschen Handels- und Gewerbstandes." Er sah das Ziel — die Beseitigung der Binnenmauthen — klar vor Augen; der Weg dahin blieb ihm, wie dem gesammten Liberalismus, dunkel. Man steifte sich auf den Artikel 19 der Bundesacte und verlangte einheitliche Ordnung des Handels durch den Bund, dem zu solchem Werke sowohl Macht als Muth mangelte.

Inzwischen hatte Preußen das Ei des Columbus zum Stehen gebracht. Alle europäischen Mächte huldigten noch dem Schutzzollsysteme; daher war vorderhand der erste Schritt zur volkswirthschaftlichen Erstarkung für Deutschland — der Schutz gegen das Ausland. Preußen that diesen nothwendigen Schritt, es erließ jenes meisterhafte, von einem Huskisson als unübertrefflich gepriesene, Zollgesetz vom Jahre 1818 — die liberalste Zollgesetzgebung jener Zeit, die allzu früh verlassene Grundlage des heutigen Zollvereins. Auf dieser Bahn schritt Preußen rühmlich vorwärts und erwirkte bald eine Milderung der britischen Navigations-Acte. Die alten Einfuhrverbote Preußens fielen hinweg, die meisten Zollsätze waren erheblich gemindert, jedoch die erniedrigten Zölle wurden fortan wirklich erhoben, eine strenge Grenzbewachung kämpfte wider den alten tief eingewurzelten Schmuggelhandel. Was schien einfacher als der Gedanke, dies Zollsystem, unter dessen Schirm die Hälfte Deutschlands wirthschaftlich neu aufblühte, durch Verträge zwischen Staat und Staat von Grenze zu Grenze über alle Kleinstaaten auszuspannen? Dieser Plan, der im preußischen Cabinet von Anfang an gehegt ward, blieb vorderhand unausführbar, Angesichts der unbegreiflichen Verblendung der Cabinette wie der öffentlichen Meinung. Preußen durfte an Differenzialzölle zu Gunsten der deutschen Bundesgenossen nicht denken, wenn es nicht seine Volkswirthschaft der Feindseligkeit des Auslandes preisgeben wollte. Der Staat mußte sich also durch Zollinien gleichmäßig gegen die deutschen Nachbarn wie gegen das Ausland decken. Er that damit nur auf verständige Weise, was die anderen deutschen Staaten planlos und systemlos thaten, aber bei dem weiten Umfange und den zerrissenen Grenzen des Staats mußte das preußische Zollsystem mehr als die übrigen Binnenmauthen zahlreiche Interessen der Nachbarn verletzen. Mit einstimmiger Entrüstung erhob sich die Nation außerhalb Preußens

wider dies angeblich bundesfeindliche, ja bundesgesetzwidrige Verfahren. F. List war mit den Anhängern Metternich's darüber einig, daß der norddeutsche Großstaat unsern Handel und Wandel zu Grunde richte. Kurhessen begann ein gehässiges Retorsionssystem, das Preußen lange in unverzeihlicher Gutmüthigkeit ertrug. Vor allem ward als ein Verbrechen getadelt, daß Preußen jetzt seine eigenen Gesetze ehrlich ausführte. Aus Sachsen ertönten die bittersten Klagen; war doch sein Gewerbfleiß bisher wesentlich durch den Schmuggel nach Preußen gediehen. Aus dem Kreise jener wässerigen, gedanken- und gesinnungslosen politischen Vielschreiber, welche damals, ein getreues Spiegelbild des altsächsischen Staatslebens, in Leipzig ihr Lager aufgeschlagen — aus dem Kreise der Krug und Pölitz erklang der Ruf: wäre das preußische Zollgesetz selbst eine Wohlthat für die Nachbarlande, welcher Staat hat denn das Recht, seinen Nachbarn Wohlthaten aufzudrängen? Die gesammte liberale Presse, erbittert über die preußischen Demagogenverfolgungen, wüthete blind auch gegen das beste Werk, das die deutsche Staatskunst jener Tage geschaffen, und schalt auf Preußens engherzige Isolirung, wie sie später, als Preußen aus dieser Einsamkeit hinausschritt, auf seine Hegemonie-Gelüste schmähete. Auf den Wiener Minister-Conferenzen vom Jahre 1820 entlud sich jählings dieser Groll aller Parteien gegen Preußen. F. List erschien nebst einigen Abgeordneten des Handelsvereins, um die Zolleinigung Deutschlands und die Beseitigung des preußischen Gesetzes zu erbitten. Nicht minder unter den Ministern war nur Eine Stimme, daß die Ausführung des Artikels 19 der Bundesacte lediglich durch Preußens Eigensinn gehindert werde. Ein Günstling Metternich's, der nassauische Minister v. Marschall, hatte sogar die Stirn zu verlangen, daß das preußische Gesetz von Bundes wegen aufgehoben werde. Fürst Metternich sah mit stillem Wohlgefallen diesen Krieg der Kleinen wider Preußen; denn natürlich, das Prohibitivsystem des Kaiserstaats ließ der Tadel der patriotischen Kleinen unangetastet, da Niemand dessen Beseitigung zu hoffen wagte. Vergeblich erklärte Graf Bernstorff, daß bei der losen Verfassung des Bundes nur Verhandlungen von Staat zu Staat ein praktisches Ergebniß versprächen. Auch die Vorschläge einer genialen Arbeit von Nebenius, die von dem badischen Minister überreicht ward und die Zolleinigung auf der Grundlage einer dem preußischen Gesetze sehr nahe kommenden Regel empfahl, blieben unbeachtet. Graf Bernstorff mußte inmitten dieser leidenschaftlichen Angriffe auf alle weitergehenden

Pläne verzichten und sich mit der Vertheidigung des preußischen Gesetzes begnügen. Man einigte sich endlich, in der Schlußacte dem Bundestage abermals die Obsorge für Deutschlands Handel einzuschärfen, zu deutsch: Alles auf die griechischen Kalenden zu verschieben. Offener trat Preußen mit seinen Absichten heraus auf der Elbschifffahrtsconferenz zu Dresden, wo sein Bevollmächtigter erklärte, mindestens die norddeutschen Staaten hätten die Sicherung ihres Daseins und gemeinnützige Anstalten allein von Preußen zu erwarten, seien also sittlich verpflichtet, sich dem Zollwesen des großen Nachbarstaats anzuschließen. Die österreichische Partei erkannte mit Schrecken die nationale Richtung der preußischen Handelspolitik. Eine merkwürdige ungedruckte Note Marschall's vom 6. Septbr. 1820, die den befreundeten Regierungen mitgetheilt ward, denuncirte das Berliner Cabinet dem Wiener Hofe: „die Umsturzpartei" herrsche in Preußen und verfolge mit ihrer Zollpolitik dasselbe Ziel der deutschen Einheit, das den teutonischen Jacobinern der Burschenschaft vorschwebe!

Die Liberalen ahnten nichts von alledem. Sie fuhren fort, ihre Hoffnungen auf den Bund zu setzen und den Widerstand der norddeutschen Kleinstaaten gegen das preußische Zollgesetz zu unterstützen. Sicherlich ward diesen preußischen Enclaven das Uebergewicht des Nachbars sehr lästig. Nur der Herzog von Anhalt-Köthen begrüßte in dem preußischen Gesetze die willkommene Gelegenheit, seinem Anhalt eine eigenthümliche Handelspolitik zu schaffen. Der fromme Herr stand in regem Verkehr mit dem alten ultramontanen Ränkeschmied Adam Müller, der als österreichischer Consul in Leipzig weilte und bald, zur Belohnung seiner Umtriebe, als österreichischer Geschäftsträger bei den anhaltischen Höfen beglaubigt wurde. In dieser gläubigen Convertiten-Gesellschaft entstand der Plan, in Köthen dem preußischen Schmuggel ein Asyl zu gründen. So frech ward nun unter landesväterlichem Schutze das schlechte Handwerk betrieben, daß die Verzehrung von Baumwollwaaren in Köthen und Preußen sich verhielt wie 165 : 1000, während die Bevölkerung beider Staaten sich wie 9 : 1000 stellte. Als später Köthen in die preußische Zollinie aufgenommen ward, hob sich die Zolleinnahme in den Provinzen Brandenburg und Sachsen sofort um nahezu 25 Procent! Preußen mußte diesem höhnischen Unfug steuern und belegte nun alle Waaren, welche, angeblich nach Köthen bestimmt, in Preußen eingingen, mit der preußischen Verbrauchssteuer, unter dem Vorbehalt der Rückvergütung für den Fall, daß das Ver-

bleiben dieser Waaren in Köthen wirklich nachgewiesen würde. Diese Maßregel Preußens war hart, ohne Frage, ja sie widersprach sogar den Bestimmungen der Wiener Congreß-Acte, wonach bis zur endgiltigen Regelung der Elbschifffahrt der status quo auf der Elbe aufrecht bleiben sollte. Aber durfte die durchdachte segensreiche Gesetzgebung eines Großstaates durch die räuberischen Ränke eines enclavirten Zwergfürsten zu Schanden werden? Oder sollte Preußen die Ordnung seines Zollwesens aussetzen bis zu dem gar nicht abzusehenden Zeitpunkte, da die Elbuferstaaten sich endlich einigen würden? — Der Herzog hatte schon auf den Wiener Conferenzen leidenschaftliche Beschwerden gegen Preußen erhoben, ja gedroht, den Beistand der ausländischen Garanten der Bundesacte anzurufen. Jetzt wandte er sich nach Frankfurt mit Gründen, die einer solchen Sache würdig waren. Er versuchte nachträglich gegen die Theilung Sachsens zu protestiren, welche Anhalt zur preußischen Enclave herabgewürdigt, er beschuldigte Preußen, daß es die „Mediatisirung des uralten Hauses Anhalt" beabsichtige. Die Vermittlungsvorschläge des Nachbarstaats wies er von der Hand und verlangte entweder einen Austausch seines Landes gegen ein nicht von Preußen umschlossenes Territorium oder die Zurückverlegung der preußischen Zollinie so weit, daß Anhalt in den „factischen Besitz der Souveränität" trete. Ohne diesen gebe es für Anhalt keine Bundes- und Schlußacten. Das alles in einer pöbelhaften Sprache und vermischt mit hochtrabenden Reden von der anhaltischen Handelspolitik, welche bei jedem anderen Volke der Welt die Antwort gefunden hätten nicht in parlamentarischen Worten, sondern in dem allein zutreffenden „quod licet Jovi, non licet bovi."

In diesem erbärmlichen Handel, der selbst den alten Preußenfeind Gagern auf die Seite des Berliner Cabinets trieb, stellte sich Wangenheim an die Spitze der Gegner Preußens. Ein unverbesserlicher Doctrinär, wollte er Macht und Ohnmacht mit gleichem Maße messen. Die Belästigung, welche den Kleinstaat traf durch seine eigene Schuld und durch die Nothwendigkeit der geographischen Lage, schien ihm ein ruchloser Eingriff in die Souveränität der deutschen Staaten. Wiederum schaute er im Hintergrunde den drohenden Plan der Mainlinie, der allerdings in jenen Tagen viele Staatsmänner Preußens beschäftigte, und — was sichtlich seinen Entschluß zumeist bestimmte — er sah durch Preußens Verfahren seinen eigenen Lieblingsplan eines Sonder-Zollvereins für das „reine Deutschland" gefährdet. Nur zu

ſehr ward ihm der Kampf erleichtert durch das Ungeſchick des Grafen Goltz, der Preußens gute Sache mit den ſchlechteſten Mitteln vertheidigte und zuerſt am Bundestage die ſophiſtiſche Unterſcheidung von Rechtsfragen und Intereſſenfragen aufbrachte, welche letzteren nicht zur Competenz des Bundes gehören ſollten. Die geſammte liberale Preſſe ſtand auf Wangenheim's Seite. Und abermals verfocht Bignon die Sache der Kleinſtaaterei, denn „notre nation devine ce qu'elle ne sait pas"; ſo errieth er denn, daß der preußiſche Tarif, den die Schutzzöllner als ein Zeichen der Schwäche gegen das Ausland angriffen, ein unerhört hoher ſei. Das Selbſtgefühl deutſcher Kleinfürſten fühlte ſich befriedigt, wenn der Franzoſe harmlos fragte: warum ſollte es unmöglich ſein, die Hohenzollern durch das Haus Anhalt zu unterdrücken? Ohne die Eitelkeit Friedrich's I. wäre ja Preußen noch heute eine Macht zweiten Ranges! — Lange währte der mit höchſter Bitterkeit geführte Zank, den wir heute belächeln würden, eröffneten uns nicht die Ränke der Nachfolger Wangenheim's die troſtloſe Ausſicht auf ähnlichen Hader in der Zukunft. Endlich geſchah, was ſeitdem für alle wichtigen Fragen zur Regel ward: die Sache wurde dem Bundestage aus der Hand geſpielt. Oeſterreich, das Preußens Hilfe in den europäiſchen Händeln nicht entbehren konnte, übernahm die Vermittelung und bewog Anhalt, in die preußiſche Zolllinie einzutreten. Dieſer Zollvertrag mit ſeiner überzärtlichen Schonung der Souveränität des uralten Hauſes Anhalt [illegible]arte unwiderſprechlich, wie nichtig die Furcht vor Preußens Eroberungsluſt geweſen. Die Freiheit der Elbſchifffahrt, die Wangenheim gefährdet meinte, ward in Wahrheit durch den Streit nicht berührt. Auf den gleichzeitigen Elbſchifffahrts-Conferenzen zu Dresden bewährte das verklagte Preußen den beſten, das klagende Anhalt den ſchlechteſten Willen zur Erleichterung des Stromverkehrs. Immerhin blieb der Hader für Wangenheim und ſeine Genoſſen ein lange anhaltendes, überaus wirkſames Mittel, die unbelehrte öffentliche Meinung aufzuregen wider die freiheitsfeindlichen und eroberungsluſtigen Großmächte.

Noch häßlicheren Zwiſt erregten die Verhandlungen über das Bundesheerweſen. Spät und bitter rächte ſich die Langſamkeit der Verhandlungen des Wiener Congreſſes über die Bundesverfaſſung. Als der Feldzug von 1815 begonnen ward, beſtand der deutſche Bund noch nicht. Darum war auch zu dem zweiten Pariſer Frieden der inzwiſchen gegründete Bund nicht zugezogen worden, und eigenmächtig hatten die

vier verbündeten Großmächte Deutschlands künftige Bundesfestungen bestimmt. Ein schwerer Fehler, jetzt ein willkommener Anlaß für Wangenheim, um mit Ostentation zu erklären, der Bund habe ein Recht, diese Festungen als ein aufgedrungenes Geschenk abzuweisen! Ein häßlicher Zank begann über die Ernennung der Commandanten der Festungen, und Wangenheim beharrte in dieser reinen Machtfrage nach seiner doctrinären Weise hartnäckig auf der „vollkommenen Gleichheit aller Bundesstaaten.“ Gemahnte es ihn nicht, daß er selber die Mittelstaaten in der Zeit des Rheinbundes oftmals gröblich dem Frosche verglich, der sich zur Größe des Ochsen aufblasen will? Während nun das selbstsüchtige Preußen die französischen Entschädigungsgelder und eine hohe Summe aus seinen eigenen Mitteln nichtswürdigerweise zur Erfüllung seiner Bundespflicht, zur Befestigung des Niederrheins verwendete, wucherte das Haus Rothschild jahrelang mit den bei ihm unverzinslich niedergelegten 20 Millionen Francs, die für die Befestigung des Oberrheins bestimmt waren! Die größte Schuld an diesem schmutzigen Verfahren fällt unzweifelhaft auf die Schultern des Königs von Würtemberg und der liberalen Patrioten im Süden. Sie forderten wörtliche Ausführung der Pariser Verträge, deren Verbindlichkeit für den deutschen Bund sie doch, wie wir vorhin sahen, in Einem Athem in Abrede stellten! Taub für den von Preußen unwiderleglich geführten Beweis, daß Ulm als großer Waffenplatz für Oberdeutschland ungleich wichtiger sei, verlangte Würtemberg die Befestigung von Ulm statt. König Wilhelm sah in Ulm nur eine „Vormauer für Oesterreich“ und bat abermals den russischen Schwager um Schutz. War den preußischen Offizieren in der Militärcommission des Bundes zu verargen, wenn sie Wangenheim als den Genossen Frankreichs haßten? Nochmals schrieb Bignon, der Unaufhaltsame, für die Kleinstaaterei, und liebevolle Fürsorge für Deutschlands Macht war es doch schwerlich, was den Bonapartisten bewog, gegen die Befestigung von Ulm zu protestiren. Endlich gab Würtemberg nach und verlangte die gleichzeitige Befestigung beider Plätze, aber jetzt widersprachen Oesterreich und mehrere Kleinstaaten. So zogen sich die Dinge hin, bis im Jahre 1841 König Friedrich Wilhelm IV. den General Radowitz nach Wien und an die süddeutschen Höfe schickte, um die Befestigung beider Plätze durchzusetzen. Auch dann gewährte Würtemberg erst seine Zustimmung, nachdem die uralte Angst vor Oesterreich beschwichtigt und das Versprechen gegeben war, Oesterreich werde keine Garnison in Ulm halten. Um solcher Rich-

tigkeiten willen blieb Oberdeutschland — wesentlich durch Wangenheim's Mitschuld — während eines Menschenalters ohne genügenden militärischen Schutz.

Den geheimen Sinn dieses ränkesüchtigen Widerstandes erkennen wir erst aus den Verhandlungen über die Eintheilung des Bundesheeres. Es war bitterer Ernst mit dem „Bunde im Bunde", dem „Heere im Heere" für das „reine Deutschland". Die Gründung einer einheitlichen und furchtbaren kriegerischen Macht blieb freilich undenkbar, so lange zwei Großmächte im Bunde weilten. Bescheidener als der kleinste Kleinstaat hatte der Bundestag von Anbeginn seine militärische Aufgabe aufgefaßt: „es gelte nicht, eine gebietende Stellung im Staatensysteme einzunehmen, sondern eine vertheidigende mit Würde zu behaupten." Und Baiern setzte gleich zu Anfang durch, daß die Sorge für Landwehr und Landsturm den einzelnen Staaten vorbehalten blieb. Mochte Preußen die Steuerkraft seines Volkes zum Schutze der Kleinstaaten anstrengen: Baiern zog vor, eine Landwehr auf dem Papier, die allbekannten „Frohnleichnamssoldaten", zu halten. Welches Gewebe unsauberer Ränke ließ sich vollends erwarten, seit Kaiser Franz in den Bundeskriegssachen sich leiten ließ durch den vormals sächsischen General Langenau, der berufen war durch seine geheimen Umtriebe für die Herstellung Friedrich August's von Sachsen! Immerhin konnte ein Blick auf die Landkarte lehren, daß mindestens Norddeutschland sich, man darf sagen mit Naturnothwendigkeit, dem Oberbefehl Preußens fügen mußte. Dahin waren ursprünglich Preußens Absichten gegangen. Sie mußten fallen vor dem einstimmigen Widerspruch der Mittelstaaten. Diese waren darin einig, jeden preußischen Vorschlag grundsätzlich zu verwerfen, und gedachten, die Armeen des „reinen Deutschlands" in zwei, höchstens drei Corps zu schaaren, welche zusammen ein selbständiges Heer bilden solten. Den Mittelstaaten ward der Triumph, daß nicht blos die Truppenzahl möglichst niedrig angesetzt wurde, sondern auch Oesterreich und Preußen nur je drei Armeecorps zum Bundesheere stellten. Das deutsche Bundesheer ward absichtlich geschwächt, nicht um den nationalen Charakter des Heeres rein zu erhalten — denn ausdrücklich war bestimmt, daß auch die deutschen Brüder aus Venedig und der Bukowina zu den Bundestruppen zählen könnten — sondern lediglich, damit das „reine Deutschland" durch das Heranziehen größerer Kräfte von den Großmächten nicht erdrückt würde! Darauf ein unsäglich kleinlicher Streit über die gemischten Armeecorps. Von Kur-

heſſen behauptete Wangenheim beharrlich, daß es zu Süddeutſchland gehöre, und König Wilhelm ergrimmte perſönlich, als Preußen auf den Vorſchlag, dieſem heſſiſch-würtembergiſchen Corps Mannheim zum Sammelplatz anzuweiſen, die boshafte und treffende Bemerkung machte: „hat doch Niemand erlebt, daß, wenn ein Krieg mit Frankreich gedroht hat, die Schwaben nach der Pfalz marſchirt ſind, und Solches wird ihnen immer bedenklich vorkommen, ſo lange nicht mathematiſch erwieſen, daß der Schweizerboden neutral bleiben wird.“

In dieſer Frage mußte Wangenheim endlich nachgeben. Dagegen iſt die lächerliche Machtloſigkeit des Bundesoberfeldherrn weſentlich ſein und der Seinigen Werk. Iſt es dem geſetzliebenden Deutſchen heute nicht geſtattet, eine parlamentariſche Regierung zu fordern, ſo darf er ſich dafür einer anderen parlamentariſchen Einrichtung rühmen, die kein Volk der Welt beſitzt — eines parlamentariſchen Hauptquartiers, in welchem die Intereſſen der Armeecorps, ja ſogar der Diviſionen durch Bevollmächtigte vertreten ſind. Dieſe parlamentariſche Segnung iſt ein Geſchenk der liberalen Mittelſtaaten. — Darauf folgte bitterer Hader über die Erleichterung der Militärlaſten der kleinſten Staaten. Oldenburg klagte, für die Großmächte ſei die Aufſtellung eines Heeres „eine Selbſtbefriedigung,“ für die Kleinen aber „eine blos paſſive Pflicht.“ Nun ward geſtritten, ob „die zwei Pioniers und Pontoniers, ſowie die drei reitenden Artilleriſten Sr. Landgräflichen Durchlaucht von Heſſen-Homburg“ durch eine größere Anzahl von Infanteriſten erſetzt werden ſollten, und Wangenheim ahnte nicht, welch' ein beißendes Epigramm auf ſeine geſammte Thätigkeit in der Militärfrage er niederſchrieb, als er ſagte: „kann das Bedürfniß, ſolche Trümmer zu etwas größeren Trümmern zu geſtalten, ein weſentliches genannt werden?“ Durch König Friedrich Wilhelm IV. kam ſpäter einige Bewegung in das Bundeskriegsweſen, wenn anders wir von Bewegung reden dürfen in einem faulen Sumpfe. Aber auch dann noch blieb das einzige Verdienſt der von den Mittelſtaaten geſchaffenen Bundeskriegsverfaſſung dieſes: Jedermann weiß, ſie werde, ſobald ein Krieg ausbricht, ſofort über den Haufen ſtürzen.

Während in Frankfurt für das „Heer im Heere“ gewirkt ward, baute man außerhalb des Bundestages an dem Zollvereine für das „reine Deutſchland“. Nachdem auf den Wiener Conferenzen das gehoffte Bundeszollweſen geſcheitert war, hatte noch zu Wien die Mehrzahl der Kleinſtaaten ſich über die Stiftung eines Sonderzollvereins

vorläufig verständigt. Dieselben Staaten, welche Preußens neues Zollgesetz als ein Verbrechen wider das Bundesrecht verdammten, waren jetzt am Werke, sich selber ein gleiches Gesetz zu geben! Man sprach sogar ernstlich von kräftigen Retorsionen gegen den Bundesgenossen im Norden. Im September 1820 versammelte man sich zu dem Darmstädter Handelstage. Der Freund von List und Nebenius, der Patriot und der „reindeutsche" Doctrinär zugleich ward hier auf's freudigste erregt; Wangenheim wurde die Seele dieses Congresses, und wenn er erkrankte, sind die Verhandelnden zu dem Unermüdlichen nach Frankfurt hinübergekommen. Mit großem Talent wußte er sich in diese schwierigen Fragen einzuarbeiten. Die Parteistellung der Verhandelnden ergab sich von selbst aus der Lage ihrer Volkswirthschaft. Die handeltreibenden Rheinuferstaaten, vortrefflich vertreten durch Nebenius, wünschten die höchstmögliche Annäherung an die Handelsfreiheit; denn Nebenius verlor das große Ziel eines allgemeinen deutschen Zollvereins keinen Augenblick aus den Augen, er erkannte, daß hohe Schutzzölle im Süden den späteren Anschluß an den Norden erschweren müßten. Wangenheim's alter Bundestagsgenosse Aretin dagegen bestand auf hohen Schutzzöllen für den bairischen Gewerbfleiß und — auf einem idealen Stimmenverhältniß, damit Baiern sein politisches Uebergewicht in dem „reinen Deutschland" bewahre! Würtemberg stand politisch und wirthschaftlich in der Mitte, wenn auch näher an Baiern. Sein Gesandter, unterstützt von den rührigen Agenten des List'schen Handelsvereins, Miller von Immenstadt und Schnell, spielte inmitten dieses heftigen Streites der Interessen mit Eifer die Rolle des Versöhners.

Gleichwie List bei seinen volkswirthschaftlichen Arbeiten ein hohes politisches Ziel im Auge hatte und in einem deutschen Zollbunde den Keim einer Constitution für Deutschland sah, so dachte Wangenheim, aus der handelspolitischen Einigung der Kleinstaaten werde der ersehnte Bund im Bunde erstehen. Solcher Hoffnung froh wollte der Leichtblütige den in Wahrheit sehr schlechten Fortgang des Werkes nicht erkennen. Bereits hatten die thüringischen Staaten sich zurückgezogen und Sonderberathungen in Arnstadt eröffnet. Baiern warf in den Wirrwarr der Meinungen einen neuen Streitpunkt hinein, den naiven Vorschlag, Preußen zum Beitritt aufzufordern. Als Preußen verdientermaßen keine Antwort gab, schwelgten die Diplomaten der Kleinstaaten in patriotischer Entrüstung. Darmstadt mahnte zur Eile und

drohte andernfalls abzufallen, da sein Landtag rasche Ordnung des Zollwesens verlange. Trotzdem meinte Wangenheim im Sommer 1823 sich am Ziele und war höchlich überrascht, als Darmstadt seine Drohung wahr machte und sich zurückzog. Unter heftigen Klagen und Gegenklagen löste der Congreß sich auf, und der ganze Grimm seines Leiters ergoß sich — auf Preußen, das durch seine Ränke Darmstadts Verrath verschuldet habe. Wo aber sein Preußenhaß mitspielt, da ist dem Worte des leidenschaftlichen Mannes nicht zu trauen. Versicherte er doch heilig, die Mainzer Commission habe Geheimbünde entdeckt, welche Deutschland für Preußen erobern wollten, und die jetzt veröffentlichten Acten erweisen dies als eine Unwahrheit. So steht auch jener Behauptung Wangenheim's das entschiedene Nein eines andern Betheiligten, Nebenius, entgegen. Doch ebenso wenig können wir unbedingt uns verlassen auf die unschuldige Erklärung des übervorsichtigen badischen Staatsmanns: „allein durch unabweisbare Rücksichten auf seine Volkswirthschaft wurde Darmstadt zum Abfall gedrängt; als Grenzland gegen den Norden und als Ackerbauland konnte dieser Staat sich von dem Sonderbunde keine Vortheile versprechen." Sicherlich haben auch solche Gedanken den Entschluß des Darmstädter Hofes mitbestimmt. Aber noch liegen die Acten über den geheimnißvollen Hergang nicht vollständig vor. Schon jetzt läßt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit sagen, daß allerdings auswärtige Einflüsse, vornehmlich von Wien her, bei dem Abfalle Darmstadts mitwirkten. Die unglaubliche Trägheit und Unwissenheit in allen volkswirthschaftlichen Fragen, welche den Hof des Kaisers Franz auszeichnete, ließ dort den Gedanken, daß Oesterreich jemals in einen deutschen Zollverein treten könne, gar nicht aufkommen. Gentz verwarf den Plan eines Bundesgrenzzolles als ein reines Hirngespinnst; ihm war, als wolle man den Mond in eine Sonne verwandeln. Fürst Metternich hielt jene lächerlichen Provincialzölle, welche die Kronländer des Kaiserstaats von einander absperrten, für eine musterhafte Einrichtung, empfahl sie noch in späteren Jahren dem preußischen Gesandten als ein Vorbild für Preußen. Daher sah Oesterreich den gegen Preußen gerichteten Darmstädter Sonderbund anfangs mit günstigen Augen an. Aber bald regte sich in Wien die Furcht, der gehaßte Würtemberger werde in Darmstadt den politischen Bund der Mindermächtigen gründen. In unzähligen Briefen mußte der getreue Berstett in Karlsruhe dem Fürsten Metternich beschwichtigend versichern, von politischen Plänen sei keine Rede. Es ist

mehr als wahrscheinlich, daß diese politischen Besorgnisse, die auch von einzelnen preußischen Staatsmännern getheilt wurden, in Metternich's ängstlicher Seele zuletzt überwogen und das Wiener Cabinet zu einem drohenden Schritte in Darmstadt bestimmten. — Fünf Jahre nur, und was man in Berlin erwartet, geschah: die Kleinstaaten wandten sich einer nach dem andern nach Berlin, um dem bundesfeindlichen preußischen Zollsysteme beizutreten. In weiser Zurückhaltung verschmähte das preußische Cabinet die Genossen einzuladen, was den souveränen Dünkel nur erbittert hätte. Man wartete, bis die wirthschaftliche Nothwendigkeit die bekehrten Feinde in das preußische Lager trieb und dergestalt die alten Pläne des preußischen Beamtenthums und jener Rebenius'schen Denkschrift unter dem Wehgeschrei der unbelehrten Liberalen ins Leben traten. Als die neue Größe des Zollvereins erstanden war und der preußische Staat, trotz der kurzsichtigen Abmahnungen seines Handelsstandes, die größte nationale That vollbracht hatte, welche die Geschichte des deutschen Bundes aufweist: da blieb von den Bundestagsverhandlungen über das Mauthwesen und von den Darmstädter Conferenzen nichts übrig als eine denkwürdige Lehre. Sie lautet: die widerstrebenden wirthschaftlichen Interessen der Bundesstaaten lassen sich allein versöhnen in einem Bunde der sämmtlichen kleinen Staaten unter Preußens Führung; denn am Bundestage scheitert jede Einigung an Oesterreichs fremdartigem Staatsbau, ein Gruppensystem aber fordert die gleichen Opfer wie ein Bund unter Preußens Führung, ohne einen einzigen seiner Vortheile zu gewähren. Es gereicht Wangenheim und seinem Könige zu hoher Ehre, daß beide in dieser Frage um Deutschlands willen ihre Abneigung gegen Preußen endlich überwanden. Während die schwäbischen Liberalen vor den Fallstricken des preußischen Absolutismus warnten und Rotteck das Fernbleiben des Südwestens vom Zollvereine für eine Lebensfrage des constitutionellen Deutschlands erklärte, unterstützte Wangenheim zu Beginn der dreißiger Jahre eifrig die Bestrebungen König Wilhelm's für den Anschluß Würtembergs an den preußischen Zollverein. Freies volkswirthschaftliches Urtheil hat der alternde Staatsmann freilich nie erlangt. Der Freund List's blieb eifriger Schutzzöllner und schmähte zur Zeit der deutschen Revolution tapfer auf Preußens „selbstsüchtige" Freihandelspolitik.

Noch während dieser Zollverhandlungen nahm Wangenheim Theil an dem Neubau der katholischen Kirche im Südwesten, in der ausgesprochenen Absicht, daß die gegen Rom vereinigten Südstaaten dereinst

den politischen Kern „des reinen Deutschlands" bilden sollten. Leider war die hochwichtige Sache bereits auf dem Wiener Congresse verdorben, wo des wackern Heinrich Wessenberg Bemühungen für eine selbständige deutsche Nationalkirche gewichtigen Widerstand fanden an dem Particularismus Baierns, das „sich selbst genug" war, und zugleich an den ultramontanen „Oratoren" des deutschen Clerus. Preußens Vorschlag, der katholischen Kirche Deutschlands von Bundes wegen eine gemeinsame Verfassung zu verbürgen, ward erst durch Oesterreich abgeschwächt, dann durch Baierns Ränke beseitigt. Daß Oesterreich nunmehr an gemeinsamen Verhandlungen mit Rom nicht theilnahm, verstand sich ohnehin. Auch Baiern erklärte um die Wende der Jahre 1815 und 1816 seinen Entschluß, als katholische Macht selbständig bei der Curie vorzugehen, und man weiß, welch' klägliches Ende diese Selbständigkeit nahm in dem Concordate vom Jahre 1817. Ueberdies hatte der Fürst-Primas Dalberg voreilig auf seine weltliche Macht verzichtet, und wer mochte Preußen verargen, wenn es den Primat dieses napoleonischen Satrapen nicht wiederherstellen wollte? Also war nicht mehr zu denken an die volle Ausführung des Wessenbergischen Planes einer deutschen Kirche unter einem Primas und einer Nationalsynode. Die paritätischen Staaten, oder (wie Rom, der alten Tradition getreu, zu sagen liebte) die akatholischen Fürsten Deutschlands standen jetzt allein. Daß auch sie nicht zusammengingen, das ward bewirkt zum Theil durch die Schuld der oberrheinischen Staaten, zum Theil durch Preußens ablehnende Haltung, am meisten aber durch die plötzliche Umwandlung der Kirche selbst und der kirchlichen Meinungen. Denn wunderbar hatte das Geschick den römischen Stuhl aus tiefster Entwürdigung zu den verwegensten Ansprüchen emporgehoben. Vor wenigen Jahren erst war Napoleon's stolzes Wort erklungen, die Vermischung des Wohles und Wehes der Kirche mit den Interessen eines Staates vom dritten Range — „dieser Skandal" — sei zu Ende. Im Gefühle der Ohnmacht berief sich der Papst gegen die Tyrannei der Rheinbundsfürsten auf den, von ihm selber feierlich verworfenen, westphälischen Frieden; und von der deutschen Kirche, deren Bisthümer bis auf vier verwaist waren, sagte Graf Spiegel: „die Glaubenslehren abgerechnet, sei alles andere daraufgegangen." Nach solcher Noth folgte plötzlich die triumphirende Rückkehr des Papstes in die heilige Stadt; der heilige Vater las die Messe an dem Altar St. Ignatius' von Loyola, und im Süden Frankreichs ward zu Ehren

der alleinseligmachenden Kirche ein blutiger Glaubenskrieg gegen die Protestanten geführt. Die romantische Schule beherrschte die Höfe, und den Fürsten des heiligen Bundes durfte der fromme Fürst Hohenlohe sagen: nicht mehr durch Waffen würden die Ideen der Revolution besiegt, die Erziehung gelte es zu wandeln, die Jugend zurückzuführen in den Schooß der Kirche!

Selbst die schweren Verluste der Revolutionszeit erwiesen sich jetzt als ein Sieg für die Curie. Eine bewunderungswürdige Kraft des Duldens und des Harrens hatte Rom in den napoleonischen Tagen der Bedrängniß bewährt. Der Heiligenschein des Martyrthums war gewonnen, ein kleiner Theil des Clerus durch das Unglück vielleicht wirklich veredelt. Und vor allem, der deutsche Clerus war heimathlos geworden und durch die Säcularisation der geistlichen Staaten der römischen Partei in die Arme getrieben. Der heilige Stuhl wußte diese Niederlage ebenso geschickt auszubeuten, wie er später die vormals als „die feinste Verfolgung der christlichen Kirche" verworfene Freiheit aller Culte für sich zu benutzen verstand. Wohl ertönte noch zur Zeit des Wiener Congresses aus den Reihen des deutschen Clerus häufig das Verlangen nach einer deutschen Liturgie, und unter den Laien erhoben sich viele für die Abschaffung des Cölibats, für eine Nationalkirche oder für ein System der Staatsallmacht, dem der Geistliche nur als ein „höchst ehrwürdiger Staatsdiener" erschien. Aber das Gestirn Roms war im Aufsteigen, und zum Niedergange neigte sich die den Römlingen verhaßteste Schule der van Espen und Hontheim, die um „das goldene Kalb der Nationalität tanzte." Sehr verlassen, in Wahrheit, sah sich Wessenberg jetzt in der deutschen Kirche; fast allein die Liebe seiner Diöcese zu der apostolischen Reinheit seiner Persönlichkeit hielt ihn aufrecht. Die scharfen Denker unter den Laien freuten sich zwar seiner Milde, wenn er in den Protestanten nur die „Kirche linker Seite" sah, und seiner Kühnheit, wenn er das Papstthum ein Gemisch von gesetzlichem Judenthum und selbstgeschaffenem Heidenthum nannte. Jedoch sie mußten seine Inconsequenz belächeln, wenn er trotzdem „die maßlose Subjectivität" der ehrlichen Protestanten verwarf, und sie verharrten also in der alten Gleichgiltigkeit gegen alle kirchlichen Dinge. Die Masse des Volkes natürlich, wo sie noch Sinn zeigte für die Kirche, war in der Hand der römischen Eiferer. Und unter dem Clerus — wo waren sie noch, jene stolzen altadlichen reichsunmittelbaren Prälaten, welche dereinst zu Osnabrück

den von Rom verdammten Frieden unterzeichnet, zu Ems die Unabhängigkeit der Erzbischöfe verfochten hatten?

Seine einzigen mächtigen Bundesgenossen mußte Wessenberg, bei der Kälte der öffentlichen Meinung, auf der Seite der Regierungen suchen. Und die oberrheinischen Staatsmänner allerdings huldigten der Lehre des Episkopalsystems. Wangenheim stand in dieser Frage, wo die Grillen der Naturphilosophie ihn nicht beirrten, fest auf dem Boden der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, welcher doch die mütterliche Erde seiner Bildung blieb. Ohne tiefere Kenntniß dieser Verhältnisse, ließ er sich leiten durch den Rottenburger Domdekan Jaumann und einen vormaligen Domherrn, Schmitz-Grollenburg, zwei eifrige Josephiner, welche die Kirche nur im Zustande tiefster Demüthigung gekannt hatten und den neuen Aufschwung der Macht Roms nicht begriffen. Einen schweren Mangel an historischem Sinne verriethen diese Männer der josephinischen Aufklärung, wenn sie die im funfzehnten und zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von der deutschen Nation wider Rom erhobenen Gravamina jetzt noch durchzusetzen hofften, nachdem längst die Reformation vollzogen und die Absonderung der Nationen eine Wahrheit geworden war. Und noch bedenklicher verkannten sie die wirkliche Lage, wenn sie in jedem Bischof jetzt noch einen Verbündeten des Staats gegen Rom zu finden hofften und der Bewegung, welche Wessenberg's Diöcese erfüllte, eine große historische Bedeutung zuschrieben. Von dem stolzen unbeugsamen Willen der Curie hatten sie keine Ahnung. Wangenheim betrieb mit Feuereifer die Ernennung Wessenberg's zum Bischof von Rottenburg und zweifelte nicht, Rom werde zustimmen. Der nassauische Bevollmächtigte, ein katholischer Geistlicher Koch, verheirathete sich während der Berathungen mit einer Protestantin. Bestürzt entfernte man den unbequemen Mann, aber man fragte sich nicht, ob der römische Stuhl ein Werk annehmen durfte, wobei ein abtrünniger Priester die Hand im Spiele gehabt.

Preußen, das bereits die Zukunft seiner katholischen Kirche in Niebuhr's Hände gelegt, ging andere Wege. Alle glänzenden Vorzüge und alle Fehler Niebuhr's zugleich sträubten sich wider jede Gemeinschaft mit den Staatsmännern des Oberrheins. Mit überlegener Sicherheit erkannte er, wie schwache Stützen das Episkopalsystem in dem deutschen Clerus fand. In der That, der kühne Gedanke einer Nationalkirche ließ sich allein verwirklichen entweder durch eine kraftvolle nationale Staatsgewalt, die dem zersplitterten Deutschland fehlte, oder durch eine

tiefgehende religiöse Aufregung der deutschen Katholiken, welche damals offenbar nicht vorhanden war. Eine solche Bewegung aber, wenn sie je begänne, würde, bei der tief innerlichen Richtung unseres Volkes, sich nimmermehr begnügen mit einer Reform der Kirchenverfassung allein. Auch stand Niebuhr, in seinem Hasse gegen die Revolution, den Ultramontanen doch näher als der josephinischen Aufklärung. Dazu kam sein persönlicher Widerwille, ja seine ungerechte Härte gegen die Führer der nationalkirchlichen Partei, endlich die Geringschätzung des Preußen gegenüber „einer ziemlich langen Reihe von Landesherrschaften, welche nicht den achten Theil der deutschen Katholiken umfassen." Diese Beweggründe wirkten zusammen, und Preußen antwortete verneinend auf den Vorschlag gemeinsamer Verhandlungen mit Rom.

So blieben die Bruchstücke des „reinen Deutschlands" allein. Während Wessenberg seinen kühnen Gang nach Rom machte, um sich zu rechtfertigen vor dem Papste, und die Streitschriften dieses „deutschen Kirchenstreites" in alle Sprachen der Welt übersetzt wurden, eröffnete Wangenheim zu Frankfurt am 24. März 1818 die Conferenzen der oberrheinischen Staaten. Er durfte nachhaltiger Unterstützung versichert sein, denn unter den Abgeordneten fand er nur Gesinnungsgenossen, so die alten Freunde vom Bundestage, Lepel und Harnier. Unter allgemeiner Zustimmung erklärte er das Episkopalsystem für das einzig heilsame, verlangte Landesbisthümer, deren Grenzen jeder Staat selbst bestimme, und berief sich in allen zweifelhaften Fällen auf das josephinische Kirchenrecht. Nach diesen Grundsätzen ward ein organisches Gesetz entworfen, das von dem heiligen Stuhle binnen einer bestimmten Frist ohne Abänderung anzunehmen sei. Wie mochte man glauben, von Rom durch ein so rücksichtsloses Verfahren irgend etwas zu erlangen? Und welche wunderliche Ueberschätzung der Macht der Mittelstaaten, wenn Wangenheim jetzt Preußen um „die Leitung und Förderung" der Unterhandlung mit Rom bat, nachdem ihre leitenden Grundsätze ohne Preußens Mitwirkung festgestellt waren! Natürlich versprach Preußen blos das Unternehmen zu fördern. Trotzdem hegte Wangenheim rosige Hoffnungen, sah in seinen Vorschlägen die Magna Charta der deutschen katholischen Kirche und dachte die Angelegenheit zur Bundessache zu machen, damit Baiern sich wieder befreie von seinem unseligen Concordate — während doch jeder halbwegs Kundige wußte, wie sehr die mächtigste Partei am Münchener Hofe von dieser Demüthigung des Staates vor dem heiligen Stuhle befriedigt war. Was Niebuhr scharf-

blickend vorausgesagt, geschah. Die Gesandten der oberrheinischen Staaten traten in Rom so schroff und mißtrauisch auf, daß Cardinal Consalvi fragte, ob man den Papst für einen Türken halte, und — mußten endlich unverrichteter Sache wieder abreisen. Und nochmals erfüllte sich eine Weissagung Niebuhr's. Die Erwartung der oberrheinischen Staatsmänner, die deutsche Geistlichkeit würde mit den Staaten vereint gegen Roms Willen die neue Kirchenverfassung einführen, erwies sich als verkehrt, und doch fehlte den Deutschen die napoleonische Härte, um mit einem „votre conscience est une sotte" den Clerus zu zwingen. Sie mußten den gröbsten Uebermuth der Curie ertragen, mußten anhören, wie Rom an protestantische Fürsten schrieb: „die Feinde der Religion, um ihre gottlosen Absichten zu erreichen, haben angefangen, den Primat des römischen Bischofs von allen Seiten zu bekämpfen." Endlich begnügten sich die Staaten mit jenem bescheidenen Ziele, worauf Niebuhr von vorn herein seine Absicht beschränkt hatte. Man verzichtete auf einen Vertrag mit Rom über die Grenzen der Staats- und der Kirchengewalt und erwartete nur noch eine päpstliche Circumscriptionsbulle, welche den Umfang der Landesbisthümer der neugegründeten oberrheinischen Kirchenprovinz bestimmen sollte. Aber diese Bulle selbst sollte zu einer neuen Niederlage für die Mittelstaaten werden. Sie hatten nicht bemerkt, daß eine verhängnißvolle Neuerung durch die Bulle eingeführt war. Nicht die katholischen Einwohner der Diöcesen, sondern das gesammte Gebiet der Bisthümer, also auch die darin wohnenden Protestanten, waren der bischöflichen Gewalt unterworfen. Mit anderen Worten: fünf neue Missionsbisthümer waren unbemerkt in Deutschland gegründet, mit all' jenen gefährlichen Rechten, welche den Missionaren gegen die Akatholiken — Ketzer und Heiden — zustehen! Hierauf versuchten die Staaten, selbständig die Rechte der staatlichen Kirchenhoheit in einer Kirchenpragmatik niederzulegen. Sie war in rein bureaukratischem Geiste gehalten, da Wangenheim und seine Gefährten irgend eine Neigung für die katholische Kirche nicht kannten, ja (ein wunderlicher Anachronismus!) ihre paritätischen Staaten als den Keim eines neuen Corpus evangelicorum ansahen. Ueber diese Kirchenpragmatik währte der Hader mit Rom weit über Wangenheim's Wirksamkeit hinaus. Er ist nie zu einem von beiden Theilen anerkannten Austrage gelangt. Der von Wangenheim mit so großer Hoffnung begrüßte „deutsche Kirchenstreit" endete mit der Vertreibung Wessenberg's aus seinem Bisthume. Der

unverwüſtliche Weltſinn der modernen Menſchen hatte nicht vermocht, ſich auf die Dauer für den wohlmeinenden Kirchenfürſten zu erwärmen.

Auf Wangenheim, als den Vorſitzenden in den Conferenzen der oberrheiniſchen Staaten, fiel jedes Lob und jeder Tadel, obgleich er zumeiſt nur den Fingerzeigen ſeiner joſephiniſchen Genoſſen folgte. Sehr arge Fehler offenbar hatte er in ſeinem kecken Selbſtvertrauen auf dieſem ihm fremden Gebiete begangen. Dennoch war namentlich Preußen nicht berechtigt, der Mittelſtaaten zu ſpotten. Preußens Stellung zu Rom war ſehr günſtig, und Niebuhr kannte das Terrain: er wußte, daß Verhandlungen mit der Curie entweder ſehr ſchnell oder gar nicht zum Ziele kommen. Trotzdem vermochte Preußen nicht, das Unverſöhnliche zu verſöhnen, die unveräußerlichen Rechte des modernen Staates mit den nie zu mäßigenden Anſprüchen Roms in Einklang zu bringen. Auch die bureaukratiſche Ueberhebung der Mittelſtaaten gegen die Kirche ſollen wir nicht allzu hart beurtheilen, dieſe Nothwehr der Schwachen gegen eine Weltmacht, welche noch immer das Wort nicht vergeſſen hat: „Deutſchland, Deutſchland iſt der Feind!“ In der That blieb der Zuſtand der oberrheiniſchen Kirchenprovinz erträglich, bis durch den Kölner Biſchofsſtreit die Macht des Ultramontanismus aufs neue gewaltig anwuchs. Ein ehrenhafter, einträchtiger Sinn war unverkennbar unter den Tagenden lebendig. Das bewies namentlich ein wichtiges Zugeſtändniß, welches Wangenheim der deutſchen Fürſteneiferſucht entrang. Darmſtadt gab das uralte Mainzer Erzbisthum auf, Würtemberg ſtellte ſeinen königlichen Landesbiſchof unter den großherzoglichen Erzbiſchof in Freiburg und hörte ruhig den Spott der Metternich'ſchen Partei über ſolche ideologiſche Staatskunſt. So war in dieſem einen Falle der Verſuch einer Gruppenbildung nicht gänzlich geſcheitert.

Dies Zuſammenhalten gerade ward von dem Fürſten Metternich gefürchtet. Die weitverzweigte Thätigkeit der verbündeten deutſchen Mittelſtaaten tritt in die rechte Beleuchtung erſt, wenn wir ſie verſtehen als ein Glied in der großen Kette der europäiſchen Oppoſition wider die Weltherrſchaft der heiligen Allianz. Noch während der Wiener Miniſterconferenzen war jener von Thomas Moore jubelnd begrüßte „Sonnenſtrahl aus Süden“ erſchienen, der „den Eispalaſt des heiligen Bundes“ zerſchmelzen ſollte. Und mit dem Dichter ſchlugen alle edlen Herzen freudig jener großen Bewegung entgegen, die jetzt von Portugal bis Griechenland alle Länder des Südens durchraſte. In Deutſchland mußte das romantiſche Halbdunkel des Teutonenthums der hellen Ein-

ſicht weichen, daß der Kampf der Völker der Gegenwart um freie Staatsformen ein gemeinſamer iſt, und bis heute verkünden die aus dieſen romaniſchen Revolutionen herübergenommenen Schlagworte des Parteilebens — der Name des „Liberalismus", der „Schmerzensſchrei" u. a. — wie ſtark und nachhaltig die heilſame, aufrüttelnde Wirkung dieſer Stürme auf Deutſchlands müde öffentliche Meinung geweſen. Unter dem ſchreckenden Eindruck dieſer großen Kunde vertagte Fürſt Metternich vorläufig in Wien ſeine kühnſten Pläne zur Knechtung Deutſchlands und wandte ſeine geſammelte Kraft den europäiſchen Fragen zu. Die Reunion von Troppau verfaßte das Manifeſt des heiligen Bundes wider die „tyranniſche Macht der Rebellion und des Laſters", und Fürſt Metternich entwickelte ſeinen Plan, den heiligen Bund zu einer ähnlichen permanenten öſterreichiſchen Polizeibehörde für Europa fortzubilden, wie der Bundestag für Deutſchland war. Die Mittelſtaaten erkannten das Verderbliche dieſer zur Polizei herabgeſunkenen Politik, ſie fühlten, daß eine ſolche Knechtung der Völker zugleich eine Mediatiſirung der Fürſten ſei. Doch leider war Wangenheim's unerſchrockener Liberalismus ohne zuverläſſige Bundesgenoſſen. An dem von Parteien zerriſſenen Stuttgarter Hofe ſtritten ſich fortwährend um die Oberhand der bureaukratiſche Hochmuth gegen den Landtag und das dynaſtiſche Selbſtgefühl, das den Großmächten ſich nicht beugen wollte. Im bairiſchen Miniſterium ſaß Wangenheim's liberaler Freund Lerchenfeld neben jenem Rechberg, den Wangenheim alſo vortrefflich ſchilderte: „er vergißt die Angſt vor den Großmächten, wenn ihm Metternich das Schreckbild der Revolution im Spiegel zeigt." Sogar die badiſchen Staatsmänner Berſtett und Blittersdorff dachten damals auf Augenblicke an einen Bund zur Sicherung der Kleinſtaaten, zuletzt überwog in Karlsruhe doch der Haß gegen die Stuttgarter Ideologen. An ſolcher Uneinigkeit und an der natürlichen Zagheit der Ohnmacht brachen ſich Würtembergs Verſuche, einen Gegencongreß der Kleinen in Würzburg zu verſammeln. Ununterbrochen indeß erklangen die Beſchwerden des „gewiſſen deutſchen Staates" (wie die mißhandelten Zeitungen ſich ausdrücken mußten) gegen die Willkür der großen Mächte, und ein gewaltiger Freund erſtand ihm: — England proteſtirte. In überſchwänglichen Worten dankte Würtemberg dem Cabinet von St. James. König Wilhelm ſprach offen vor dem preußiſchen Geſandten, ein Jeder müſſe Herr in ſeinem Hauſe ſein. Wangenheim rief ungeſcheut, jetzt beginne der Kampf des conſtitutionellen Syſtems gegen den Abſolutismus.

Englands Protest blieb ebenso unbeachtet, wie die Verwahrung des Papstes und Toscanas gegen den Durchmarsch der österreichischen Truppen. Die Oesterreicher übernahmen den Schergendienst für Ferdinand von Neapel — „ihre Ketten selbst besudelnd," wie der englische Dichter in heiligem Zorne rief. Auf der zweiten Reunion des heiligen Bundes zu Laibach ward ernstlich der Plan besprochen, den rebellischen Prinzen Karl Albert von Savoyen seines Thronfolgerechts zu berauben. Doch sogar dieser Angriff auf das Staatsrecht der Mittelstaaten vermochte nicht, die Zagenden zu festem Widerstande gegen die ungeheure Uebermacht zu verbinden. Ein Laibacher Manifest verkündete der Welt die frohe Botschaft, daß Gott die Gewissen der Rebellen mit Schrecken geschlagen, und behauptete den Beruf der großen Mächte, Europa vor Anarchie zu schützen. Die Verkündigung ward dem Bundestage mitgetheilt, und mit verhaltenem Ingrimm stimmten Wangenheim und seine Freunde dem Antrage des österreichischen Gesandten zu, der deutlich wie kein anderer die Lage der Dinge aufdeckte. Deutschland lag adorirend zu den Füßen des Wiener Hofes und stammelte die Reden byzantinischer Eunuchen. Der Gesandte beantragte: „Ihren K. K. Majestäten die Versicherung unseres ehrfurchtsvollsten Dankes für diese Mittheilung mit der ehrerbietigsten Versicherung angenehm zu machen, daß wir einhelligst in ihren Inhalten das schönste Denkmal tief verehren, welches diese erhabensten Souveräne Ihrer Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe zum bleibenden Troste aller rechtlich Gesinnten setzen konnten." Befriedigt von diesem „Siege des Rechts über das leidenschaftliche Treiben der Friedensstörer" ernannte Kaiser Franz seinen Minister zum Staatskanzler.

Indessen ward die Lage der Opposition von Tag zu Tag unsicherer. In München überwog mehr und mehr der Einfluß Rechberg's, und als der bairische Bundestagsgesandte, Wangenheim's Freund Aretin, starb, ward er durch einen dem Wiener Hofe angenehmen Mann ersetzt. Kaum wagte noch Einer den positiven Plan des „Bundes im Bunde" zu verfechten; ein Glück, wenn es nur gelang, die Angriffe Oesterreichs abzuwehren. In solcher verzweifelten Stimmung ließ Lindner abermals eine pseudonyme Denkschrift erscheinen: „Ueber die Lage Europa's" (Anfang 1822) — ein Pamphlet, schlau berechnet auf die persönlichsten Neigungen des Königs von Würtemberg. Nicht von der Repräsentativverfassung kommt uns das Heil, „unter deren Schutze die Redekünstler nach Brot gehen." An das Naturgesetz vielmehr müssen

wir uns halten, „das den höheren Genius zum Regenerator der Gesellschaft beruft.“ Der „deutsche Bonaparte“ wird „den Genius der Bundespolitik“ verstehen, durch eine einzige männliche Erklärung am Bundestage die öffentliche Meinung für sich gewinnen und, getragen von der Begeisterung der Nation, das Stabilitäts- und das Repräsentativsystem zugleich stürzen! — Dem Wiener Hofe schien das Machwerk so wichtig, daß Gentz dasselbe in einer meisterhaften Denkschrift mit überlegenem Hohne widerlegen mußte, und dies Memoire mit einer österreichischen Circulardepesche an alle Höfe gesendet wurde. Der deutsche Bonaparte aber — ließ, um seine harmlose Unschuld zu beweisen, die Gentzische Denkschrift in seiner Stuttgarter Hofzeitung abdrucken! Bis zu dieser äußersten Rathlosigkeit also waren die Männer der Triaspolitik herabgekommen, daß sie durch große Worte heroische Entschlüsse in einem Manne, der kein Held war, zu entzünden dachten, wie man dasselbe im Jahre 1863 mit König Max II. von Baiern versuchte! Solche Täuschung über die Begabung eines Mannes läßt sich vielleicht verzeihen; verwerflich aber und bezeichnend für die Politiker der Kleinstaaten war der erstaunlich rasche Wechsel der Meinung. Freilich, wer mit Factoren rechnet, die nicht existiren, dem fällt leicht, seine Ueberzeugung auszuziehen wie ein vernutztes Kleid. Auch Wangenheim fand es jetzt gerathen, beschwichtigende Worte zu reden. Er schrieb in das wichtigste Organ des deutschen Liberalismus, in Murhard's politische Annalen, einen geschraubten Aufsatz zum Lobe der heiligen Allianz. Reiche Bewunderung zollt er hier dem Czaren, dessen Beistand noch immer die geheime Hoffnung des Stuttgarter Hofes war. Eine auf christlichen Grundgedanken ruhende Allianz könne nimmermehr dem Volksrechte gefährlich werden; nicht Mißtrauen gegen ihre Stifter halte England von ihr fern, sondern der Materialismus jener englischen Handelspolitik, welche „den Wohlstand nach harten Thalern berechne!“

Die unentschlossene Schwäche der Mittelstaaten gegenüber dem gewaltsamen Vorschreiten des Systems der Intervention rächte sich schwer, als die Gefahr nunmehr dem deutschen Bunde näher rückte. Die dritte Reunion der Allianz trat zusammen, und wer in der Stickluft dieser unseligen Tage sich noch ein freies Herz bewahrt, sah mit Ekel auf die üppigen Feste von Verona. Byron mahnte den weißen Czaren, heimzukehren und die Baschkiren zu waschen und zu scheren, statt zu tanzen auf den rauchenden Trümmern des Völkerglücks. Man wußte an den

kleinen Höfen, daß Metternich hier seine Pläne gegen die süddeutschen Staaten zu verwirklichen dachte. Den König Wilhelm nannte eine geheime österreichische Denkschrift „einen in der That und Absicht entschiedenen Feind des deutschen Bundes." — Die unerwartete Wendung der europäischen Händel kehrte freilich die Spitze des Congresses gegen Spanien. Indeß enthüllte sich in den Berathungen über Spanien und Italien deutlich, was die Mittelstaaten am meisten erschrecken mußte: der wohldurchdachte Zusammenhang eines ganz Europa umfassenden Systems der Legitimität. Für Italien ward eine Centraluntersuchungscommission wie die Mainzer vorgeschlagen. Fast mit den Worten der Wiener Schlußacte sagte man von dem Könige von Spanien: es sei ein Verbrechen, wenn ein Fürst freiwillige Opfer von seiner Autorität bringe; nur theilweis übertragen, nicht veräußern lasse sich die monarchische Gewalt. Die von Verona erlassene Circularnote der Ostmächte verlangte in dem Tone des Dictators „die treue und beharrliche Mitwirkung sämmtlicher Regierungen," sagte den Mittelstaaten, mit unverkennbarem Hinweis auf Würtemberg, „daß sie sich einer ernstlichen Verantwortung aussetzen, wenn sie Rathschlägen Gehör geben, die ihnen früher oder später die Möglichkeit rauben würden, ihre Unterthanen gegen das Verderben zu schützen, welches sie selbst ihnen bereitet hätten!"

Zurückgekehrt aus Verona berief Metternich im Winter 1822 auf 1823 den Grafen Bernstorff und andere Getreue nach Wien und legte ihnen eine Denkschrift vor, — die Kriegserklärung des Wiener Hofes gegen Wangenheim's Partei. Die süddeutschen Regierungen, hieß es darin, haben die demokratischen Elemente so um sich greifen lassen, daß binnen Kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Regierungsform in ihren Händen zerfließen wird. Daß sie ohne äußeren Impuls sich wieder emporheben, ist nicht wahrscheinlich. Also — Einwirkung durch den Bund! Dazu aber sind nöthig eine „vereinfachte" Geschäftsordnung und — andere Gesandte an der Bundesversammlung. „Gesuchte und kunstreiche Darstellungen individueller Ansichten, Debatten, wobei nur Eigenliebe und Persönlichkeit ihre Befriedigung finden, Abschweifungen in abstracte Theorien, populäre Vorträge, Tribünen-Beredsamkeit, das alles muß aus dem Bundestage verbannt sein. Daß die Idee einer Opposition in der Bundesversammlung nur aufkommen konnte, beweist hinlänglich, wie weit sie von ihrem ursprünglichen Berufe schon abgewichen sein mußte." Daher ferner geheime Protokolle,

damit fürderhin nicht mehr „einzelne Gesandte“ um die Gunst des Publicums buhlen, und damit die „unnützen Spöttereien über die unvermeidliche Geringfügigkeit“ der Bundesverhandlungen ein Ende nehmen! Der also gereinigte Bundestag soll dann auf Anrufen der Einzelstaaten die deutschen Verfassungen so auslegen, „wie es das höchste der Staatsgesetze vorschreibt.“ Namentlich soll die verfassungsmäßige Oeffentlichkeit der Ständeverhandlungen von Bundes wegen dahin ausgelegt werden, daß die Heimlichkeit die Regel bilde; denn gegenwärtig werden „die noch an Zucht und Ordnung gewöhnten Unterthanen anderer deutschen Staaten“ durch das Bekanntwerden „der empörendsten Maximen“ tagtäglich aufgeregt. — Oesterreichs Absicht, die Verfassungsrechte der Deutschen auf das Maß der österreichischen Freiheit herabzudrücken, ließ sich nicht dreister aussprechen. Den Muth zu diesem kecken Heraussagen gewann Metternich, weil er inzwischen lehrreiche Erfahrungen gesammelt hatte über die Verfassungstreue der kleinen Fürsten. Schon vor dem Veroneser Congreß (September 1822) war Blittersdorff heimlich nach Wien gereist, um zu eröffnen, daß sein Herr sich dem k. k. Systeme anzunähern wünsche. Ein Gespräch Metternich's mit Berstett in Innsbruck vollendete diese Annäherung. Aehnliche Winke kamen vom bairischen Hofe. König Max Joseph grollte seinen meisterlosen Kammern und hoffte von den Großmächten des changements favorables aux souverains. Ein Besuch des Fürsten Metternich in München belehrte ihn, daß hier noch nicht Alles verloren war. — Den Schluß jener k. k. Denkschrift bildeten Vorschläge gegen „die Licenz der Presse.“ Hier hatte Gentz seinem alten Grimme wider die liberalen Zeitungen die Zügel schießen lassen. Geendet werden muß „das halsbrechende Spiel,“ das manche Regierungen durch ihre strafbare Nachsicht gegen die Presse treiben. Darum Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse auf unbestimmte Zeit und directes Einschreiten des Bundestags gegen drei Stuttgarter Blätter, die Neckarzeitung, den deutschen Beobachter und die von Wangenheim begünstigten Murhardschen Annalen. — Aber von diesem Aeußersten der Lüge wendete sich Graf Bernstorff angewidert ab. Er begann in maßvollen Formen einen ernsten und erfolgreichen Widerstand. Er verwarf jene beliebte „Auslegung“ der süddeutschen Verfassungen gänzlich, weil man, „was unbedingten Rechtens ist, mit demjenigen, was auf zweifelhaften oder schwachbegründeten Befugnissen beruht“, nicht verwechseln dürfe. Er tadelte die „leidenschaftliche Farbe“ jener Gentzischen Denkschrift über

die Presse und bewirkte ihre Milderung.*) Der Vorschlag einer neuen Geschäftsordnung wurde, nach Bernstorff's Rath, nicht als ein Antrag dem Bundestage vorgelegt, sondern lediglich der Instruction für den neuernannten österreichischen Bundestagsgesandten eingefügt. Metternich's Liebling Münch-Bellinghausen sollte die Opposition in Frankfurt zu Paaren treiben, die Graf Buol nicht zu bändigen vermochte. Der Epuration des Bundestags stimmte der preußische Minister zu; Wangenheim's Anwesenheit erschien, nach Allem was geschehen, als eine Beleidigung gegen Preußen. Und schon drängte Metternich, der wackere Klüber müsse den preußischen Staatsdienst verlassen; sein deutsches Bundesrecht sei das „revolutionärste Buch, das seit Langem erschienen," sei die Quelle der Wangenheim'schen Theorien.

In Verona hatte die immerdar schwankende Freundschaft der großen Mächte einen schweren Stoß erhalten. Noch mehr war sie gelockert worden durch die griechische Revolution, so daß englische Blätter von dem Congresse von Verona trocken sagten, das werde die letzte Zusammenkunft der fünf großen Mächte gewesen sein. Angesichts dieser drohenden europäischen Verwicklungen mußte Oesterreich mit Sicherheit auf Deutschlands unbedingte Abhängigkeit rechnen können; ist doch unser Volk dem Hause Habsburg nie etwas anderes gewesen, als ein gleichgiltiges Mittel für seine europäischen Pläne. Wie die Revolution in Neapel und Piemont, so sollte auch die bescheidene deutsche Reformpartei vernichtet werden.

Mit Spannung war Wangenheim diesen Ereignissen gefolgt, und längst schon sah er seinen Sturz voraus. War nicht bereits vor den Karlsbader Beschlüssen der weit harmlosere Gagern beseitigt worden? und hatte nicht König Wilhelm wiederholt seinen Bundestagsgesandten gegen die gröbsten Angriffe Oesterreichs in Schutz nehmen müssen? — Zuerst in Börne's Briefen aus Paris ist eine geheime Denkschrift vom Jahre 1822 veröffentlicht worden, welche dem österreichischen General Langenau zugeschrieben ward und seitdem als ein ruchloses Beispiel österreichischer Tücke in vielen deutschen Geschichtswerken geprangt hat. Sogar Gustav Kombst, der so viele Geheimnisse des Bundestags mit unwillkommener Hand entschleiert hat, wagte über ihren Verfasser nur Vermuthungen. Wir wissen jetzt aus Wangenheim's letzten Schriften, was schon damals dem scharfen Blicke Blittersdorffs nicht entging: diese

*) Nach den Berichten Bernstorff's an König Friedrich Wilhelm (Wien, 21. Januar und 10. Februar 1828). Hdschr.

Urkunde ſtammt aus der Feder des würtembergiſchen Geſandten, und daß er ſolche Mittel nicht verſchmähte, beweiſt die Erbitterung der Streitenden. Er legte darin dem öſterreichiſchen General den Plan in den Mund, zuerſt Baiern für Oeſterreich zu gewinnen und dann zur „Epuration" des Bundestags zu ſchreiten; denn währe die Oppoſition in Frankfurt noch länger, ſo würden „die Völklein endlich an die Möglichkeit glauben, daß ſie ein Volk werden könnten." „Alles iſt gewonnen, wenn um ſeines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur Einer rappellirt wird." Dann werden die anderen Bundestagsgeſandten, „um ſich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Poſten zu befeſtigen, ſelbſt dazu mitwirken, ihre Höfe den öſterreichiſchen, alſo auch den preußiſchen An- und Abſichten aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiſerhaus entgegenzuführen." Das boshafte Schriftſtück iſt ein glänzendes Probſtück von Wangenheim's burſchikoſem Uebermuth. Eine Note ähnlichen Inhalts war wirklich von Langenau nach Wien geſchickt worden; befreundete Geſandte hatten warnend ihrem ſchwäbiſchen Genoſſen davon Kunde gegeben, und er antwortete mit rückſichtsloſer Verhöhnung.

Was aber that Würtembergs Regierung? Der König erſuchte ſeinen von Verona zurückkehrenden Schwager um eine perſönliche Unterredung und erlangte dieſe Gunſt trotz Metternich's Gegenbemühungen. Doch ihm gelang nicht, den nunmehr wieder gänzlich für die Sache der Legitimität gewonnenen Czaren auf ſeine Seite zu ziehen. Wintzingerode ſchrieb jetzt nach vergeblichen Gegenvorſtellungen auf des Königs ausdrücklichen Befehl die berufene Circularnote vom 2. Januar 1823 zur Wahrung der Rechte der Mindermächtigen. Er nannte die Großmächte kurzweg „Erben des Einfluſſes, den Napoleon ſich in Europa angemaßt," und fuhr fort: „Verträge abgeſchloſſen, Congreſſe zuſammenberufen im Intereſſe der europäiſchen Völkerfamilie, ohne daß es den Staaten des zweiten Ranges geſtattet iſt, ihre beſonderen Intereſſen zu wahren; die Formen ſelbſt, unter welchen man ſie zu den Verträgen zuläßt und ihnen die Beſchlüſſe der überwiegenden Mächte zu erkennen giebt — dieſe verſchiedenen Neuerungen in der Diplomatik rechtfertigen wenigſtens einen ausdrücklichen Vorbehalt zu Gunſten der Rechte, die jedem unabhängigen Staate unveräußerlich zuſtehen." Ein nur allzugerechter Proteſt gegen die Anmaßung der Pentarchie. Aber die unausrottbare Begriffsverwirrung der Mittelſtaaten kehrte wieder, wenn der Miniſter dann den deutſchen Bund eine Macht erſten Ranges nannte, deſſen Ganzes doch nimmermehr den Theilen nachſtehen dürfe — wäh-

rend der Bund unzweifelhaft zu den Mächten zweiten Ranges zählt und die zwei Großmächte thatsächlich nicht seine Theile sind. Als dann das Veroneser Manifest dem Bundestage vorgelegt ward, und der russische Gesandte es mit den bedeutungsvollen Worten begleitete: „die Nationen sind nur so lange ruhig, als sie glücklich sind, und niemals hat sich das Glück in der Bewegung gefunden" — da meinte sogar die zahme Augsburger Allgemeine Zeitung: „eine genaue Berathung ist nöthig, damit man sieht, die deutschen Bundesstaaten seien souveräne Staaten." Die österreichische Partei beantragte die übliche „dankbare Uebereinstimmung mit den Ansichten und Maßregeln" der Großmächte. Wangenheim dagegen wollte sich boshaft mit einer Anerkennung der reinen Absichten begnügen, denn noch fehle die nähere Kenntniß der Verhandlungen von Verona, und — der Bund müsse Rücksicht nehmen auf seine Stellung zu allen auswärtigen Mächten. Von Allen verlassen, enthielt er sich der Abstimmung.

Dann übernahm Münch-Bellinghausen den Vorsitz, und er verstand, bald durch gewinnende österreichische Gemüthlichkeit, bald durch grobe Einschüchterungen, die Herrschaft im Bunde zu behaupten. Die Gedanken jener Wiener Denkschrift begannen sich zu verwirklichen, zunächst die Pläne wider den europäischen Skandal der würtembergischen Presse, wie Gentz in seiner Denkschrift sagte. Vor allen hatte der Stuttgarter „Deutsche Beobachter" den Zorn der hohen Versammlung erregt durch einen Aufsatz über die Diplomaten. „Ungeachtet es scheinen könnte, als spräche der Bundestag hier in eigener Sache," erklärte der Ausschuß des Bundestags den Angriff auf „diese angesehene Klasse von Beamten für unverträglich mit dem monarchischen Princip und mit der Sicherheit der Bundesstaaten." Das Blatt ward unterdrückt, Würtemberg mit der Vollziehung dieses Beschlusses beauftragt. Vergeblich verlangte Wangenheim Frist zur Einholung von Instructionen. Der Geist, nicht der Buchstabe der Bundesgesetze sei entscheidend, meinte Münch; nur eine sofortige Unterdrückung werde die gewünschte moralische Wirkung äußern. Nach einigen Wochen mußte Wangenheim über die vollzogene Unterdrückung berichten, und Münch sprach darauf die Hoffnung aus, „diese Strafe werde die Zeitungsschreiber geregelter, die Censoren vorsichtiger machen." Hier, am Ende seines Wirkens in Frankfurt, berührte Wangenheim, körperlich leidend und tief niedergeschlagen, noch einmal jene Karlsbader Beschlüsse, deren übereilte Annahme sein ganzes Schaffen verdorben hatte. Er beklagte, daß der Bundestag die

Karlsbader Protokolle — die nothwendige Erläuterungsquelle für die Karlsbader Beschlüsse — gar nicht kenne, und fand es „wenigstens zweifelhaft," ob der Zustand des deutschen Volkes, das „nie von der Bahn der Treue und des Gehorsams gewichen," die Fortdauer dieser Beschlüsse fordere. Das war das letzte Aufflackern der Opposition am Bunde. Schon hatte Fürst Metternich begonnen, die Weissagung der Langenau'schen Note zu erfüllen, und den Verrath in das Lager der Mittelstaaten geworfen. Jene scharfe Antwort Wintzingerode's auf das Manifest von Verona war durch die Vermittlung des Bundestagsgesandten in französischen Blättern veröffentlicht worden. Die Ostmächte verlangten entschieden Genugthuung, die Gesandten von Oesterreich, Preußen und Rußland verließen Stuttgart. Graf Wintzingerode erkannte jetzt, daß es geboten sei einzulenken; den Großmächten längst verhaßt, lud er jetzt auch den Haß der Liberalen auf sich. So wurde endlich erreicht, was der russische Gesandte Anstett noch kurz zuvor umsonst bei König Wilhelm in persönlichem Zwiegespräch durchzusetzen versucht hatte: Wangenheim ward abberufen (Juli 1823), und man nahm sein Gutachten über die westphälischen Domänenkäufe (jene gefährliche Theorie vom „ewigen Staate") zum Vorwand. Umsonst bat der Gesandte, man möge ihm diese Beschimpfung ersparen und ihn selber um seinen Abschied bitten lassen. Er hatte diese Bitte nicht gestellt da es noch Zeit war; jetzt ließ man ihn fallen. In seiner ritterlichen Ergebenheit gegen den König erklärte er in den Zeitungen jenen Vorwand seiner Abberufung für die wirkliche Ursache, und man begreift, welchen Zorn unter den Staatsmännern des Bundestags dies undiplomatische öffentliche Auftreten, diese „Appellation an die sogenannte öffentliche Meinung" hervorrufen mußte. So geheim wußte die österreichische Partei den Hergang zu halten, daß selbst ein Nahestehender wie Stein von der Wahrheit nichts ahnte und dem Entlassenen seinen willkürlichen Austritt in herben Worten vorwarf. Es war die höchste Zeit, daß der König die Abberufung seines Gesandten genehmigte. Verzögerte er sie noch länger, so war man in Wien entschlossen, eine der zahlreichen Tactlosigkeiten Wangenheims, welche die geheime Polizei getreulich einberichtet, zu benutzen und den verhaßten Mann durch eine öffentliche Beschämung zu stürzen. Il sera tué à la diète, schrieb Fürst Metternich einem Freunde.

Was verschlug es, daß der König noch im selben Jahre, den Großmächten zum Trotz, in einer geharnischten Thronrede das Vertrauen

seines geliebten Volkes die sicherste Stütze seines Thrones nannte? Fast gleichzeitig erfolgte die Abberufung der getreuesten Genossen Wangenheim's, der beiden hessischen Gesandten Lepel und Harnier. Auch Wintzingerode ward entlassen und rächte sich durch einen anonymen Zeitungsartikel, der aus eigener Erfahrung das Verdammungsurtheil über die unklare, frivole und — vor allem — ohnmächtige Opposition der Mittelstaaten in den Worten zusammenfaßte: „Abschaffung des Ministeriums des Auswärtigen; dann giebt es keine Circularnoten, die für nichts und wieder nichts so viel Lärm machen, die Regierung compromittiren und den Staat gefährden." Wangenheim's Nachfolger, der Freiherr von Trott, hatte seine Lust daran, die beiden Herrscher des Bundestags, den gewandten Münch und den plumpen Preußen Nagler, gelegentlich durch boshaften Widerspruch zu kränken; eine nationale Oppositionspartei zu leiten kam dem vormaligen Präfecten König Jerome's nicht in den Sinn. Im Sommer 1824 zog dann Metternich bei einem Besuche in Tegernsee den baierischen Hof gänzlich zu sich hinüber, die Verlängerung der Karlsbader Ausnahmegesetze und die Geheimhaltung der Bundesprotokolle ward am Bunde beschlossen. Unangefochten bestand fortan jenes System allmächtiger und allgegenwärtiger polizeilicher Aufsicht, welches einen scharf beobachtenden nordamerikanischen Staatsmann, Everett, in diesen Jahren zu der trockenen Bemerkung veranlaßte: in den milderen Despotien Hinterasiens ist die persönliche Freiheit der Einwohner ohne Zweifel minder beschränkt als in Deutschland. Die österreichischen Staatsmänner fanden „den sittlichen Zustand der gefährlichen Mittelklassen wesentlich gebessert," und die Lehre von dem liberalen „Bunde im Bunde" schien vernichtet. Da Murhard's Annalen diese Theorien jetzt noch predigten, konnte Gentz in sein Tagebuch die verachtenden Worte schreiben: „kann vergessen werden, da keine Gefahr ist, daß sie die deutschen Höfe gewinnen könnte." Und da sein ängstliches Gemüth also von einer schweren Sorge entlastet war, so spottete er selbst der Angst der letzten Jahre und schrieb als „haruspex ad haruspicem" an Adam Müller über die polizeilichen Maßregeln gegen die Demagogen: „betrachten Sie dergleichen mehr als unschuldige Gemüthserheiterung für den deutschen tiers-état!"

Den Alpdruck der österreichischen Tyrannei hinwegzunehmen, blieb reineren und mächtigeren Händen vorbehalten, als den deutschen Mittelstaaten. Inmitten des salbungsvollen Geredes der freiheitsmörderischen Romantik zeichnete Georg Canning die erhabenen Grundzüge ein-

facher, echter Staatskunst, die nicht zu glänzen sucht durch Einmischung in armselige häusliche Händel anderer Länder, sondern den Quell ihrer Stärke zu Hause findet in der Eintracht zwischen Volk und Regierung, zwischen Parlament und Krone. Und in denselben Jahren, da die Revolution in Spanien und Italien gebändigt, der deutsche Volksgeist auf's neue geknebelt schien, erstand in den Freistaaten Südamerika's eine jugendliche, unanfechtbare demokratische Macht, legte die Befreiung Griechenlands die Axt an die Wurzel des heiligen Bundes, und Canning rief sein triumphirendes „novus saeclorum nascitur ordo."

Es war ein unmögliches Unterfangen und zugleich ein jammervoller Beweis für die Unnatur der Bundespolitik gewesen, daß ein geistreicher Mann versuchen konnte, in einem Diplomatencongresse eine Oppositionspartei zu bilden, welche sich lediglich stützte auf die persönliche Gesinnung abhängiger Gesandten. Der Entlassene zog nach Dresden, lebte dort in regem geselligem Verkehr mit geistreichen Menschen, erzog seine Kinder selbst und versenkte sich wieder in wissenschaftliche Arbeiten und in die Spielereien der Naturphilosophie: eine Somnambule trieb zu Zeiten ihr Wesen in seinem Hause. Durch lange Jahre hat er an einem unförmlichen Werke über Republik und Monarchie gearbeitet, das nie erschienen ist. Nachher siedelte er nach Coburg über, und an so manchem Nachmittag sah man dort den stattlichen alten Herrn hinüberwandern nach dem lieblichen Landsitze Friedrich Rückert's. Bei dem Freunde fand er, was sein Herz begehrte: edlen Freimuth, warme Vaterlandsliebe, geistvolle Deutung jener Fabelwelt des Morgenlandes, die seinen phantastischen Hang immerdar reizte, endlich frohe Erinnerungen an die Zeit des schwäbischen Verfassungskampfes, welche die Beiden als treue Genossen mitsammen durchlebt hatten.

Da erfreute ihn nach Jahren plötzlich ein Zeichen der Theilnahme aus der alten Heimath. Ein schwäbischer Wahlkreis wünschte ihn zum Abgeordneten zu wählen für den Landtag vom Jahre 1833. König Wilhelm, der alten Freundschaft eingedenk, bestätigte ihm auf seine Bitte das Staatsbürgerrecht, dessen Besitz dem „Ausländer" nicht sicher war, und da überdies die Stadt Ehingen ihm ihr Ehrenbürgerrecht verlieh, so schien alles in Ordnung. Aber der offenherzige Mann legte seinen Wählern sein politisches Programm vor und verwarf darin allerdings, als ein Mann der rechten Mitte, wie er mit Stolz sich nannte, die Rotteck-Welcker'sche Schule mit ihren „überspannten, aus bloßen Verstandesbegriffen abgeleiteten Forderungen"; noch weit ent-

ſchiedener jedoch trat er dem „von einer verblendeten Ariſtokratie geleiteten Abſolutismus“ entgegen. Als den Urheber der herrſchenden Aufregung bezeichnete er den Bundestag, der „die Civiliſation rückwärts treibe.“ Mit vollem Rechte, denn in den jüngſten Jahren war der Bundestag noch tiefer geſunken. Abermals kam über Deutſchland eine Zeit wie jene der Karlsbader Beſchlüſſe. Das Wiener Cabinet begann ſich von dem Schrecken zu erholen, dem es nach der Julirevolution verfallen war; die polniſche Erhebung neigte ſich zum Ende, und bald erklang durch den Welttheil das höhniſche: l'ordre règne à Varsovie. Jetzt fand man in Wien den Muth, ſich gegen die Nachwirkungen der Juliwoche zu erheben. Sachſen und Kurheſſen wurden von Wien aus vermahnt, ihre neu gegründeten Landtage in ſtrenger Zucht zu halten; in Baden ſchritt der Bundestag ein und vernichtete das neue Preßgeſetz; die verhaßte Freiburger Hochſchule mußte durch die Abſetzung Rotteck's und Welcker's ihres Glanzes entkleidet werden. Allen conſtitutionellen Staaten zugleich galt dann der berüchtigte Bundesbeſchluß vom 28. Juli 1832, welcher die deutſchen Landtage einer fortwährenden Aufſicht durch den Bund unterwarf, ihr Steuerbewilligungsrecht wie ihre Redefreiheit beſchränkte. Ringsum in Europa fand der Ruf der Entrüſtung, den die mißhandelte Nation erhob, lauten Widerhall. Im Parlamente fragte Henry Lytton Bulwer, „ob je eine ſolche Verletzung der heiligſten Verſprechungen erhört worden?“ Und dies „in dem Geburtslande der Freiheit, in dem Lande Luther's, wo die Freiheit des Gedankens immer das Loſungswort geweſen iſt, das das Volk zum Siege führte!“ — Offenbar konnten conſtitutionelle Miniſter jenen Bundesbeſchluß nicht ohne klare Pflichtverletzung annehmen. Seit die Oppoſition im Bundestage zerſprengt war, befolgten ſämmtliche conſtitutionelle Mittelſtaaten jenes bequeme jeſuitiſche Schaukelſyſtem, welches bald am Bunde eine Stütze gegen die Stände, bald am Landtage einen Anhalt gegen den Bund ſuchte. Gerade jetzt zitterte König Wilhelm's Regierung vor dem Augenblicke, wo ſie der erbitterten Volksvertretung Rede ſtehen ſollte wegen der jüngſten Bundesbeſchlüſſe. Mit jener Anſprache alſo ſchlug ſich Wangenheim zur Oppoſition, und von Stund' an erklärte ſich die Regierung gegen ſeine Wahl. Noch einmal ſollte er den Unſegen des alten Verfaſſungskampfes erfahren. Wir entſinnen uns, wie dieſer Streit endlich durch die übereilte Annahme eines königlichen Entwurfs beendigt wurde. In der ſo leichtfertig geſchaffenen Verfaſſung fanden ſich zwei Paragraphen

mit widersprechenden Bestimmungen über die Frage, ob der Gewählte im Königreiche wohnen müsse. Grundes genug für die Regierung, um Wangenheim's Wahl als ungiltig anzufechten, und sie gewann endlich dafür eine schwache Mehrheit in der Kammer. Die heftigen Debatten waren ein Triumph für Wangenheim, sie offenbarten, daß dieser herrliche Stamm den Werth des gehaßten „Fremden" jetzt zu schätzen wußte. Nicht blos die Minister — darunter Wangenheim's weltklügerer Schüler Schlayer — betheuerten scheinheilig ihr Bedauern über die Ungiltigkeit der Wahl. Alle Parteien wetteiferten in dem Lobe des wackeren Mannes, und sein alter Gegner Uhland sprach: „Giebt es nicht auch ein geistiges Heimathsrecht, das nicht ganz von der Scholle abhängt? Ist es nicht auch ein Wohnen im Lande, wenn man im Angedenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen wurde?"

Noch während dieser Handel schwebte, legte Wangenheim sein politisches Glaubensbekenntniß nieder in der umfänglichen Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim." Hier schildert er sein Leben mit Worten, welche lebhaft an sein eigenes Wort gemahnen: „die Naivität ist die Zwillingsschwester des Talents." Dann wagt er sich an die erste Principienfrage, welche damals die gesammte Presse beschäftigte, an die Frage, ob jener den Landesverfassungen widersprechende Bundesbeschluß vom 28. Juli rechtsgiltig sei. Die tiefe Verlogenheit unseres Rechtszustandes offenbarte sich schrecklich in jenen Tagen. Die Regierungen von Würtemberg und anderen Mittelstaaten verkündeten jenen Bundesbeschluß mit dem Beisatze, damit sei keine Verletzung der Landesverfassung beabsichtigt; darauf erklärte der Bundestag seinerseits, mit jenem Beisatze sei keine Verletzung des Bundesbeschlusses beabsichtigt! So drehten sich die Regierungen im Kreise — und gleich ihnen die Publicisten. Wangenheim bewies zwar schlagend das Recht der Kammern, die Minister wegen der den Bundestagsgesandten ertheilten Instructionen zur Verantwortung zu ziehen, und damit „die Möglichkeit einer gesetzlichen Einwirkung der Landtage auf den Bundestag." Aber wenn er dann kurzweg behauptete, jeder Bundesbeschluß sei unverbindlich, der einer Landesverfassung widerspreche, so war dies klärlich eine petitio principii. Feste rechtliche Grundsätze über die Grenzen der Bundesgewalt hat weder er gefunden, noch Rehscher, Paul Pfizer, H. K. Hofmann oder irgend ein anderer der Vielen, welche mit ihm gegen die jüngsten Bundesbeschlüsse zu Felde zogen. Und in Wahr-

heit, dieſe Rechtsſätze ſind unfindbar, denn die Bundesgeſetze bilden ein geiſtloſes Gemiſch bundesſtaatlicher und ſtaatenbündiſcher Rechtslehren und ſtehen mit ſich ſelber wie mit den vorher und nachher erſchienenen Landesverfaſſungen in einem ſchlechterdings unverſöhnlichen Widerſpruche. — Angehängt war dem Werke ein Verſuch über die Unmöglichkeit moderner Freiſtaaten, wozu Altmeiſter Eſchenmayer die Einleitung geſchrieben. In der alten doctrinären Weiſe ward hier die monarchiſche Gewalt als der indifferentiirende Punkt inmitten der ſocialen Gegenſätze bezeichnet und den Freiſtaaten die wunderliche Fabel nachgeſagt, daß in ihnen die Staatsmänner keinen beſonderen Stand bilden könnten.

Wangenheim erlebte noch den nächſten Wendepunkt der deutſchen Geſchicke, den Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. und das ſchüchterne Einlenken Preußens in den Weg der Reformen. Die deutſche Revolution brach an, und der hochbejahrte, ſchon des Athems faſt beraubte Mann bewahrte noch das alte Selbſtgefühl, „fühlte ſich berufen" — ſo lauten ſeine Worte! — „den Weg zu zeigen, wie aus den Wirrniſſen der Gegenwart herauszukommen ſei." Es lohnt der Mühe nicht, die beiden weitſchweifigen Schriften näher zu betrachten, welche dieſen Weg weiſen ſollten: „Oeſterreich, Preußen und das reine Deutſchland" und „Das Dreikönigsbündniß und die Politik des Herrn v. Radowitz." Ein Jammer fürwahr, wie in dem Elend der Kleinſtaaterei unſere Staatsmänner zuchtlos und ohne die Schule einer großen Erfahrung dahinleben, und darum ihre Grillen ſich endlich zu fixen Ideen verhärten. Zuſammengebrochen war der Bundestag, ſchmachvoller als je ein Staatsbau, und nach dieſem Gottesgerichte der Geſchichte wagte der alte Herr noch die Vortrefflichkeit der Bundesgeſetze zu behaupten — wenn nur ein liberaler Geiſt ſie ausbaue! Daß er ſelber und ſeine liberalen Freunde nicht an den Ränken des öſterreichiſchen Hofes, ſondern an der unverbeſſerlichen Erbärmlichkeit der Bundesgeſetze ſelbſt ſcheiterten und nothwendig ſcheitern mußten — dieſe einfache Wahrheit hat er nie begreifen wollen. Der Führer der Oppoſition am Bunde war jetzt ein Legitimiſt des Bundesrechts geworden. Der Ausbau dieſer vortrefflichen Bundesgeſetze ſoll geſchehen durch ein Parlament. Für dieſes wird ein unfehlbares, alle Intereſſen verſöhnendes Wahlgeſetz entworfen — das bekannte Lieblingsthema aller Doctrinäre. Ueber dem Parlamente ſteht die executive Gewalt, die Trias, denn „das Leben ſelbſt iſt ja nicht zu begreifen wenn nicht

als Product zweier unendlich und absolut entgegengesetzter Factoren, welche zu der Lebenseinheit die gleiche Beziehung haben und darum in ihr zusammengehen." Oesterreich übernimmt daher die Ministerien der Justiz und des Innern, Preußen den Krieg und das Auswärtige, Baiern an der Spitze des reinen Deutschlands die Finanzen und das Archiv- und Registraturwesen! Die Frankfurter Reichsverfassung ist schlechthin verwerflich, weil sie „das preußische und das rein-deutsche Volk beide um ihre Individualität betrügt." Und wilder noch als in seiner Jugend erhob sich der leidenschaftliche Greis zu Wuthausbrüchen gegen Preußen, die alles überbieten, was die anerkannten Meister in diesem Gewerbe, die Görres, Klopp, Orges, je geleistet. Daß das reine Deutschland, gesondert von Preußen, nothwendig den Fremden unter die Füße geräth, hatte Wangenheim weder aus den russischen Verhandlungen König Wilhelm's gelernt, noch aus den jüngsten Thaten des bairischen Cabinets, das während der Revolution bei dem englischen Hofe feierlich protestirte gegen jede Schmälerung der Souveränität. Doch die Zeit war über ihn hinweggeschritten; nur die Historiker der Deutschen Zeitung entsannen sich noch der früheren Verdienste ihres Gegners und ehrten sich und ihn durch achtungsvolle Erwähnung seiner Schrift. Selbst die Augsburger Zeitung kehrte ihm den Rücken, sie fühlte, daß die Triaslehre mindestens eines moderneren Flitterputzes bedurfte. Der in alten Tagen trotz mancher Seltsamkeit unzweifelhaft zu den besten deutschen Publicisten zählte, sah, gleich seinem Genossen Lindner, seine letzten Werke völlig unbeachtet; sie waren lediglich dem Historiker wichtig durch zahlreiche Mittheilungen aus der geheimen Geschichte des deutschen Bundes. Auch im persönlichen Verkehre blieb Wangenheim der Alte, fieberisch lebendig, liebenswürdig, von schrankenloser Offenheit; sein Gespräch ein erstaunliches Durcheinander tollen Unsinns und geistreicher Gedanken. Am 19. Juli 1850 ist Wangenheim gestorben. Wer die Summe dieses Lebens zieht, wird jene herbe Klage nicht unterdrücken können, welche leider jedes Blatt der deutschen Bundesgeschichte uns entlockt: köstliche Kräfte fruchtlos vergeudet!

Derweil ich diese Zeilen schrieb, klang mir immerdar die Weise des alten Sängers durch den Sinn: „Leut' und Land, die meine Kinderjahre sah'n, sind mir so fremde jetzt, als wär' es Lug und Wahn." Wir haben das deutsche Parlament und die Anfänge mindestens einer deutschen Staatskunst geschaut: die kleinlichen Windungen der alten Bundespolitik verstehen wir nicht mehr. Seit jener erste Versuch deut-

ſcher Staatskunſt der Gewalt des Hauſes Habsburg unterlag, hat ſich die Bedeutung der Macht ſo tief in unſer politiſches Denken eingegraben, daß wir nur mit Lächeln eines Staatsmannes gedenken können, der große politiſche Ziele erſtrebte, ohne über irgend eine Macht zu gebieten. Und doch ziemt es am wenigſten uns, die wir ehrlich zu Preußen halten, mit Mißachtung auf Wangenheim zu blicken. Er vermaß ſich, eine Lebensaufgabe unſeres Volkes zu löſen, welcher Preußen ſich ſchwach verſagte. Mit der Ohnmacht der Mittelſtaaten begann er jenen Kampf des deutſchen Liberalismus wider Oeſterreichs Herrſchaft, welchen allein Preußen führen kann und führen ſoll und noch immer nicht begonnen hat. Die dauernde Wiederkehr ſolchen Irrthums iſt unmöglich, ſeit die Angſt vor den verbündeten nationalen und liberalen Ideen die kleinen Höfe der Reaction und dem Hauſe Habsburg in die Arme getrieben hat. Oeſterreichs Stellung zu dem deutſchen Liberalismus iſt durch die Natur der Dinge vorgezeichnet. So lange der Neubau des deutſchen Staates nicht vollendet iſt, wird Wien für Deutſchland immer der Herd der Reaction bleiben, mag dort ein Metternich oder ein Schmerling herrſchen. Preußen aber wird dann erſt geſunden, wenn es begriffen hat, daß jene Verſchmelzung des nationalen und des liberalen Gedankens die köſtlichſte Frucht unſerer jüngſten Entwicklung und durch menſchliche Macht nicht wieder aufzulöſen iſt.

Ludwig Uhland.

(Leipzig 1863.)

Iſt es vortheilhaft, den Genius bewirthen, — wie neidenswerth iſt dann das Haus, das eines edlen Sängers Lied preiſend gegrüßt hat! Noch leben Manche, denen Ludwig Uhland's Muſe ein herzliches Wort in ihr Heimweſen geſendet, aber kein Haus in Deutſchland hat ſie ſo reich beſchenkt wie das königliche Haus von Würtemberg. Als die ſchweren Hungerjahre kaum vorübergegangen, lag eine tiefe und gerechte Trauer auf dem ſchwäbiſchen Stamme um den Tod der Königin Katharina. Ihr Volk hatte von ihr das gute Wort gehört: „helfen iſt der hohe Beruf der Frau in der menſchlichen Geſellſchaft", und hatte ſie von Hütte zu Hütte ziehen ſehen in der harten Zeit, Arbeit bringend den feiernden Händen. Vor ſolcher menſchlichen Größe beugte ſich die Muſe des bürgerlichen Sängers, die ſich rühmte: „ſie hat nicht Antheil an des Hofes Feſten." Faſt zaghaft, unwillig, auch nur den Schein der Schmeichelei auf ſich zu nehmen, trat ſie unter die Trauernden und legte auf den Sarg der Königin den „Kranz von Aehren" mit einem der ſchönſten Gedichte deutſcher Sprache:

Und hat ſie nicht die Lebenden erhoben,
Die Todten, die nicht hören, darf ſie loben.

Ein Menſchenalter ging darüber hin, und im November 1862 eilten von nah und fern Leidtragende zu der Bahre des Sängers. Wer aber im Lande Würtemberg ſeine Empfindung nach dem Winke des Hofes zu ſtimmen wußte, hütete ſich ſorglich, dem Todten, der nicht hörte, ein letztes Zeichen menſchlichen Mitgefühls zu erweiſen.

Gern begönne ich dieſe Schilderung mit einem minder bitteren Worte — wäre nur dieſe häßliche Thatſache eine vereinzelte Erſcheinung! Doch leider, wenn wir der zahlreichen nationalen Erinnerungsfeſte der jüngſten Jahre gedenken: wie gehäſſig hob ſich da die Gleichgiltigkeit, das ſchlecht verhehlte Mißtrauen der Höfe ab von der warmen

Theilnahme der Menge! Der politiſche Parteikampf wirkt bereits verwirrend und verfälſchend auf jene Gefühle, die unſer Volk als einen gemeinſamen Schatz hegen ſollte, er läßt den Einen als fremde, unheimliche Geſtalten jene Männer erſcheinen, zu denen die große Mehrheit des Volkes mit herzlicher Liebe emporblickt. Nicht ſelten zwar haben ſolche Feſte der Erinnerung den Ränken der Parteien, der eitlen Selbſtbeſpiegelung als willkommener Vorwand gedient, und ſehr verletzend tritt bei ſolchem Anlaß dem ernſten Beobachter eine traurige Schwäche unſerer Geſittung entgegen: wir modernen Menſchen ſind allzu bereit, auf gegebenen Anſtoß gleich einer Heerde alle das Gleiche zu thun, das Gleiche zu empfinden. Dennoch iſt die Geſinnung, welche heute eine Rede, eine Schrift über Uhland nach der andern hervortreibt, in ihrem Grunde echt und tüchtig. Denn eben weil die Höfe mit anderen Augen als das Bürgerthum auf unſere Geſchichte blicken, eben darum ſollen wir laut bezeugen: nicht wir haben es vergeſſen, wie rein und ſchön der Dichter von unſerem Hauſe, von deutſchem Land und Volk, geſungen und wie wacker er für uns gefochten hat.

Wie viel heiterer und menſchlicher war doch die Sitte des deutſchen Hauſes in den Tagen der Kindheit unſeres Dichters, als vordem, da Schiller ſich aufbäumte wider die Unfreiheit des ſchwäbiſchen Weſens! Ein Stillleben freilich war es, ſchlicht und ſchmucklos, das in der Enge des ehrenfeſten wohlhäbigen Bürgerhauſes zu Tübingen ſich abſpann: doch keinen geſunden Trieb des Kindes verkümmerte die verſtändige Zucht, und dieſem Knaben am wenigſten wäre es ein Segen geweſen, hätte er ankämpfen müſſen gegen erdrückenden Zwang. Denn wohl die erſte Empfindung, die jedem ſich aufdrängt beim Rückſchauen auf dies ſchöne Daſein, iſt das Erſtaunen, wie leidenſchaftslos dieſer reizbaren empfänglichen Künſtlerſeele das Leben verlief. Selbſt jene tiefe männliche Liebe, die Uhland's ganzes Herz erfüllte, der er ſo oft im Liede Worte geliehen, die Liebe zu ſeiner Kunſt, wie gehalten und ruhig tritt ſie zu Tage! Jahre lang konnte er harren, ſchmerzlos harren, bis der Gott ihn rief, und ſeine Dichterkraft, die man erſtorben wähnte, uns mit neuen edlen Gaben beſchenkte. Noch iſt es nicht unnütz, dieſe Thatſache laut zu betonen. Denn wenigſtens den Nachwehen jener Zeit der falſchen Geniefucht, die auch einen Uhland unter die proſaiſchen Menſchen verwies, begegnen wir noch heute. Immer wieder hören wir die Unterſcheidung von poetiſchen Naturen und poetiſchen Talenten, und allzu oft vergißt man die triviale Wahrheit, daß ſchon der Name einer

poetiſchen Natur die ſchöpferiſche Kraft bezeichnet. Wir Deutſchen vornehmlich ſind es uns ſchuldig, ſolche Vorurtheile einer ſchwächlichen Epoche entſchloſſen abzuſchütteln. Wir müßten ja, wären ſie begründet, das Ungeheuerliche thun und uns ſelber unſeren polniſchen Nachbarn, die Engländer den Iren als proſaiſche Naturen unterordnen! Die Erſcheinung freilich iſt auch unter deutſchen und engliſchen Künſtlern ſelten, daß zu großer Kraft und Wärme der Phantaſie ein gehaltenes Gleichmaß der Stimmung, nüchterner Ernſt und trockene Schroffheit des Auftretens ſich geſellen. Dieſe Verbindung des Widerſtrebenden in Uhland's Bilde hat oftmals auch jene befremdet, welche beſcheiden verſtehen, daß in den feinſten Naturen die Charakterzüge ſich am ſeltſamſten miſchen.

Und doch verdankt der ſchwäbiſche Dichter ſeinem nüchternen altbürgerlichen Sinne einen guten Theil ſeines Ruhmes. Keine glücklichere Mitgift konnte der Sänger ſich wünſchen in jenen verworrenen Tagen der Romantik, die Uhland's Bildung beſtimmten. Nach volksthümlichen Stoffen verlangte die junge Dichterſchule; ſie empfand, daß das Ideal der klaſſiſchen Dichtung unſerem Volke ein fremdes ſei, und das Bild der Göttin mit den Roſenwangen heute nur das Herz weniger Hochgebildeter ergreifen könne. Sehr lebhaft fühlte auch Uhland den Gegenſatz der antiken und der germaniſchen Geſittung. Ein Aufſatz aus ſeiner Jugend „Ueber das Romantiſche“ ſagt darüber: „Die Griechen, in einem ſchönen genußreichen Erdſtriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, thatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten und nährten nicht jene dämmernde Sehnſucht nach dem Unendlichen. Der Sohn des Nordens, den ſeine minder glänzenden Umgebungen nicht ſo ganz hinreißen mochten, ſtieg in ſich hinab. Wenn er tiefer in ſein Inneres ſchaute als der Grieche, ſo ſah er eben darum nicht ſo klar. Er verehrte ſeine Götter in unſcheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen: aber um dieſe Steine bewegte ſich der Kreis des Unſichtbaren, durch dieſe Eichen wehte der Odem des Himmliſchen.“ — Glückliche Tage, da eine hochbegeiſterte Dichterjugend auszog nach dem Wunderlande der germaniſchen Vorwelt und aus den lange verſchütteten Schachten der mittelalterlichen Geſittung ungeahnte Schätze zu Tage förderte! Während heute Politik, Volkswirthſchaft, Wiſſenſchaft im Vordergrunde unſeres nationalen Wirkens ſtehen, gab damals die Dichtung dem geſammten geiſtigen Leben Anſtoß

und Richtung. Das vielgerühmte Weltbürgerthum der Deutſchen ward damals erſt zur Wahrheit, ſeit uns das Verſtändniß aufging für das Gemüthsleben unſerer eigenen Vorzeit, ſeit der hiſtoriſche Sinn unter den Deutſchen reifte. Wir lernten den Volksgeiſt in ſeinem Werden belauſchen, den Glauben, die Kunſt, die Sitte verſchollener Tage in ihrer Nothwendigkeit verſtehen. Die religiöſe Innigkeit der Romantik machte mit einem Schlage dem ſelbſtgefälligen Rationalismus ein Ende, der ſo lange über „die Nacht des Mittelalters“ vornehm gelächelt hatte. Die Hellenen der modernen Welt erbauten ſich wieder an dem überſchwänglichen Reichthume des Gemüths, der in den Bildwerken des Mittelalters ſo rührend hervorbricht aus der Gebundenheit unfertiger Formen. Das Auge der Menſchen erſchloß ſich wieder für die feierliche Großheit der gothiſchen Kunſt, die vordem nur von einer ſtillen Gemeinde hellblickender Verehrer verſtanden ward. Lange hatte ſich der politiſche Idealismus der Deutſchen — wo er beſtand — an den Bildern der Reformationszeit und des großen Friedrich begeiſtert; nur dann und wann war ein Lied von Arminius erklungen; jetzt umfaßte die Sehnſucht der Patrioten mit leidenſchaftlicher Bewunderung die Heldengeſtalten der Stauferkaiſer. Wir wurden wieder Herren im eigenen Hauſe und begriffen eben darum jetzt erſt die innige Verwandtſchaft der Völkerfamilie des Abendlandes. Eine neue Welt voll gemüthlicher Innigkeit und Sehnſucht, voll phantaſtiſchen Zaubers und maleriſcher Schönheit ging den Romantikern auf: „das Dunkelklare,“ geſteht Uhland, „iſt mir überall die bedeutendſte Färbung, im menſchlichen Auge, im Gemälde, in der Poeſie, wie bei Novalis.“ Auch das landſchaftliche Auge des Volkes ward ein anderes. So lange Menſchen leben, wird der Streit nicht enden, ob die heitere Pracht eines ioniſchen Tempels herrlicher ſei als das ahnungsvolle Dunkel eines gothiſchen Domes, der zürnende Achilleus erhabener als die lancräche Chriemhild. Nur in Einem, in dem Verſtändniß der Seele der Landſchaft, war die Romantik der klaſſiſchen Kunſt eben ſo gewiß überlegen, als ein ſchwellender duftiger Kranz deutſcher Waldblumen tauſendmal ſchöner iſt denn jene ſtraff gewundenen Lorbeerguirlanden, welche die Bildwerke der Alten ſchmücken. Herzlicher, ſinniger denn je ward nun von den Dichtern beſungen der feierliche Ernſt der Waldeinſamkeit, da die Geiſter des Waldes über den ſchweigenden Blättern weben, und der wollüſtige Zauber jener Sommernächte, da der berauſchende Duft der Lindenblüthen dem Träumenden den Sinn verwirrt und das

Mondlicht auf den bemooſten Schalen klarer Brunnen ſpielt, und die erhabene Pracht des Hochgebirges, wo weltbauende Mächte in den gewaltigen Formen jäh abſtürzender Felſen ſich offenbaren. Niemals, ſicherlich, auch nicht in den proſaiſchen erſten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, waren unter den Germanen gänzlich ausgeſtorben jene träumeriſchen Gemüther, die vor ſolchen Scenen urſprünglicher Naturſchönheit von den Schauern des Weltgeheimniſſes ſich durchzittern ließen; aber jetzt erſt ward weithin im Volke die Freude lebendig an dieſen „romantiſchen" Reizen der Natur. Kaum ein Städtchen heute in Deutſchland, das nicht irgendwo einen lauſchigen Platz dem Freunde der Natur wohlumfriedigt zu ſtillem Genuſſe böte; die romantiſche Dichtung hat an dieſer weiten Verbreitung des Naturſinnes im Volke ein reiches Verdienſt.

Vergebliche Mühe, in wenigen Worten die vielſeitigen Anregungen zu ſchildern, die von dieſer geiſtvollen Dichterſchule ausgingen. Sie begnügte ſich nicht, unſerem Volke für ſeine Vorzeit, ſeine wunderreiche Sagenwelt und die Schönheit ſeines Landes den Sinn zu eröffnen; bald ſchweifte ſie hinweg zu den Schätzen der Kunſt aller Zeiten und aller Völker. Das Volksthümliche in der Geſittung aller Nationen begann ſie zu verſtehen und zu übertragen. Ihr danken wir eine unermeßliche Erweiterung unſeres Geſichtskreiſes. Unſere harte männliche Sprache erwies ſich zum Staunen der Welt zugleich als die empfänglichſte, ſchmiegſamſte, ſpiegelte getreulich die Schönheit jeder fremden Dichtung wider, ſie nahm in ihrem Tempel gaſtlich die Götter aller Völker auf. Doch nach ſo weiten Entdeckungsfahrten war die romantiſche Schule unverſehens zur gelehrten, dem Volke entfremdeten Dichtung geworden in einem anderen, ärgeren Sinne, als die klaſſiſche Poeſie es je geweſen. Den weiblichen Naturen der Tieck und Schlegel war es eine Freude, ſich zu verſenken in die Träume einer untergegangenen Welt, und bald erſchien ihnen nur das Fremdartige poetiſch, und aus der Luſt an den glücklich bewältigten künſtlichen Formen der romaniſchen und orientaliſchen Dichter erwuchs unſerer Dichtung, was der Sprache und dem Gemüthe der Germanen am meiſten zuwider iſt: das virtuoſe Spielen mit der Form. Mehr feine, empfängliche Kunſtkenner als ſchöpferiſche Künſtler, wandten ſich die Häupter der Schule hinweg von der ſprödeſten und geiſtigſten Gattung der Poeſie, dem Drama, das vor allem einen reichen Inhalt verlangt. Als hätte nie ein Leſſing gelebt, wurden die Grenzen von Poeſie und Proſa wiederum verwiſcht, und die

Ueberfülle der aus der Dichtung aller Völker aufgesammelten poetischen Bilder hinübergetragen in die neue Wissenschaft, die nicht mehr nach Beweisen, nur nach „Anschauungen“ suchte, und in die neue Religion, die nicht mehr das Gemüth erbauen, nur den Schönheitssinn erfreuen wollte.

Vor solchen Verirrungen der Verfeinerung und Ueberbildung ist Uhland bewahrt worden durch seine köstliche schlichte Einfalt. Er war aufgewachsen in einer Umgebung, wie sie dem Reifen des Künstlersinnes nicht günstiger sein konnte, in einem schönen, reichen, sagenberühmten Lande, wo doch nirgends eine übermächtige Pracht der Natur den freien Sinn des Menschen erdrückt. Er ist immerdar ein Schwabe geblieben und hat der kindlichen Liebe zu seiner Heimath oftmals Worte geliehen, am rührendsten wohl in jenen Versen, die ein Thal seiner Heimath also anreden:

Und sink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leise deinen Grund
Und nimm mich auf und schließ' ihn wieder
Und grüne fröhlich und gesund.

Wer je südwärts geschaut hat von Hohentübingen, wo der Blick die ganze Kette der Alp vom Hohenzollern bis zum Hohenstaufen beherrscht, dem wird dies edle Landschaftsbild aus Uhland's schönsten Liedern immer wieder entgegentreten. Weil seine Dichtung also natürlich emporwuchs aus dem mütterlichen Boden des schwäbischen Landes und Volkes, so bewahrte sie sich jene derbe Naturwahrheit, die den meisten Kunstwerken der Romantik sehr fern liegt: auch wo sie zarte, sanfte Stimmungen ausspricht, wird sie nur selten verschwommen. Vor langen Jahren schon ging unter den Schwaben die Rede: jedes Wort, das der Uhland gesprochen, ist uns gerecht gewesen. Die Stammgenossen erhoben den Dichter auf den Schild, über die Schultern gewöhnlicher Menschen empor; wer ihn verkleinert, kränkt den gesammten Stamm. Eben diese volksthümliche Tüchtigkeit giebt seinem Wesen eine harmonische Ruhe, eine geschlossene Festigkeit, die nur wenigen Sängern der Romantik eignet. Nicht leicht konnten die Dichter einer Schule, die so ganz in der Sehnsucht nach längst entschwundenen Tagen lebte, jene olympische Ruhe, jene selige Heiterkeit der Seele erwerben, welche dem Klassiker Goethe das Recht gab, Tadlern und Lobrednern lächelnd zu sagen: „ich habe mich nicht selbst gemacht.“ Wahrhaft harmonische Charaktere sind unter den Heroen der Romantik fast

allein die Männer der Wiſſenſchaft, ſo Savigny, die Grimms, und der liebenswürdigſte der Menſchen, Sulpiz Boiſſerée; unter den Dichtern der Romantik ſtehen neben Uhland nur ſehr wenige, deren Seele nicht getrübt ward durch einen unklaren, unfreien, friedloſen Zug. Auch er ſchaute mit der inbrünſtigen Sehnſucht der Menſchen des Mittelalters zu dem Ueberirdiſchen empor; ſo recht den Herzſchlag des Dichters hören wir in dem frommen Gedichte „Die verlorene Kirche“:

Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesſtreitern.

Aber ſuchte Friedrich Schlegel in jener Vorzeit den phantaſtiſchen Reiz des Alten und Fremden, einer unfreien Geſittung, ſo liebte Uhland das Mittelalter, weil er in ihm die ungebändigte Kraft eines urſprünglichen, farbenreichen Volkslebens und, vor allem, die Herrlichkeit des vaterländiſchen Weſens bewunderte. So wurde jener durch ſeine äſthetiſche Neigung dem freien Leben der Gegenwart entfremdet und, obwohl er am lauteſten den Ruf nach volksthümlicher Dichtung erhoben, in eine undeutſche, katholiſche Richtung getrieben. Uhland aber ward der vornehmſte Dichter jener jüngeren kräftigeren Richtung der Romantik, welche der urſprünglichen Abſicht der Meiſter getreuer blieb als dieſe ſelber, und in unſerer Vorzeit nur das noch heute Lebendige, die deutſche Weiſe, bewunderte. Darum ſchöpfte er, gleich den Brüdern Grimm, aus der liebevollen Erforſchung des deutſchen Alterthums Muth und Kraft zum Kampfe der deutſchen Gegenwart; darum verwarf er jeden Verſuch, die Formen mittelalterlicher Geſittung in unſeren Tagen wieder zu erwecken, und ſprach herbe Worte wider die „erzwungene Begeiſterung“, als es wieder lebendig ward um den alten Krahn in Köln und der ſchönſte aller Dome aus Schutt und Trümmern zu neuer Pracht emporſtieg. — Nicht unſere klaſſiſchen Dichter, deren Werke ihn nur theilweiſe tiefer berührten: die Dichtungen des Mittelalters, die Volkslieder vornehmlich ſind ſeine Lehrer geweſen, und mit dieſen Worten iſt auch ſein Platz in der Geſchichte unſerer Dichtung bezeichnet. Es iſt wahr, ſchon Goethe's lyriſche Muſe hatte viele ihrer herrlichſten Klänge dem deutſchen Volksliede abgelauſcht. Aber für Goethe's geniale Vielſeitigkeit war dieſe Anregung nur Eine unter vielen anderen, ja im Alter ſtellte er ſich zornig dem romantiſchen Nachwuchs als einen „Plaſtiker“ gegenüber; Uhland dagegen hat das Eigenſte ſeiner Kraft an den Gedichten des Mittelalters gebildet. Sie wirkten auf den Mann kaum minder mächtig als auf den Knaben an

jenem Tage, da er zuerſt das Nibelungenlied vortragen hörte und, ſo ſagt man, in tiefer Bewegung aus dem Zimmer eilte. An dem Liede von Walther und Hildegunde fand er als Student zuerſt eine Poeſie, die ſein innerſtes Weſen ergriff. „Das hat in mich eingeſchlagen", bekennt er. „Was die klaſſiſchen Dichtwerke trotz meines eifrigen Leſens mir nicht geben konnten, weil ſie mir zu klar, zu fertig daſtunden, was ich an der neueren Poeſie mit all ihrem rhetoriſchen Schmucke vermißte, das fand ich hier: friſche Bilder und Geſtalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantaſie beſchäftigte und anſprach!"

So ward ihm das hohe Glück, inmitten einer überbildeten, nach den fremdeſten und fernſten Reizen jagenden Kunſt, einen feſten Kreis edler Stoffe zu beherrſchen, welche darum unfehlbar wirken mußten, weil ein ganzes Volk ſie durch Jahrhunderte gehegt und gebildet hatte. Und noch ſchärfer ſogar ſchied er ſich ab von den älteren Romantikern durch ſeine Weiſe, die Form der Kunſt zu handhaben. Sein feines Ohr empfand, daß eine Sprache voll Härten des muſikaliſchen Wohlklangs der romaniſchen Rede nur bis zu einem gewiſſen Grade fähig ſei. Auch er hat Sonette und Gloſſen gedichtet und die Aſſonanz ſtatt des Reimes gewagt; aber ungleich maßvoller als die Tieck und Schlegel brauchte er dieſe fremden Formen, und nach uralter deutſcher Weiſe war ihm in der Kunſt der Inhalt das Beſtimmende. Wäre ihm in ſeinem „Sängerſtreite" mit Rückert ſtatt der guten Sache: „Falſchheit kränket mehr denn Tod", die ſchlechte Meinung: „eh'r falſch als todt", zur Vertheidigung zugetheilt worden: er hätte ſicherlich nicht jene kunſtvollen, feinen Wendungen gefunden, wodurch ſein Gegner ſich zu decken wußte; ein Scherz vielmehr hätte ihm aus der Noth helfen müſſen. Schon im Jahre 1812 lobte er ſich die „urſprünglich deutſche Art," die Innigkeit der Empfindung, im Gegenſatz zu der formen- und bilderreichen Dichtung des Südens. Der alte Spruch: „ſchlicht Wort und gut Gemüth iſt das echte deutſche Lied", war ihm fortan der Wahlſpruch ſeiner Kunſt. Die einfacheren Formen aber, die er dem Genius unſerer Sprache gemäß fand, hat er mit vollendeter Kunſt beherrſcht, während Tieck mitten in der geſuchten Formkünſtelei oftmals ſogar die Correctheit vermiſſen läßt. Und gelang es der älteren Romantik, weil nur ein äſthetiſches Wohlgefallen ſie zu dem deutſchen Alterthume führte, ſehr ſelten die naive Weiſe des Mittelalters zu treffen, ſo wußte Uhland, weil er mit ganzer Seele in jene Vorzeit ſich verſenkte, ſeine Mären ſo glücklich in treuherzig alterthümlichem Tone

vorzutragen, daß wir heute kaum noch begreifen, wie solche Stoffe jemals anders dargestellt werden konnten. Sein natürliches, wissenschaftlich geschultes Sprachtalent hat unserer modernen Dichtung eine Fülle schöner alterthümlicher Wendungen und Wörter neu geschenkt, davon die junge Welt kaum weiß, daß sie uns einst verloren waren. Seinem strengen Formensinne war ein Greuel jenes phantastische Verzerren der Natur, jenes Spielen mit „duftenden Farben" und „tönenden Blumen", das die Romantik liebte. Feste, starke Umrisse gab er, wo es noth that, seinen Gestalten, also daß wir aus manchen seiner Gedichte den tüchtigen Zeichner erkennen, der in der Ausübung der bildenden Kunst sein Formgefühl schulte. Mit Recht hat man ihn darum einen Klassiker unter den Romantikern geheißen. Dieser ernste Künstlersinn offenbarte sich vornehmlich in Uhland's weiser Selbstbeschränkung, einer antiken Tugend, die uns Modernen nicht leicht fällt. Ein Künstler von Grund aus und ein denkender Künstler, wie jede Zeile seiner Gedichte zeigt, hat er vielleicht weniger als irgend einer unserer namhaften Dichter die Neigung zur Kritik und literarischen Fehde verspürt. Auf das Können, das ganze und rechte Können ging er aus; er am wenigsten wollte das Schlagwort der romantischen Dilettanten gelten lassen, daß man ein Dichter sein könne, ohne je einen Vers geschrieben zu haben. „Größeren Gedichts Entfaltungen" hatte er einst in jugendlicher Zuversicht seinen Lesern versprochen; doch als ihn die ersten Versuche belehrten, daß ihm die dramatische Kraft versagt sei, zog er sich zurück auf die Lyrik und das lyrische Epos. Er begnügte sich, auf diesem engen Gebiete Mustergiltiges zu leisten, derweil die Chorführer der Romantik nach allen höchsten Kränzen der Kunst zugleich die Hand ausstreckten, ja in Plänen ganz neuer Kunstformen sich verloren und, im Grenzenlosen schweifend, nur wenig in sich Vollendetes schufen.

Den letzten Grund aber dieses tiefgreifenden Unterschieds zwischen Uhland und der Schlegel-Tieck'schen Richtung verstehen wir erst, wenn wir erkennen: in Uhland lebte ein tief sittlicher, thatkräftiger Ernst, der die thatlose, ironische Weltanschauung der Romantik schlechthin verwarf. Solchem sittlichen Pathos hatte einst Schiller die Liebe des Volkes verdankt, obwohl er sehr selten volksthümliche Stoffe besang. Denn mit unfehlbarer Sicherheit empfindet das Volk — unter den Germanen mindestens — ob ein Künstler mit seinen Bildern blos geistreich spielt oder ob er sein Herzblut ausströmen läßt in seine

Gedichte, und noch hat niemand durch ein feines Spiel ſich des Volkes Herz erobert. In der Form allerdings hat Schiller's hochpathetiſche Weiſe nicht das Mindeſte gemein mit dem naiven einfachen Weſen der Uhland'ſchen Dichtung, das der Weiſe Bürger's und Goethe's weit näher ſteht. Schiller's Geiſt aber, ſein ſittlicher Ernſt, ſeine kühne Richtung auf die Gegenwart und ihr öffentliches Leben, ward in Uhland und den Sängern der Freiheitskriege aufs neue lebendig. Darum ward Uhland durch ſeine romantiſchen Neigungen nicht gehindert, in der Wiſſenſchaft ein nüchterner methodiſcher Forſcher, im Leben ein Verfechter des modernen Staatsgedankens zu ſein. Mit ſicherem Takte wußte er Leben und Dichtung auseinanderzuhalten, und jeder myſtiſchen Liebhaberei der romantiſchen Genoſſen ſtellte er ſeinen derben proteſtantiſchen Unglauben gegenüber. Wenn Juſtinus Kerner von dem „Geiſte der Mitternacht" erzählte, dann lachte Uhland, dann war er ſelber „der Zechgeſell, der keinem glaubt." Und wurde er ja einmal durch eine Erzählung von geheimnißvollen Naturwundern zum Liede begeiſtert, wie ſchön wußte er dann ſeinen Stoff aus dem trüben dumpfen Traumleben in eine freiere durchgeiſtigte Luft zu erheben! Als ihm berichtet ward von dem Mädchen, das im Mohnfelde ſchlief und, erwacht, mitten im lauten Leben weiter träumte, ſo ward ihm dies ein Anlaß, das Schlafwandeln des Dichters zu ſchildern, dem das Leben zum Bilde, das Wirkliche zum Traume wird:

O Mohn der Dichtung, wehe
Um's Haupt mir immerdar!

In unſeren nüchternen Tagen vermag auch ein flacher Kopf die Schwächen der Romantik leicht zu durchſchauen, und oft vergeſſen wir, wie tief wir in ihrer Schuld ſtehen. Jene geiſtig hoch erregten Tage durften ſich, nach Immermann's wahrem Geſtändniß, einer Dichtigkeit des Daſeins rühmen, die unſerem ſchnell lebenden, unruhig nach außen wirkenden Geſchlechte verloren iſt. Noch war die Welt von Schönheit trunken, noch galt ein edles Gedicht als ein Ereigniß, das tauſend Herzen froh bewegte, und auch die Häupter der romantiſchen Schule umſtrahlt noch etwas von dem Glanze der glückſeligen Zeit von Weimar, „wo der bekränzte Liebling der Kamönen der innern Welt geweihte Gluth ergoß." Aber eine Dichterſchule kann durch eine Fülle neuer Gedanken und Anſchauungen, die ſie in das Volk warf, die Nation zum bleibenden Danke verpflichten und dennoch an echten Kunſtwerken ſehr arm ſein. Stellte nun Einer die Frage: welche

Kunſtwerke der romantiſchen Epoche ſind nicht blos hiſtoriſch wichtig durch die Anregung, die ſie unſerem Volksgeiſte gaben, ſondern in ſich vollendet und unſterblich? — ſo würde ein ganz ſchonungsloſes Urtheil doch nur die Antwort finden: einige meiſterhafte Uebertragungen und Nachbildungen fremdländiſcher Dichtung und — die lyriſchen Gedichte Uhland's und einiger ihm verwandter Sänger.

Als Chamiſſo in Paris im Jahre 1810 den dreiundzwanzigjährigen Uhland kennen lernte, ſchrieb er mit ſeiner liebenswürdigen Laune einem Freunde: „es giebt vortreffliche Gedichte, die jeder ſchreibt und keiner lieſt; doch hier iſt einer, der macht Gedichte, die keiner ſchreibt und jeder lieſt.“ Und langſam, aber einmüthiger von Jahr zu Jahr, begann die Nation in das Lob einzuſtimmen, als fünf Jahre ſpäter die „Gedichte“ erſchienen waren. Den Weg zum Herzen ſeines Volkes hat der Dichter zuerſt gefunden durch jene Lieder, welche der Weiſe des alten Volksliedes ſo treu, ſo naiv nachgebildet waren, wie es vordem nur Goethe verſtanden. Er hat zuerſt in weiteren Kreiſen das Verſtändniß wieder erweckt für dieſe volksthümlichen Klänge, und wenn Eichendorff und Wilhelm Müller ſelbſtändig, unabhängig von Uhland ihr lyriſches Talent bildeten, ſo danken ſie doch ihm, daß das Volk ihren Liedern froh bewegt lauſchte. Schien es doch, als wäre die unſelige Kluft wieder überbrückt, die heute die Gebildeten und die Ungebildeten unſeres Volkes ſcheidet, als tönte der Geſang, von namenloſen fahrenden Schülern erfunden, unmittelbar aus der Seele des Volkes heraus. Unwillkürlich fragte der Hörer, ob nicht am Schluſſe des Sanges ein Vers hinweggefallen ſei, das alte treuherzige:

Der uns dies neue Liedlein ſang,
Gar ſchön hat er geſungen;
Er trinkt viel lieber den kühlen Wein
Als Waſſer aus dem Brunnen.

Der Geſang iſt heute, wie zur Zeit der italieniſchen Renaiſſance die Redekunſt, die geſelligſte der Künſte. Das arme Volk lieſt wenig, am wenigſten Gedichte; faſt allein durch den Geſang wird ihm das Thor geöffnet zu der Schatzkammer deutſcher Poeſie. An Kunſtwerth ſtehen Uhland's erzählende Gedichte ſeinen Liedern ohne Zweifel gleich; aber die Bedeutung des Mannes für die Geſittung unſeres Volkes beruht vornehmlich auf den Liedern. Sie haben dem Sänger den ſchönſten Nachruhm gebracht, der dem lyriſchen Dichter beſchieden iſt. Sie leben in ihrer leichten ſangbaren Form im Munde von Tauſenden, die ſeinen

Namen nie gehört, sie klingen wider, wo immer Deutsche fröhlich in die Weite ziehen oder zum heiteren Gelage sich schaaren. Es war eine Stunde seliger Genugthuung, als er einmal auf der Wanderung durch die Hardt in den Klostertrümmern von Limburg unerkannt rastete und seine eignen Lieder, von jugendlichen Stimmen gesungen, durch das Gewölbe schallten. Alle die hoffnungsvollen Anfänge freier, volksthümlicher Geselligkeit, welche heute das Nahen einer menschlicheren Gesittung verkünden, alle die fröhlichen Fahrten und Feste unserer Sänger und Turner und Schützen danken einen guten Theil ihres poetischen Reizes dem schwäbischen Sänger; kein Wunder, daß er selber sich an solcher Volksfreude nicht satt sehen konnte. Fast däucht uns ein Märchen, daß es einst eine Zeit gegeben, wo am Beiwachtfeuer deutscher Soldaten das Lied noch nicht erklang: „ich hatt' einen Kameraden," daß einst deutsche Handwerksburschen über den Rhein gezogen sind, die noch nicht sangen von den „drei Burschen."

Doch sehen wir näher zu, so finden wir auch in dem einfachsten dieser Lieder einen entscheidenden Zug — eine kunstvolle Steigerung, einen schlagenden Abschluß — der das Gedicht alsbald auf die Höhe der Kunstpoesie erhebt und mit so großer Innigkeit und Frische den durchgebildeten Verstand des Künstlers gepaart zeigt. Demselben Lehrer, dem deutschen Volksliede, hat Uhland auch die Kunst der gemüthlich bewegten Erzählung abgesehen. Er vermag es, einen kleinen anekdotenhaften Zug mit so viel schalkhafter Anmuth zu einer Ballade zu erweitern, wie vor ihm wieder nur Goethe. Sein Eigenstes und Schönstes schuf er in der erzählenden Dichtung dann, wenn er sich ein Herz faßte und die trotzige, reckenhafte Kraft der deutschen Heldenzeit derb und mit Laune darstellte, wie in den Rolandsliedern, wohl seinen besten Balladen. Und wie das Volkslied nicht in die Grenzen eines Landes gebannt bleibt, sondern der Sang von Liebes Lust und Leid, von Heldenzorn und Heldentod durch alle Völker wandert und in der Fremde sich umbildet, so hat auch Uhland sein deutsches Wesen nicht verleugnet, wenn er fremdländische Sagenstoffe besang. Sein Gesichtskreis umfaßte das gesammte Alterthum der christlich-germanischen Völker; nur sehr selten hat ihn ein Bild der antiken Gesittung zum Liede begeistert, und gänzlich fern lag seinem deutschen Gemüthe die Sagenwelt des Orientes, wie sehr sie auch den Meister der Form verlocken mochte. Sehr tief hatte er sich eingelebt in den Geist der südländischen Sänger des Mittelalters: durch das liebliche Gedicht „Ritter

Paris" weht ein Hauch ſchalkhafter Grazie, darum ihn jeder Troubadour beneiden könnte. Faſt ſcheint es, wenn Uhland die Mären der liederfreudigen Provence nachdichtet, als ſinge hier wirklich ein alter Südfranzoſe, als erfülle ſich die wehmüthige Verheißung des modernen provençaliſchen Dichters: o moun pais, bello Prouvenço, toun dous parla pou pas mouri. Und doch iſt dies nur ein Schein: aus Uhland's ſüdländiſchen Gedichten ſo gut wie aus ſeinen angelſächſiſchen und nordfranzöſiſchen Balladen weht uns heimathliche Luft entgegen, er behandelt dieſe fremden Stoffe mit der gemüthlichen Innigkeit und in der tief bewegten Weiſe der Germanen, nicht mit der feierlichen Grandezza und dem rhetoriſchen Pathos ſüdlicher Romanzen.

Nicht immer freilich iſt ihm dies gelungen. Oft nahm er aus den romaniſchen Stoffen auch legendenhafte Wundergeſchichten mit herüber, die den modernen Hörer kalt laſſen, oder häßlich phantaſtiſche Züge: — ſo ſteht in dem ſchönen Cyclus „Sängerliebe" fremd und verletzend die Romanze von dem Caſtellan von Couci, deſſen Herz von ſeiner Geliebten verſpeiſt wird. Manchmal — was uns noch mehr abſtößt — ſchleichen ſich mit den fremden Bildern auch fremde Empfindungen in ſeine Seele. Vor dem Bilde des „Wallers" oder der trauernden Nonne, die entſagt und betet „bis ihre Augenlider im Tode fielen zu," ſteht der geſunde Sinn der modernen Deutſchen befremdet ſtill: was gilt ſie uns, dieſe zugleich ſchwächliche und überſchwängliche Empfindung der Vorzeit der Romanen? Ja ſogar unter den Balladen, die auf deutſchem Boden ſpielen, finden ſich neben vielen urſprünglichen Schilderungen deutſcher Kraft und deutſcher Laune doch auch einige ſentimentale Gedichte von ſehnſüchtigen Mädchen und trauernden Königen, die uns kein feſtes Bild hinterlaſſen. Desgleichen, wenn wir an ſeinen Liedern das innige Naturgefühl und die tief bewegte Stimmung bewundern, ſo ſcheinen uns doch einzelne inhaltslos, wir wünſchten, der Dichter hätte nicht blos ſein bewegtes Herz, ſondern ſein reiches Herz gezeigt. Solche Mängel mochte Goethe im Auge haben, wenn er in Augenblicken übler Laune ſehr hart und bitter von der Uhland'ſchen Dichtung ſprach. Doch all' dieſen Schwächen hat der Dichter ſelber die beſte Vertheidigung geſchrieben:

Scheint euch dennoch Manches kleinlich,
Nehmt's als Zeichen jener Zeit,
Die ſo drückend und ſo peinlich
Alles Leben eingeſchnürt.

Uns freilich, unserem derben historischen Realismus, fällt es leicht zu erkennen, wann Uhland die harten barocken Züge unserer Vorzeit verwischt hat. Wir lächeln, wenn uns in Erzählungen aus dem Mittelalter, dieser treuloseſten aller Zeiten, von deutscher Treue überschwänglich geredet wird, und seit die fortschreitende Cultur das Haar unserer Mädchen gebräunt hat, fällt uns die ausschließliche Begeisterung für blondes Haar und blaue Augen so schwer, wie die übermäßige Freude an den Rosen und Gelbveigelein. Aber frage sich Jeder, ob auch das Unsterbliche in Uhland's Gedichten geschaffen werden konnte von einem Dichter, der minder treuherzig für das biderbe Mittelalter schwärmte, der weniger unbefangen sich begeisterte für „Jugend, Frühling, Festpokal, Mädchen in der holden Blüthe"? In unseren rauheren Tagen geht auch der Jugend diese naive Schwärmerei sehr rasch verloren, doch darum mangelt auch unseren neuen Lyrikern die Jugendfrische, die herzbewegende Innigkeit des alten Sängers. Und wie verschwindend gering ist doch die Zahl jener Gedichte, welche auch Uhland angekränkelt zeigen von der unklaren Gefühlsseligkeit seiner Zeit! Nur Heinrich Heine's Gehässigkeit konnte aus dem Liede: „Ade, du Schäfer mein", den Grundton der Uhland'schen Dichtung heraushören. Neben dies eine Lied — beiläufig eines seiner allerfrüheſten Jugendgedichte — stellen sich hundert andere voll mannhafter Kraft und unverwüstlicher Lebensluſt.

Gern verstummt die Kritik vor diesen Gedichten; über ihnen liegt der Zauber einer völlig abgeschloſſenen Bildung. Sie sind das getreue Spiegelbild der edelsten Empfindungen einer reichen Zeit, die wir mit allen ihren Verirrungen aus unserer Geschichte nicht missen können, nicht streichen wollen: die alte Burschenschaft vornehmlich lebt nur noch in den Liedern Uhland's und seiner Genoſſen. Ist auch jene Gesittung in unserem Volke längst einer anderen, härteren gewichen: todt ist sie darum nicht. In allen neueren Völkern sehen wir eine seltsame Erscheinung, welche dem modernen Menschen gar sehr erschwert, sich auf seine eigenen Füße zu stellen. Gedanken und Anschauungen, die das Volk längst überwunden, kehren in dem Leben des Einzelnen wieder als Momente seiner persönlichen Entwicklung. Längst vorüber sind unserer Nation die Tage der Romantik und des jungdeutschen Weltschmerzes; aber noch heute kommt kein geistreicher Deutscher zu seinen Jahren, der nicht einmal, wehmüthig wie ein Uhland'scher Bursch, dem scheidenden Freunde das Geleite gegeben und später mit Byronischem Uebermuthe

ſich aufgelehnt hätte wieder die Unnatur der „alternden Welt.“ Dem Manne ziemt, die Gedanken ſeiner Jugend zu überwinden, nicht, wie man heute liebt, ſie zu ſchelten; denn ihnen dankt er, daß er ein Mann geworden. Wir wären die Deutſchen nicht mehr, die wir ſind, wenn je an der lauten Tafelrunde unſerer Burſchen die ſtürmiſche Weiſe nicht mehr erklänge: „wir ſind nicht mehr beim erſten Glas.“ Und mir graut, wenn ich mir vorſtelle, es könnte je die Zeit kommen, da der deutſche Jüngling zu verſtändig wäre, um in der heißen Sehnſucht herzlicher Liebe zu ſingen:

Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebſten ſein!

Was die klugen Leute die unbeſtimmte nebelhafte Weiſe von Uhland's Lyrik nennen, iſt oftmals nichts anderes als das Weſen aller lyriſchen Dichtung ſelber: jene hocherregte Stimmung, die den Leſer geheimnißvoll ergreift und ihm einen Ausblick gewährt in das Unendliche. Oder wäre es nöthig, auch nur ein Wort zu verlieren gegen jene Barbarei, die Uhland darum getadelt hat, daß ſeine Lieder ſich der Muſik ſo willig fügen? In dem Gedichte „Traum,“ das man auch oft allzu weichlich geſcholten hat, liegt doch nichts anderes als der überaus glückliche Ausdruck einer Stimmung, die unſerem Volke von Anbeginn im Blute liegt. Die Klage um die Vergänglichkeit irdiſcher Luſt wird von unſerer geſammten Dichtung, dem Volksliede insbeſondere, in tauſend Formen wiederholt und iſt ſelten rührender ausgeſprochen worden als in dieſer Viſion von der Abfahrt der „Wonnen und Freuden“:

Sie fuhren mit friſchen Winden,
Fern, ferne ſah ich ſchwinden
Der Erde Luſt und Heil.

Und wieder, wie köſtlich heben ſich ab von dieſen weichen Tönen der Sehnſucht die Klänge neckiſcher Lebensluſt! Nicht nur die Weiſe des derben Spottes weiß der Dichter anzuſchlagen, auch das harmloſe, ſozuſagen gegenſtandsloſe Spielen der Laune hat er den „Lügenliedern“ unſeres Volkes abgelauſcht, und aus manchem ſeiner Geſänge klingt uns die alte luſtige Weiſe entgegen: „ich will anheben und will nicht lügen: ich ſah drei gebratene Tauben fliegen.“ —

„Niemand taugt ohne Freude!“ Wie ſollte Uhland nicht zu dem guten Worte ſich bekennen! Kein Geringerer hat es ja geſprochen als Walther von der Vogelweide, den er als ſeinen liebſten Lehrer verehrte.

Daß Uhland mit anderem, modernerem Sinn als die Tieck und Schlegel auf das geliebte Mittelalter zurückſah, das erkennen wir am leichteſten an dieſer Vorliebe für Walther, den vielleicht freieſten Geiſt des deutſchen Mittelalters, der mit ſeiner hellen bewußten Empfindung uns Neueren näher ſteht als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen. Und mannichfach, offenbar, war die Verwandtſchaft der Beiden. Ein Meiſter der Form in der Dichtkunſt, aber „mehr geſtaltend als bilderreich," hat Walther gleich ſeinem ſpäteren Schüler ſeine Herrſchaft über die Form nie mißbraucht zu leerem Spiele mit dem Wohllaut der Sprache. Die Form ward ihm geſchaffen durch den Inhalt, ſeine prächtigen, volltönenden Weiſen verſparte er, bis es galt Könige zu preiſen oder die auserwählten ſchönſten der Frauen. Uhland, der ſo warm und traulich die behagliche Enge des häuslichen Lebens beſang, ſpottete doch bitterlich des Dichters, der in einer Welt des Kampfes nur „ſein groß, zerriſſen Herz" zu betrachten wußte. Auch hierin war ihm der alte Sänger ein Lehrer geweſen: — der politiſche Dichter, der „in ſeinem beſonderen Leben das öffentliche ſpiegelte" und aus voller Kehle ſeines Landes Ruhm ſang: „deutſche Mann ſind wohlerzogen, gleich den Engeln ſind die Weib gethan." Sehr ungleich freilich waren den Beiden die Gaben des Glücks zugetheilt, und wir freuen uns der freieren Geſittung der Gegenwart, wenn wir den ſtolzen, ſeßhaften, mit ſeinem Könige kämpfenden Bürger unſerer Tage mit dem fahrenden Ritter vergleichen, der Herberg und Gaben heiſchend von Burg zu Burg zieht und, als ihm endlich eines Fürſten Gnade eine kleine Hofſtatt geſchenkt, jubelnd in die Weite ruft: „ich hab' ein Lehen, all' die Welt, ich hab' ein Lehen." Auch darin waren die Beiden verſchieden geartet, daß Walther's höchſte Kraft in dem Spruche, dem Sinngedichte, ſich bewährte. Dem modernen Dichter dagegen iſt zwar auch manches glückliche Sinngedicht gelungen, ſo jenes liebliche „Verſpätete Hochzeitslied," das wirklich aus der Noth eine Tugend zu machen weiß und die Säumniß des Sängers alſo entſchuldigt:

Des ſchönſten Glückes Schimmer
Umſchwebt euch eben dann,
Wenn man euch jetzt und immer
Ein Brautlied ſingen kann;

doch niemand wird in Uhland's Sinngedichten, denen oftmals die rechte lakoniſche Kraft fehlt, das Eigenſte ſeines Talentes ſuchen.

Es war ein Liederfrühling kurz und reich. Ein edles Bild der

Jugend war Uhland's Dichtung gewesen, und als mit den Jahren diese jugendlichen Gefühle ihm seltener das Herz schwellten, hörte er auf zu singen. Nach seinem dreißigsten Jahre sind nur wenige seiner Gedichte entstanden. Darunter allerdings einige seiner schönsten Romanzen, und auch die rührenden Naturlaute zarter inniger Empfindung entflossen noch dann und wann dem Munde des gereiften Mannes, so damals, da ihm in einem Sommer beide Eltern starben und er beim Anblick eines fallenden Blattes die wie im Winde verwehende Klage schrieb:

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Es ist müßig ihn darum zu preisen, daß seine Formgewandtheit ihn nicht verführt hat zu Schöpfungen, die das Gepräge der Nothwendigkeit nicht mehr getragen hätten. Wir müssen sagen, er konnte nicht anders als schweigen, wenn der Gott ihn nicht rief. Schon der junge Mann gesteht: „zu jeder ästhetischen, wenn auch nicht productiven, Arbeit ist eine Stimmung erforderlich, welche die launische Stunde nach Willkür giebt oder versagt." Einmal erregt pflegte seine dichterische Kraft lange anzuhalten, es war, als ob ein Lied das andere weckte. Sein Wesen läßt sich nur mit dem französischen entier bezeichnen. Jeder Gedanke, jede Beschäftigung nahm ihn ganz und auf die Dauer dahin, selbst die politischen Arbeiten raubten ihm, einmal begonnen, die Lust zu anderem Thun. Doch wenn seine Dichtung allmählich verstummte, um so lauter erhob der Chor seiner Nachfolger die Stimme, und da ein literar-historisches Zeitalter jeden Künstler säuberlich in einer Schublade unterbringen muß, so mußte auch er, der dem Unwesen der literarischen Kameradschaft immer gram war, als das Haupt der „schwäbischen Dichterschule" gelten und — manche Sünden seiner Nachfahren entgelten. Wohl waren diese Sänger alle getränkt von dem warmen Naturgefühle ihrer Heimath, und mit gerechtem Stolze konnte Justinus Kerner rufen:

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,
Da ist Schwabens Dichterschule, und ihr Meister heißt Natur.

Wie sie einst mit gesundem schwäbischen Sinne gegenüber der Phantasterei der Schlegel'schen Richtung ihre protestantische Nüchternheit bewahrt, so haben sie später die reinen Formen der lyrischen Dichtung gerettet, da der Feuilletonstil des jungen Deutschlands alle Kunstformen

zu verwiſchen drohte; ſie haben deutſches Weſen und züchtige Sitte getreu behauptet, während der weltbürgerliche Radicalismus und die franzöſiſchen Emancipationslehren über uns hereinbrachen. Aber mit der unermüdlichen Fertigkeit der Meiſterſänger wurde jetzt der ſo leicht nachzuahmende, ſo ſchwer zu erreichende Balladenſtil Uhland's nachgebildet. Die poetiſche Stimmung, jenes „Dunkelklare", geht manchen gereimten Geſchichtserzählungen der Schüler verloren. Die geringe Empfänglichkeit für die Schönheit der Antike war Uhland's natürlicher plaſtiſcher Kraft ungefährlich geweſen, bei den Nachfolgern beſtraft ſie ſich durch die unklare verſchwommene Zeichnung. Schon dem Meiſter war das hinreißende Pathos großer Leidenſchaft verſagt, ihm fehlte der Trieb, das Geheimniß der Weltenleitung in ſchweren Seelenkämpfen zu ergründen; bei vielen der Späteren erſcheinen dieſe Schwächen geradezu als platte Gemüthlichkeit und Gedankenarmuth, wofür Friſche und Natürlichkeit der Darſtellung keinen Erſatz gewähren. Wie überhaupt die Kunſt mit Halbwahrheiten virtuos zu ſpielen den boshaften Satiren Heinrich Heine's ihren gefährlichen Reiz verleiht, ſo iſt auch eine halbe Wahrheit ſicherlich enthalten in jener Schmähſchrift, welche den Spott des Uebermüthigen über die Geiſtesarmuth der ſchwäbiſchen Schule ergoß. Als endlich in Schwaben jeder Fels, wo ein Ritter den andern erſchlug, ſeinen Sänger gefunden hatte, und die Düſſeldorfer Maler unſere Gallerien immer wieder mit ſehnſüchtigen blonden Mädchen und trauernden letzten Rittern ihres Stammes bevölkerten, da entſtand — weſentlich gefördert durch die Ueberproduction der ſchwäbiſchen Schule — in unſeren tüchtigſten Männern der weit verbreitete, beklagenswerthe Widerwille gegen alle lyriſche Dichtung. Bei ſolchem Sinne der Männer iſt Uhland heute allerdings vornehmlich ein Liebling unſerer Jugend, während Beranger, der oft mit ihm Verglichene, auch dem älteren Geſchlechte unter ſeinen Landsleuten noch jetzt aus der Seele redet. Aber, ein leichtſinniges Pariſer Kind, huldigt dieſer gleich willig den edlen wie den unwürdigen Leidenſchaften ſeines Volkes: des deutſchen Dichters lauterer Sinn hat nur der reinen Begeiſterung der Jugend Worte geliehen. —

„Augen wie ein Kind hat der Alte" hören wir oft die Jüngeren erſtaunt ſagen, wenn ſie die verwitterten Züge eines Soldaten der Freiheitskriege erblicken. In der That, eine ſeltene Friſche und jugendliche Reinheit der Empfindung, die ſo nicht wiedergekehrt iſt, bildet den entſcheidenden Charakterzug jenes Geſchlechtes, und ſie iſt auch der ſchönſte

Reiz von Uhland's Dramen. Fremd zugleich und liebenswürdig klingt unserem kurz angebundenen Wesen der zärtliche Erguß der Freundschaft Ernst's von Schwaben an der Leiche seines Werner's:

Die Lüfte wehen noch, die Sonne scheint,
Die Ströme rauschen und der Werner stirbt! —

oder die edle Resignation Friedrich's von Oesterreich, der sich freut:

Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
Den Kerker kann erwählen statt des Throns.

An ähnlichen Zügen hoher lyrischer Schönheit sind die beiden Dramen reich. Sogar die Landschaft spielt mit, nach der Weise der lyrischen Dichtung; sie spiegelt wider oder hebt durch den Contrast die Leidenschaften der dramatischen Helden. Nicht minder kommt des Dichters episches Talent zur Entfaltung in den zahlreich eingestreuten Erzählungen — kleinen Romanzen, die überall eine große Anmuth und Sicherheit der Zeichnung verrathen; ja die gesammte Weltanschauung des Dichters ist episch; seinen Kaiser schildert er nach homerischer Weise und mit den Worten des mittelalterlichen Erzählers:

Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Das eigentlich dramatische Talent dagegen hat sich Uhland in edler Bescheidenheit selbst abgesprochen. Nimmermehr wird es blinden Bewunderern gelingen, diesem Bekenntnisse des Dichters sein Gewicht zu nehmen. Uhland deshalb zu den ersten Dramatikern der Deutschen zählen, weil seine Dramen „nationale" Stoffe behandeln, das heißt prosaisch am Stoffe kleben und das Wesen aller Kunst verkennen. Wie im Wettstreit der Rede der ärmere Geist, der die Hörer durch rednerischen Schwung bezaubert, unfehlbar und mit vollem Rechte den helleren Kopf besiegt, welchem die hinreißende Gewalt der Rede fehlt: ebenso und mit gleichem Rechte triumphirt auf den Brettern der bühnenkundige dramatische Handwerker über den echten Dichter, der die Kunst der dramatischen Aufregung nicht versteht. So recht das Gegentheil jenes durchgreifenden, revolutionären Eifers, der den dramatischen Helden macht, ist die zähe Kraft des treuen Beharrens, welche das Pathos der Helden Uhland's bildet. Und wieder so recht das Gegentheil jener ganz bestimmten endlichen Zwecke, welche der dramatische Held verfolgen soll, ist jene gegenstandslose sittliche Begeisterung, die einen guten Plan verwirft, weil nichts darin zu finden sei, „nichts, was begeistern könnt' ein edles Herz." Nur selten zeigt Uhland's Dialog das dramatische Platzen der Geister auf einander: mit vorgefaßten Ent-

ſchlüſſen treten zumeiſt ſeine Menſchen auf die Bühne, erzählen, ſprechen ihre Empfindungen aus und die Scene ſchließt oft ohne jedes dramatiſche Ergebniß. Auch widerſtrebt es dem warmen Herzen des Dichters, das Böſe mit dem unbefangenen Behagen des Dramatikers zu ſchildern. Die politiſchen Pläne, die er ſeinen Helden in die Seele legt, erſcheinen als Beiwerk, nicht als ein Pathos, das den ganzen Menſchen erfüllt. Auf der Bühne tritt den modernen Hörern das fremdartige Weſen der Culturformen und der Empfindungen des Mittelalters ſehr auffällig entgegen, um ſo auffälliger, da der Dichter manche Scenen — den Kirchenbann, den Ritterſchlag — ſichtlich nur deshalb mit Vorliebe behandelt hat, weil der romantiſche Reiz des fremden Coſtüms ihn lockte, nicht weil ſie dramatiſch nothwendig waren.

Dergeſtalt ſind dieſe Dramen raſch von der Bühne verſchwunden. Dem Leſer wird ihre lyriſche Schönheit immer theuer bleiben, und eben darum wird er mit reinerer Freude vor dem älteren der beiden Werke verweilen. Willig vergißt er den verfehlten Bau des „Ernſt von Schwaben", deſſen Handlung mit dem Höhepunkte beginnt, denn gar zu liebenswürdig tritt uns aus dem Bilde der beiden treuen Freunde das warme reine Herz des Dichters entgegen. Das Schauſpiel „Ludwig der Baier" iſt, obwohl es Schritt für Schritt den Berichten der alten Chroniſten folgt, doch weit kunſtgerechter gebaut als das Erſtlingsdrama, und ohne Zweifel hat keiner der ſpäteren Bearbeiter dieſer undramatiſchen Fabel den ſchwäbiſchen Dichter erreicht. Aber der ſpröde Stoff gewährte hier Uhland's lyriſchem Talente weniger Spielraum. Am reichſten entfaltet ſich dieſe Begabung in dem Fragmente „Konradin". Keine andere Fabel unſerer Geſchichte kam allen Idealen dieſes Dichters und dieſer Zeit ſo willig entgegen. Noch ein anderes ſchönes Bruchſtück hat er uns hinterlaſſen, das kleine Epos „Fortunat". Es iſt lehrreich, zu beobachten, wie auch ein ſo ſchlichter, aller Paradoxie abgeneigter Dichtergeiſt durch den Reiz des Contraſtes zum Geſange begeiſtert werden kann. Dieſe übermüthigen, muthwilligen Verſe entſtanden dem ernſten, ſtrengen Manne in Tagen ſchwerer Sorge um Haus und Staat. Aber ſeltſam, wie er, der in ſeinen kleinen Gedichten uns durch die gedrungene Kürze der Darſtellung in Erſtaunen ſetzt, bei größeren Entwürfen in's Weite zu gehen liebte. Schon der zweite Geſang des Fortunat iſt eine Abſchweifung nach Arioſtiſcher Weiſe, und eben deshalb mag auch die Vollendung des anmuthigen Gedichts unterblieben ſein.

Der Dichtung Uhland's ſchaut Keiner auf den Grund der nicht Kunde hat von ſeinem wiſſenſchaftlichen Wirken. Er ſelber ſagte ſcharf: „wer ſich nicht mit meinen Studien befaßt hat, kann auch nicht über mich ſchreiben.“ Die lebensvolle poetiſche Schilderung unſerer Vorwelt erwuchs ihm aus gründlicher gelehrter Kenntniß. Wohl durfte er von ſeinen alten Büchern rühmen: „Durch ihre Zeilen windet ein grüner Pfad ſich weit.“ Dank den Romantikern: nicht mehr eine ermüdende Maſſe gleichgiltiger Namen brachten die Gelehrten heim aus der Erforſchung unſerer Vorzeit. Die Seele unſeres Volkes in der Vorwelt erſchloß ſich den Nachlebenden, und Uhland hat ein Großes mitgeſchafft an dieſem Werke deutſcher Wiſſenſchaft. Ein gutes Wort aus ſeinen letzten Jahren bezeichnet ſchlagend, wie er Sinn und Ziel ſeines wiſſenſchaftlichen Schaffens verſtand. „Eine Arbeit dieſer ſtillen Art, ſchreibt er einem Freunde, ſetzt ſich freilich dem Vorwurf aus, daß ſie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit ſei. Ich betrachte ſie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit; eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutſchen Volkslebens, an deſſen Geſundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erſcheinungen des Tages vor Augen hat, und deſſen edlern, reinern Geiſt geſchichtlich darzuſtellen um ſo weniger unnütz ſein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart ſich anläßt.“ Der Gedanke einer Geſchichte der deutſchen Dichtung im Zeitalter der Staufer, einer ſchwäbiſchen Sagenkunde beſchäftigte ihn lange, und wenn von dieſen weitausſehenden Plänen nur Einiges — dies Wenige allerdings meiſterhaft — ausgeführt ward, ſo errathen wir leicht den Grund: für den Lyriker liegt der Reiz des Schaffens im Anlegen und Erfinden. Streng methodiſch wie nur ſein Freund Immanuel Bekker betrieb er dieſe germaniſtiſchen Studien, aber auch den Dichter erkennen wir wieder in dem Verfaſſer des ſchönen Buches „Walther von der Vogelweide“, woraus oben einige bezeichnende Urtheile mitgetheilt wurden. Seine einfach edle Proſa iſt nicht weniger künſtleriſch als der Wohllaut ſeiner Verſe. Wie dem Künſtler ziemt, ſuchte er hier aus der Perſon des Dichters die Dichtung zu erklären und brachte alſo in die Literaturgeſchichte des deutſchen Mittelalters einen neuen nothwendigen Geſichtspunkt. Nur die geſchichtliche Bedeutung und den äſthetiſchen Werth der Gedichte unſerer Vorzeit hatte man bisher gewürdigt, noch nicht ſie betrachtet als Offenbarungen reicher dichteriſcher Perſönlichkeiten.

Nicht minder den Dichter erkennen wir, wenn er in der für die germaniſche Mythologie Epoche machenden Abhandlung über den Mythus vom Thor nicht nur den allegoriſchen Sinn der alten Naturmythen enträthſelt, ſondern auch den Heidengott uns menſchlich nahe führt und in dem Bändiger aller tobenden Elemente uns den demokratiſchen Gott zeigt, den gewaltigen Arbeitsmann, den geliebten Freund des Volkes, den der Bauer neckend am rothen Barte zupft. Froh und heimiſch fühlt ſich der rüſtige Mann unter dem ſtarken Volke, das „im Donnerhalle die Nähe ſeines Freundes erkennt.“ Und fröhlich zog er auf weite Wanderfahrten, um aus Fels und See, aus dem Geiſte des Ortes ſelber die Geſtalten unſerer Sagen greifbar und lebendig hervorſteigen zu ſehen. An der Hand der Natur führten dann ſeine Beiträge zur ſchwäbiſchen Sagenkunde den Leſer in die fremde Welt halbverſchollener Ueberlieferungen ein. Wir ſteigen mit ihm auf die Trümmer des alten Schloſſes Bodman am Bodenſee, wir hören den Schall entfernter Glocken leiſe über den rauſchenden See her klingen und wir verſtehen, wie einſt hier in karolingiſcher Zeit den ſchlafenden Hirten Pipin das wonnevolle Geläute zum fernen Kloſter lockte. Wir ſehen den Nebel über den Waſſern ſich ballen, der den Schiffer beirrt und die Reben mit kaltem Reife ſchädigt, und wir begreifen, wie die Launen des Nebelmännleins ſeltſam hineinſpielen in das Geſchick des alten Geſchlechtes der Bodman. Uhland's erſtes gelehrtes Werk war eine Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos geweſen, und das feine Verſtändniß der Volksdichtung, das die Kenner in dieſem Aufſatze erfreut, bewährte ſich auch in den jahrelangen Forſchungen für ſein letztes größeres gelehrtes Werk über das deutſche Volkslied. Der Tod hat den bedachtſamen Arbeiter in dieſem Unternehmen unterbrochen. Vollendet iſt nur der Vorläufer der verheißenen Abhandlung, die köſtliche Sammlung deutſcher Volkslieder, die in jedem guten deutſchen Hauſe eine Stätte finden ſollte, denn ſie iſt, was der Sammler wollte, „weder eine moraliſche, noch eine äſthetiſche Muſterſammlung, ſondern ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Volkslebens.“ Wie „des Knaben Wunderhorn“, dem Uhland's Jugend ſo Großes verdankte, verräth auch dieſe Sammlung, daß ſchönheitskundige Dichterhände die Auswahl geleitet; aber an der Vergleichung beider Werke ermeſſen wir zugleich den ungeheuren Fortſchritt der germaniſtiſchen Wiſſenſchaft von dilettantiſcher Unfertigkeit zu kritiſcher Strenge. Schwerlich iſt es ein Zufall, daß der Sammler den be-

deutenden wirksamen Platz am Schlusse seines Buches den Liedern des streitbaren Protestantismus angewiesen hat. Des Kranzes letzte Blätter sind: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und jenes herrliche Lied eines sächsischen Mädchens aus den Tagen des schmalkaldischen Krieges:

Stets soll mein Angesicht sauer sehn,
Bis die Spanier untergehn —

der kräftige Ausdruck einer großen politischen Leidenschaft, die seitdem die Seele der mitteldeutschen Stämme leider nie wieder so gewaltig erschüttert hat.

In mannichfachen Formen (schon Vielen ist dies aufgefallen) kehrt in Uhland's Gedichten ein Idealbild wieder — der streitbare Sänger: mag der Dichter den Normannen singend und die schweren Schwerter schleudernd vor dem Eroberer reiten lassen, mag er Aeschylos und Dante preisen, weil sie für Freiheit und Vaterland gesungen und gestritten, oder Körner's Schatten heraufbeschwören zu zorniger Mahnung an die Ueberlebenden. In friedlichem, aber nicht minder ernstem und aufregendem Kampfe hat er selber sich zu diesen Sängern und Helden gesellt. Die Zeit ist hoffentlich nahe, da wir Deutschen aufhören werden, etwas Auffälliges zu sehen in dieser Verkettung bürgerlichen und künstlerischen Ruhmes. Wie wir neuerdings in Italien der ruhmvollen Erscheinung begegnen, daß unter den namhaften Denkern und Künstlern kaum einer sich findet, der nicht sein Herzblut hingäbe für das freie und einige Italien: so beginnt unter den Deutschen eine ähnliche Wandlung sich zu vollziehen. Das Herz der Nation kehrt sich ab von jenen Künstlern, die neben dem großen politischen Kampfe der Gegenwart kalt zur Seite stehen. Seltener, schüchterner immer tönt das vordem in diesen Kreisen oft gehörte Wort, dem Künstler zieme nicht sich zu kümmern um die Abstractionen der politischen Debatte, „weil er sich kein Bild davon machen könne.“ Der politische Kampf der deutschen Gegenwart ist nicht ein Streit um diese oder jene Staatseinrichtung, wie eine Doctrin, ein Klasseninteresse sie fordert. Es gilt, der Nation das Unterpfand jedes schönen Erfolges, das stolze Selbstgefühl zu retten. Was irgend krankt in unserem Volksleben, in Kunst und Wirthschaft, Glauben und Wissen, nicht eher wird es völlig gesunden, als bis die Deutschen ihren Staat gegründet. Das Geschlecht von Dichtern aber, dem die Kleist, Arndt, Uhland angehören, war das erste in Deutschland, welches diese unmittelbare sittliche Bedeutung der

Staatsfragen begriff und solche Erkenntniß in Thaten bewährte. Als König Ludwig von Baiern um das Jahr 1841, in der unheilvollsten Zeit seiner Regierung, mit dem Plane umging, einen deutschen Dichterverein zu gründen, und den schwäbischen Dichter zum Beitritt auffordern ließ, da erklärte Uhland dem Minister v. Schenk in einem tapferen Briefe, was er denke über die Pflicht des Dichters gegen das Vaterland. „Bei Deutschlands politischer Zersplitterung", heißt es da, „kann auch der bestgemeinte Vorschlag zur idealen Einigung eher verletzen als ermuthigen; immer nur der Stein statt des Brotes! — Wenn die deutsche Dichtkunst wahrhaft national erstarken soll, so können ihre Vertreter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränkt sein; jede Frage der Gegenwart, wenn sie das Herz bewegt, muß einer würdigen Behandlung offen stehen."

Sehr laut, fast überschwänglich ist neuerdings Uhland's politisches Wirken gepriesen worden. Der Kaltsinn gegen die Kunst, diese Krankheit der Gegenwart, offenbarte sich auch darin, daß in vielen Nekrologen der Dichter wie ein patriotischer Landtagsabgeordneter erschien, der nebenbei auch Verse geschrieben. Wohl ist es nicht leicht, diesen verschlossenen Charakter zu durchschauen, der selten in Gesprächen oder Briefen die Beweggründe seines Handelns angab. Nur diese Behauptung dürfen wir zuversichtlich aufrecht halten: Uhland's dichterisches und gelehrtes Schaffen war nicht blos fruchtbarer als seine politische Wirksamkeit, es wurzelte auch ungleich tiefer in seinem Gemüthe. Uhland war weit weniger als Kleist oder Arndt eine politische Natur; das Unglück des Vaterlandes erfüllte den ruhigen Mann nicht mit jener heißen Leidenschaft, die jeden andern Gedanken übertäubt; gleich den ausschließlich ästhetischen Geistern des älteren Dichtergeschlechts war ihm noch möglich, während der krampfhaften Anregung des Freiheitskrieges sich die selige Ruhe künstlerischen Wirkens zu bewahren. Nicht in die Wiege gebunden war ihm die Lust am Streite, wie einem Lessing; ihn erfüllte nur das unabweisliche Verlangen, rein und unsträflich vor seinen Augen dazustehen. Wie konnte er also zurückstehen, wenn um die höchsten sittlichen Güter unseres Volkes gestritten ward? Zudem hatte er seinen natürlichen Rechtssinn geschult in den juristischen Studien, die er ohne Freude, aber mit Ernst und Nachdruck trieb, und war früh mit den Ideen des modernen Liberalismus vertraut geworden. Seine schmucklos bürgerliche Art, „dickrindig und schier klotzig," wie Chamisso sie einmal übermüthig nannte, diese keusche Wahrhaftigkeit sah mit

bitterem Ekel auf die Leichtfertigkeit der Höfe, auf das vornehme Spielen mit dem Ernſte des Lebens. So ward er, der ſeine gelehrte Arbeit und den beſten Theil ſeiner Dichterkraft unſerer Vorzeit widmete, im Leben ein Streiter für die modernen Volksrechte. Beſtechend, aber verkehrt iſt Heinrich Heine's Verſuch, aus dieſem ſcheinbaren Widerſpruche von Leben und Dichtung das frühe Verſtummen von Uhland's Geſang zu erklären. Wir wiſſen längſt, daß nicht „das katholiſch-feudaliſtiſche", ſondern das volksthümliche Element der mittelalterlichen Geſittung ſeine dichteriſche Neigung vorwiegend anzog; alſo haben ſeine poetiſchen Arbeiten ſeinen vaterländiſchen Sinn vielmehr gekräftigt. Nur einzelne kleine Schwächen ſeiner Poeſie laſſen ſich allerdings auf dies zwiegetheilte Streben zurückführen. Wenn dann und wann ein Ritter, ein Mönch ſeiner Balladen uns mit allzu blaſſen Farben gemalt ſcheint, ſo erinnern wir uns: ein durchaus moderner Menſch hat dies Bild geſchaffen, der bereits mit hellem Bewußtſein auf das Mittelalter als auf eine verſunkene Welt zurückſchaut.

Es iſt nicht ganz richtig, wenn Uhland kurzweg den Dichtern der Freiheitskriege zugezählt wird. Der Heldenzorn jenes Kampfes tönt uns mit voller Gewalt nur aus den Liedern der Arndt, Körner, Schenkendorf entgegen, die mitteninne ſtanden in dem Schlachtgetümmel. Dem Schwaben war dies ſchöne Loos verſagt; darum hören wir aus den Liedern Uhland's in dieſer Zeit nur die Stimme des erregten Beobachters, nicht des Kämpfers. Beſonders ſchön hat er die Angſt der Guten geſchildert, da die letzte Entſcheidung ſich verzögerte, bis ihm endlich ſein heißer Wunſch erfüllt ward:

Das edle Recht, zu ſiegen
Des deutſchen Volkes Sieg.

Demuthsvoll ſtand er zur Seite und fragte ſein Land:

Nach ſolchen Opfern heilig großen
Was gälten dieſe Lieder dir!

Erſt nach dem Frieden, als Süddeutſchland der Brennpunkt unſerer ſtaatlichen Kämpfe war, begannen die großen Tage ſeiner politiſchen Dichtung, welche nun, da der Norden ermattet ſchwieg, den Geiſt jener nordiſchen ſtreitbaren Sänger getreulich bewahrte.

Der würtembergiſche Verfaſſungsſtreit brach aus. Schon als Arbeiter im Juſtizminiſterium hatte der junge Juriſt erfahren, was die Willkürherrſchaft des geiſtvollſten und ruchloſeſten der Napoleoniſchen Satrapen bedeute. Jetzt, ein unabhängiger Rechtsanwalt in Stuttgart, ward

er der beredte Mund des empörten Rechtsgefühls seines Stammes. Er forderte das alte Recht zurück, verwarf sowohl die neue vom König Friedrich eigenmächtig geschaffene Verfassung als die wohlmeinende Vermittlung des Nachfolgers König Wilhelm und seines alten Gönners, des Ministers Wangenheim, schrieb unermüdlich Adressen, Flugschriften und die „Vaterländischen Gedichte". Zu ihnen möchte ich alle Verächter der politischen Dichtung führen, damit sie erkennen: ein echter Dichter ist, derweil er singt, immer im Rechte. Auch wer das starre Festhalten der Altwürtemberger an dem alten Rechte politisch verwirft, muß ergriffen werden von dem so männlich-stolzen und so christlich-demüthigen Gebete:

Zu unsrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen.

Und wenn irgendwo, so ist hier Uhland der deutschen Dichterweise treu geblieben und hat die Form seiner Lieder sich schaffen lassen durch den Inhalt. Dichter und Staatsmann hatten schier die Rollen ausgetauscht: der phantastischen, dreist experimentirenden Staatskunst Wangenheim's stand der Sänger mit der nüchternen bedachtsamen Mahnung gegenüber, das Altbewährte treu zu hüten. Wirken sollten die Lieder, haften im Gedächtnisse des Volkes. Darum die einfachste Form für den einfachen Inhalt, unermüdliche Wiederholung, schmucklose, Allen verständliche, dann und wann fast prosaische Worte:

Schelten euch die Ueberweisen,
Die um eig'ne Sonnen kreisen,
Haltet fester nur am Echten,
Alterprobten, Einfach-Rechten!

Die verschiedensten Beweggründe zugleich trieben den Dichter in die buntscheckigen Reihen der Opposition: die gemüthliche Anhänglichkeit an das altheimische Recht so gut wie der noch ungeschulte Liberalismus, der die alte Verfassung pries, weil sie die Macht des Monarchen beschränkte, doch nicht begriff, daß sie den modernen Staat aufhob. Mächtiger als all' dies wirkte in ihm der edle sittliche Zorn, der freie Männerstolz, der auch der wohlmeinenden Macht nicht gestatten wollte, das Recht zu beugen. In solchem sittlichen Zorne liegt die Idee, die Berechtigung dieser Opposition. Ihm dankte der Dichter auch seine poetische Ueberlegenheit, als er jetzt einen neuen heftigeren, politischen Sängerstreit mit Rückert durchfechten mußte. So hatte einst sein Lehrer Walther für den Staufer Philipp kampflustige Lieder gesungen, derweil

Wolfram von Eſchenbach für den Welfenkaiſer Otto in die Schranken trat. Diesmal ſprach Uhland zum Herzen der Hörer, während der Gegner, indem er Wangenheim's Reformpläne vertheidigte, nur an den Verſtand des Volkes ſich wenden konnte. Und nicht an der Scholle haftete der Blick des Sängers, er ſah in dem Ringen ſeiner Heimath nur eine Schlacht des langen Krieges, der das weite Vaterland erfüllen ſollte, und verwundete die Elenden, die nach geheimen Bünden ſpürten, mitten in's Herz mit den Verſen:

Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Peſt, die weit vererbte Sünde:
Die Sehnſucht, daß ein Deutſchland ſich begründe,
Geſetzlich frei, volkskräftig, unzerſplittert.

Oftmals in dieſen Händeln traf ſeine noch unfertige politiſche Bildung mit ſicherem Takte das Rechte; ſo, wenn er wider den Plan einer würtembergiſchen Adelskammer das gute durch ſchwere Erfahrungen beſtätigte Wort ſprach: „das heißt den Todeskeim in die Verfaſſung legen.“ Auch an den Fehlern der Oppoſition hatte er ſeinen Theil, an jener eigenſinnigen Hartnäckigkeit, welche die gute Stunde, die freieſte Verfaſſung in Deutſchland zu gründen, verſcherzte. In ſpäteren Jahren hat er ſelbſt eingeſehen, wie ſehr ihm die Freiheit des Urtheils fehlte, als er die wohldurchdachten Entwürfe der Regierung kurzab als Machwerke verdammte. Doch von allen Irrthümern dieſes Mannes gilt ſein eigenes Wort:

Wohl uns, wenn das getäuſchte Herz
Nicht müde wird, von neuem zu erglüh'n:
Das Echte doch iſt eben dieſe Gluth.

Ja wohl, das Feuer einer reinen Begeiſterung flammt in dieſen würtembergiſchen Liedern; darum werden ſie auch dann noch in unſerem Volke leben, wenn das Königreich Würtemberg längſt aufgehört haben wird zu beſtehen. Die Lieder zogen als Flugblätter durch das Land. Einzelne nichtſchwäbiſche Zeitungen wagten ſie in ihren Spalten aufzunehmen. So brachte ein norddeutſches Blatt das an den wackeren Stuttgarter Bürgermeiſter Klüpfel gerichtete Gedicht „die Schlacht der Völker war geſchlagen“ unter der für den Geiſt der Preſſe jener Tage bezeichnenden Ueberſchrift: „an den Repräſentanten einer angeſehenen Stadt bei einer bekannten Ständeverſammlung, geſungen bei einem feſtlichen Mahle, das dem würdigen Manne am 18. October 1815 von ſeinen Committenten gegeben wurde.“ Dieſe Gedichte gründeten

dem Sänger zuerſt einen geehrten Namen in der Literatur, und das ſchwäbiſche Volk ſah mit begreiflichem Stolze auf den Mann, der alſo mit Ehren die Stammesart vertrat. Alsbald nachdem er das geſetzliche Alter erreicht, 1817, ward er in die Kammer gewählt, und mit Unwillen mußte er jetzt den Umſchlag der Volksmeinung wahrnehmen. Dem zähen Eigenſinne folgte übereilte Nachgiebigkeit, nur das Eine ward erreicht:

Daß bei dem biedren Volk in Schwaben
Das Recht beſteht und der Vertrag.

Nicht durch königlichen Befehl, durch Vertrag zwiſchen Land und Krone kam die neue Verfaſſung zu Stande, doch fehlte viel, daß ihr Buchſtabe zur Wahrheit ward. Bald befeſtigte ſich unter König Wilhelm die gefährlichſte Form des ſcheinconſtitutionellen Regiments, welche Deutſchland vor der Revolution geſehen hat: ein aufgeklärter Despotismus, den Großmächten gegenüber liberal, nach innen thätig für das materielle Wohl, eiferſüchtig gegen jede ſelbſtändige Haltung des Landtags, von gewandten klugen Männern geleitet, eifrig beſtrebt, alle Talente des Landes in den Dienſt der Miniſter zu ziehen. Ohne Freude hielt Uhland unter den Landſtänden aus. „Nur als Freiwilliger," ſagt er ſelbſt, „als Bürger, als einer aus dem Volke trat ich mit an." Perſönliche Würde, Pflichttreue und die Gewalt ſeiner Feder verſchafften ihm trotzdem eine Stelle unter den Führern der Oppoſition. Während des Kampfes um die Verfaſſung hatte er Staatsämter, die man ihm anbot, ausgeſchlagen. Jetzt mußte er für ſeine Feſtigkeit büßen; erſt im Jahre 1829 berief ihn die Regierung zu der Stelle, die ihm gebührte und ſeinen liebſten Wünſchen entſprach, auf den Lehrſtuhl der deutſchen Literatur in Tübingen.

Dort iſt fortan ſein Wohnſitz geblieben, und es war ein echtdeutſcher Zug, daß er an einem Stillleben ſich genügen laſſen konnte, welches einen Franzoſen von ſeiner Bedeutung zur Verzweiflung gebracht hätte. Nahe an der Neckarbrücke ſtand ſein freundliches Haus mitten im Rebgarten am Abhange des Oſterberges, deſſen ſchöngeſchwungene Formen der aus Italien heimkehrende Tübinger Philolog mit dem Veſuv zu vergleichen liebt. Dort ſah er Jahr für Jahr jene denkwürdigen Ereigniſſe an ſich vorübergehen, welche die Ruhe dieſes akademiſchen Flachſenfingen unterbrechen. Immer wieder zogen der Pauperpräfect und die Armenſchüler in ihren hohen Hüten ſingend durch die winkeligen rinnſalreichen Gaſſen, das Vieh ward in den

Neckar zur Schwemme getrieben, die Stadtzinkeniſten bliesen ihren Choral vom Thurme, und — das Wichtigſte von allem — die berufenen Flößer, die Jockele's, führten das Holz des Schwarzwaldes thalwärts und wechſelten mit den alten Erbfeinden, den Studenten, homeriſche Schimpfreden. Es liegt ein eigener ſtiller Reiz über dieſer kleinſtädtiſchen Welt, wo an jedem Hauſe ein uralter derber Burſchenwitz oder eine gute Erinnerung an einen tüchtigen Mann haftet. Im Verkehre mit vortrefflichen Männern fühlte Uhland ſich bald wieder heimiſch in der Vaterſtadt, und durch ſeine kurze akademiſche Wirkſamkeit erweckte er in den Schwaben zuerſt den Sinn für die germaniſtiſche Wiſſenſchaft. Noch ein Anderes rühmen ſeine Landsleute ihm nach: der angeſehene Profeſſor vernichtete durch perſönliche Würde und gediegene Gelehrſamkeit jene kleinlichen Vorurtheile gegen den Beruf des Dichters, die ſeit Schubart's und Hölderlin's Tagen von dem ſchwäbiſchen Bürger gehegt wurden.

Nach wenigen Jahren rief ihn eine abermalige Wahl in die Kammer von ſeinem gelehrten Wirken ab. In den zwanziger Jahren hatte ſich die Oppoſition in Würtemberg vorwiegend auf örtliche Zwecke beſchränkt. Ein fleißiger Arbeiter in den Commiſſionen, ein karger, ungewandter Redner, aber wenn er ſprach, ſchlagend, gedankenreich, entſchieden, war damals Uhland für den von der Regierung mißhandelten Friedrich Liſt in die Schranken getreten, hatte gewirkt für die Neuordnung der Rechtspflege, namentlich die Unabhängigkeit des Richterſtandes, und für die Minderung der Militärlaſt. Höhere Ziele ſteckte ſich die Oppoſition nach der Julirevolution. Noch immer freilich blieb unter den deutſchen Liberalen die alte weltbürgerliche Neigung lebendig; dieſe Geſinnung hatte Uhland vordem zum Eintritt in die Philhellenenvereine bewogen, ihr verdanken wir auch eines ſeiner beſten Gedichte, die Ballade „die Bidaſſoabrücke" zum Preiſe des Tüchtigſten der Spanier, Mina. Jedoch unter den Beſſeren wenigſtens „prägte ſich jetzt — nach Uhland's Worten — ein deutſcher Liberalismus aus, der die freiſinnige Idee mit der Vaterlandes-Ehre zu verbinden trachtete." Als Süddeutſchland fürchten mußte, durch die abſolutiſtiſche Tendenzpolitik Oeſterreichs in einen Krieg gegen das liberale Frankreich hineingeriſſen zu werden, und die nicht minder verblendete Parteiwuth vieler Liberalen freudig den Augenblick erſehnte, der den Südweſten zum Verrath an Deutſchland, unter die „liberale" Tricolore der Fremden führen würde — in dieſen angſtvollen Tagen wandte ſich

das Auge der Beſſeren über die ſchwarzrothen Grenzpfähle hinaus den deutſchen Bruderſtämmen zu. Man empfand bitter den Mangel einer Volksvertretung in Oeſterreich und Preußen und „die Unnatur der deutſchen Zuſtände, daß die ſchwächeren Schultern die Träger der größeren Volksrechte ſein ſollen.“ Aber unverzagt mahnte Uhland die Freunde, „unſere ehrenvolle Bürde, das zukünftige Eigenthum des geſammten Deutſchlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen.“

Mit dem ſtolzen Bewußtſein eines ernſten nationalen Berufs betrat die Oppoſition den Ständeſaal. Der Landtag des Jahres 1833 ward einer der wichtigſten in Deutſchland vor der deutſchen Revolution. Nicht nur eine große Zahl von Talenten füllte das Haus: hier ward auch zum erſten Male grundſätzlich eine Lebensfrage der Politik des deutſchen Bundes erörtert. Die ſittliche ebenſo ſehr als die politiſche Pflicht gebot, daß einem großen politiſchen Lügenſyſteme ein Ende gemacht werde, daß die conſtitutionellen Regierungen nicht mehr durch Bundesbeſchlüſſe im Geiſte des Abſolutismus ſich ihres Verfaſſungseides entheben ließen. Darum ſtellte Paul Pfizer ſeine berühmte Motion, daß der Verfaſſung widerſprechende Bundesbeſchlüſſe in Würtemberg keine Geltung haben ſollten. Umſonſt zeigten befreundete Landsleute in der Ferne, wie Wurm, die Unausführbarkeit des Antrags. Es war und iſt ein Widerſinn, daß ein Bund conſtitutioneller Staaten von einer abſolutiſtiſchen Körperſchaft geleitet wird; der Unwille darob ward unter den Liberalen ſo übermächtig, daß ſie, die Verfechter des Einheitsgedankens, den Theil grundſätzlich über das Ganze ſtellten — ein denkwürdiges Symptom der Verwirrung und Verbildung deutſcher Politik.*) Das Verlangen der Miniſter, die Kammer ſolle die Motion mit verdientem Unwillen zurückweiſen, ward mit einer ſcharfen Adreſſe aus Uhland's Feder beantwortet. Hierauf erfolgte die Auflöſung und eine Reihe von Ereigniſſen, welche in jener Zeit der politiſchen Unſchuld ungeheures Aufſehen erregten, während die Gegenwart bereits an einen weit roheren Mißbrauch der Regierungsgewalt gewöhnt iſt. Schon von dem aufgelöſten „vergeblichen Landtage“ hatten die Miniſter ihre Gegner durch geſuchte Geſetzesauslegungen auszuſchließen getrachtet; Uhland war damals für die Giltigkeit der Wahl ſeines alten Gegners Wangenheim aufgetreten in einer Rede, die ſeinem Herzen Ehre macht. Jetzt wurden dieſe alten Künſte der

*) Vgl. oben S. 264.

Regierung weiter ausgebildet. Uhland, abermals gewählt, erhielt den Urlaub nicht und legte rasch entschlossen seine Professur nieder.

Von neuem entspann sich der Streit wider die verfassungswidrigen Bundesbeschlüsse. In diesen Debatten verkündete Uhland in schwungvoller Rede den nationalen Beruf der süddeutschen Opposition und sprach das kühne Wort: „diese Rechte und Freiheiten werden einst von einer deutschen Nationalvertretung zur vollen und segensreichen Entfaltung gebracht werden.“ Was er schon während des alten Verfassungsstreites dunkel geahnt, sah er jetzt klar vor Augen: daß alle Sünden der Einzelstaaten ihre Wurzel haben in dem Mangel einer volksthümlichen einheitlichen Verfassung Deutschlands. Darum deckte er bei der Berathung des Militärbudgets schonungslos das große Uebel auf, das alle Militärdebatten in den Kleinstaaten noch heute verbittert und vergiftet. Er fragte: „hat sich die Einigung im Bunde selbst schon als eine in der Nation begründete erwiesen? Kann bei solchem Stande der Dinge Würtemberg wissen, unter welcher größeren Fahne und zu welchen Zwecken seine Truppen zunächst ausziehen werden?“ Nicht zufrieden mit der unfruchtbaren abwehrenden Haltung dem Bunde gegenüber, sprach er jetzt ein altes wohlberechtigtes Verlangen der Liberalen aus: er forderte, daß die Minister wegen der Instructionen an die Bundestagsgesandten den Kammern Rede stehen sollten.

Heftiger von Jahr zu Jahr wurde die Erbitterung. In ihrem allerdings wohlbegründeten Mißtrauen gegen die Minister stimmte die Opposition einmal sogar für die Verwerfung des gesammten Budgets, ja, befangen in kleinstädtischen volkswirthschaftlichen Begriffen und voll Widerwillens gegen Preußen, erklärte sich Uhland sogar gegen den Beitritt Würtembergs zum deutschen Zollvereine. Auch er litt an jener Verblendung, womit die meisten Liberalen des Südwestens in jenen Tagen behaftet waren: stolz auf sein schwäbisches „constitutionelles Leben,“ das doch in Wahrheit die Willkür der Krone nicht wesentlich beschränkte, handelte er unwillkürlich als Particularist. Aus Liebe zu Deutschland ward er mitschuldig an der unseligsten politischen Sünde des alten Liberalismus: er widerstrebte dem großartigsten und wirksamsten Versuche einer praktischen Einigung des Vaterlandes, der seit Jahrhunderten gewagt worden! Dies Verfahren ist um so befremdlicher, da Uhland selbst bald nachher die Unfruchtbarkeit der kleinen Landtage für das große Vaterland scharf erkannte: „wir stehen an der Grenze einer lebendigen Wirksamkeit auf diesem Wege,“ schrieb er

1840, „der Bündel ist nicht zu Stande gekommen, das Beil hat kein Heft und die Stäbe liegen zerknickt umher.“ Endlich, im Jahre 1839, beging die Opposition einen letzten verhängnißvollen Fehler. Wie oftmals in reichen, warmen Gemüthern, liegt auch in dem tüchtigen Charakter der Schwaben ein Zug von unberechenbarem Eigensinn, von pessimistischem Trotz. Häufig in ihrer Geschichte, und immer zum Unheile des Landes, war er zu Tage gekommen; so während des Verfassungsstreites, so jetzt wieder in anderer Weise, als die Uhland, Schott, Pfizer, Römer, vereinsamt unter dem gleichgiltigen Volke, auf die Wiederwahl verzichteten. Dergestalt war der Landtag seiner besten Kräfte beraubt, und dem schwäbischen Staatsleben, das in seinem abgeschlossenen Sonderdasein dringender als die meisten anderen Staaten der fortwährenden Mahnung an die nationalen Pflichten bedarf — ihm fehlten fortan gerade jene liberalen Talente, welche freieren Blicks über die Landesgrenze hinausschauten.

Das zurückgezogene Leben, das der Dichter nun in Tübingen begann, fiel gerade in die Tage, da von seiner Heimath jene kühne theologische Bewegung ausging, welche durch das Auftreten von David Strauß veranlaßt war. Abermals bewährte sich der alte Romantiker als ein moderner Mensch. Den vorurtheilsfreien Forscher erschreckte es nicht, daß die Grundsätze der wissenschaftlichen Kritik, die ihm selber das Verständniß der heidnischen Götterlehre erschlossen hatten, jetzt auf die christliche Mythologie angewendet wurden. Der theologische Streit lag seinem Sinne fern, doch vertheidigte er die Verketzerten und ihr Recht der freien Forschung. Einen anderen modernen Gedanken dagegen, der gleichfalls in seiner Umgebung gehegt ward, hat er nie verstanden. Jenen zukunftreichen politischen Plan, der einst als unbestimmte ferne Hoffnung vor Fichte's Seele geschwebt und dann in Friedrich Gagern's lichtem Haupte sich zu greifbarer Gestalt verdichtet hatte — den Plan des deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung verkündete Paul Pfizer, fast noch ein Jüngling, zuerst als ein politisches Programm dem Volke und eroberte sich damit einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen nationalen Bewegung. Dem Dichter, der den alten Ruhm der Hohenzollern oftmals freudig besungen hatte und den Widerwillen der Schwaben gegen Norddeutschland nicht theilte, blieb dieser Gedanke immer ein Gräuel. Sein Herz war erfüllt von der gemüthlichen Vorliebe seines Stammes für die österreichischen Nachbarn; ihm blieb unvergessen, wie oft er einst im Kna-

benſpiele Partei genommen hatte für die Kaiſerlichen und in das nahe Rottenburg hinübergewandert war, um das wildfremde Kriegsvolk der Magyaren und Kroaten zu ſchauen. Wie einſt in dem würtembergiſchen Verfaſſungsſtreite, ſo wirkten auch jetzt zwei grundverſchiedene politiſche Beweggründe in ſeiner Seele nach einem Ziele zuſammen. Die Freude an der althiſtoriſchen Herrlichkeit des Wahlkaiſerthums und das Bekenntniß der Volksſouveränität — romantiſche und demokratiſche Neigungen zugleich führten ihn zu dem Ideale des Wahlreichs. Auch eine köſtliche, dem deutſchen Staatsmanne leider ſehr nothwendige Tugend brachte Uhland in die Kämpfe der Revolution hinüber — das wachſame Mißtrauen gegen den guten Willen der Höfe. Er hatte unter König Friedrich das frevelhafte Mißachten jedes Rechtes, unter ſeinem Nachfolger — was ſeinem ſchlichten Sinne noch tieferen Ekel erregen mußte — das unwahre Kokettiren mit dem Liberalismus geſehen, und nur ſo ſchmerzliche Erfahrungen konnten ſeinem warmen wohlwollenden Herzen dieſen harten Zug einprägen.

Die Revolution brach aus, und dem greiſen Dichter vor allen galt der Jubel des aus langer Gleichgiltigkeit erwachenden ſchwäbiſchen Stammes. Der beiſpielloſen Mißregierung folgte eine beiſpielloſe Demüthigung: der Bundestag geſtand, daß ihm das Vertrauen des Volkes fehle, und umgab ſich mit „Männern des Vertrauens.“ Auch Uhland ward unter die Siebzehner geſendet, doch das Vertrauen ſeines Königs folgte ihm nicht nach Frankfurt; ihm ward keine Antwort, als er ſich die perſönliche Anſicht des Fürſten über die Aufgabe der Vertrauensmänner erbat. Als nun in dem Ausſchuſſe Dahlmann mit dem Programme des Bundesſtaates hervortrat, da ſchraken anfangs — ich folge hier der mündlichen Erzählung eines der Siebzehn — die Meiſten zurück vor der Verwegenheit des Gedankens, und Uhland ſtimmte eifrig gegen das preußiſche Erbkaiſerthum, „als es noch in den Windeln lag.“ Dieſe großdeutſche Geſinnung trennte ihn auch im Parlamente von Dahlmann, Grimm, Arndt und vielen Anderen, die ihm durch Bildung und Begabung nahe ſtanden. Er hielt ſich zu der Linken, und wie ſehr auch die demagogiſchen Ausſchweifungen ſeinen maßvollen Künſtlerſinn anwiderten: die demokratiſche Richtung konnte ſich einiger Tugenden rühmen, die Uhland's Herz an die Partei feſſelu mußten, obwohl ſie in der Demokratie der Paulskirche ſich oftmals verzerrt und entſtellt offenbarten. Ihn erfreute die menſchliche Theilnahme der beſſeren Demokratie für die Armen und Leidenden und der willige

Opfermuth, welcher ſie vor den Mittelparteien auszeichnete. Freilich, der ſchlichte demokratiſche Bürgerſtolz des ehrwürdigen Mannes hatte im Grunde ſehr wenig gemein mit jenen gellenden Lobpreiſungen des Conventes, welche von den Bänken ſeiner Parteigenoſſen erklangen. Ich glaube nicht als ein Parteimann zu reden, wenn ich ſage, Uhland's Verhalten in der Paulskirche hinterlaſſe den Eindruck, als ſei er dort nicht an ſeiner Stelle geweſen. Er ſtand als ein „Wilder" zwiſchen den Parteien und blieb doch in einer moraliſchen Verbindung mit der Linken; ſchon dieſe ſeltſame Mittelſtellung läßt ihn wie einen Halbfremden in der Verſammlung erſcheinen.

Von allen Plänen der Mittelparteien forderte der Gedanke des preußiſchen Kaiſerthums Uhland's heftigſten Widerſpruch heraus. Dieſer Widerſtand bewog ihn zu den beiden einzigen größeren Reden, welche von dem Schweigſamen in der Paulskirche gehalten wurden und nach meinem Ermeſſen das Allerbeſte ſind, was je für die „großdeutſche" Richtung geſprochen worden. Nicht in Verſtandesgründen, ſondern in gemüthlichen Sympathien liegt die Stärke dieſer Partei, und wie mächtig wußte Uhland dieſe Saite in der Bruſt ſeiner Hörer anzuſchlagen, als er am 26. October 1848 tiefbewegt in ſchwungvollen Worten das Parlament ermahnte zu ſorgen, „daß die blanke, unverſtümmelte, hochwüchſige Germania aus der Grube ſteige!" Noch kräftiger wirkte ſeine Rede vom 22. Januar 1849. Die Kapuzinerſpäße Beda Weber's waren kaum verklungen, da hob Uhland die Debatte wieder auf die Höhe ihres Gegenſtandes. Die alte Herrlichkeit des deutſchen Wahlkaiſerthums führte er gegen die preußiſche Partei in's Feld: „es waren in langer Reihe Männer von Fleiſch und Bein, kernhafte Geſtalten mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen." Als dann die berühmten Worte folgten, bei jeder Rede eines Oeſterreichers in der Paulskirche ſei ihm zu Muthe geweſen, „als ob ich eine Stimme von den Tyroler Bergen vernähme oder das adriatiſche Meer rauſchen hörte," da freilich war der nüchterne Verſtand ſchnell bei der Hand, über die „Phraſe" ſelbſtgefällig zu lächeln. Wer aber den Worten in die Tiefe ſah, erkannte ihren ernſten Sinn. Allerdings war es ein ſchrecklicher Widerſpruch, in Wahrheit eine Unmöglichkeit, die in unſerer Geſchichte nicht wiederkehren darf, daß ein Parlament, worin Oeſterreichs Abgeordnete ſtimmberechtigt tagten, über die Trennung Deutſchlands von Oeſterreich berathen konnte. Ein ſchönes Seherwort des Dichters beſchloß die Rede, das allbekannte: „es

wird kein Haupt über Deutſchland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratiſchen Oeles geſalbt iſt.“ Damit hatte er der deutſchen Bewegung ſein „in dieſem Zeichen wirſt du ſiegen“ zugerufen, und uns, den Gegnern, vornehmlich geziemt es, das gute Wort in treuem Herzen zu tragen. Die Welt iſt heute liberal, und nur im Bunde mit dieſer unhemmbaren liberalen Bewegung des Jahrhunderts wird es uns gelingen, die Einheit Deutſchlands zu gründen. Das bewährte ſich damals ſchrecklich, als das Herrſcherhaus der Hohenzollern den rückhaltloſen Bund mit dem Liberalismus verſchmähte und dem Rufe der Nation ſich ſchwach verſagte. Furchtlos und treu, ein echter Schwabe, hielt Uhland auch jetzt noch aus bei ſeiner Partei,

So wie ein Fähndrich wund und blutig
Die Fahne rettet im Gefecht,

und ſogar die Worte dieſes Vaterländiſchen Gedichts aus ſeiner Jugend kehrten wieder in dem Manifeſte vom 25. Mai, das er im Namen des Rumpfparlaments an die Nation richtete: „Wir gedenken, wenn auch in kleiner Zahl und großer Mühſal, die Vollmacht, die wir von dem Volke empfangen, die zerfetzte Fahne, treu gewahrt in die Hände des Reichstags niederzulegen, der am 15. Auguſt zuſammentreten ſoll.“ Freilich, unklar, romantiſch verſchwommen wie der Wortlaut war auch der Gedankengehalt dieſes Aufrufes. Dem Idealiſten galt es nur, die Idee des Parlamentes zu retten: er folgte der Linken nach Stuttgart, „darum daß nicht das letzte Band der deutſchen Volkseinheit reiße.“ Unhaltbarer immer ward die Stellung des maßvollen Mannes unter der wüſten Leidenſchaft des Rumpfparlaments. Scheu wurde der Klang ſeiner Rede von dem zornigen Lärm des Pöbels übertäubt, als er vor der Einſetzung der Reichsregentſchaft, vor dem Bürgerkriege warnte und den Verblendeten zurief: „Würtemberg iſt nicht beſchaffen wie jetzt dieſe Verſammlung; es ſtellt nicht wie dieſe nur Eine der Parteiungen dar, in welche das deutſche Volk zerklüftet iſt.“ Nur ſehr wenige Geſinnungsgenoſſen zählte er noch in der Verſammlung. Der Austritt aber aus einer unterliegenden Partei war ſeinem Stolze, ſeiner Treue unmöglich. So iſt er geblieben bis zu dem jammervollen Ende des deutſchen Parlaments, dem Straßenkampfe in Stuttgart.

Seine Briefe aus dieſen Jahren verkünden männlichen Schmerz über den Zuſammenbruch der Hoffnungen des Vaterlandes. Weniger tief mag er, der mit all ſeinem Sinnen in der ſchwäbiſchen Heimath wurzelte, das Eine empfunden haben, was den meiſten heimkehrenden

Reichstagsmännern nach den großen Kämpfen des Parlaments überwältigend, demüthigend auf die Seele fiel: die bettelhafte Armseligkeit der Kleinstaaterei. Seine demokratische Gesinnung blieb in alter Schroffheit aufrecht: sogar den Orden pour le mérite wollte er nicht annehmen, den einzigen noch unentweihten in Deutschland, den selbst der strenge Republikaner Arago getragen hatte. Die letzten Jahre sind ihm in der Stille wissenschaftlicher Arbeit vergangen. Daß er aber noch lebte in dem Herzen seines Volkes, davon haben ihm alljährlich tausend Zeichen der Theilnahme von fern und nah Kunde gebracht. Sie wurden dem schlichten Manne oft lästig, dem Schwab einst sagte: „du liebest nicht das laute Lieben."

An dem Grabe des Dichters hat das gesammte Volk empfunden, was einst sein Walther dem süßen Liedermunde Reinmar's von Hagenau in die Gruft nachrief:

Deine Seele möge wohl nun fahren,
Deine Zunge habe Dank.

Und wie sein Lied nur mit unserer Sprache selber sterben wird, so wird auch fortleben in unserem Volke das Bild des Mannes Uhland, der, menschlich irrend, doch in hohen Ehren, manchen wuchtigen Stein hinzugetragen hat zu dem Neubau des deutschen Staates. Auch im Tode — er selber hat es uns verkündet — wollte er nicht lassen von seinem Volke:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Uns aber, die ihn betrauern, bleibt die schöne Pflicht, mit streitbarem Worte und fester That zu sorgen, daß die Sehnsucht des Dichters sich erfülle, daß er die Stätte bereitet finde, wenn er kommt — als Schatten zu durchschweben sein freies Vaterland.

Lord Byron und der Radicalismus.

(Leipzig 1863.)

Selten hat Leſſing ein ſo kühnes geiſtvolles Wort geſprochen wie jenen berühmten Satz, der Hiſtoriker könne im Grunde nur die Geſchichte ſeiner Zeit erzählen. Und doch wird dieſer Ausſpruch vor der Beſchränktheit des menſchlichen Sinnes immer wieder zu Schanden werden. Wer eine kaum erſt abgeſchloſſene Vergangenheit ſchildert, ſteht entweder ſelber noch mitten in ihren Kämpfen, dann ermangelt ſein Blick der Freiheit. Oder er hat ihre Ideale innerlich überwunden; dann iſt er zumeiſt noch weniger unparteiiſch, dann wird er ihre Verirrungen mit jener ſchonungsloſen Schärfe richten, welche das Bewußtſein eigener Schuld hervorruft. Dieſe zwiefache Befangenheit beobachten wir noch immer an den landläufigen Urtheilen über den glänzendſten Vertreter der jüngſten Literaturepoche, Lord Byron. Seine Landsleute (bis auf eine kleine Schaar blinder Verehrer) gebärden ſich, wenn ſie von ihm reden, unwillkürlich als leidenſchaftliche Vertheidiger ihrer vaterländiſchen Sitte, die Byron rückſichtslos bekriegte, und wir denken nicht daran, ſie deshalb zu tadeln. Gewiß, käme je die Zeit, da man in England ſich harmlos an der Schönheit des Don Juan erfreute oder dem größten aller Beherrſcher des Landes, dem Protector, das gebührende Denkmal errichtete: ſo würden die Briten an unbefangen menſchlicher Bildung gewonnen und einige jener nationalen Vorurtheile abgeſtreift haben, die den Fremden verletzen. Aber vermuthlich würden mit ſolchen Vorurtheilen auch mehrere der Tugenden verloren gehen, denen England ſeine Größe dankt, vornehmlich jene großartige Einſeitigkeit, die unbeirrt und ſicher geradeaus zum Ziele ſchreitet und die Willkür des Einzelnen durch die Macht feſter alterprobter Ueberlieferungen in Staat und Sitte bändigt. Dieſen häuslichen Händeln der Fremden können wir Deutſchen freilich gleichmüthig zuſchauen, doch ein ruhiges Urtheil über Byron fällt auch uns ſehr ſchwer. Seine Dichtung hat

ungleich tiefer auf uns gewirkt als auf seine Heimath, seine blendende Erscheinung ist eine lange Zeit das helle Traumbild unserer Jugend gewesen, und nicht gar fern sind die Tage, da alle Kreise unserer guten Gesellschaft in der Vergötterung des Dichters wetteiferten und Willkomm's sogenanntes „Leben Lord Byron's" tausend jungen Deutschen den Sinn bethörte. Seitdem hat sich die Welt von Grund aus verwandelt, und die lieblosen Urtheile über Byron, die heute in Aller Munde sind, erinnern oft lebhaft an den Grimm des Barbaren, der sein machtloses Götzenbild mißhandelt. Wie soll ein Mann leidenschaftslos über den Dichter des Weltschmerzes reden, wenn er sich im Stillen sagen muß, auch er selber habe einst in dem Byronischen tragischen Blicke, der höhnisch gekräuselten Lippe und dem lose geschlungenen Halstuch die sicheren Kennzeichen des Genius gesucht? Die Schwärmerei der Deutschen für Byron fiel in Tage, da unser Volk ein ruhiges, stätiges Selbstgefühl kaum besaß und das Fremde bestaunte, weil es fremd war. Heute, seit die Nation beginnt fest auf eigenen Füßen zu stehen, sind wir sehr geneigt, die Ideale jener Zeit allzu scharf zu verdammen.

Lord Byron's Verhängniß lag in seiner trotzigen Absonderung von den Sitten seines Volkes, und das Urtheil über ihn hängt schließlich von der Frage ab, ob diese Gesittung in Wahrheit verbildet genug war, um den verwegenen Widerstand eines Einzelnen zu rechtfertigen. Von allen Aufgaben des Historikers ist das Entscheiden über die Reinheit der sittlichen Begriffe anderer Völker die allerschwierigste und undankbarste. Seltener als andere Nationen wird das deutsche Volk durch die Erregung des Augenblicks zu so schnöder, verlogener Ungerechtigkeit fortgerissen, wie sie oftmals von den Engländern gegen uns geübt ward. Doch leider zeigen die in Deutschland landläufigen Urtheile über den sittlichen Werth fremder Nationen nur allzu häufig jene sonderbare Mischung von Demuth und Dünkel, welche dem Charakter politisch machtloser Völker eigenthümlich ist. Jeder Narr unter uns meint sich berechtigt, geläufig und zuversichtlich den Franzosen das Gemüth, den Italienern die Wahrhaftigkeit kurzweg abzusprechen: — bis plötzlich eine große Bewegung, wie die jüngste italienische Revolution, uns beschämend belehrt, daß ein Volk einen von dem unseren grundverschiedenen Sittencodex besitzen und dennoch einer hohen sittlichen Bildung sich erfreuen kann. Keine Nation der Welt, deren Charakter nicht häßliche Widersprüche aufwiese, welche, von dem Fremden mit seinem Maße

gemeſſen, zu ſchonungsloſer Verdammung führen müßten. Wie denken wir ſelber zu beſtehen, wollte ein Fremder ſein Urtheil über die deutſche Sittlichkeit auf die leider unzweifelhafte Thatſache gründen, daß ein frivoles Spielen mit dem politiſchen Eide, ein feiges Verleugnen der eigenen Ueberzeugung in Deutſchland den Ehrenmann noch keineswegs nothwendig des guten Rufes beraubt? Das ſind traurige Folgen einer Zeit öffentlicher Kämpfe und noch unvollendeter politiſcher Bildung, wird man einwenden. Sehr wahr; aber gleiche und beſſere Entſchuldigungen hat der Engländer zur Hand, wenn wir von engliſcher Heuchelei und Pruderie reden, der Italiener, wenn wir das Schlagwort von wälſcher Argliſt ausſpielen. Bedeutende Menſchen laſſen wir beſcheiden gewähren, wenn ſie ihr Recht bewieſen haben, ihren eigenen Weg zu gehen, und nur Kinder fragen: wer iſt der Größere? Ueber die großen Culturvölker aber, deren Daſein ſchon das Recht des Daſeins iſt, ſitzen wir zu Gericht, meſſen ihnen Lob und Tadel zu, ſtatt ihren Charakter als ein Gegebenes hinzunehmen und in ſeiner Nothwendigkeit zu verſtehen. Solches Verſtändniß wird gemeinhin finden, daß die ſogenannten Nationaltugenden und Nationalfehler nur verſchiedene Seiten eines und deſſelben Charakterzuges ſind. Wir ſind alſo weit davon entfernt, einzuſtimmen in den üblichen ſelbſtgefälligen Tadel der engliſchen „Heuchelei“, wenn wir einfach ausſprechen, was uns Deutſche an dem engliſchen Weſen am meiſten befremdet: daß nämlich die religiöſen und die ſittlichen Begriffe in England ſich nicht gleichmäßig entwickelt haben. Wir finden dort eine nahezu jüdiſche Starrheit des Feſthaltens an der dogmatiſchen Ueberlieferung und daneben eine volksthümliche, längſt in der kühnen praktiſchen Eigenſucht der Nation großartig verkörperte Sittenlehre, die zwar ſeit Bacon und Locke bis zu den ſchottiſchen Philoſophen ihren wiſſenſchaftlichen Ausdruck mannichfach geändert, aber im Grunde jederzeit alle moraliſchen Dinge an dem Maßſtabe des Nutzens gemeſſen hat. Es läßt ſich kein ſchärferer Gegenſatz denken zu der deutſchen Weiſe, zu uns, die wir in allen moraliſchen Fragen bewußt oder unbewußt der ſtrengen Kantiſchen Pflichtenlehre folgen und auf dem Gebiete des Glaubens einer ſchrankenloſen Selbſtändigkeit, der German infidelity, uns rühmen. Doch glücklicherweiſe leben die Völker nach einem höheren Geſetze, als nach dem des Nichtwiderſpruchs. Trotz ihrer materialiſtiſchen Sittenlehre iſt die Sittlichkeit der engliſchen Nation lange ſehr rein geblieben, weil ein geſunder praktiſcher Sinn, ein unbeugſames

Rechtsgefühl und, vor allem, die unvergleichliche Schule der politiſchen Freiheit und politiſchen Pflichterfüllung ſie vor den letzten Ergebniſſen ihrer Moralbegriffe bewahrte. Den Schlüſſel zu dieſen Widerſprüchen gewährt die eigenthümliche Entſtehungsweiſe der Reformation in England. Das Puritanerthum hatte in gewaltiger Geiſtesarbeit den durch die politiſche Gewalt dem Volke aufgedrungenen Proteſtantismus in ein geiſtiges Eigenthum der Nation verwandelt; aber nimmermehr konnte dieſe ſtrenge weltverachtende Richtung die ganze Seele eines lebensfrohen und lebensſtarken Volkes ausfüllen. Der Widerſtand des altengliſchen Weltſinnes gegen die puritaniſche Härte geht in den mannichfachſten Geſtalten durch die engliſche Literatur, von Shakeſpeare an bis zu den Tagen, da Smollet und Fielding lachenden Mundes ihren ernſten Kampf führten wider Richardſon's zimperliche Ehrbarkeit. Dieſer Dualismus hat in England darin vorläufig eine oberflächliche Ausgleichung gefunden, daß die Mehrheit der Nation im praktiſchen Wirken einer ganz weltlichen Nützlichkeitsmoral huldigt und, weil ſie die Unſicherheit dieſes Leitſterns im Stillen empfindet, um ſo zäher feſthält an dem Buchſtaben der Dogmatik und an gewiſſen conventionellen Sittenbegriffen. Nicht ohne ſchwere Schuld, natürlich, konnte Byron ſich abſondern von dieſer Geſittung ſeines Volkes; doch wollen wir ſeine „Zerriſſenheit“ begreifen, ſo müſſen wir vorerſt den Dualismus in der Moral ſeiner Nation verſtehen.

Sehen wir zunächſt, in welcher Lage Byron ſeine heimiſche Literatur vorfand. Nichts ſchiefer, als Macaulay's Behauptung, Byron habe rathlos umhergeſchwankt zwiſchen zwei feindlichen Dichterſchulen und ſei endlich wider ſein äſthetiſches Gewiſſen durch ſein krankhaftes Bedürfniß nach dem Beifall der Zeitgenoſſen in die neuere jener beiden Schulen getrieben worden. Wir erblicken vielmehr in Byron die außerordentliche Erſcheinung eines Dichters, der an drei auf einander folgenden Richtungen der Literatur weſentlichen Antheil nimmt und dennoch ein ganz ſelbſtändiger Künſtler bleibt. Seine äſthetiſche Theorie hatte ſich an dem „correcten“ Pope gebildet, ſeine Phantaſie war erfüllt von den Idealen jener Dichtung, die man die engliſche Romantik nennen mag, und er ſelber ſchuf endlich eine neue Richtung, die über beide Vorgänger weit hinausging; er brach die Bahn der neueſten Epoche der europäiſchen Literatur, indem er das Element der ſchrankenlos übermüthigen Subjectivität in die Poeſie einführte. Die Erſcheinung eines ſolchen

Dichters muß eine unharmonische sein, doch ist es lohnend, ihr Werden zu verstehen.

Gleich all seinen Altersgenossen war ihm in der Schule die Dichtung Pope's als das Höchste der englischen Kunst geschildert worden, und wie er in späteren stürmischen Tagen jede kleinste Erinnerung an die glückliche Schulzeit zu Harrow mit wehmüthiger Liebe bewahrte, so sind auch seine ästhetischen Meinungen den Eindrücken seiner Jugend niemals völlig entwachsen. In der That, nur sehr Weniges unter den englischen Gedichten des achtzehnten Jahrhunderts war Byron's Genius verwandt, konnte ihm zum Herzen reden. Die wahrhaft lebendigen Werke dieser Zeit lagen auf jenem Grenzgebiete der Poesie, das die Briten noch heute selten oder nie in den Begriff der poetry einschließen, auf dem Felde des Sittenromans. Das liebevolle Beobachten des täglichen Lebens bis in das kleinste Detail hinein, das peinlich genaue, naturwahre Darstellen der Charaktere aus der Alltagswelt war die mit Recht bewunderte Eigenthümlichkeit der englischen Literatur geworden seit Defoe's Robinson, seit Addison's Spectator und den geistvollen Novellisten der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, und diese bescheidenen Werke gaben ein getreueres Bild von dem Gemüthe ihres Volkes, waren reicher an echter Poesie als die anmaßlichen Versuche, das gespreizte Heldenthum der Franzosen in correcten Versen nach England einzuführen. Aber Byron's durchaus lyrisch erregter Sinn sah über die Prosa des Romans vornehm hinweg, und je sicherer er sich im Stillen gestehen mußte, ihm sei die Gabe der überzeugenden Charakterzeichnung nur kärglich zugemessen, desto eifriger schwor er auf Pope. Zu diesem „Fürsten der Reime und großen Dichter des Verstandes" zog ihn hin der Wohllaut des Verses, der reiche Witz, die seinem eigenen Wesen verwandte Freude an der malerischen Beschreibung und der ihm gleichfalls verwandte satirische Genius, der seine Gestalten nicht sowohl darstellt als betrachtet. Und war ihm selber die dramatische Kraft versagt, so tröstete er sich, auch Pope habe geringschätzig geredet von dem werthlosen Beifall der Zuschauer. So blieb er dabei, die Poesie der Gegenwart verhalte sich zu Pope wie die phantastische Pracht einer Moschee zu dem Adel der Linien eines dorischen Tempels. Der Vergleich ist nicht ganz verkehrt — wenn wir nur unter diesem dorischen Tempel uns nicht das Heiligthum des olympischen Zeus denken, sondern eines jener klassischen Bauwerke, welche als Vignetten vor den Gedichten des Herrn Biedermeier zu prangen pflegen. Wahrlich,

wer bliebe ernſthaft, wenn er Byron ſich leibhaftig vorſtellt neben ſeinem Ideale, wie der moderne „Genius mit dem Kainszeichen“ eintritt in die künſtliche Grotte des Gartens von Twickenham, aus der Doſe des kleinen Mannes mit der großen Perrücke eine Priſe nimmt und dann dem eintönigen Geplätſcher ſeiner correcten Verſe lauſcht? Wer ſtaunte nicht über dieſe theoretiſche Vorliebe Byron's, wenn er eines der feurigen Gedichte des Jüngers mit einem Werke des Meiſters vergleicht, etwa mit jenem Briefe der Heloiſe an Abälard, wo ein Stoff, glühend von gewaltiger Leidenſchaft, untergeht in einer Sündfluth gezierter Langeweile? Von den Heroen der älteren engliſchen Literatur beſaß Byron nur oberflächliche Kenntniß. Milton's puritaniſche Strenge ſtieß ihn ab, und ſein ungeheurer Ehrgeiz bäumte ſich auf wider Shakeſpeare's erdrückende Größe. Da nun vollends alle ſeine Feinde unter den romantiſchen Zeitgenoſſen die kaum erſt von neuem erſtandene Herrlichkeit der Shakeſpeare'ſchen Dichtung prieſen, ſo trieb ihn auch der Widerſpruchsgeiſt, die Ueberlegenheit Shakeſpeare's, vor der Welt zum mindeſten, zu leugnen und an ſeinem Pope feſtzuhalten.

Doch zu ſeinem Heile war Byron am wenigſten der Mann, ſein dichteriſches Schaffen unter die Leitung einer äſthetiſchen Theorie zu ſtellen. Er war nicht jener denkenden Künſtler einer, an denen wir, wie an Milton und den großen deutſchen Dichtern, die wunderbare Verbindung von urſprünglicher, ewig junger Begeiſterung und klarer Einſicht in die Kunſtgeſetze beſtaunen. Kaum je hat ein Dichter ſo leicht, ſo unbewußt geſchaffen; ein Kind der Stunde, warf er ſeine feurigen Verſe hin und ſtand dann, in ſeiner Jugend mindeſtens, urtheilslos vor dem Geſchaffenen. Von ſeiner erſten großen Reiſe brachte er heim eine Umſchreibung der ars poetica des Horaz, worauf er alle ſeine Pope'ſche Gelehrſamkeit verſchwendet, und — „eine große Menge Stanzen in Spenſer's Versmaß, die ſich auf die durchpilgerten Länder beziehen.“ Von den Hints from Horace weiß heute niemand mehr zu reden. Jene große Menge Stanzen aber, geſchrieben an Bord, zu Pferd, mitten in Berg und Wald, wie die Gunſt des Augenblicks ſie ſchenkte, waren — die erſten Geſänge des Childe Harold. Als er dies Werk widerſtrebend in den Druck gegeben hatte und die entzückten Leſer ihn alsbald zu den erſten Dichtern der Nation zählten, da zeigte ſich, daß ein echter Dichter wohl mit ſeinen Theorien, doch nie mit ſeiner Phantaſie in Anachronismen leben, daß ein wahres Dichtergemüth nie etwas anderes widerſpiegeln kann als die Ideen ſeiner Zeit. Die Zeit

aber, deren Ideale Byron unbewußt dargestellt, war durchaus erfüllt von den Gedanken der Romantik. Die deutsche Dichtung, die selber der Größe Shakespeare's und der Laune Sterne's so vieles dankte, hatte den Lehrern die alte Schuld reichlich heimgezahlt; die Ideen unserer Klassiker und unserer Romantiker wirkten zu gleicher Zeit auf die englische Literatur.

Durch Goethe vornehmlich lernten die englischen Lyriker wieder, die Natur treu und herzlich zu verstehen, und wie Goethe selbst dem deutschen Volksliede einige seiner schönsten Lieder nachgebildet hatte, so erschlossen jetzt Macpherson's Ossian und zahlreiche Sammlungen der irischen Sagen und der unvergleichlichen altenglischen Balladen den Briten die poetischen Schätze ihrer heimischen Vorzeit. In Burns erstand ein Dichter, der den Adel und die Feinheit hochgebildeter Kunst mit der naiven Empfindung eines Naturvolkes zu vermählen wußte. Die Dichter der „Seeschule" gefielen sich noch in Schilderungen, fast so breit und ausführlich, wie Pope sie geliebt hatte. Aber aus diesen neuen Gedichten sprach nicht mehr der stubengelehrte Dichter des 18. Jahrhunderts, der die Natur nur aus den sauberen Taxushecken seines Gartens kannte, sondern der moderne rüstige Wandersmann, der sich tummelte in der freien Luft. Und nicht mehr in wohlgeordneter Aufzählung ward die Herrlichkeit der Erde geschildert, sondern hinter den poetischen Bildern stand das tiefbewegte Gemüth des Dichters, ein warmer, nahezu pantheistischer Naturcultus. Mit diesem neu erwachten Verständniß der Natur war auf's engste verkettet der romantische Sinn der Zeit, der aus den Trümmern der alten Burgen die Herrlichkeit des Mittelalters zu neuem Leben emporrief. Walter Scott dichtete das erste moderne romantische Epos, das, arm an psychologischem Interesse, dennoch eine berechtigte Form der Dichtung war; denn die bewegte Schilderung der romantischen Pracht der Hochlande und ihres wilden ursprünglichen Volkslebens entsprach der Sehnsucht der Zeit nach der Natur und einfach-menschlichem Dasein. Nun begann das Wallfahrten nach den romantischen Stätten des Landes, und der englische Tourist betrachtete mit phantastischer Theilnahme das Feld von Killiecrankie, wo einst seine eigenen Landsleute von den Unholden mit dem Tartan und den nackten Waden geschlagen wurden. Von allen diesen Empfindungen der Epoche trägt der Childe Harold die Spuren. In der losen Form des romantischen Epos erschien hier wieder, nur feuriger und verständlicher, die

Naturschwärmerei der Seeschule und jene Lust an prächtiger Beschreibung, die seitdem eine vorherrschende Neigung des Dichters blieb; „description is my forte“ pflegte er zu sagen. Jene wildschönen Schilderungen des Treibens der griechischen Bergvölker, waren sie nicht durchweht von derselben romantischen Empfindung, die in Walter Scott's „Jungfrau vom See“ athmete? Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß der Childe Harold gleichsam der Wegweiser ward für die große Tour der modernen Lustreisenden. Die Stätten Europa's, die Byron's Lied besang, sind seitdem das Ziel unzähliger Wallfahrer geblieben; so sicher hat der Dichter die Neigungen seiner Zeit mitempfunden.

Und doch, war es wirklich nur die Furcht vor dem überlegenen Beschreibungstalente des jungen Dichters, die Walter Scott bewog, nach dem Erscheinen des Childe Harold nicht mehr in gebundener Rede zu schreiben? War wirklich nur die üble Laune, und nicht vielmehr das geheime Bewußtsein einer tiefen grundsätzlichen Feindschaft, die Mutter jener erbarmungslosen Satire „Englische Barden und schottische Kritiker“, die Byron gleich am Beginn seiner Laufbahn den englischen Romantikern entgegenwarf? Gleich den deutschen suchten auch die englischen Romantiker ihre Ideale in der Vergangenheit, und es ist kein Zufall, daß Walter Scott im Leben ein unverbesserlicher Tory blieb. Dieser Flucht aus der Gegenwart, diesen „stubenhockenden Minstrels“ trat Byron als Revolutionär entgegen, mit dem kecken Uebermuthe eines modernen Menschen. Indem er seine Person mit unerhörter Anmaßung in seinen Gedichten vordrängte, gab er zuerst einer echt modernen Stimmung poetischen Ausdruck, die längst schon in dem jüngeren Geschlechte verbreitet war. Wohl hatte bereits einmal ein moderner Dichter in all seinen Werken sein eigenes Ich enthüllt und die Welt durch eine Reihe von Werken entzückt, die er selber Bekenntnisse nannte. Doch Goethe's Genius war so unermeßlich reich, so harmonisch, so sehr ein Bild der Welt, daß die meisten seiner Leser den verwegen subjectiven Charakter seiner Dichtung gar nicht ahnten: sie meinten die Welt zu schauen, derweil sie die große Seele des Dichters sahen. In Byron aber erstand ein Dichter, ebenso einseitig, wie jener mannichfaltig, ebenso keck und hastig, wie jener maßvoll und besonnen gewesen, und stellte sein Ich mit Haß und Hohn der Welt gegenüber. So begründete Byron's Beispiel in allen modernen Sprachen die Poesie des Weltschmerzes.

Die Welt ist heute trunken von Nüchternheit. In solchen überverständigen Tagen erscheint es sehr wohlfeil, die triviale Wahrheit zu predigen, daß der Weltschmerz eine Krankheit war. Sicherlich, die erhabene Einfalt der Alten hätte sich mit Abscheu von solcher Auflehnung des Individuums gegen die Gesetze der Welt hinweggewendet, und Niebuhr's römischer Sinn war in seinem guten Rechte, wenn er in dem Charakter des Childe Harold lediglich die furchtbare Eigensucht sehen wollte. Aber sind nicht unsere moderne Erziehung, alle unsere liebsten Gewohnheiten und Anschauungen ganz dazu angethan, diese Krankheit nothwendig zu erzeugen? Nicht mehr wie die Alten wachsen wir auf in dem naiven Glauben, daß wir nur die Glieder unseres Staates sind, und nicht mehr wie den Menschen des Mittelalters steht uns die Kirche als eine unantastbare Schranke der Willkür gegenüber. Es ist der Ruhm der modernen Bildung, daß unsere Jugend zuerst das unendliche Recht der Person begreifen, den Menschen als den Mittelpunkt der Welt verstehen lernt. Wenn wir, also erzogen, uns dennoch demüthig in die Ordnung der Natur und Geschichte einfügen, so ist diese Unterordnung nicht mehr naiv, nein, erarbeitet, durch Bildung vermittelt. Schaue Jedermann selber, wie er sich sittliche Reinheit bewahrt inmitten der Aufregung der modernen Welt: naturgemäß ist eine Ordnung der Gesellschaft nicht, welche dem einen Geschlechte alles, dem andern nichts verzeiht. Sehe Jeder, daß er wahrhaftig bleibe und doch geduldet werde in einer Welt, die sich in tausend conventionellen Lügen bewegt: natürlich ist es nicht, daß Millionen Lippen einen Glauben bekennen, davon das Herz nichts weiß. Wohl ist es Pflicht, in dem harten Kampfe um die Existenz Spannkraft des Geistes, Freude des Herzens zu bewahren: doch natürlich ist es nicht, daß jener Kampf um das Leben, womit in Zeiten, da die Menschen sich weniger hart im Raume stießen, das Leben begann, heute für viele der Besten den Inhalt des Lebens bildet. Wohl muß es dem Gebildeten möglich sein, sich das herzliche Verständniß für die Empfindung der niederen Stände zu bewahren, ohne doch hinabzusinken in ihre banausische Roheit: aber natürlich ist es nicht, daß Tausende unserer Volksgenossen mit blödem Lachen an dem vorübergehen, was uns das Schönste und Ehrwürdigste scheint. In einer Welt, die von solchen und tausend anderen Widersprüchen erfüllt ist, gelangen nur fischblutige Naturen, nur geborene Philister kampflos und schmerzlos zu gefaßter Entsagung. Die Poesie des Weltschmerzes war Gott Lob nicht ein vollständiges Bild der modernen

Geſittung, aber ſie ſpiegelte getreulich wieder eine Seite unſerer Cultur, die wir nicht gänzlich ſtreichen können, ohne das moderne Weſen ſelbſt zu zerſtören. Die Jugend jener Tage wußte wohl, warum ſie dem Manfred zujubelte: echt modernes Blut floß in den Adern des Unſeligen, der im Tode noch den Abt wie den Teufel von ſich weiſt und untergeht als „ein Selbſtzerſtörer“. Ein maßloſer Ehrgeiz war in dem jüngeren Dichtergeſchlechte lebendig; der greiſe Goethe ſchaute ſeinen Nachfolgern in Herz und Nieren, wenn er meinte: ſie kommen mir vor „wie Ritter, die, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken ſuchen.“ Und wirklich ein Neues ward von dieſem anmaßlichen jungen Geſchlechte geſchaffen, als Byron den Uebermuth, der es verzehrte, keck und höhniſch ausſprach. Ja, wir müſſen behaupten, daß der Poeſie des Weltſchmerzes ein unſterblicher Gehalt innewohnt, der nicht blos als das Krankheitsſymptom einer aufgeregten Epoche etwas bedeutet. Neben den unbeſtimmten Klagen einer fieberiſchen Unruhe, die „ſich ſelbſt entfliehen will,“ ertönt in Byrons Gedichten auch der wahrhaftige Ton des tiefſinnigen Schmerzes über die Nichtigkeit irdiſcher Herrlichkeit — eines ewigen Schmerzes, der an den großen Dichtern aller Zeiten, ſelbſt an der erhabenen Ruhe des Sophokles, genagt hat. Wir wenigſtens ſähen nicht ungern, wenn die ſo zahmen, ſo frommen, ſo mit Gott und aller Welt verſöhnten Werke der neueſten engliſchen Literatur etwas mehr angekränkelt wären von „dem Mehlthau des Lebens, dem Gedanken“, der auf Byrons Gedichten ruht.

Der ſichere Inſtinkt der öffentlichen Meinung hat von jeher in Byron's Helden Harold, Konrad, Lara nur das Bild des Dichters ſelber geſehen. Nie war das Schaffen eines Dichters ſo ganz ſubjectiv, nie war ein Künſtler ſo unfähig, eine fremde Weltanſchauung zu verſtehen: ſogar die harmloſe Gemüthlichkeit der niederländiſchen Kleinmalerei erſchien ihm verwerflich und verächtlich, weil ſie ſeinem heroiſchen Ideale widerſprach. So kehrt in all ſeinen früheren Gedichten das Bild des Dichters ſelber wieder, der geheimnißvolle Mann, geziert „mit einer Jugend und mit tauſend Sünden,“ der Abgott der Weiber, der Feind der Welt, die ihn mißhandelt und verbannt, während er ſie großherzig immer aufs neue überraſcht und beſchämt. Auf den erſten Blick ähnelt dieſer Byroniſche Held gar ſehr jenen edelmüthigen ſentimentalen Schurken, die in ſchlechten Romanen von Alters her ihr Weſen treiben. Doch eigenthümlich iſt ihm der ſelbſtbewußte Trotz, den er der

Welt entgegenstellt, eigenthümlich vor allem jene berufene Zerrissenheit, die mit dem eigenen Gefühle spielt. Und eben dies Schwelgen in zwei widersprechenden Empfindungen, diese Lust, „zugleich durchnäßt und verbrannt" zu sein, sich dem Schmerze hinzugeben und seiner zu spotten — war es nicht ein Zug, so recht den geheimsten Neigungen der modernen Menschen abgelauscht? Es geht ein ruheloses Wesen, ein Jagen nach ewig neuer nervöser Aufregung durch die moderne Welt und offenbart sich überall bis hinab in unsere unscheinbarsten Gewohnheiten — wie denn die Verzehrung der Narkotika in keiner Zeit der Geschichte so stark gewesen ist wie heute. Ueberaus reizbar und empfänglich, ist das Gemüth des modernen Menschen tausend Eindrücken geöffnet, die ein rauheres Zeitalter nicht verstehen konnte, aber diese massenhaften Eindrücke drängen und jagen sich, hinterlassen nur getheilte, flüchtige Empfindungen, und ein alter Grieche würde aus jedem Gespräche unserer Zeitgenossen ein hastiges Abspringen des Gefühles heraushören, das der einfachen Sicherheit der Alten unbegreiflich war. So ist die Zerrissenheit der Byronischen Empfindung allerdings ein Zug aus dem modernen Gemüthsleben. Nur soll die Dichtung ein Höheres sein als ein getreues Bild der Wirklichkeit. Dies jähe Umschlagen der Trauer, der Begeisterung in bitteren Spott ist in einzelnen Fällen von erschütternder Wirkung, doch wenn es den Grundton der Dichtung bildet, so führt es geradezu zur Selbstvernichtung der Poesie, denn das Wesen aller Dichtung hat Goethe schon im Götz von Berlichingen in einem wunderschönen Worte bezeichnet: „was macht den Dichter? ein warmes, ganz von Einer Empfindung volles Herz."

Man erkennt leicht die nahe Verwandtschaft dieser Richtung mit der Weltanschauung der deutschen Romantiker. War doch Byron's Person selber ein fleischgewordener Traum der Romantik. Die reinste Form des Lebens fand Friedrich Schlegel auf den Höhen der Gesellschaft, bei jenem Adel, der, aller Pflichten entbunden, in dem Müßiggange sein schönstes Vorrecht sieht. Die höchste Thätigkeit des Menschen, die Vollendung der Menschheit erkannte Schlegel — und mit ihm, wie tausend Geständnisse beweisen, die große Mehrheit der ästhetisch gebildeten Zeitgenossen — in dem Schaffen des Dichters. Hier nun erstand ein vornehmer Mann, der ein Dichter war und zugleich in allen Genüssen adlicher Herrlichkeit schwelgte, der „sein Herz in Leidenschaft, sein Hirn in Reimen" aufrieb. In der That, der vollendete Mensch, den die Romantik ersehnt, war erschienen, aber mächtig schritt er über

die Romantik hinaus; er wandte ſich mit revolutionärem Zorne gegen die Gebrechen der Welt und verkündete zukunftsfreudig eine ſchönere Zeit, „da die Welt frei ſein wird.“

Den Zeitgenoſſen hat Byron durch phantaſtiſche Beleuchtung und den koketten Schleier des Geheimniſſes die innere Schwäche ſeiner ſentimentalen Helden verborgen, und wer mochte in einem romantiſchen Epos nach ſcharfer, eindringender Charakterzeichnung ſuchen? Uns Nachlebenden iſt es nicht mehr möglich, für die düſteren verſchwommenen Geſtalten des Lara, des Corſaren eine reine Theilnahme zu empfinden. Das wahrhaft unſterbliche unter Byron's Werken, das die Gegenwart und alle ſpäteren Geſchlechter zur Bewunderung hinreißen wird, iſt vielmehr jenes „ſchwärzeſte Denkmal menſchlicher Verworfenheit,“ das die engliſchen Literaturgeſchichten kaum zu nennen wagen, das ſogar von der whiggiſtiſchen Edinburgh Review ſchlechthin verdammt ward, jenes ruchloſe Werk, das nach Byron's Wahrſagung ſchwerer durch die Thüre eines engliſchen Familienzimmers geht, als ein Kameel durch ein Nadelöhr: — der Don Juan. Wir werden nie genug bewundern können, wie der Dichter, körperlich erſchöpft und tief verſtimmt durch das Ankämpfen gegen die öffentliche Stimme ſeines Landes, ſich am Abend ſeines Lebens zu jener Kunſtform erhob, die allein ſeine Begabung rein und verklärt offenbaren konnte, zu dem freien Spiele des Humors. Hat uns ſein Menſchenhaß verletzt, ſo lange er unklar und unfrei in den intereſſanten Verbrechergeſtalten ſeiner erſten Werke ſich verkörperte: hier, in der übermüthigen Laune des komiſchen Epos, kommt alle Bitterkeit, die das Herz des Dichters drückt, frei und in der rechten Weiſe an den Tag, hier durfte er mit gutem Grunde ſagen: „wollen die Leute die Moral meines Gedichtes nicht ſehen, ſo iſt es ihre, nicht meine Schuld.“ In Deutſchland wenigſtens werden die Männer alle darin übereinſtimmen, daß Byron's dichteriſche Kraft in ſeinen letzten Jahren ihr Schönſtes geſchaffen hat, nicht, wie ſelbſt Macaulay meint, einem traurigen Verfalle entgegenging. Auf jeder Seite des Don Juan ſtoßen grämlicher Kritik ſittliche und äſthetiſche Sünden auf; und doch bleibt das Ganze ein Werk von harmoniſcher Schönheit, ſo recht eine nothwendige Schöpfung, die man nicht verwerfen kann, ohne dem Dichter ſelber das Recht des Daſeins abzuſprechen. Byron kannte ſeine Stärke. Ein rechter Künſtler liebt ſein Handwerkszeug! rief er übermüthig, ſpottete der „Proſaiſten,“ die ſich mit dem blankverse behelfen, und ſchrieb ſein Gedicht in Stanzen. Der Wohllaut

dieſer melodiſchen Verſe erhöht mächtig die leidenſchaftliche Gluth, den Farbenreichthum und die ſinnliche Friſche der Erzählung, aber auch ihre verführeriſche Wirkung auf unreife Gemüther. In dieſe kunſtvolle Form bannt der Dichter, ein despotiſcher Beherrſcher der Sprache, einen überreichen phantaſtiſchen Inhalt. Wunderliche Wortverſchränkungen, griechiſche, lateiniſche Citate, Anſpielungen aller Art müſſen ſich in die Stanze fügen, bis die abſichtliche Ueberladenheit des Stils wieder durch Schilderungen von antiker Einfachheit unterbrochen wird, wie die allbekannte: the mountains look on Marathon, and Marathon looks on the sea. Nicht alle Töne, die ein Menſchenherz bewegen, weiß Byron anzuſchlagen; das ſtille Glück des leidenſchaftsloſen Gemüths hat er nie begriffen. Doch ſoweit er das Menſchenleben verſtand, hat er es im Don Juan in all' ſeinen Höhen und Tiefen dargeſtellt: bald ſchildert er in cyniſcher Nacktheit den Kannibalismus des Verhungernden, bald mit der Luſt des Fauns Bilder trivialer Sinnlichkeit, bald reißt er uns empor zur Höhe großer Leidenſchaft, zur Betrachtung der ewigen Räthſel der Welt. — Oft packt uns die Ungeduld, wenn das wuchernde Schlinggewächs der Betrachtungen und ſatiriſchen Ausfälle jeden Weg zum Ziele der Fabel zu verſperren droht, und die Pracht der Schilderungen vermag nicht immer uns zu tröſten über ihre Breite. Doch am Ende vergeſſen wir alle äſthetiſchen Bedenken über der glänzenden Perſönlichkeit des Dichters, die hier, im komiſchen Epos, ein gutes Recht hat ſich vorlaut vorzudrängen. Ueberall redet ein ideenreicher, hochgebildeter und — vor allem — ein freier Geiſt, der weitab vom breitgetretenen Pfade der guten Geſellſchaft den Weg ſich ſelber ſucht. Schon die unvergleichlich leichte, zwangloſe Weiſe der Erzählung iſt ein lauter Proteſt gegen alle Unnatur und Ziererei. Auf Frauen wirkt dies Gedicht ſchreckhaft durch ſeine unbarmherzige Wahrheit noch mehr als durch ſeinen Uebermuth. Der Dichter iſt hier wirklich „ein Columbus auf dem Meere der Moral," er entdeckt und ſchildert geheimnißvolle Tiefen der Menſchenſeele, zu denen ſich die Dichtung ſeines Landes bisher nicht hinabgewagt hatte.

Was aber war es, das Byron an der modernen Geſellſchaft bekämpfte, indem er ihr ſtolz ſein perſönliches Belieben entgegenhielt? Es war zunächſt jene Tyrannei der öffentlichen Meinung, die im Don Juan ſo ſchneidend geſchildert wird:

in the times of old
men made the manners, manners now make men.

Ja wohl, Byron's ariſtokratiſches Weſen hätte ſich leichter heimiſch gefühlt in der alten Zeit, da die ungeheure Mehrheit des Volkes unter hartem Drucke lag, doch auf den Höhen der Geſellſchaft der ſouveränen Willkür der Perſon, der allſeitigen Entfaltung ihrer Launen und Kräfte keine Schranke geſetzt war. Wo waren ſie doch hin, jene kraftſtrotzenden, übermüthigen, lebensfrohen Männer aus dem Whigadel des achtzehnten Jahrhunderts, die nach durchſchwelgtem Tage mit weingeröthetem Geſicht im Parlamente ihre großen Reden ſprachen? Die unbändigen Kräfte, die großen Talente der Ariſtokratie ſtarben aus, die öffentliche Meinung fiel allmählich unter die Herrſchaft jenes Mittelſtandes, der, nach unten duldſamer als der alte Adel, zu den glänzenden Erſcheinungen auf der Höhe der Geſellſchaft ſich ungleich mißtrauiſcher, eiferſüchtiger ſtellt. Die ungeheure ſtille Tyrannei dieſer conventionellen, auf den Schein bedachten Sitte hatte Byron an ſeinem Leibe erfahren, als er — ein Pair von England, alſo in der unabhängigſten, der ſtolzeſten Stellung, die einem modernen Menſchen beſchieden ſein kann — ſich thatſächlich aus ſeiner Heimath verbannt ſah, ohne daß man eine irgend haltbare Anklage wider ihn vorbrachte, ja ohne daß man ihn hörte. Denn ſo gewiß Byron jedes Sinnes entbehrte für die Treue und Reinheit des engliſchen häuslichen Lebens, ebenſo gewiß hat er während ſeiner unglücklichen Ehe durchaus kein ungewöhnliches Unrecht begangen, hat er nichts verſchuldet, was den lächerlich ungerechten Ausbruch der öffentlichen Entrüſtung rechtfertigen konnte. Byron ſelber ſchildert die Thatſachen treffend alſo: fashion, die Tyrannin der Geſellſchaft, hatte ihn eine Weile gehätſchelt und dann, des Spieles müde, das Spielzeug fallen laſſen. Zornig wandte er ſich jetzt gegen ſeine Heimath, erbarmungslos riß er den Schleier reſpectabler Sitte herab, der die Frivolität der Hauptſtadt, die peccadillos von Piccadilly umhüllt. Doch in dieſem Kampfe gegen die vornehme Geſellſchaft war er ſelber nicht innerlich frei. Mochte er noch ſo laut, nach dem Vorbilde Rouſſeau's, das Leben des Urwaldes preiſen und die erhabene Einſamkeit der Natur, der er ſeine ſchönſten Dichterträume dankte: die glänzenden Laſter der großen Welt konnte er doch nicht entbehren. Nur eine, die häßlichſte, Sünde ſeiner Heimath war dieſem kühnen Geiſte durchaus fremd: jene ſalbungsvolle Heuchelei, die ſo üppig nur in England gedeiht und darum auch nur dort die zutreffende Bezeichnung — cant — gefunden hat. Vierzig-Pfarrerkraft wünſchte er ſich, das Lob der Heuchelei zu ſingen. Ihm

graute, wenn er in dem Gebetbuche ſeiner Kirche neben den Segensſprüchen der Religion der Liebe den ruchloſen Fluch wieder die Ungläubigen las. Wohl iſt Byron's Spott oftmals frivol nach der Weiſe Voltaire's; aber, geſtehen wir es nur, in der Literatur chriſtlicher Völker iſt die Spötterei ein nothwendiges Uebel. Der einſeitige Idealismus des Chriſtenthums führt gemeine Seelen leicht zur Unwahrheit, zur Entfremdung von der Natur — zu Laſtern, die an den Orient gemahnen, doch der heitern Weltlichkeit der antiken Geſittung unbekannt waren. In ſolcher Umgebung kann es nie an leidenſchaftlichen, wahrhaftigen Naturen fehlen, die lieber den Schein der Frivolität auf ſich nehmen wollen als mit einſtimmen in das ſalbungsvolle Reden der guten Geſellſchaft. „Für die Oppoſition geboren" nennt Byron ſich ſelber, und in der That, mit unermüdlichem Widerſpruchsgeiſte lehnt er ſich auf wider alle fables convenues ſeines Landes, die geiſtlichen wie die weltlichen. Ihn hatte ſeine Nation wie einen falſchen Götzen geſtürzt; um ſo boshafter verſpottet er nun die Größen der engliſchen Geſchichte; ſein Witz verſchont die jungfräuliche Königin ſo wenig wie den Sieger von Waterloo.

Wir würden dieſen reichen Geiſt ſehr ſchlecht verſtehen, wenn wir ſeinen Kampf wider die Heuchelei der Geſellſchaft allein aus ſeinen perſönlichen Erfahrungen erklären wollten. „Verhaltene Parlamentsreden" hat Goethe Byron's Gedichte genannt, und ſie ſind es, ſie eröffnen den Reigen jener radicalen Oppoſition, die ſeit der Mitte der zwanziger Jahre gegen die Romantik und die heilige Allianz — in Wahrheit, das Syſtem der politiſchen Heuchelei — ſich erhob, und nie iſt eine Oppoſition berechtigter, nothwendiger geweſen. Sie ſind ebenſo tendenziös gegen die Gebrechen der Gegenwart gerichtet, wie die Romantik in der Bewunderung der Vorzeit befangen war, ebenſo weltbürgerlich, wie dieſe national, ebenſo revolutionär, wie dieſe ruheſelig. In ihnen zeigt ſich, zuerſt in der Dichtung, der heilſame Rückſchlag gegen die Einſeitigkeit der Feinde Napoleon's. Einer Epoche voll überäſthetiſcher Neigungen folgte nun eine Zeit, deren ganzes Denken von leidenſchaftlichen politiſchen Kämpfen erfüllt war. Das Geſchlecht des Wiener Congreſſes, zierlich und höfiſch wie das kurze Beinkleid und die langen Strümpfe, ward verdrängt durch eine ganz moderne Generation von ungebundener Natürlichkeit in Tracht und Sitte, von raſtloſer Beweglichkeit in Staat und Wirthſchaft; und Byron wurde der Herold dieſer neuen Tage. Die Geſchichte der geiſtigen Bewegungen iſt eine

fortwährende Umkehrung der alten Fabel vom Saturn; jede jugendliche literariſche Richtung, die eine verlebte bekämpft und vernichtet, iſt ein Kind ihrer Feindin. Darum läßt ſich die geiſtige Entwicklung nicht in ſcharf geſonderte Zeiträume zerlegen, und auch die neue Schule, welche mit Byron beginnt, ſcheidet ſich nicht klar von der früheren ab. Byron's erſte Werke fielen noch in die Tage der Napoleoniſchen Weltherrſchaft. Seine feſte Richtung, ſeine ganze Schärfe erhielt ſein oppoſitioneller Sinn erſt, als er in Italien die gräßlichen Wirkungen des Syſtems der Legitimität vor Augen ſah. Da ward er zum Vorkämpfer jener Revolutionen, die in den zwanziger Jahren den Süden des Welttheils erſchütterten. Und erſt lange nach ſeinem Tode, während und nach der Julirevolution, ſind Byron's Gedanken in Fleiſch und Blut der Welt übergegangen, als das junge Deutſchland und eine revolutionäre Literatur in Süd- und Oſteuropa erſtand.

Man hat Byron's Haß wider die heilige Allianz aus ſeiner Schwärmerei für Napoleon herleiten wollen. Gewiß, er bekannte ſich zu jenem überſchwänglichen Cultus des Genies, der ſeine Jünger finden wird, ſo lange begabte Menſchen leben, und er hatte ſeine Kenntniß des Weltkampfes vornehmlich aus den abgeſchmackten Märchen der Franzoſen geſchöpft. Auch er meinte, der corſiſche Löwe ſei nur darum gefallen, weil auf dem Felde von Leipzig „der ſächſiſche Schakal" verrätheriſch ſeine Zähne in die Weichen des Todwunden geſchlagen habe. Die rauhe Naturkraft, die derben Lagerſitten Blücher's erſchienen dem übergeiſtreichen Lord lächerlich, er ſah in dem preußiſchen Feldherrn nur den Stein, worüber Napoleon geſtolpert. Gleich allen Whigs wußte er, daß der Feldzug von 1815 von dem Torycabinet mehr zum Zwecke der Herſtellung der Bourbonen, als zur Sicherung Europas geführt ward; darum war ihm die Schlacht von Belle-Alliance ein nutzloſes Blutvergießen. Doch ſo blind, wie man gemeinhin ſagt, war Byron's Bewunderung für den Corſen nicht. Aus ſeinem Munde erſcholl ja bei dem Falle des Herrſchers der höhniſche Jubelruf:

the desolator desolate,
the victor overthrown!

Und als der Weltüberwinder beim Schwinden der letzten Hoffnung den Muth nicht fand, ein Daſein zu beenden, das nicht mehr ein Leben war, als Alle, denen die Theologie die freie natürliche Empfindung noch nicht verkümmert hatte, mit Ekel auf dies unwürdige Schau-

ſpiel der Feigheit blickten: da war es wieder Byron, der der Verachtung furchtbare Worte lieh:

and Earth hath spilt her blood for him,
who thus can hoard his own!

Ihm ſchwebte vor Augen das Ideal eines Völkerfriedens, von dem die moderne Welt ſich nie mehr trennen wird, er wußte (und er ſchlug mit dieſen Worten auf Napoleon ſo gut wie auf ſeine Ueberwinder), daß „auf den unfruchtbaren Blättern der Geſchichte zehntauſend Eroberer neben einem Weiſen ſtehen.“ Er ſtand am Ende einer Epoche, die Millionen Menſchenleben maßloſem Ehrgeize geopfert hatte und verkündete das Nahen einer menſchlicheren Zeit, indem er wider „die Schlächter en gros“ eiferte und den großen Würger Suworow als einen „Harlekin in Uniform“ verſpottete. Niemand wird ohne Rührung aus dem Munde des leidenſchaftlichen Mannes die Worte reinſter Menſchenliebe hören:

the drying up a single tear has more
of honest fame than shedding seas of gore.

Byron's Oppoſition gegen das Syſtem der Legitimität hatte einen tieferen, grundſätzlichen Charakter. Nach der Entthronung Napoleon's mußte Europa abermals die Wahrheit des ernſten Geſetzes an ſich erfahren, daß die Welt nur dann vorwärts ſchreitet, wenn ſie als klein und verächtlich verlacht, was ihr geſtern noch groß und des edelſten Schweißes werth erſchien. Wieder und wieder pries man den Dreizack der meerbeherrſchenden Britannia und ihre glückliche Verfaſſung und die erleuchteten Heldenkaiſer und das fromme Ruſſenvolk. Es war hohe Zeit, daß dieſem gedankenloſen ſelbſtgefälligen Jubel ein Ziel geſetzt werde:

these are the themes thus sung so oft before,
methinks we need not sing them any more.

Wollte die Welt den Segen der Freiheitskriege genießen, ſo mußte ſie zuvor die häßliche Kehrſeite des Kampfes verſtehen. In der That, welches Bild boten dieſe Kriege dem Auge eines geiſtvollen liberalen Engländers, der von der idealen Begeiſterung, welche die deutſche Jugend in den Streit geführt, nichts wiſſen konnte? Er ſah die Metternich und Gentz und den „geiſtigen Eunuchen“ Caſtlereagh triumphiren über den größten Mann des Jahrhunderts, die gemeine Mittelmäßigkeit eines Ludwig des Achtzehnten als den lachenden Erben eines Napoleon. Er ſah in Tyrol und in Spanien das Volk geführt von

den bigotten Anhängern des alten Despotismus, und wilder noch gegen die überlegene Gesittung als gegen die Herrschsucht der Franzosen streiten. Er sah in Deutschland nirgendwo außerhalb Preußens die Nation sich freiwillig gegen den Fremden erheben, sondern gehorsam harren auf den Ruf der Fürsten. Er schaute die widerliche Abgötterei, die mit dem rohesten Volke Europas getrieben ward und leider ein häßlicher Makel der großen Bewegung bleibt. Er hörte jene deutschen Verse, die uns noch heute das Blut in die Wangen treiben: „ihn jagte der Schrecken des russischen Heers, ihn jagte die Wucht des Kosakenspeers.“ Hunderte schöner Lippen sangen die schmelzenden Abschiedsworte, die der gefühlvolle Kosak an die gefühlvolle Kosakin gerichtet haben sollte: „schöne Minka, ich muß scheiden.“ Wahrlich, zur rechten Stunde erschien Byron's grimmige Satire auf die Erstürmung von Ismail; sie zeigte der Welt diese Befreier Europas in anderem Lichte, den ganzen Zorn des freien Mannes ergoß sie über die geknechteten Barbaren, die zur Schlachtbank stürmten unter dem Lästerrufe: „Gott und die Kaiserin!“ Nun gar für England war die Geschichte der Revolutionskriege zugleich eine Geschichte unerhörter Verkümmerung der altenglischen Freiheit. Der Ruhm von Abukir, Trafalgar und Torres-Vedras war erkauft durch die wiederholte Suspension der Habeas-Corpus-Acte, durch die Verkündigung des Standrechts, durch Ausweisung von Fremden, Verfolgung der Presse und Strafen sogar gegen das Aussprechen radicaler Meinungen; und derweil die glänzenden parlamentarischen Talente der alten Zeit in dem Weltkampfe sich aufrieben, war endlich der Lorbeer zugefallen — dem vielverhöhnten „Ministerium der Mittelmäßigkeiten.“

Und was war mit allem Blut und Jammer der Völker gewonnen? Die Pläne des Welteroberers waren verdrängt durch ein politisches System, das in Wahrheit kein System war, durch das ideenlose Rechnen von heute auf morgen, durch die Feigheit und Gedankenarmuth, die ihre Nichtigkeit hinter einigen salbungsvollen Phrasen verbargen. An der Stelle des genialen Imperators thronte nun das unfähige Dreigestirn:

> an earthly Trinity, which wears the shape
> of Heaven's as man is mimick'd by the ape.

Konnte die Welt wirklich noch über den Sturz der Fremdherrschaft jubeln, wenn auf dem Wiener Congresse in echt Bonapartischem Geiste mit frivoler Mißachtung der Volksthümlichkeit die Grenzen der Länder

bestimmt wurden, wenn dann russische Späher den deutschen Volksgeist belauschen und vor den Mächtigen verklagen durften? War wirklich ein neues Zeitalter erschienen, wenn die weiland vom heiligen Geiste auf die Erde gebrachte Ampulla, die längst zerbrochene, plötzlich wieder erschien und ihr Salböl träufelte auf den Scheitel des Bourbonen? wenn ein Talleyrand die Oriflamme schwenkte, und in Calais, an der Stelle, wo der „ersehnte" Ludwig zuerst seinen heiligen Fuß auf das Land gesetzt, ein Denkmal errichtet ward? Hatte man noch ein Recht, von Freiheitskriegen zu reden, wenn mit der Freiheit auch die Jesuiten zurückkehrten und die Inquisition des „katholischen Molochs" von Spanien? wenn in der Freiheit jene epidemische Verfinsterung der Köpfe begann, das Convertiten-Unwesen und das lichtscheue Treiben frommer Hexenmeister, der Krüdener und Hohenlohe? Doch Rom bleibt ewig was es war. Wie schwer die Freiheit des Geistes gefährdet war, das erkennen wir sicherer an den Verirrungen der Protestanten. Selbst Max von Schenkendorf, der im Grunde der Seele immer eine norddeutsch-protestantische Natur blieb, hegte doch andächtiglich die Büste des Papstes in seinem Zimmer, sang fromme Lieder an „Maria, süße Königin" und verherrlichte den Schirmherrn Tilly's, den finstern Zögling der Jesuiten, in dem Liede: „fester, treuer Max von Baiern!" — Es ist wahr, die Spuren der fremden Herren vom heimischen Boden hinwegzufegen, bleibt die höchste aller Pflichten, und ein freier Kopf unter den Deutschen, der alle die unseligen Folgen des Sturzes Napoleon's vorausgesehen, er hätte dennoch zum Säbel greifen müssen für sein Land. Aber den zwiespältigen Charakter der Freiheitskriege zu leugnen, wird den gesinnungstüchtigen Phrasen der Gegenwart nie gelingen. Die Cabinette hatten in Napoleon den Zertrümmerer der alten feudalen Unordnung, den Sohn der Revolution bekämpft, die Völker den Fremden und den Despoten. War es nicht eine rühmliche, eine nothwendige That, daß Byron den reactionären Zug, der die Bekämpfung Napoleon's bezeichnete, schonungslos der Welt enthüllte? Das können nur jene verneinen, die nichts ahnen von der echten historischen Gerechtigkeit, die dem Pöbel als mattherzige Halbheit gilt. Wenn Byron dabei die Lichtseite jener Kämpfe übersah, so ist er am meisten zu entschuldigen, der mit wunderbarem Scharfblick das Hereinbrechen der Reaction vorherverkündigt hatte — er, der als Engländer in dem Kriege gegen Napoleon einen Kampf für das Dasein seines Volkes nicht zu bewundern hatte.

Nicht nach den ungleich ruhigeren Zuſtänden des heutigen Englands dürfen wir Byron's Oppoſition gegen die engliſche Geſellſchaft beurtheilen. In dem Augenblicke, da alle Welt der unermüdlichſten, nie beſiegten Feindin Napoleon's zujubelte, war England in Wahrheit ein unglückliches, von Unfrieden zerriſſenes Land. Nie zuvor war die alte Sünde dieſes Staates, die Ausbeutung der niederen Stände, ſo grell zu Tage getreten. Während der Napoleoniſchen Kriege waren die letzten Reſte des kleinen Grundbeſitzes durch den Adel ausgekauft worden; die Selbſtſucht der großen Grundeigenthümer (das land interest) kannte nur ein höchſtes Gut — rent, rent, rent, rent — ſie ſchraubte die Kornzölle und damit den Preis des Getreides hoch und höher hinauf. Unheimliche Gährung ergriff die Maſſen, verwegene Demagogen brüteten über der „ſocialen Frage." Dem gequälten Volke predigten die Beſitzenden die harte Lehre des Malthus: „Niemand hat ein Recht Kinder zu erzeugen, die er nicht ernähren kann" — eine einfache volkswirthſchaftliche Wahrheit, gewiß, aber eine Lehre, die in ſolcher Zeit wie ein gräßlicher Hohn erſchien. Unbekümmert um das Elend der Maſſen führte der Hof des Prinz-Regenten ſein ſündliches Praſſerleben: „Irland ſtirbt vor Hunger, Georg wiegt zwanzig Stein." Ein herzloſes, in Vorurtheilen erſtarrtes Toryregiment leitete das Land. Die Partei der Whigs war nahezu verſchwunden; um ſo eifriger ſtellte ſich Byron auf die Seite der Schwachen und wiederholte getreulich die Ausfälle der Partei wider „Pitt, den großherzigen Miniſter, der Großbritannien gratis ruinirte." Auch zu gerechter Satire bot die Lage des Landes reichen Anlaß. Nicht poetiſche Uebertreibung — die nackte Wahrheit war es, wenn Byron rief:

> the land-selfinterest groans from shore to shore
> for fear that plenty should attain the poor.

Die Worte des Dichters rechtfertigen ſich durch den berüchtigten Ausſpruch Caſtlereagh's im Parlamente: „der Weizenpreis iſt bereits auf eine unerhörte Höhe geſtiegen; da möchte ich doch wiſſen, wo die Noth iſt." Und inmitten dieſes „unvaterländiſchen Adels" wurde jene königliche „Bordellkomödie" aufgeführt, der Prozeß der Königin Karoline, der ſo manchen alten Namen der engliſchen und der hannoverſchen Ariſtokratie mit Schmach bedeckte. Während alſo die ſittliche Fäulniß der höheren Stände der Welt ſich enthüllte, trat gerade jetzt jene oben geſchilderte Eigenheit der engliſchen Geſittung ſehr roh und ſelbſtgefällig hervor. Man verwahrte „die Religion und Moral dieſes Landes"

wider Byron's „ſataniſche Angriffe," und die „freundlichen Monopolienhändler der himmliſchen Liebe" verketzerten am gehäſſigſten gerade jene Aeußerungen des Dichters, die uns Deutſchen ganz unanſtößig, ja zahm erſcheinen. Der Antibyron, eine Streitſchrift voll gottſeliger Wuth, ward geſchrieben, weil eine Stelle des Childe Harold das Wiederſehen nach dem Tode in wehmüthigem Tone als eine nicht völlig ſichere Hoffnung darſtellt! Eine fromme engliſche Dame fiel, da Byron bei Frau v. Stael unerwartet eintrat, bei dem bloßen Anblicke des Ungeheuers in Ohnmacht. Der Kain, ſicherlich eines der mildeſten Werke des Dichters, den ſogar Walter Scott in Schutz nahm, galt geradezu als Gotteslästerung. Als Byron's Verleger gegen einen Nachdrucker des Gedichts bei dem Lordkanzler, dem berüchtigten Hochtory Lord Eldon, klagte, ward er abgewieſen, weil „Chriſtlichkeit das Fundament aller engliſchen Geſetze und das vorliegende Werk nicht von der Art iſt, daß dem beeinträchtigten Buchhändler irgend ein Schadenerſatz zugeſprochen werden könnte." Eines ähnlichen Looſes rühmte ſich des Dichters Freund Shelley, dem man als einem offenbaren Atheiſten von Gerichts wegen das Recht, ſeine eigenen Kinder zu erziehen, raubte. Inmitten ſolcher ſocialen Mißſtände konnte Lord Eldon die dreiſten Worte ſprechen, der niedrigſte Engländer ſei beſſer als der trefflichſte Fremde. Welche Verſuchung für einen freien Geiſt, dieſer heuchleriſchen Selbſtgefälligkeit den Spiegel vorzuhalten!

Eben in jenen Jahren der Erſtarrung trieb die unverwüſtliche Lebenskraft des engliſchen Volkes in der Stille die geſunden Keime einer neuen ſtaatlichen Entwicklung hervor. Stätig vollzog ſich die Neubildung der parlamentariſchen Parteien, welcher das Land ſpäter die Parlamentsreform, die Emancipation der Katholiken, die Entfeſſelung des Handels verdanken ſollte. Doch Byron's unſtäten Sinn reizte es nicht, theilzunehmen an der unſcheinbaren langſamen Mannesarbeit der Reform. Wie viel verlockender, wie viel jugendlicher, umherzuſchweifen, gleich anderen meiſterloſen Wildlingen ſeines Volkes, gleich Lord Cochrane und Lady Morgan, als ein Apoſtel der Freiheit unter den heißblütigen Völkern des Südens! So findet Lord Byron in der politiſchen Geſchichte ſeines Vaterlandes gar keine Stelle, in der engliſchen Literaturgeſchichte taucht er nur auf als ein jählings verſchwindendes Meteor, für die politiſche und literariſche Entwickelung des Feſtlandes aber iſt er von durchgreifender, bleibender Bedeutung geworden. Die engliſchen Standesgenoſſen haſſen in ihm nicht blos den Freigeiſt und

den Radicalen, ſondern vornehmlich den treuloſen Engländer, der zu continentalen Sitten und Gedanken abfiel. Haben ſich doch erſt ſeitdem die engliſchen Sitten den feſtländiſchen erſtaunlich angenähert. Das altmodiſche Zerrbild des reiſenden Engländers, das heute im Leben ſchier ausgeſtorben iſt und nur noch in den Caricaturen der Franzoſen als ein Anachronismus ſpukt — damals war es noch eine Wahrheit, da die Mitglieder der engliſchen Geſandtſchaft auf dem Wiener Congreſſe durch geſchmackloſe Tracht und eckige Sitte das Gelächter der glatten Continentalen erregten. Um ſo mehr mußte ſich in Italien Byron's boshafter Blick für die Eigenheiten ſeiner Landsleute ſchärfen, um ſo zorniger dieſe auf den heimathloſen Briten blicken. Welch ein Eindruck aber unter den Völkern des Südens, als der gefeierte Lord mit ihnen ihr leichtes Sinnenleben lebte, in glühenden Verſen ihre ſüßen Sünden beſang, die Pracht ihres Landes und die Heldenkraft der Söhne ihrer Berge! Er lernte die Dichter Italiens lieben, die von dem risorgimento ihres Landes geträumt, er lebte ſich ein in den abſtracten Radicalismus der Geknechteten, er klagte mit dem Venetianer: „der Name Republik iſt hingeſchwunden.“ Er träumte von einer Zukunft, da glücklichere Menſchen vor den Gebeinen unſerer Könige mit denſelben Empfindungen ſtehen werden, wie wir vor Mammuthsknochen. Er wies den Kleinmüthigen jenen Helden, der wirklich als „der Erſte, der Größte, der Beſte“ der neueren Menſchen in der Seele der modernen Jugend lebt und leben wird — Waſhington: — und der geheimen unbeſtimmten Sehnſucht der erregten Zeit lieh er das treffende Wort, als er ſich wünſchte zu ſterben jenſeits des Meeres in dem letzten Aſyle der Freiheit:

one freeman more, America, for thee!

Immer wärmer ging er ein auf die Lieblingsgedanken des unzufriedenen italieniſchen Adels, er hörte gern, wenn ſeine wälſchen Freunde von dem vergötterten Napoleon ſagten: non è Francese, è nostro. Schon vor Jahren, im Childe Harold hatte er, hingeriſſen von der Großheit der hiſtoriſchen Erinnerungen, den Fall Roms — der „Niobe der Nationen“ — beklagt. Jetzt ſchrieb er den Marino Falieri und die Foscari, zwei Tendenzdramen, die der italieniſchen, nicht der engliſchen Bühne angehören, beſtimmt, Italien zu mahnen an die Größe der alten Zeit. Immer kühner greift er die Gewaltigen an, er verhöhnt den koketten Czaren, der gegen die wahre Freiheit nur das Eine einzuwenden hat, daß ſie die Völker befreit. Die unſauberen Geheimniſſe der

heiligen Allianz deckt er auf, er fragt, wer die Wage der Welt halte? „Jud' Rothschild und sein Christenbruder Baring." Mit schönem sittlichen Zorne stellt er die würdelose Gemahlin Napoleon's bloß, die bei Lebzeiten ihres Gatten ihr freches Wittwenleben führt, und fragt, wie die Fürsten das Gefühl der Völker schonen sollen, wenn sie ihr eigenes Gefühl verhöhnen? Und wie seine Phantasie sich aus dem sentimentalen Weltschmerz zum freien übermüthigen Humor erhebt, wird auch seine revolutionäre Gesinnung offener, bestimmter. Schon schleudert er der Monarchie die kecke Drohung in's Gesicht:

but never mind — „God save the king" and kings,
for if he don't, I doubt if men will longer.
I think I heard a little bird who sings:
the people by and by will be the stronger!

Dann fällt auch das verwegene Wort:

revolution
alone can save the world from Hell's pollution.

Das Wort war nur ein Nachklang erschütternder Thaten. Sie war ausgebrochen, diese Revolution. „Vom Gipfel der Anden bis zur Höhe des Athos" sah Byron dasselbe Banner wehen und wetteiferte mit seinem Freunde Thomas Moore, dies große Erwachen der Völker zu preisen. Noch haben wir nicht zur Genüge gewürdigt, wie sehr der politische Sinn unseres eigenen Volkes durch dies phantastische Schauspiel der creolischen, romanischen und griechischen Revolutionen gefördert worden ist. Schien es doch, als habe ein großer Wohlthäter unseres Volkes diese gewaltigen Bewegungen recht eigentlich zu dem Zwecke geschaffen, um unsere überästhetische Nation durch den romantischen Reiz zur politischen Schwärmerei und dann zur politischen Arbeit zu erziehen. Nach den Enttäuschungen des Wiener Congresses war man der staatlichen Dinge wieder müde geworden, man labte sich an den Teufeleien Callot-Hoffmann's und interessirte sich wieder für die neue Religion, die Friedrich Schlegel erfinden wollte. Welcher Mensch von Phantasie sollte die eintönigen Berichte aus dem heimischen Staate lesen? Wie anders die große Kunde von den Llaneros, wie sie auf schnaubenden ungesattelten Rossen durch die glühende Steppe den Spanier verfolgen! Wunderbares Volk, etwas wild freilich, so zu sagen bestialisch, aber unzweifelhaft romantisch und Gott Lob in angemessener räumlicher Entfernung von dem stillen Frieden des königlich sächsischen Zeitungslesers! Und dann diese Stierkämpfer von Madrid in ihren

maleriſchen Trachten! Sie brüllen der katholiſchen Majeſtät in's Angeſicht ihr wildes Hohnlied: tragala perro! Abergläubiſch und unſauber ſind ſie, ohne Zweifel, auch bleibt es bei ihrer Unerfahrenheit in den Geheimkünſten des Leſens und Schreibens einigermaßen fraglich, ob ſie ein entſcheidendes Urtheil haben über ihre vergötterte Charte von 1812. Aber romantiſch ſind auch ſie! Nun gar Neapel! Wie lange haben wir die Lazzaroni für Barbaren gehalten, und jetzt ſchwebt in das ſüße Nichtsthun am Golfe von Neapel mittenhinein die Göttin der Freiheit ſelber! Dieſe ſchlichten Naturkinder erobern ſich in ihrer erhabenen Einfalt die freieſte Verfaſſung von Europa! „Dafür konnte man doch ſchwärmen," ſagte mir ein Mann, deſſen Jugend in jene Tage fiel.

Und auch der Unverbeſſerliche, der ſeine ſtaatsbürgerliche Ordnungsliebe unverſehrt bewahrt hatte trotz aller revolutionären Romantik aus Peru, Spanien, Neapel, auch er ward endlich von dem revolutionären Fieber ergriffen, als die Griechen ſich erhoben und neben der romantiſchen zugleich die claſſiſche Schwärmerei des äſthetiſchen Volkes herausforderten. Die ernſten Gelehrten, die über Eliſion und Kraſis grübelten, und die begeiſterte Jugend, der die Seele weit ward bei den Namen Marathon und Platää, ſie alle ſangen jetzt mit dem Dichter:

of the three hundred grant but three
to make a new Thermopylae!

Und war er nicht erſchienen, der Tag der neuen Thermopylen, als Diakos mit ſeinem kleinen Haufen abermals den Engpaß vertheidigte und, ein hoffnungsreiches Dichterwort auf den Lippen, von den Türken ſich zum Tode führen ließ? Schien es nicht, als ſollte der Heldenruhm und die Sangesherrlichkeit der ſalaminiſchen Tage ſich erneuen, da jetzt in den Schluchten des Peloponnes das wundervolle Kriegslied widerhallte: *δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων, ὁ καιρὸς τῆς δόξης ἦλθεν*? Jahre ſollten noch vergehen, bevor die Deutſchen lernten Geldopfer zu bringen für den Ausbau des deutſchen Staatsweſens, doch für die Erhebung des fremden Volkes ward geſammelt: von allen Seiten floſſen die Gaben in den mit dem Kreuze der Griechen geſchmückten Gotteskaſten der Philhellenenvereine. „Ohne die Freiheit was wäreſt du, Hellas? ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?" ſang der deutſche Dichter. Man empfand, dies Volk, das wie kein zweites der neuen Welt vom helleniſchen Geiſte getränkt war, ſei vor allen

berufen, „die unendliche Blutſchuld Europas“ an dem Mutterlande unſerer Bildung zu ſühnen. So wirkten treulich neben einander die Vertreter der altclaſſiſchen Gelehrſamkeit, die Voß, Orelli, Thierſch, und die glaubenseifrigen Prediger, die von der Kanzel herab mahnten, den Kreuzzug wider den Halbmond zu fördern durch „Zuzug kriegskundiger Männer, geſchickter Aerzte und guter Kriegshandwerker.“ Die Lieder Waiblinger's und Wilhelm Müller's beſchworen die Schatten des Aiſchylos und Themiſtokles, Rückert beſang den Kampf für „Gott und unſern Heiland.“ Dieſelben Liberalen, die ſoeben in Italien und Spanien die Intervention fremder Mächte als einen Frevel verurtheilt, verlangten als eine heilige Pflicht die Einmiſchung Europas in den Kampf der Griechen. Auf's neue erſtand in dieſen jungen Tagen der längſt vergeſſene Türkenhaß der alten Zeit: wird der Erbfeind der Chriſtenheit jetzt nicht aus der Stadt Conſtantin's vertrieben, „dann zittre, Welt, vor ſeinen künft'gen Siegen!“ rief der Poet, und Krug hoffte, die heilige Allianz werde durch die Befreiung von Hellas den Neubau des chriſtlichen Europas vollenden. Die ungeſtüme Kraft der deutſchen Jugend fand ſeit den Beſchlüſſen von Karlsbad keinen Raum mehr in der Heimath; eifrig warf ſie ſich auf den Kampf im fernen Oſten, ſie gedachte der Mahnung Caſimir Delavigne's zu folgen, der in ſeinen meſſeniſchen Liedern die Söhne Odin's aufforderte, den Tempel des Zeus zu befreien.

Wohl reizt es das Lächeln der Söhne, dies Geſchlecht unſerer Väter, das für den Mordbrand der Creolen, für die Soldatenmeutereien der Romanen und für die mehr als zweideutige Erhebung eines Barbarenvolkes im Oſten größere Theilnahme hegte als für das Elend ſeines eignen Staates. Doch auch aus den Irrgängen unſeres Volkes blickt überall ſeine große Seele hervor. Es bewährte ſich in jener unreifen weltbürgerlichen Begeiſterung der ſelbſtloſe menſchenfreundliche Sinn, der dem Volke der Humanität geziemt, es offenbarte ſich darin die natürliche Sehnſucht des Volkes nach einer weiten freien Bühne für die politiſche Thatkraft, welche die dürftige Kleinſtaaterei der Heimath ihm verſagte. Durch jene Revolutionen, wie unſicher und verworren ſie waren, iſt die Macht der heiligen Allianz innerlich gebrochen worden. Und man weiß, wie in Folge des griechiſchen Unabhängigkeitskampfes der Bund der drei Oſtmächte endlich geſprengt ward. Bis nach Ungarn und Rußland hinein verbreitete ſich das Bewußtſein, daß der Kampf des modernen Liberalismus ein der gebildeten Welt gemein-

ſamer iſt, es reifte jener nothwendige Geiſt der Unruhe, der in den Jahren 1830 und 1848 auch die langſameren Völker ergriff.

Dieſen revolutionären Sinn hat nächſt Canning, der ſein England zur großen Schutzmacht des Liberalismus erhob, kein anderer einzelner Menſch ſo gewaltig gefördert als Lord Byron. Der Philhellenismus namentlich iſt von Keinem ſo früh und ſo glänzend vertreten worden. Schon als Byron auf ſeiner erſten Pilgerfahrt an dem geheimnißvollen Hofe Ali Paſcha's weilte und die Sulioten nach den Klängen der Timburgi um das nächtliche Feuer ihren Kriegsreigen tanzen ſah, ſchon damals war ihm der Gedanke an die Auferſtehung Griechenlands lebendig geworden, der in den kühneren Köpfen des Welttheils niemals völlig erſtorben war. Hatte ihn doch vor Zeiten Milton mit der Sicherheit des Sehers ausgeſprochen, und auch der edle Fenelon von dem Erwachen der Hellenen geträumt. Da noch Niemand die Wirklichkeit des Traumes zu hoffen wagte, wünſchte Byron den kykladiſchen Inſeln die Freiheit und die Herrſchaft des attiſchen Demos zurück (im „Corſaren", geſchrieben im Januar 1814). Fünf Jahre ſpäter ſang er wieder von der Herrlichkeit des Landes, where Delos rose and Phoebus sprung, und ſtörte den ſtarren Schlummer der Griechen durch den ſchmetternden Ruf:

you have the Pyrrhic dance as yet,
where is the Pyrrhic phalanx gone?

Er verſtummte zornig, da die Trägheit dieſes Volkes der Knechte nicht zu erſchüttern ſchien:

a land of slaves shall ne'r be mine —
dash down yon cup of Samian wine.

Doch hielt er feſt an der Hoffnung, daß der Name Hellas wieder „ein Weckruf für die Welt" werden ſolle.

Nun endlich erfüllten ſich die Zeiten. Seit Langem hatte der wunderbare Menſch die erſtaunten Blicke der Deutſchen auf ſich gelenkt, ſo ſehr, daß, nach Goethe's Worten, Deutſchheit und Nationalität faſt vergeſſen ſchien. Wir ſchwelgten noch in unſern romantiſchen Taſchenbüchern, und wollte der deutſche Reiſebeſchreiber ſich als einen Mann von äſthetiſcher Bildung zeigen, ſo mußte er einmal zum mindeſten in Thränen der Rührung ausbrechen beim Anblick eines Gemäldes, einer Bildſäule. Hier aber war ein Dichter, deſſen äſthetiſche Thaten die Welt bewunderte; der ſpottete der weichlichen Schönthuerei, er durchreiſte die Fremde, um an dem wirklichen Leben der Völker ſich zu er-

freuen und die Stätten ihrer großen Thaten andachtsvoll zu besuchen. Lachend wie ein roher Bauer ging er an dem Kunstwerth der Meisterwerke der Gallerien vorüber, nur da und dort begeisterte ihn ein Gemälde durch den menschlichen Gehalt seines Stoffes. Und während der große Dichter der Deutschen sich bedachtsam die Frage vorlegte, ob man Napoleon auch einen productiven Menschen nennen dürfe, sprach Byron zum Entsetzen der Schöngeister: „ich will noch etwas mehr für die Menschheit thun als Verse schreiben." Ein schwärmerischer Bewunderer der Natur, ein Virtuos im Genießen, ließ er sich doch nie — wie diese phantastische Zeit pflegte — sein Urtheil über die Völker durch solche romantische Rücksichten bestimmen; in einem knechtischen Volke ward es ihm unheimlich, selbst inmitten der lieblichsten Landschaft, des behaglichsten Sinnengenusses. Ich liebe die Deutschen, sagte er bezeichnend, nur nicht die Oesterreicher, sie hasse und verabscheue ich. Der Kampf für die Freiheit schien ihm die höchste Aufgabe des Mannes. Lange trug er sich mit dem Plane, über das Weltmeer zu ziehen in den Bürgerkrieg der Creolen. Dann nahm er Theil an der Erhebung Italiens, aber das Gefecht von Rieti bereitete der neapolitanischen Revolution einen ruhmlosen Untergang. Oesterreich begann, wie seine Staatsmänner prahlten, sich des öffentlichen Geistes in Italien zu versichern. Der Dichter ward es müde, die nutzlosen Waffen der italienischen Patrioten in seinem Hause zu bergen, in Venedig und Ravenna den kleinen Krieg zu führen wider die österreichische Polizei und zu horchen auf das unfruchtbare Treiben der Geheimbünde, das dem politischen Takte des Engländers lächerlich erscheinen mußte. Wie anders der ausdauernde Heldenkampf der Griechen! Dem thatendurstigen Sinne des Dichters schenkte das gnädige Geschick ein Ende, wie seine Muse es nicht herrlicher ersinnen konnte in ihren weihevollsten Stunden. Er sollte sterben den schönen Tod des Kriegers für die Freiheit, der sein Lied gegolten, er sollte enden, wie Chamisso ihm nachsang, als „der Kamönen und des Ares Zögling." Als er auf eigne Faust sein kleines Heer nach Missolunghi hinüberführte, war er nicht selber einer jener Seekönige seiner Jugendlieder, die, Keinem trauend als der eignen Kraft, der alten Ordnung der trägen Welt den Frieden kündigten? Und wie männlich schüttelte er alles ab, was von den trüben Gedanken des Weltschmerzes seine Seele noch beschwerte: „von poetischem dummen Zeuge habe ich nichts an mir, dergleichen Dinge gehören nur für den Reim." Als der echte Sohn eines zum

Herrſchen geborenen Volkes brachte er Zucht unter die meiſterloſen Horden der Griechen, entflammte die Säumigen, gab dem verwilderten Kriege eine menſchliche Weiſe. Und kaum waren die erſchütternden Töne ſeines letzten Liedes verklungen:

> the sword, the banner and the field,
> glory and Greece, around me see!
> the Spartan, borne upon his shield,
> was not more free! —

ſo vollſtreckte das Schickſal das Seherwort des Dichters, und der Spartaner ward auf ſeinem Schilde heimgetragen. Die armſelige Selbſtzufriedenheit der Theologen ſchrie Zeter über dieſen „Tod in geiſtiger Finſterniß", und die verſtockte Härte der heimiſchen Kleriſei weigerte dem Todten die Beſtattung zu Weſtminſter. Wer aber ein Herz beſaß für echte Menſchengröße, der geſtand, daß nie ein ſchuldvolles Leben durch einen edleren Tod geſühnt ward. Und auch die Nachlebenden können noch mitempfinden, wie der deutſche Philhellene den Dichter in der Verklärung des Helden ſchaute und ihm wünſchte:

> einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
> eine Krone dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!

Dilettantiſch iſt Lord Byron's Radicalismus immerdar geblieben — ein Grund mehr für den Widerwillen ſeiner Landsleute, die längſt gelernt, die großen Geſchäfte des Staatslebens auch mit dem Ernſte des Geſchäftsmannes zu behandeln. Mit begreiflichem Zorne hörte man in England den Dichter erklären, unter allen Völkern habe allein „die ſpaniſche Fliege und die attiſche Biene" den Muth gefunden, den Stachel zu regen wider das Spinngewebe der Knechtſchaft. Die Langeweile, die Sehnſucht eines edlen ruheloſen Herzens nach großen heldenhaften Gemüthsbewegungen haben an Byron's letzten Thaten ebenſo großen Antheil wie die romantiſche Schwärmerei für das Land und Volk der Griechen. Aber man frage ſich: was würde er, der Unſtäte und Ungeſchulte, geleiſtet haben, wenn er ſeinen Platz im Oberhauſe eingenommen und mitgewirkt hätte an dem langſamen großen Werke der Reform, das die Huskiſſon, Ruſſel, Brougham und Byron's Schulkamerad Robert Peel auf grundverſchiedenen Wegen, doch alle mit dem gleichen zäh ausharrenden Sinne begannen? Indem Byron ſich hineinſtürzte in die wilde Gährung des Continents, die ſolcher vulkaniſcher Naturen bedurfte, hat er von ſeinem politiſchen Talente den

denkbar beſten Gebrauch gemacht. Nur auf ſolche Weiſe konnte dieſer Menſch ein politiſcher Kämpfer werden. Und wenn ihr den unbeſtimmten, lediglich verneinenden Charakter ſeines Liberalismus tadelt: wer heißt euch denn vom Lenze Trauben fordern? wer darf in dem Chaos jener ſüdländiſchen Revolutionen ein klares Parteiprogramm erwarten? Der dichteriſche Werth der politiſchen Satiren Byron's hat durch den argen Radicalismus des Dichters unzweifelhaft gewonnen; ein rechter Parteimann, der gezwungen iſt ſich zu borniren, hätte nimmermehr jenen kecken Ton ſouveränen Uebermuths gefunden, dem Byron's politiſche Poeſie ihren Reiz verdankt. Es war doch keine Läſterung, wenn Byron den Schatten des „Tyrannenhaſſers" Milton heraufbeſchwor wider die ſervilen Modedichter des Tages. Niemand wird den unreinen modernen Helden der fleckenloſen Größe des Puritaners zu vergleichen wagen, und doch fochten beide verwandte Kriege für das Recht des Demos, nur daß der eine mit dem heiligen Ernſte bibelfeſter Tugend die Sündhaftigkeit der Höfe, der andere mit frechem Spott die Heuchelei der Mächtigen bekämpfte. Nicht die Sätze eines Parteiprogrammes zu verfechten iſt des Dichters Beruf; die Idee des Liberalismus, der ſeine Berechtigung darin findet, daß er hoch denkt von den Menſchen, iſt noch nirgends großartiger, energiſcher ausgeſprochen worden als in Byron's Werken.

Desgleichen läßt ſich gar leicht erweiſen, daß des Dichters Freigeiſterei nicht die reife Frucht ſtätigen Denkens, ſondern ſehr unfertig war und vermiſcht mit dem geheimen Schauder über ihre eigene Sündhaftigkeit. Sein heller Verſtand empörte ſich wider das credo quia absurdum; ſolcher Zweifel ward gefördert durch den Verkehr mit dem kecken Heiden Shelley und durch die Werke jenes Gibbon, dem der Childe Harold Verſe voll überſchwänglicher Bewunderung widmet. Entſetzlich genug klang es ſeinen Landsleuten, wenn er „Rum und wahren Glauben" zur Beruhigung erregter Gemüther empfahl oder ſpöttiſch bedauerte, daß die Dreifaltigkeit nicht vierfaltig ſei, dann wäre es ein noch größeres Verdienſt, daran zu glauben. Aber die übermüthigen Worte verdecken nur ſchlecht die innere Unſicherheit ſeines Gemüths; an unzähligen Stellen verräth ſich, dem Dichter unbewußt, die ſtille Reue über den verlorenen Seelenfrieden, die Furcht vor dem verborgenen Leben nach dem Tode. „Ich zweifle, ob der Zweifel ſelber zweifelt" — ſolche ſkeptiſche Worte zeigen nichts von jener heitern Freiheit eines dem Dogma entwachſenen Geiſtes, die wir an den deutſchen

Dichtern bewundern. Die „hebräiſchen Melodien“ laſſen uns ahnen, daß der Mann ſich noch erbaute an jenen frommen Heldengeſtalten der Bibel, die der Knabe ſich von ſeiner Amme ſchildern ließ. Seine geliebte Allegra ließ er katholiſch erziehen und entfernte das Kind ſorglich von den freigeiſtigen Geſprächen Shelley's und ſeiner Gattin. Wir ſchließen daraus nicht — wie Walter Scott, der Byron nie durchſchaut hat — daß der Dichter bei längerem Leben ſich ſelber zur katholiſchen Kirche bekehrt haben würde; immerhin bleibt die innere Unſicherheit ſeines religiöſen Freiſinnes unzweifelhaft. Aber die Romantik war nur ein ohnmächtiger Verſuch, eine durch die ernſte Geiſtesarbeit dreier Jahrhunderte überwundene Weltanſchauung wieder zu beleben. Da genügte es, wenn nur ein Dichter keck verneinend der Phantaſterei entgegentrat, wenn er nur lachend die Welt erinnerte, welche Schätze geiſtiger Freiheit ſie längſt beſaß; ſchon vor dem luſtigen Gepraſſel des Witzes mußten die Spukgebilde der Romantik entfliehen. Und — ſeltſam es zu ſagen — dieſer kecke Spötter iſt doch in die großen Weltmyſterien tiefer eingedrungen als irgend ein engliſcher Dichter ſeit Milton. Im Kain und Manfred werden einzelne Töne angeſchlagen, die an den Tiefſinn deutſcher Kunſt gemahnen. In „Himmel und Erde“ ſchildert ein Miltoniſcher Geiſt den unbeugſamen Stolz der hölliſchen Dämonen. Jene grandioſe Fabel, welche, von anderen Völkern ſelten verſtanden, die deutſchen Dichter zu ewig neuen Liedern begeiſtern wird, die Fabel vom Lichtbringer Prometheus hat auch in Byron ihren Sänger gefunden: die ganze gedrungene Kraft ſeiner Rede bietet er auf, um den Titanentrotz zu ſchildern, „der den Tod zum Siege macht.“

Die Wirkung der Gedichte Byron's auf die Zeitgenoſſen ward durch ihre künſtleriſchen Mängel nicht beeinträchtigt, ja oftmals verſtärkt. Der Sinn für die Compoſition der Kunſtwerke iſt heute wieder etwas empfindlicher; wir erwarten in jedem Gedicht eine ſtätig anſchwellende Handlung, einen kräftigen Abſchluß. Darum erſcheinen uns, trotz aller Pracht der Schilderungen, trotz aller glänzenden Einfälle in den Abſchweifungen, manche Geſänge des Childe Harold entſchieden langweilig durch ihren fragmentariſchen Charakter. Und bewundern wir Byron's unerſchöpflichen Reichthum an immer neuen Bildern und Gedanken, ſo erkältet uns ſeine Armuth in der Erfindung der Handlung. Unſer froherer Weltſinn findet wieder Freude an der Eigenart mannichfaltiger Charaktere, und wir ermüden gar leicht, wenn

in Byron's Gedichten (mit einziger Ausnahme des Don Juan, der auch nach dieſer Richtung einen ungeheuren Fortſchritt zeigt) das ſchwache, liebende Weib und der melancholiſche Held immer wiederkehren. Und auch dieſe beiden Charaktere erſcheinen uns verſchwommen und ſehr unbeſtimmt; wir fragen nach dem Warum? wenn Byron's Held ſeinem Mädchen ſagt: „ich liebe dich nicht mehr, wenn ich die Menſchheit liebe.“ Die harte Arbeit in Staat und Wirthſchaft hat uns wieder gewöhnt an das helle Mittagslicht, wir ſehnen uns oftmals hinweg aus dem ewigen Halbdunkel, das Byron's Geſtalten beleuchtet. Am ſchmerzlichſten vermißt die Gegenwart mit ihrem lebendigen Sinne für das Drama in dem großen Dichter jede dramatiſche Begabung. An Byron's Schauſpielen am klarſten läßt ſich verſtehen, daß die Leidenſchaft allein der Nerv des Dramatikers nicht iſt; ſie bleibt wirkungslos, wo die gewaltig bewegte Handlung fehlt. Verſucht der Dichter auch einmal ſeine ſubjective Weiſe abzulegen und etwas anderes zu ſchaffen als Monologe und Schilderungen: ſeinem unſtäten Schaffen blieb doch fremd jener höchſte Künſtlerfleiß, der entſagend ſich gänzlich in den Stoff verſenkt und allein dramatiſche Charaktere von überzeugender Kraft zu ſchaffen vermag.

Solche Bedenken des heutigen Leſers hätten die Zeitgenoſſen kaum verſtanden. Man darf ſagen, gerade die ſchwächſten ſeiner Werke haben die Zeit am mächtigſten ergriffen. Der Erbe der Romantik fand Byron die Bühnen längſt verwildert und die Welt gewöhnt, den Empfindungsreichthum eines Leſedramas für eine dramatiſche Handlung zu nehmen. Die loſe Compoſition, die wuchernde Ueberfülle ſeiner Abſchweifungen und Schilderungen entſprach durchaus der Neigung einer Zeit, die alle alten Kunſtformen durch die Romantiker zerbrochen ſah und in einem blendenden abſpringenden poetiſchen Feuilletonſtile das Neueſte und Größte der Dichtkunſt fand. Vergeſſen wir nicht, daß die von Byron hervorgerufene jungdeutſche und neufranzöſiſche Richtung die ärgſten ihrer Sünden von der Romantik entlehnt hat. Wie unſicher bleibt doch die Grenze zwiſchen den beiden Schulen: für Frankreich, das einen echten Claſſicismus, nach deutſcher Weiſe, nie gekannt hat, liegt ſogar in Victor Hugo's kecker Verſicherung eine gewiſſe Wahrheit: „die Romantik iſt in der Dichtung, was der Liberalismus im Staate.“ — Auch für die von Byron beliebte Vermiſchung der Kunſt mit politiſchen Tendenzen hatte die Romantik arglos ſelbſt den Boden geebnet. Sie hatte die Grenzen zer-

ſtört, welche Dichtung und Proſa ſcheiden, und der Welt eine poetiſche Religion, eine poetiſche Politik geſchenkt. War es zu verwundern, wenn jetzt ein verwegener Mann den Spieß umkehrte, wenn mit Byron eine Zeit begann, welche Kunſt und Wiſſenſchaft nur als die Mägde der Politik behandelte? Endlich jene edelmüthigen Byroniſchen Verbrecher, die unſer ſittliches Gefühl beleidigen, ſie gaben einer Epoche keinen Anſtoß, die längſt von der Romantik gelernt, die intereſſanten Menſchen nur auf den Höhen und in den Tiefen der Geſellſchaft zu ſuchen.

So hatten die Zeitgenoſſen kein Auge für die Schwächen von Byron's Muſe. Um ſo freudiger begrüßten ſie ihre Tugenden, jene wunderbare, in keiner Uebertragung völlig getroffene Formenſchönheit, die einfältige Kraft und Wahrheit des edlen Ausdrucks, der mit den allereinfachſten Mitteln am gewaltigſten wirkt. Jene mit dem Herzblute des Dichters geſchriebenen Verſe „der Traum" muthen uns an wie eine Erzählung aus einer Welt der Wunder, und doch was ſchildern ſie? die einfachſte Begebenheit mit den ſchlichteſten Worten. Und wie herrlich ſah doch aus aller Zerriſſenheit des Dichters ſein kerngeſunder, nie beirrter Inſtinkt für echte Größe hervor! Wie hehr mußte der Jugend die Reinheit eines Sokrates, Franklin, Waſhington erſcheinen, wenn Byron, der immer Spottende, vor ihnen demuthvoll ſich neigte! Und wie ungezogen oft ſein Witz ſich gehen ließ, er blieb doch ein Dichter, der ſeines eignen Pfades zog, der niemals ſchrieb „a dilettar le femine e la plebe." Das Wunderbarſte blieb die Sicherheit und Fruchtbarkeit ſeiner Dichterkraft. Wie Mirabeau, ein verwandter Geiſt, wenn er die Tribüne betrat, die Gemeinheit ſeines privaten Lebens hinter ſich ließ, ſo war Byron ein anderer, ein reinerer Menſch, wenn die Muſe ihm nahte. Einige ſeiner ſchönſten und — friedlichſten Gedichte, die hebräiſchen Melodien und Pariſina, ſchrieb er in den Tagen des bitterſten Kummers, da ſein Haus zuſammen- und der Grimm ſeines Landes über ihn hereinbrach! Unſere Väter ſollen ſich deſſen nicht ſchämen, daß, weit über die jungdeutſchen Kreiſe hinaus, dieſer Dichter von ihnen vergöttert ward. In manchem ehrwürdig-langweiligen Compendium eines gelehrten deutſchen Profeſſors aus alten Tagen überraſcht uns noch inmitten ſtatiſtiſcher Notizen ein Citat aus Byron. Wir verſtehen es gar nicht, das deutſche Geſchlecht der zwanziger und dreißiger Jahre, wenn wir Lord Byron nicht kennen. Man muß die erſtickende Luft jener unſeligen Tage der heiligen Allianz

ſelber geathmet, man muß die Gewaltigen der Zeit auf Schritt und Tritt ihres nichtigen Daſeins verfolgt haben, wie ſie auf dem Veroneſer Congreſſe ihren leeren Freuden nachgingen, derweil ihre Henker das Glück eines großen Volkes vernichteten, ihre Schreiber in ſcheinheiligen Manifeſten den Nationen Weisheit und Tugend predigten. Man muß ſich erinnern, welche ohnmächtige und blaſirte Sinnlichkeit an jenen frommen Höfen herrſchte, mit denen verglichen ſogar die Welt Auguſt's des Starken als ein Geſchlecht naiver, naturwüchſiger Kraftmenſchen erſcheint. Nur dann wird man ermeſſen, wie die Völker aufathmeten bei den Klängen von Byron's Dichtung. Endlich ein Ausbruch ſtarker Leidenſchaft von einem Manne, der mit allen ſeinen Sünden reiner, wahrhaftiger war als die gleißneriſche Macht; endlich ein Hauch der Freiheit inmitten der geknechteten Welt!

In unſeren Literaturgeſchichten kehrt unwiderſprochen der Satz wieder, daß Byron der erſte ſei unter den literariſchen Stürmern und Drängern, deren Mittelpunkt ſpäter das junge Deutſchland bildete. Aber obgleich Byron allerdings der europäiſchen Kunſt zuerſt die revolutionäre Richtung gegen die Romantik gab, ſo war ihm doch vieles eigen, was ihn unterſchied von ſeinen Nachfolgern. Er überragte nicht nur ſie alle — H. Heine allein ausgenommen — durch ſchöpferiſche Kraft, Witz, Menſchenverſtand und den von Goethe ihm nachgerühmten „ſcharfen Blick die Welt zu ſchauen," jene ſichere Weltkenntniß, die ſeinen unerfahrenen Jüngern gänzlich mangelte. Auch den guten künſtleriſchen Ueberlieferungen der alten Zeit ſtand er weit näher. Sehr loſe gefügt freilich war der Bau ſeiner Gedichte; aber er ſchrieb doch in Verſen, in Verſen voll des lauterſten Wohlklanges, und ſchon dieſe Form bewahrte ihn vor jener gänzlichen Verwilderung, jenem bananſiſchen, die nackte Proſa mit poetiſchen Flittern roh durcheinanderwerfenden Journaliſtenſtile, worein das junge Deutſchland verfiel. Wer die Bedeutung der Form in der Kunſt zu würdigen weiß, wird hierin allein ſchon einen tiefgehenden Unterſchied zwiſchen Byron und den Jungdeutſchen erkennen.

Auch war er keineswegs einer jener ſtets verneinenden Geiſter wie die meiſten ſeiner Nachfolger. Noch hatte ſein Gemüth ſich vieles Poſitive bewahrt, das er fromm verehrte. Denn, vor allem, er war Engländer. Nicht ohne bittere Erinnerungen erkennen wir Deutſchen an dieſem zuchtloſen Menſchen, wie die ſittliche Haltung des Mannes geſichert und gehoben wird, wenn er der Sohn iſt eines großen, ſtolzen, mächtigen

Volkes. Niemals kann ein Brite in den Schmutz des heimathlosen Literatenthums versinken, darin unsere Börne und Heine sich wohlgefällig wälzten, niemals kann ihm in den Sinn kommen, sein Vaterland als das Land der Dummen und der Feigen zu verhöhnen. Auch dem verbannten Engländer bleibt sein Volk das erste der Erde. Wohl haßte der englische Adel in Byron den Mann der festländischen Begriffe, wohl versichern die frommen Literarhistoriker des Landes noch heute unermüdlich — (wir wollen das in seiner Dummheit unübersetzbare Wort in der Ursprache wiederholen) — the bright dark fancy of Lord Byron sei ganz und gar unenglisch. Die Zeit wird kommen, da man gerechter urtheilt und Thomas Moore zustimmt, der in jedem Worte seines Freundes erfreut den Landsmann wieder erkannte. Von einigen schlimmen und vielen guten Eigenthümlichkeiten seines Volkes hatte Byron sich befreit, doch er bekämpfte sie mit dem Zorne des Liebenden. Der Kern seines Wesens blieb englisch; schon der Gedanke, ein anderes Volk über das seine zu stellen, wäre ihm unmöglich gewesen. England, with all thy faults, I love thee still! An tausend Wendungen seiner Werke kann der Fremde dies errathen, und wie viele mehr mögen es dem Engländer zeigen! Gewalt anthun mußte er seinem englischen Wesen, um zu der festländischen Geistesfreiheit sich hindurchzuringen, und doch ist ihm dies nie völlig gelungen. Noch mehr, mit all seinem Radicalismus blieb Byron der englische Lord, eine hocharistokratische Natur, getreu den Vorurtheilen wie den Tugenden seines Standes, ein großherziger Beschützer der Niedriggeborenen, ein Abgott seiner Diener wie der Massen in Italien und Griechenland, die den echten Adel leicht erkennen und willig sich ihm beugen. Also befangen in den Anschauungen seines Volkes und seines Standes war er durch seine Schwächen selber bewahrt vor dem Aeußersten des abstracten Radicalismus seiner Nachfolger. Es war eine grobe Selbsttäuschung, wenn Heinrich Heine sich gegen den Vorwurf verwahrte, er sei angesteckt von Byronischer Zerrissenheit. Die jungdeutschen Schriftsteller sind leider unzweifelhaft ärmer an Pietät und an Hoffnung, ihre Seele ist verbitterter und frecher als der englische Dichter in seinen unseligsten Stunden.

Und noch ein Anderes konnte die junge Dichterschule ihm nicht nachahmen — den Zauber seiner Persönlichkeit, die ebenso liebenswürdig und unwiderstehlich fesselnd war, wie die Personen Heine's und Börne's einem Jeden unausstehlich erscheinen müssen, der den Muth

hat, den Fabeln des literariſchen Götzendienſtes zu widerſprechen. An Byron beobachten wir einen allen echten Größen der Kunſt gemeinſamen Charakterzug: er erſcheint als Menſch im Leben vielfach unreiner, aber auch weit reicher und vielgeſtaltiger als in ſeinen Gedichten. Nur ein wahrhaft intereſſanter, geiſtvoller Menſch durfte eine ſo ſubjective Weiſe der Dichtung ſich erlauben, durfte mit ſo zudringlicher Gefallſucht der Leſerwelt jahrelang das ewig Gleiche und doch ewig Neue, ſein eigenes Ich bis zu den ariſtokratiſch kleinen Ohren und Füßen ſchildern. Nur einer, der ein Mann war, durfte das geheime Weh in ſeiner Bruſt in endloſen Klagen ausſprechen, die an jedem ſchwächeren Menſchen weibiſch erſchienen wären. Auch hier hat Goethe das entſcheidende Wort geſprochen, als er die „dämoniſche Natur" des engliſchen Dichters anerkannte; ſie war reizvoll, räthſelhaft genug, um ſchon bei Byron's Lebzeiten eine Fülle von Märchen hervorzurufen. Byron ſelber nährte durch geheimnißvolle Andeutungen dieſe Mythen, Sagen ſo wunderſam phantaſtiſch, daß der wirkliche Byron ihrem Scheingebilde gegenüber faſt als eine proſaiſche Natur erſcheint. Selbſt Goethe ließ ſich von dieſen Fabeln beſtechen. Die einfältige Schönheit ſeines Gemüths vermochte ſich die Empfindung des leeren Weltſchmerzes an einem edlen Menſchen nicht vorzuſtellen. Wenn er Byron nannte „ſtark angewohnt das tiefſte Weh zu tragen," ſo meinte er im Ernſt, Byron's Gewiſſen ſei belaſtet mit einer ſchweren Blutſchuld. Wir wiſſen jetzt, daß an alledem kein wahres Wort iſt, und vieles Wunderbare in Byron's Irrgängen erklären wir einfach aus einem ſehr menſchlichen Motive, einer Eigenthümlichkeit freilich, die ein wahres Kreuz iſt für ſeine Kritiker und Biographen — aus dem Spleen, aus der unberechenbaren Laune eines eigenſinnigen, von dem Eindrucke des Augenblicks beſtimmten Menſchen.

Wir haben ein Recht ſo zuverſichtlich zu urtheilen, denn über wenige Menſchen liegen die Acten ſo vollſtändig vor. Von klein auf wohnte und drängte in ihm ein unerſättlicher Trieb der Mittheilung. Was ihm jemals durch den Kopf ſchwirrte und nicht Raum fand in den Gedichten, das ward niedergeſchrieben in Tagebüchern und Briefen: glänzende Gedanken und unreife Einfälle, Worte ſchwermüthiger Lebensweisheit und poſſenhafte Ungezogenheiten, alles in tollem Durcheinander, wie ein belebtes Geſpräch es hervorjagt. Nirgends eine Spur von Takt und Scham, aber auch nirgends ein gemachtes, geſuchtes Wort. Sogar jene Briefe aus Italien, die Byron ſchrieb mit dem

Bewußtſein, daß ſie daheim durch tauſend Hände gehen würden, ſind von einem natürlichen Witze, einer Wahrheit und Friſche, welche ſelbſt die mißgünſtigſten Kritiker bezaubert haben. Wie liebenswürdig, wenn mitten unter geiſtvollen Worten plötzlich, ſo recht nach Knabenart, mit großen Buchſtaben geſchrieben ſteht: „die öſterreichiſche Regierung Hallunken! die öſterreichiſchen Beamten Spitzbuben! Ich weiß wohl, daß ſie meine Briefe aufmachen, aber darum ſchreibe ich es eben!“ Von Unwahrheiten bietet das Tagebuch nichts weiter als was Byron ſelber mit tiefer Kenntniß der menſchlichen Natur zugeſteht: „wenn ich mir ſelber gegenüber aufrichtig bin — aber ich fürchte, man belügt ſich ſelber mehr als irgend jemand anders — ſo müßte jede Seite dieſes Buches die Widerlegung der vorigen ſein.“ Wer auf einzelne Worte eines ſo redſeligen Mannes allzu großes Gewicht legt, gelangt nothwendig zu verkehrten, allzu harten Urtheilen. Wenn Byron einmal einem luſtigen Bruder ſchreibt: „wie hübſch muß es ſein, verheirathet auf dem Lande zu leben! Man hat eine ſchöne Frau und küßt ihre Kammerjungfer,“ ſo ſagt er nichts Schlimmeres, als was alltäglich in den lauten Geſellſchaften ungezogener und unbeweibter junger Herren geredet wird. Nur freilich ſind auch junge Männer in der Regel zu klug, ſo freche Worte niederzuſchreiben.

Es gilt vielmehr, aus tauſend Widerſprüchen die großen Grundzüge dieſes Charakters herauszufinden. Wer dies je verſuchte, der mußte bekennen, daß ſelten alle Verhältniſſe des Lebens ſich ſo hartnäckig und unheilvoll verſchworen haben zum ſittlichen Verderben eines reich und vornehm angelegten Geiſtes. Seinem geſunden und ſicheren natürlichen Gefühle gelang, ſich hindurchzuretten aus allen dieſen Gefahren, aber das Geſchick hat ihm, dem zu jedem froheſten Genuſſe Geſchaffenen, ein erſchütternd trauriges Daſein bereitet. Gleichwie ihm zu den Gliedern und dem Kopfe eines Apoll der hinkende Fuß des Vulcan beſchieden war, ſo prägten ſich im Verlaufe eines verworrenen Lebens auch ſeiner edlen Seele einzelne widerwärtige Züge ein, die das ſchöne Bild entſtellen. Seit Byron heranwuchs, ſchweiften ſeine Träume ſtets in der Zukunft oder in der wehmüthigen Erinnerung an die reine Kindheit, ſehr ſelten nur ward ihm das ſelige Selbſtvergeſſen im Genuſſe der Gegenwart. Wer irgend berufen war, dieſen meiſterloſen Geiſt zu zügeln, der that das Seine, ihn zu verbilden: die bis zum Wahnſinn leidenſchaftliche taktloſe Mutter, welche der Sohn trocken ins Angeſicht „eine böſe Sieben“ ſchilt, und die thöriche Wärterin,

die den hochmüthigen Knaben mit großen Worten den staunenden Pächtern als einen vornehmen Lord zeigt und die Liebesbotschaften des Frühgereiften besorgt. Also erzogen wird sein Herz unnatürlich früh durch den Schmerz einer unglücklichen Liebe verstimmt und verbittert. Freundlos, führerlos tritt er in verworrene Verhältnisse, die nur ein stätiger vielerfahrener Sinn bemeistern konnte. Im Oberhause trennen die Schatten seiner verrufenen Väter den blutjungen von den älteren Genossen. Jede erdenkliche Versuchung umgiebt und verlockt den schönen, geistvollen, heißblutigen Mann. Die Schuldenlast seiner Vorfahren erschwert ihm früh das Gleichmaß der Lebensweise, er gewöhnt sich an den Jammer der Auspfändungen mitten unter den Ausschweifungen der vornehmen Welt. Endlich bringt ihm das kurze Trauerspiel seiner Ehe die Verbannung, beispiellose Verdächtigung und Verfolgung von Seiten seines Vaterlandes.

Sehr, sehr Vieles in diesem unseligen Leben wird nur die gutmüthige Schwäche entschuldigen wollen. Wir rechnen zu diesem Vielen nicht gerade die Sünde der Jugend und Schönheit, Byron's grenzenlosen Leichtsinn im Verkehr mit Frauen, der allen literarischen Basen unerschöpflichen Stoff geboten hat. Wir meinen, über diese höchstpersönliche unter allen sittlichen Fragen geziemt dem Manne einige Zurückhaltung des Urtheils — so lange unsere Sittenrichter trotz einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre, den Punkt noch nicht entdeckt haben, wo die Verehrung der Frauen aufhört ein Vorzug und anfängt eine Sünde zu sein. Aus dem beflissenen Eifer, womit die Gegenwart unter allen Verirrungen bedeutender Menschen gerade diese aufzuspüren liebt, grinst uns nur zu oft die mönchische Unsauberkeit der Phantasie entgegen. Wer jene Stimmung der Seele nicht versteht, die dem Dichter den Seufzer entlockte: *αἰαῖ τὰν Κυθέρειαν*, der muß mit seltener Kälte des Blutes gesegnet sein oder ein ungewöhnlich reizloses Leben hinter sich haben. Wer unter uns darf sie verdammen, die Engel des Himmels in Heaven and Earth, welche die Freuden des Himmels verscherzen, weil sie nicht lassen wollen von den geliebten Töchtern des Menschen? Derselbe Dichter, der in übersprudelnder Lebenslust allen Weibern Einen rosigen Mund wünscht, damit er sie alle auf einmal küssen könne, er hat doch oft in tiefbewegten Worten die treue Liebe über das Grab hinaus besungen. Und wie dankbar redet er von seinen mütterlichen Freundinnen; er war sehr wohl im Stande, das Göttliche des Weibes auch in solchen Frauen zu

verehren, vor denen die Begierde ſchweigt. Nur Eine hat in die Tiefen dieſes leidenſchaftlichen Herzens geſchaut: — Tereſa Guiccioli, und die greiſe Frau ſpricht noch heute, ein halbes Jahrhundert nach des Dichters Tode, von ihrem Helden mit dem ganzen Feuer der erſten Liebe. Wer den Zauber, der Frauenherzen gewinnt — „proud confidence“ — ſo genau kannte wie Byron und ihn mit ſo wunderbarem Geſchick und Erfolg zu üben wußte, der hatte wohl ein Recht auf das milde Urtheil, das ein ſehr ernſter engliſcher Dichter, Rogers, ihm auf ſein Grab ſchrieb:

who among us all,
tried as thou wert even from thy earliest years,
could say he had not err'd as much and more?

Byron's Schuld liegt nicht in ſolchen Verirrungen des heißen Blutes, ſie liegt tiefer, ſie iſt echt tragiſch. Nirgends in dieſem reichen Leben begegnen wir dem Gedanken der Pflicht. Das angeborene natürliche Gefühl war der einzige Führer ſeines Daſeins, und wenn es ihn mitten im Taumel der Leidenſchaft vor der baaren Gemeinheit bewahrte, ſo hat doch dieſe ſouveräne Willkür der Empfindung ein reiches Menſchenleben zerrüttet und zu einem Räthſel gemacht für Byron ſelber. Sehr ſelten nur können wir erkennen, und ſehr ſelten nur wußte Byron ſelbſt, wo in ſeinem Thun der kecke Trotz gegen das Urtheil der Welt begann und wo jene nordiſche Keuſchheit der Empfindung aufhörte, die ſich ſcheut, ihre Weichheit vor den Leuten zu zeigen und ſelbſt den Schein der Heuchelei vermeidet. Dem Leichenzuge ſeiner Mutter verſchmäht er zu folgen, er ficht, derweil der Sarg zum Grabe geht, mit einem Freunde ſeinen gewohnten Fauſtkampf, nur wilder, ungeſtümer denn gewöhnlich: — und in der Nacht zuvor hat ihn die Dienerin allein in bitteren Thränen an der Bahre der Mutter gefunden! Desgleichen hat Byron ſelbſt ſich nie darüber Rechenſchaft gegeben, ob ſein zur Schau getragener Menſchenhaß ein Selbſtbetrug oder eine echte Empfindung war. Wir können Macaulay's Worten nicht zuſtimmen: „wer die Menſchen wirklich haßt, läßt nicht alljährlich einige Bände drucken.“ Die Menſchen wirklich zu haſſen iſt Unſinn, iſt dem geſunden Menſchen unmöglich. Wer dieſe Empfindung folgerichtig feſthält, wird wahnſinnig wie Timon von Athen. Wir kennen manche große Fürſten und Denker, die eine tiefe aufrichtige Verachtung der Menſchheit in der Seele trugen und dennoch ihr Lebtag im Schweiße ihres Angeſichts zum Heile der Mißachteten arbeiteten. Der gleiche

Widerſpruch offenbarte ſich in Byron, nur hatte in dieſer unſtäten, von Erregung zu Erregung jagenden Seele die Selbſttäuſchung einen ungeheuren Spielraum. Wir glauben ihm nicht, wenn er verächtlich ruft:

what is the end of Fame?
to have, when the original is dust,
a name, a wretched picture and worse bust.

Der Ruhm war doch ſein Abgott, der Beifall der Menſchen blieb ihm doch unentbehrlich. Sogar die bewußte Lüge hat der offenherzige Mann nicht verſchmäht, wo ſeine Eitelkeit ins Spiel kam: die Autorſchaft des mißrathenen Gedichts „der Walzer" leugnete er feierlich ab, weil es mißfiel. Auch an Zügen der Schwäche, welche der Lüge ſehr nahe kommen, iſt ſein Leben nicht arm. So lange die Londoner vornehme Welt ihn feierte, hat er ſich gehütet, ſeine radicale Geſinnung in Gedichten auszuſprechen, und die letzten Geſänge des Don Juan ſind nur darum friedfertiger, alſo ſchwächer geworden als der herrliche Anfang des Gedichts, weil ſeine Tereſa ihm das Verſprechen abgeſchmeichelt hatte, nichts mehr wider Glauben und Sittlichkeit zu ſchreiben. Als ein abſonderlich unſicherer Führer erwies ſich das natürliche Gefühl in der Ehe, denn ſicherlich war Byron von der Natur zu allem anderen eher denn zum Gatten beſtimmt. Wir reden nicht von der leichtfertigen Weiſe, wie er den Entſchluß für das Leben faßte. Wir wollen auch nicht mit Entrüſtung vor dem häßlichen Schauſpiele verweilen, wie er nach der Scheidung ſeine Gattin öffentlich bekriegte; denn dieſe häuslichen Händel ſind nicht von ihm, ſondern von ſeinen Feinden zuerſt auf den lauten Markt gebracht worden. Das Eine aber muß auch der Mildeſte als abſcheulich und würdelos verdammen, daß er mit ſeiner Gemahlin wieder anzuknüpfen ſuchte — in demſelben Augenblicke, da er in den Armen der Gräfin Guiccioli zum erſten Male eine echte, reine Liebe fand. Mit einem Worte, wir ſehen das Leben eines hochherzigen Mannes haltlos und verworren, allein geleitet von der Empfindung des Augenblicks, wir ſehen einen von Natur grundehrlichen Menſchen Andere und vornehmlich ſich ſelber täuſchen, weil ihn die Sehnſucht beherrſcht, vor fremden und vor ſeinen eigenen Augen fortwährend intereſſant und groß zu erſcheinen.

Geben wir alle dieſe Makel zu — und ſie ließen ſich leicht vermehren — ſo bleibt uns am Ende doch zu bewundern, wie ſtark und geſund das natürliche Gefühl dieſes Mannes ſein mußte, wenn es ihn,

den Verächter aller ſittlichen Grundſätze, dennoch ohne Schande durch ein ruhmvolles Leben hindurchgeführt hat. Ein Muth, zu allem Kühnen geboren, eine geniale Dichtkraft, ein freier Sinn, offen jeder großen Regung, eine übermüthig witzige und doch im Grunde gutmüthige Laune, eine königliche Großmuth, willig jeden Schwachen zu beſchützen und bereit, dem Feinde, dem ſchonungslos bekämpften, zu vergeben, eine Erſcheinung verführeriſch für jede Frau, ein warmes, treues Freundesherz, und alle ſeine Sünden ohne Kleinheit und Niedrigkeit, die Sünden der Kraft, des Ueberfluſſes: — wahrlich, das ſind Züge eines reichen Charakters, ganz geſchaffen, jede edle und jede ſchlimme Neigung der modernen Menſchen zu bezaubern. Mochten die Einen zürnen, daß der Dichter allzu verwegen die Freuden der Sinnenluſt ſchilderte: da ſtand er ſelbſt, der Virtuos des Lebensgenuſſes, der im Leben that, was ſein Lied beſang, der den Becher der Luſt bis zur Hefe leerte und dennoch kein weichlicher Wollüſtling wurde, ſondern ein friſcher Menſch blieb, abgehärteten Leibes, nach der mannhaften Weiſe ſeines großen Volkes, ein ſicherer Schütze, ein gewandter Reiter, ein kühner Schwimmer. Mochten Andere ſein Lied ſchelten, wenn es zu rückſichtslos die Ordnung der Geſellſchaft bekämpfte, er durfte ſolche Lieder wagen, der ſtolze, unabhängige Edelmann, der dem alten Europa den Frieden aufgeſagt und durch Thaten ſeinen Verſen eine dramatiſche Wahrheit gab.

Erſt dieſe glänzende Perſönlichkeit des Dichters hat ſeinen Werken die volle Wirkung geſichert, und eben ſie hat auch verſchuldet, daß dieſe Wirkung eine ſehr gemiſchte war. Einem ganzen Dichtergeſchlechte ward durch das blendende Vorbild dieſes wunderbaren Menſchen der gerade Sinn beirrt. Nehmt aus dem Bilde Lord Byron's nur einen Charakterzug, nur ein äußeres Lebensverhältniß hinweg, und die prachtvolle Erſcheinung wird zur Fratze. Nun aber begann das Nachahmen des Unnachahmlichen, des Höchſtperſönlichen. Von Byron gilt das treffende Urtheil ſeines Freundes Shelley, er habe die Schönheit nackt geſehen und ſei darum wie Aktäon von ihren Hunden zerfleiſcht worden. Welches Unheil, wenn jetzt Menſchen in Byron's Weiſe zu dichten begannen, die den Kuß der Muſe nie geſpürt und zwar des Nackten überviel, doch nie die Schönheit geſchaut hatten! Jeder dumme Junge, der zum erſten Male ein Mädchen geküßt, meinte ſich berechtigt, von der Schwachheit der Weiber mit derſelben frechen Sicherheit zu reden wie der Dichter des Don Juan. Die langweiligſten aller lang-

weiligen Gesellen plauderten mit Byronischer Selbstgefälligkeit ihre kleinen Geheimnisse vor der Welt aus, als ob es Europa interessiren könnte, wie oft Herr Niemand von Fräulein Niemand zu einem Stelldichein gerufen wurde. Aus ihren Dachkammern heraus redeten deutsche und französische Literaten von den Lastern der großen Welt mit der gleichen Zuversicht wie jener, der auf den Höhen der Gesellschaft heimisch war. Kurz, mit der subjectiv erregten Stimmung, die Byron in die moderne Dichtung einführte, kam auch das Laster des koketten Zurschaustellens der eigenen Person, das sich höchstens einem Byron, und auch ihm nicht gänzlich verzeihen ließ. Wer ganz ermessen will, wie stark dieser verführerische Einfluß der Person Lord Byron's auf das jüngere Dichtergeschlecht gewesen, der beachte die seltsame Thatsache, daß gerade die Geringbegabten unter den jungdeutschen Schriftstellern oftmals mit Bitterkeit von Byron sprachen, dem sie doch so viel verdankten. Es klingt aus diesem gehässigen Tone der geheime Aerger hervor, daß die Sünden des englischen Dichters durch eine Fülle von Umständen entschuldigt wurden, die den Verirrungen seiner Nachfolger nicht mehr schützend zur Seite standen.

Byron warf der Aristokratie seines Landes vor, in ihrem Wesen sei „nichts, was zu allen Menschen, allen Zeiten spricht." Fast dasselbe gilt von Byron's Werken selbst. Wohl finden die Gedanken, welche ihm Kopf und Herz erfüllten, in jeder freien Menschenseele Widerhall, aber die Weise, wie er sie vortrug, dieser satirische, von Anspielungen erfüllte Stil ist nur einem engen feingebildeten Kreise verständlich. Byron war nie populär, wie sein ideenloser Nebenbuhler Walter Scott. Mit souveräner Verachtung sah der stolze Lord auf die langweiligen shop-keepers, auf das pflichtenreiche, festgeordnete Dasein des Mittelstandes herab. Auch diese Eigenheit vererbte sich auf seine demokratischen Nachfolger. Während die deutsche Literatur zu allen Zeiten, wo sie Großes wirkte, sich mit warmem Herzen an unser Bürgerthum wandte, überschütteten die Schriftsteller des „jungen Deutschlands" mit giftigem Hohne die „Bourgeoisie" — denn zu einem Schimpfworte wollte der Ehrennahme „Bürgerthum" doch nicht werden. Man weiß, wie schwer unsere Bildung gelitten hat unter dieser Verirrung, die freilich keineswegs allein von Byron verschuldet war. Noch unseliger wirkte der Uebermuth des englischen Dichters auf die deutsche Jugend. Der Ruhm dieses genialen Himmelstürmers schien ein Freibrief für jeden, der nur recht frech und trotzig der trägen Welt seine persönliche

Willkür entgegenwarf. Am verhängnißvollſten ward Byron für unſere Literatur durch das Spiel ſeines Witzes. Scherz zu verſtehen war nie die Stärke der germaniſchen Völker. Tauſendmal hatten Byron's Landsleute ſtatt zu lachen ſich über ſeinen Witz entrüſtet. In Deutſchland ward, weſentlich nach Byron's Vorbilde, der witzige Feuilletonſtil die Modekrankheit der Zeit, und dies Volk, das ſeinen Staat erſt ſuchte und die ernſthafte Behandlung politiſcher Geſchäfte in einer durchgebildeten Preſſe noch wenig kannte, nahm den Witz für baare Münze und bewunderte die Feuilleton-Artikel Heine's und Börne's als politiſche Orakel. Traurig genug, daß vordem die Jugend eines geiſtreichen Volkes einen mittelmäßigen Kopf, wie der alte Jahn, als ihren Helden verehrt hatte; aber trauriger noch, daß jetzt die Männer eines gewiſſenhaften Volkes einen Börne als einen großen Volkstribunen bewunderten — ihn, der niemals einer politiſchen Frage ernſthaftes Nachdenken gewidmet hat. Für den ſelbſtgenügſamen Nationalſtolz der Engländer war es ungefährlich, daß Byron die Schattenſeiten ſeines Landes höhniſch hervorhob. Das unfertige Selbſtgefühl der Deutſchen dagegen ward noch mehr verwirrt, als jetzt das Schmähen wider das Vaterland für das unzweifelhafte Kennzeichen des Genius galt, als Börne die Deutſchen durch Schimpfen in den „Nationalärger" hineintreiben wollte, und Heine unter dem Jubel der verblendeten Nation jene niederträchtige Vergleichung anſtellte: „der Franzoſe liebt die Freiheit wie ſeine Braut, der Engländer wie ſeine Frau, der Deutſche wie ſeine alte Großmutter." Die politiſche Poeſie führte endlich zur Zerſtörung der Poeſie ſelber: nur noch einige Schritte auf der von Byron betretenen Bahn — und die Dichtung, die ſo lange außeräſthetiſchen Zwecken gedient hatte, verfiel jener gründlichen Mißachtung, welche noch heute leider auf ihr laſtet.

Nach alledem ſchweben die Schalen des Urtheils in gleicher Höhe. Sehr tief, tiefer als die Engländer noch heute zugeſtehen wollen, hat Lord Byron eingewirkt auf die Ideen der modernen Welt, doch das Unheil ſeines Thuns war ebenſo groß als ſein Segen. Er vollbrachte das Nothwendige, das Heilſame, als er die erſtarrte europäiſche Literatur erweckte, ihr einen revolutionären, modernen Geiſt einhauchte; er verfocht das Recht des Herzens und der Freiheit wider den Zwang unwahrer Sitten, unfreier Staaten; aber auf Jahrzehnte hinaus hat er geholfen die jüngeren Dichter zu verderben, da ſie nicht blos das Unſterbliche ſeiner Werke, ſondern auch die endlichen Schwächen ſeiner

Schriften und seines Lebens sich zum Vorbilde nahmen. Die wohlwollende Gemüthlichkeit wird begütigend sagen: warum die Sünden des Menschen nicht endlich der Vergessenheit übergeben, da die goldene Laune des Dichters uns noch heute erfreut? Selbst Hermann Grimm, dem ich das Laster der gemüthlichen Schwäche keineswegs andichten will, meint in seinem feinen Essay über Byron: „er ist ein Dichter für uns, nichts weiter; seine Werke führen ein abgetrenntes, höheres Dasein.“ Ich bezweifle, ob auch nur die rein ästhetische Betrachtung eines Kunstwerks völlig gelingen kann, wenn man es nicht auffaßt als die Offenbarung einer reichen, gottbegnadeten Künstlernatur. Die Geschichte vollends darf solche Schonung nicht üben. Alles, was eine Macht gewesen unter den Menschen, verfällt ihrem Spruche. Gern schweigt sie also von den menschlichen Mängeln jener Männer, welche die Welt nur als Dichter und Denker kannte. Wenn aber die Person eines großen Dichters ein verführerisches Vorbild geworden ist für ein ganzes Geschlecht, dann soll der Historiker der traurigen Pflicht sich nicht entziehen, auch über Verhältnisse des häuslichen Lebens zu reden, die er sonst willig der Spürkraft der literarischen Topfgräber überläßt.

F. C. Dahlmann.

(Freiburg 1864.)

Die Geſchichte iſt nicht geſchrieben für jene gemüthlichen Naturen, die ewig Kinder bleiben und nur gute oder böſe Menſchen kennen wollen. Die Kräfte des Geiſtes, welche den Staaten Macht und Freiheit gründen, wagender Ehrgeiz, erbarmungsloſe Thatkraft, beherrſchende Klarheit des Verſtandes, ſie vertragen ſich nur ſelten mit den liebenswürdigen milden Tugenden, welche das häusliche Leben zieren. In Jahrhunderten einmal zeigt uns ein Waſhington in Einer Menſchenſeele vereinigt jene männiſche Wucht des Willens, die den Feind zerſchmettert, und jene weibliche Reinheit des Gemüths, die den Gegner entwaffnet. Dennoch werden Unverſtand und Anmaßung der ſchadenfrohen Luſt nicht ſatt, dem Handelnden auf der politiſchen Bühne die Schwächen ſeiner Tugenden vorzuhalten und ihn zu ſchelten, weil er nicht über ſeinen Schatten ſpringen kann. Das haben wenige öffentliche Charaktere ſo ſchmerzlich erfahren wie Friedrich Chriſtoph Dahlmann. Als der Führer der Göttinger Sieben von ſeinem Eide nicht laſſen wollte, da grüßten ihn ſeine Studenten als „den Mann des Wortes und der That," und ganz Deutſchland ſtimmte mit ein in den Ruf. Zwölf Jahre darauf war derſelbe Mann, wenn man den Staatsweiſen der Gaſſe glauben wollte, das Urbild jener ohnmächtigen Profeſſorenweisheit, die den gewaltſamen Schlägen der Macht nur gebildete Reden und wohlgeordnete Paragraphen entgegenzuſtellen wußte. Wer alſo urtheilt, hat ſicherlich die jüngſte Entwicklung unſeres Volkes, in der wir ſelber mitteninne ſtehen, nicht in ihrer ganzen Schwere empfunden; er ahnt nicht, wie langſam und mühſelig dies Volk aus der Einſeitigkeit literariſchen und wirthſchaftlichen Schaffens ſich hindurchringt zur politiſchen Arbeit, zur Thätigkeit für einen deutſchen Staat, der bis zur Stunde noch nicht vorhanden iſt! Auf dem

Karlsbader Congreſſe fügte Fürſt Metternich ſeinem Schaudergemälde von der revolutionären Geſinnung des deutſchen Volkes den letzten Strich hinzu durch die Verſicherung, es beſtehe in Deutſchland kein einziges journaliſtiſches Privatunternehmen, das die Politik der Cabinette aus eigenem Antriebe vertheidige. Die Behauptung war nur wenig übertrieben, und jene befremdende Thatſache, welche Metternich erſchreckte, hat ſich ſeitdem ſo wenig geändert, daß ein unbefangener Fremder, der von den deutſchen Dingen nur die Preſſe kennt, noch heute nothwendig zu dem Glauben gelangen muß, die Deutſchen ſeien ein durchaus liberales Volk, feſt entſchloſſen, ihrem ſtaatloſen Zuſtande ein Ziel zu ſetzen. Und doch, welcher einſichtige Deutſche möchte dieſe gutmüthige Meinung unterſchreiben? So groß, ſo unermeßlich groß iſt die Kluft zwiſchen der politiſchen Stimmung und der politiſchen That!

Dahlmann war unter den Erſten in Deutſchland, die dieſe weite Kluft zu überſchreiten vermochten. In dem feſtgeordneten Parlamente eines fertigen Staates wäre bis zu ſeinem Ende ſein weiſer Rath, der makelloſe Adel ſeines Sinnes hoch in Ehren geblieben. Bei dem verwegenen Verſuche, dieſem ſtaatloſen Volke einen Staat zu gründen, ward auch er mit hineingezogen in den argen Schiffbruch unſerer Hoffnungen. Die großen Kinder verwunderten ſich, daß der ruhige Forſcher, der beſonnene Mann des Rechts der revolutionären Luſt entbehrte, eine Maſſenbewegung zu leiten, und die raſch lebenden Tage ließen ihn ihre häßlichſte Untugend empfinden, ihre Fähigkeit, Menſchen zu vernutzen und zu vergeſſen. Seitdem iſt eine kurze Spanne Zeit vergangen, doch eine Zeit erſchütternder Erfahrungen. Nur leicht berührt uns noch der Hader der alten Parteien der deutſchen Revolution, und vor dem Bilde des edlen Mannes beſchleicht uns etwas von jener Empfindung, womit der erwachſene Sohn dem Vater gegenüber tritt. Wir fühlen, daß wir älter ſind als unſere Väter, wir haben ein Recht zu urtheilen, denn ſo mancher Gedanke ward uns bereits in die Wiege gebunden, den jene erſt am Abende des Lebens ſich als harter Arbeit Preis errangen. Doch um ſo dankbarer ſtehen wir vor dem Manne, der auf einer langen Strecke Weges unſerem Volke ein wohlthätiger Führer war, um ſo ehrwürdiger hebt ſich vor uns — was am Ende das Allerwichtigſte, das Entſcheidende bleibt in der Geſchichte — ſein Charakter. In verworrenen Tagen, da es für geiſtreich galt, des deutſchen Namens zu ſpotten, iſt er Tauſenden eine lebendige Mahnung geweſen an den Adel unſeres Volksthums, einer der

Wenigen, welche der ruheloſe Muthwille und der gewaltthätige Uebermuth ernſtlich fürchtete.

„Wismar is min leve Vaderland, idt ſin ok mine leven landslude," ſagte Dahlmann (geb. 13. Mai 1785) mit dem alten Chroniſten Reimar Kock. Die Stadt, die ſein Vater als Bürgermeiſter verwaltete, war ſchwediſch und ſtolz auf die Königskrone ihres Herrn; eine feſtgeglaubte Familienüberlieferung erzählte von dem ſchwediſchen Urſprunge des Hauſes, deſſen pommerſche Abſtammung erſt nach Dahlmanns Tode erwieſen worden iſt. Alſo durch die Geburt mittenhinein geſtellt zwiſchen die deutſche und die ſkandinaviſche Welt, ſollte er ſeines Lebens längere Hälfte an der Grenzſcheide des deutſchen Lebens verbringen, in deutſchen Staaten unter fremden Kronen: das Unheil fremder Herrſchaft, das Elend der deutſchen Zerriſſenheit trat ſchon dem Knaben dicht unter die Augen. Die deutſche Stadt war der Verbannungsort für die vornehmen ſchwediſchen Hochverräther, und oftmals ging der helle Aufruhr durch die Straßen, wenn die Obrigkeit ſich anſchickte, entflohene mecklenburgiſche Leibeigene ihren Herren auszuliefern, und die Bürger ſich der Mißhandelten annahmen. In ſtreng proteſtantiſcher Umgebung wuchs der Knabe auf, das benachbarte Lübeck und die ſtolzen Giebelhäuſer ſeiner eigenen Vaterſtadt mahnten ihn an die verſunkene deutſche Bürger-Herrlichkeit. Auch der Vater war dem fremden Weſen nicht hold; „kein Heil für uns," pflegte er zu ſagen, „als in der Wiedervereinigung mit Mecklenburg." Den heranwachſenden Sohn ergriff das Bild, das Wyttenbach von dem Leben des großen Ruhnken entworfen hat, ſo mächtig, daß er ſich gleich dieſem zum philologiſchen Studium entſchloß: ein bezeichnender Anfang für den Mann, der ſein Lebtag des Glaubens blieb, alle Wiſſenſchaft ſei nichts ohne das Leben. Darum ging er, ſiebzehnjährig, nach Kopenhagen zu ſeinem mütterlichen Oheim Jenſen, der ein einflußreiches Amt in der ſchleswig-holſteiniſchen Kanzlei bekleidete. Die deutſche Wiſſenſchaft gewann ihn erſt, als er ſeit dem Jahre 1803 in Halle ein Schüler F. A. Wolf's wurde und in dem Verfaſſer der Prolegomena zum Homer den Mann verehren lernte, der unſerer modernen hiſtoriſchen Kritik den erſten Anſtoß gab. Zugleich hörte er bei Steffens und Schleiermacher und gab ſich jahrelang vorwiegend äſthetiſchen Studien hin. Dieſe Lehrjahre Dahlmann's, angeregt und voll ſchönen Eifers, aber unſicher und unſtät, ſpiegeln wie in einem Mikrokosmos den Werdegang unſerer neuen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft wider, welche ſo langſam

und mühevoll aus dem gesegneten Boden deutscher Dichtung und Philosophie emporstieg. Noch ein anderes köstliches Gut trug der junge Philolog von der Hochschule heim. Ihm geschah wie Unzähligen, wie dem Freunde seines Alters, E. M. Arndt: erst als das heilige Reich in Trümmer ging, begann man zu erkennen, daß wir ein Vaterland haben. Aus dem Jammer und der Schande der Napoleonischen Herrschaft erwuchs dem jungen Manne die fromme treue Liebe zum Vaterlande, und mit Ekel hörte er, wie man daheim dem Untergange Deutschlands nur mit dem einen Wunsche zuschaute: „wenn nur nicht der Krieg bis hierher vorwärts dringt."

Nach Kopenhagen zurückgekehrt konnte er, wenn er die Zeichen der Zeit zu deuten wußte, verspüren, daß ein neuer Luftzug in dem Königsschlosse wehte. Die Zeit war nicht mehr, da der schleswig-holsteinische Adel den dänischen Hof beherrschte. Der Kronprinz Friedrich (VI.) ging eben damit um, sich fortan Frederik zu schreiben, und der Plan, dem jungen Gelehrten die Erziehung eines Prinzen anzuvertrauen, zerschlug sich: der Hof wollte keinen Deutschen. Es waren unstäte Tage: „man wußte in dieser Napoleonischen Zeit nichts mit sich anzufangen." Umsonst suchte Dahlmann darauf in Deutschland nach einer Stellung im Leben. Mittellos, zum guten Theile angewiesen auf die Unterstützung einer Schwester, stand er „ein junger vaterlandsloser und doch deutscher Mann, der doch einige Kraft in sich fühlte, seinen ersten Anker in der menschlichen Gesellschaft auszuwerfen." Da führte ihn in Dresden ein glücklicher Zufall mit Heinrich von Kleist zusammen, und der gemeinsame Haß gegen den fremden Zwingherrn, die gemeinsame Liebe zur Kunst machte die Beiden rasch vertraut. Dahlmann ahnte in Kleist „einen dramatischen Dichter, wie er dem deutschen Charakter gerade noth thäte, keinen Sänger des Polsters und der trägen Ruhe, aber kühn und mit Leidenschaft in die Tiefen des Weltgeistes dringend." Er selbst hat uns geschildert, wie sie selbander nach Böhmen und auf das kaum verlassene Schlachtfeld von Aspern wanderten, wie zu Prag Kleist seine Hermannsschlacht hervorholte, den Freund begeisterte durch die Kraft und Kühnheit des wunderbaren Gedichtes, und beide sich zusammenfanden in der Hoffnung auf einen Befreiungskampf bis zum Ende, „bis das Mordnest ganz zerstört und nur noch eine schwarze Fahne auf seinen öden Trümmerhaufen weht." Die Hoffnung ward für diesmal zu Schanden. „Kleist's Tod, klagte der Freund im Alter, hat eine Lücke in mein Leben gerissen, die niemals

ausgefüllt ist." Dahlmann erwarb sich jetzt in Wittenberg die Doctorwürde und betrat im Jahre 1811 in Kopenhagen die akademische Laufbahn. Er lehrte und schrieb lateinisch über das Lustspiel der Athener und lebte sich ein in das Wesen und die Sprache jenes Dänenvolkes, dem er bald ein so unbefangener und darum ein so verhaßter Gegner werden sollte.

Ein Jahr später wurde er als Professor der Geschichte nach Kiel berufen; denn in jener guten alten Zeit wagte man noch, einem Manne von freier Bildung und entschiedener Lehrgabe einen Lehrstuhl anzuvertrauen, auch wenn er noch nicht das observanzmäßige akademische „Hauptbuch" geschrieben hatte. Wer einmal Fuß gefaßt in Schleswig-Holstein, den läßt das tapfere Land nicht leicht wieder los. Einer langen Reihe unserer wackersten Gelehrten steht auf der Stirn geschrieben, daß sie in Kiel gewirkt und dort sich gestählt haben an dem schroffen Nationalstolze, welcher dem Grenzvolke geziemt und im deutschen Binnenlande nur allzu selten gefunden wird. Für Dahlmann ist Schleswig-Holstein in Wahrheit die Heimath geworden. Seine Mutter stammte aus dem Lande, und seine durchaus niederdeutsche Natur, langsam erwarmend, doch das einmal Liebgewonnene mit Treue und nachhaltiger Kraft festhaltend, fühlte sich glücklich unter dem verwandten Menschenschlage. Wohl war seine Jugend noch von der ästhetischen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts beleuchtet worden: der Kern seines Wesens gehörte doch einer jüngeren, politisch erregten Zeit; unter freien seßhaften Bauern vermißte er auch in Sand und Haide weder die Pracht südlicher Landschaft noch die Herrlichkeit der Kunst. Wie vordem Spittler in allen Wechselfällen seines Lebens als ein treuer Schwabe das Idealbild des altwürtembergischen Staatsrechts in der Seele trug, so war Dahlmann als Politiker und als Mensch ein getreuer Ausdruck der transalbingischen Stammesart. — Die Tage der französischen Herrschaft neigten sich zum Ende, und es gereichte dem jungen Professor zur Freude, daß er durch Briefe seiner Mecklenburger Heimath von dem Untergange der Franzosen in Rußland Nachricht geben und also an seinem Theile die Gemüther vorbereiten konnte auf die große Erhebung. Selber in die Reihen der Streiter zu treten, blieb ihm versagt, da sein König auf Frankreichs Seite focht. Sehr bitter hat er dies empfunden, denn nach deutscher Weise dachte er groß von dem edlen Handwerk des Soldaten, und noch in den politischen Vorlesungen seines Alters ward sein Vortrag ungewöhnlich warm und

bewegt, wenn er von dem Kriegswesen der Alten, von dem geschlossenen dorischen Fußvolk und der welterobernden Sarissa der Makedonier sprach. Nach dem Siege ward ihm die Ehre, den Tag von Belle-Alliance in akademischer Festrede zu verherrlichen. „Dreißigjährig, also nach spartanischen Begriffen gerade auserzogen" machte er jetzt zum ersten Male seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt. Nur in wenigen Schriften ist uns der ideale Sinn jener hochaufgeregten Tage so getreu überliefert wie in dieser Rede, welche im Namen seiner Hochschule aussprechen sollte, „daß die Bewahrung des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe niemandem so nahe stehe als den Pflegern der Wissenschaft." „Deutschland ist da, rief er aus, durch sein Volk, das sich mit jedem Tage mehr verbrüdert, Deutschland ist da, bevor noch jene Bundesacte ausgefertigt wird." Ein Hauch von Fichte's Geiste wehte in den zukunftssicheren Worten: „und wie uns alle Zeichen günstig werden, seit wir einig sind! Selbst das Glück huldigt heute der gerechten Sache. — Wir dürfen an einer Zeit wie diese nicht träge verzweifeln; es ist Pflicht von dieser Zeit zu hoffen, Pflicht an ihr zu arbeiten." Alle edleren Naturen lebten in jenen hoffnungsvollen Tagen des Glaubens, es werde dies Zeitalter unfehlbar das der politischen Reformation werden, und der Redner gab dieser Erwartung Ausdruck in dem Satze, der bis heute ein Spruch der Kassandra geblieben ist: „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Cabinette überstrahlt."

Zur selben Zeit gründete Dahlmann mit Falck, Twesten und C. T. Welcker die „Kieler Blätter", um auf diesem Außenposten deutscher Bildung die Kunde des vaterländischen Lebens zu fördern. Gleich in den ersten Heften führte er die Gedanken jener Festrede weiter aus, in dem Aufsatze „Ein Wort über Verfassung." Mit gutem Grunde riefen Niebuhr, Schleiermacher und Thibaut dieser Schrift ihren Beifall zu; denn hatte es lange gewährt, bevor Dahlmann die rechte Stätte seines Wirkens erkannte, so stand doch gleich beim ersten Auftreten auf dem Markte der Politiker fertig da, bereits erfüllt von jenen Gedanken, deren Grundzüge er bis zum Ende fest hielt. Unsere Staatswissenschaft ist den Alten mehr entfremdet als ihr frommt; sie wird endlich begreifen müssen, daß das Alterthum dem Politiker eine kaum geringere

Ausbeute gewährt als jenem, der nach den einfältigen Grundzügen echter Sittlichkeit und reinen Schönheitssinnes fragt. Dem Schüler Wolf's kam zu Gute, daß ihm die Dichter und Geschichtschreiber der Hellenen vertraute Freunde waren. Lächelnd konnte er die naive Frage jener Zeit politischer Unreife: „ob Verfassung nützlich sei?" von sich weisen. „Ein Grieche oder Römer hätte sie nicht verstanden oder mit der Frage: ob es nützlich ist, daß ein Staat unter den Menschen sei? verwechselt." Aber die Alten „mißkannten den Zeitpunkt, wo es nützlich gewesen, zur Monarchie überzugehen." In England vielmehr „sind die Grundlagen der Verfassung, zu welcher alle neu-europäischen Völker streben, am reinsten ausgebildet und aufbewahrt." Für die deutschen Länder ist jetzt die Stunde gekommen, sich diesem Ideale anzunähern, seit der Wiener Congreß ihnen Landstände versprochen hat; am allerwenigsten können Provinzialstände allein — diese gefährlichste Form einer Verfassung — genügen.

Nicht zwecklos stand in der Abhandlung der Satz, der Politiker werde „am sichersten dadurch sittlich genesen, daß er sich das vollständige Dasein seiner Vorväter zurückruft und nicht etwa aus einzelnen Theilen nur, welche unbestimmt begeistern, sondern aus der ganzen Entwickelung des Volkes von seiner Wurzel her sich ein möglichst treues Musterbild erschafft." Eben jetzt galt es, für Schleswig-Holstein nicht eine von Grund aus neue Verfassung zu schaffen, sondern das halb verschollene alte Landesrecht von neuem zu beleben. Auch jene stolzen transalbingischen Stände, die vordem ihre Fürsten kürten, waren gleich allen alten Landständen Deutschlands in Verfall gerathen, weil sie nicht verstanden, sich in die neue Zeit und die gesteigerten Ansprüche des modernen Staates zu schicken. Eine lange Weile hatten sie, statt das Steuerwesen als ein unvermeidliches Uebel in ihre eigene Hand zu nehmen, ihre Kraft vergeudet im nutzlosen Widerstande gegen die Steuerforderungen der Landesherrn. Dann war auch über Schleswig-Holstein jene müde Zeit gekommen, da „unser guter deutscher Boden mit Gnade und Dienstbarkeit so dick besäet war, daß Recht und Gerechtigkeit fast nirgends mehr keimen wollte." Wie oft seit dem westphälischen Frieden hatten die Stände jeden Entschluß des dänischen Hofes „sich unterthänigst unterthänig wohlgefallen lassen," wie oft dem König-Herzog versichert, ihnen sei nichts geblieben als obsequii gloria! Bereits im siebzehnten Jahrhundert begannen die Städte sich von dem Landtage zurückzuziehen. Auch Schleswig-Holstein erfuhr gleich so vielen anderen

deutſchen Landen, daß ein permanenter ſtändiſcher Ausſchuß ſchließlich den Landtag ſelber aufzehrt. Seit dem Jahre 1711 ward kein Landtag mehr berufen. Man achtete des wenig im Lande; tagte doch ungeſtört die fortwährende Deputation der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft mit ihrem Secretär, waren doch die Freiheiten des Landes wohl verbrieft enthalten in der Magna Charta von 1460 und einer langen Reihe von Freiheitsbriefen. Auch ſtand die Krone nicht an, das Landesrecht unzähligemal feierlich zu beſtätigen, und hütete ſich weislich, die von den Ständen einmal für allemal bewilligte ordinäre Contribution zu erhöhen. In Kopenhagen wußte man ſehr wohl, was die Nichtberufung des Landtages bedeute. So lange der Inſelſtaat beſteht, hat ſich die Spitze ſeiner ausgreifenden Staatskunſt im Wechſel bald gegen Schweden bald gegen Deutſchland gekehrt; ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts blieb der Plan der Daniſirung der Herzogthümer der Hintergedanke der Kopenhagener Politik. Schon Friedrich IV. gedachte, als er das Haus Gottorp beſiegt, ganz Schleswig der däniſchen Krone einzuverleiben. Er ſcheiterte an dem vorſichtigen Widerſpruche ſeiner Räthe; er begnügte ſich, den herzoglichen Antheil Schleswigs mit dem königlichen zu vereinigen (1720) und getröſtete ſich, die Incorporation in Dänemark werde von ſelber, peu adpres peu, erfolgen. Schritt für Schritt näherte ſich ſeitdem der däniſche Hof dieſem Ziele. Das war keine leere Formſache, daß man ein für Dänemark und Schleswig-Holſtein gemeinſames Indigenat einführte und die Urkunden darüber durchgängig in der däniſchen Kanzlei ausfertigte. Der alte dynaſtiſche Ehrgeiz des Königshauſes nahm einen neuen Aufſchwung, ſeit die Verträge von 1773 alle Theile Schleswig-Holſteins wieder unter dem Scepter des däniſchen Königs vereinigt hatten und gegen das Ende des 18. Jahrhunderts unter den Dänen ein helles Bewußtſein ihres Volksthums erwachte. Mit ſeinem Leben büßte Struenſee, daß ein Deutſcher dem däniſchen Staate durchgreifende Reformen gebracht. Nur einmal noch, vorübergehend, unter dem großen Andreas Petrus Bernſtorff tauchte wieder auf jene maßvolle Staatskunſt, welche allein den wankenden Staat erhalten konnte und dem Grundſatze huldigte, die Angelegenheiten Dänemarks, Schleswig-Holſteins und Norwegens ſorgfältig von einander zu trennen. Vorherrſchend ward fortan die fanatiſche nationaldäniſche Richtung. Je mehr die Macht des Staates ſich zum Niedergange neigte, deſto eifriger warf ſich die Herrſchſucht der Dänen auf die Herzogthümer, mit jenem unverbeſſer-

lichen Dünkel, der allen gefallenen Größen eigen iſt, und die Wirren der Napoleoniſchen Zeit boten ihr einen weiten Spielraum.

Am 17. December 1802 begannen die offenen Angriffe Dänemarks mit einem Patente, worin das unbedingte Beſteuerungsrecht über Schleswig-Holſtein für den König in Anſpruch genommen ward. Die Ritterſchaft proteſtirte, bereitete eine Klage bei den Reichsgerichten vor, deren drohendes Einſchreiten bisher das letzte Bollwerk geweſen war für das Landesrecht von Transalbingien. Aber jetzt gerade ſank das heilige Reich unter den Schlägen der Fürſtenrevolution von 1803 zuſammen, und als dann der römiſche Kaiſer ſeine Würde niederlegte, ſchien der däniſchen Krone die Erfüllung ihrer geheimſten Wünſche zu lächeln. Am Thore von Rendsburg ſtand ſeit Friedrich's III. Tagen die Inſchrift Eidora Romani terminus imperii, ein Denkmal däniſcher Habgier — denn ein gutes Stück altholſatiſchen Bodens war durch dieſe Worte dem heiligen Reiche entriſſen. Auch dieſe Inſchrift fiel jetzt, und das Patent vom 9. September 1806 vereinigte Holſtein „mit dem geſammten Staatskörper der Monarchie als einen in jeder Beziehung ungetrennten Theil derſelben.“ Seitdem folgten Schlag auf Schlag die Gewaltthaten wider die Selbſtändigkeit der Herzogthümer. Die Verordnungen erſchienen in beiden Sprachen, alle Beſtallungen wurden däniſch ausgefertigt, die Candidaten in der däniſchen Sprache geprüft, der Unterricht im Däniſchen in allen höheren Schulklaſſen eingeführt, endlich ſogar die däniſche Reichsbank gegründet (1813) und alle liegenden Gründe in Schleswig-Holſtein mit der Bankhaft belaſtet. Dabei ward das angemaßte Beſteuerungsrecht auf das ſchwerſte mißbraucht, kein Theil Deutſchlands ertrug ſo hohe Steuern, ganze Dorfſchaften erlagen der Laſt und verfielen in Concurs.

Hand in Hand mit dieſen Uebergriffen der Krone ging der Uebermuth des däniſchen Volkes. Schon 1804, da der Hof in Kiel lebte, verfocht unter ſeinen Augen der Erzieher der Kronprinzeſſin, Hoegh-Guldberg, die Lehre, die Herzogthümer ſeien verpflichtet, die Sprache des Mutterlandes zu erlernen, und fügte herablaſſend den Troſt hinzu, damit ſei nicht gemeint, daß ſie ſogleich und gänzlich die deutſche Sprache ablegen ſollten. Um das Jahr 1815 taucht dann in däniſchen Schriften die vordem nie gehörte Behauptung auf, Schleswig ſei 1720 unter das däniſche Königsgeſetz getreten; und gleichzeitig ſtellt ein däniſcher Patriot, „dem die Ehre der Landesſprache am Herzen

liegt," die Preisaufgabe: wie war die hiſtoriſche Entwicklung der beiden Sprachen in den Herzogthümern, und „welches ſind die Mittel, durch welche Süderjütland auch in Hinſicht der Sprache eine däniſche Provinz werden kann, wie es ehedem war?" Im ſchneidenden Gegenſatze zu dieſen Anmaßungen der Dänen ſtand die unwandelbar geſetzliche Haltung der Herzogthümer. Noch lebte der zähe transalbingiſche Rechtsſinn, jene alte fromme Holſtentreue, die ſich rühmte, daß nirgendwo in der Welt Manneswort ſo hoch gehalten werde, die ſchon in den Tagen des weſtphäliſchen Friedens nicht geduldet hatte, daß das harte Schuldgeſetz, die berufene Kieler Umſchlagsſtrenge, gemildert werde. Hoffend auf beſſere Tage fügte man ſich in das Unvermeidliche, entſchuldigte Vieles mit der Noth der Zeiten; man ehrte den geiſtloſen, aber wohlmeinenden Friedrich VI., dem das Land die Aufhebung der Leibeigenſchaft dankte, man klagte mit ihm über die Mißhandlung Dänemarks durch Englands Flotten. Als im December 1813 Bernadotte die Herzogthümer überzog und den Plan aufwarf, ein ſelbſtändiges Königreich Cimbrien auf der Halbinſel zu errichten, da fand ſich in den Herzogthümern kein Mann bereit, die beſchworene Verbindung mit Dänemark zu löſen. Auch ſein Ausharren bei Napoleon trug man dem Könige nicht nach; man wußte nicht, welche glänzenden Anerbietungen ihm Rußland vergeblich gemacht hatte. Erſt nach dem Frieden regte die Ritterſchaft ſich wieder. Bis auf den Wiener Congreß folgten dem Könige ihre Bitten um die Wiederberufung des Landtags; dort in Wien gab der König endlich das Verſprechen, er werde des Landes alte Freiheiten beſtätigen.

So lagen dieſe Dinge, als Dahlmann von der Ritterſchaft von Schleswig-Holſtein zu ihrem Secretär gewählt ward. Er begann die Landtagsacten zu durchforſchen, die in ſeltener Vollſtändigkeit bis zum Jahre 1545, bis in die Blüthezeit Schleswig-Holſteins, zurückreichten, und allmählich erſchloß ſich ihm das Verſtändniß der verworrenen Landesgeſchichte. Wenn er dergeſtalt dem alten Landesrechte nachging, ſo folgte er getreulich den Ueberlieferungen ſeines Hauſes. Sein Großvater Jenſen hatte ſchon im Jahre 1773 auf die Berufung des Landtages von Schleswig-Holſtein angetragen; der Kopenhagener Oheim war vor dem Neffen Secretär der Ritterſchaft geweſen und hatte im Jahre 1797 im Verein mit Hegewiſch, dem Vorgänger Dahlmann's auf dem Lehrſtuhle, die Privilegien der Ritterſchaft auf's neue drucken laſſen. Der neue Secretär überzeugte die Ritterſchaft

ſchnell, daß es jetzt gelte, in ernſtem Kampfe das durch die Trägheit der Väter halb verlorene Recht zurückzuerobern. Ueberall in Deutſchland erwachte in jenen Tagen der Reſtauration der Dünkel des Adels; ſogar Niebuhr klagte, noch nie ſeit vierzig Jahren habe der Edelmann den Bürger ſo abgünſtig behandelt. Unter den Führern des transalbingiſchen Adels, den Ahlefeldt, Brockdorff, Rumohr, Rantzau, dagegen war noch ein edlerer Sinn rege. Einträchtig wirkten ſie zuſammen mit den nichtadlichen Grundbeſitzern, welche Dahlmann's gleichgeſinnten Amtsgenoſſen Falck zu ihrem Rechtsconſulenten wählten. In den Kieler Blättern forderte Graf Adam Moltke-Rütſchau mit warmen und bürgerfreundlichen Worten „unſer Recht auf's Recht", und der treffliche Graf Wolf Baudiſſin ſchrieb: „Adel und Bürgerthum ſollen ſich gleich heilſamen Gegengewichten einander gegenüberſtehen, die eine Kraft als hütende, bewachende, die andere als erwerbende, ſtrebende, prüfende." Was Wunder, daß im Verkehr mit dieſen patriotiſchen Rittern Dahlmann zu dem gutmüthigen Glauben gelangte, der deutſche Adel werde den Beruf des engliſchen erfüllen. Mit nichten wollte er das unförmliche alte Landesrecht für immer aufrecht halten. Sein hiſtoriſcher Blick erkannte längſt, wie ſchwer Schleswig-Holſtein daran krankte, daß „ſeine beiden Augen ſich zugeſchloſſen," Lübeck und Hamburg der Heimath ſich entfremdet hatten. Wie ſollte er vollends eine Verfaſſung bewundern, welche den Adel unmäßig begünſtigte und einem Drittheile des Landes, darunter den Städten Altona und Glückſtadt, gar keine ſtändiſche Vertretung gewährte? Aber nur auf rechtlichem Wege, durch Vereinbarung mit den Ständen, wollte er den Uebergang zu modernen Formen vollzogen ſehen — und, vor allem: wurde das alte Landesrecht anerkannt, ſo war die Selbſtändigkeit und die untrennbare Verbindung der beiden Länder rechtlich geſichert. Hierin, in dem ewich tosamende ungedeelt, ſah er ſein Leben lang den Kern der ſchleswig-holſteiniſchen Frage. Wenn er die Geſchichte des „gemeinen geliebten Vaterlandes" durchforſchte, die im engſten Raume welthiſtoriſche Kämpfe umfaßt; wenn er ſah, wie die Holſten durch ihren Heldenſtreit wider die Unionskönige des Nordens den Grund legten für Schleswig-Holſtein und alsdann beide Lande Jahrhunderte lang in deutſcher Sprache zuſammen landtagten, und unwiderſtehlich unſere Sitte und Sprache, das Geld von Hamburg und Lübeck und Deutſchlands gemeines Recht nordwärts drang: ſo begriff er nicht, wie nur ein Deutſcher daran denken könnte, dieſen halbtauſend-

jährigen Verband durch eine dem Grundsatze der Nationalität entsprechende Grenzlinie zu trennen und also dem natürlichen Strome deutscher Gesittung einen künstlichen Damm vorzuschieben. Noch in der Paulskirche betheuerte er, daß er nie einen Schleswiger gesehen, welcher den Wunsch gehegt hätte, sich abzutrennen von der ihm heiligen Gesammtheit von Schleswig-Holstein, und allerdings mochte keinen dänisch-gesinnten Nordschleswiger gelüsten, dem eifrigen Deutschen unter die Augen zu treten.

Nur in einem Punkte ging Dahlmann kühnlich über das historische Recht hinaus. Daß Schleswig-Holstein als ein selbständiges Ganzes zwischen Deutschland und dem Norden mitteninne stand, war das natürliche Ergebniß der langen Kämpfe beider Völker, aber ein Zustand, der in Zeiten hocherregten nationalen Gefühles keine Dauer versprach. Es war ein Widersinn, daß von zwei durch Realunion verbundenen Ländern das eine im deutschen Bunde stand, das andere draußen — ein Widersinn, der nur dadurch erträglich ward, daß die Theilnahme am deutschen Bunde praktisch so gar wenig bedeuten wollte. Auf diesen faulsten Fleck der schleswig-holsteinischen Sache legte Dahlmann bereits in jener Festrede die Hand. Er entsann sich, daß Schleswig schon einmal, im dreißigjährigen Kriege, zu den deutschen Reichslasten beisteuerte. Er betonte, der Schleswiger habe immerdar Deutschland angehört durch den verbrüderten Holsten, und sprach deutlich die Hoffnung aus, es möge dereinst Schleswig in den deutschen Bund eintreten. Der Gedanke war schon zur Zeit des Wiener Congresses da und dort geäußert worden, aber noch fand er keinen Anklang in den Herzogthümern. Denn ungleich später als auf den Inseln erwachte in den deutschen Landen des Dänenkönigs das nationale Gefühl; man wußte nicht anders, als daß man seit Jahrhunderten mit Dänemark verbunden sei, und meinte wohl arglos, Holsten, Isländer und Seeländer seien allzumal treue Dänen. Dahlmann war der Erste, der jene zukunftsreiche Idee öffentlich an feierlicher Stätte aussprach. So verwegenes Begehren zog ihm den Tadel des Oheims in Kopenhagen zu; der Neffe blieb fest, doch sein Wunsch vorerst ein Wunsch. Zunächst mußte den Landsleuten das bestehende Recht und dessen Geschichte in's Gedächtniß zurückgerufen werden, und zu diesem Zwecke wirkten Dahlmann und Falck so unablässig, daß die Dänen in den Tagen ihres mißbrauchten Glücks zu höhnen pflegten: Dahlmann hat die schleswig-holsteinische Frage erfunden! In der That, die beiden Freunde wurden die Ahnherren der

ſtreng-conſervativen Rechtspartei ihres Landes; die erſten Scenen der ſchleswig-holſteiniſchen Bewegung ſpielten ſich ab in dieſem Kreiſe von Profeſſoren und Rittern. Während Falck ſeine rechtshiſtoriſchen Unterſuchungen über das Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark ſchrieb, wirkte Dahlmann anregend durch Vorleſungen über die heimiſche Geſchichte. Die zweite Hälfte jenes „Wortes über Verfaſſung“ giebt einen Ueberblick über die Verfaſſungsgeſchichte der Heimath. Darauf laſſen die Kieler Blätter eine lange Reihe von Aufſätzen folgen über die Matrikel und das rechtmäßige Steuerweſen des Landes; ſie drucken die Erwiderung ab, womit vor Jahren Hegewiſch die Angriffe Hoegh-Guldberg's auf die deutſche Sprache abgefertigt hatte; ſie beantworten die freche Preisfrage jenes däniſchen Patrioten in anderem Sinne, als der Fragende gemeint. Deutſche Forſchung begann endlich durch das dichte Geſtrüpp däniſcher Märchen einen Weg zu ſchlagen; was Wunder, daß die erſten Pfadfinder ſich oft verirrten. Die verhängnißvolle Bedeutung der Erbfolgefrage ahnte noch Niemand, und Dahlmann lebte noch wie Falck des Glaubens, Schleswig unterliege als ein Theil des Königreichs Dänemark der Erbfolgeordnung des däniſchen Königsgeſetzes*). Erſt in ſpäteren Jahren, als, Dank ihrer Anregung, die Geſchichte der Herzogthümer von jüngeren Kräften nach allen Seiten hin durchforſcht ward, ſind die beiden Altmeiſter willig von ihrem Irrthume zurückgekommen.

Es war die Zeit, da „Deutſchland ſich wieder ein Recht erworben, ſeinem Alterthume in's Geſicht zu ſehen.“ Mit Freuden verſenkte ſich die romantiſche Welt in jene fruchtbaren Tiefen unſeres Volkslebens, welche der proſaiſche Sinn des Jahrhunderts der Aufklärung herzlos verſchmähte. Aus den Predigten ſeines Claus Harms lernte der Schleswig-Holſteiner, welch' eine Fülle von Kraft und Milde in ſeiner heimiſchen Sprache, der lange mißachteten, wohnte. Deſſelbigen Weges ward Dahlmann durch ſeine Forſchungen geführt. Er tadelte, daß De Lolme den engliſchen Staat nicht erklärt habe aus dem urkräftigen Unterbau angelſächſiſcher Bauernfreiheit. Seinen transalbingiſchen Landsleuten, deren Sachſenſtamm „der volksfreieſte von Alters her in Deutſchland“

*) Daß Dahlmann damals noch in dieſem Irrthume befangen war, iſt neuerdings leidenſchaftlich behauptet und beſtritten worden. Citate aus angeblichen Collegienheften, noch dazu von Dänen zuſammengeſtellt, ſind kein durchſchlagender Beweis, wohl aber Dahlmann's eigene Worte in den Kieler Blättern I, 294.

war, ſollte die Erinnerung nicht ſchwinden an den Bauernſtaat der Ditmarſchen, der Männer mit hundert Löwen im Herzen, die ſo oft geblutet, um „Niemands eigen“ zu bleiben. Sie ſollten nicht vergeſſen das tapfere Wort der Frauen von Ditmarſchen: „welk ein edel Kleinott und grote Herrlicheit de leve Frieheit were.“ So recht ein Mann nach Dahlmann's Herzen war jener alte Pfarrherr Neocorus, welcher die Thaten dieſer Schweizer der Ebene, die Größe, die in ſolcher Kleinheit wohnt, ſo köſtlich treuherzig geſchildert und den Holſten die geheimſten Falten ihrer Seele aufgedeckt hat mit ſeinem guten Spruche: „nicht flegen, ſündern ſtahn, dat is in Gott gedahn.“ Welche Freude, als ihm jetzt die lange vermißte Urſchrift des Neocorus zugeſchickt ward, verwaſchen von den Wogen, ein Bild des von der Fluth belaufenen Landes! Einige Jahre darauf erſchien, gefördert durch Unterzeichnungen aus allen Theilen des Landes, Dahlmann's Ausgabe des Neocorus. Man begann in den Herzogthümern, ſich der alten Holſtengröße wieder zu entſinnen.

Dergeſtalt war die deutſche Wiſſenſchaft friſch am Werke, die Löſung einer großen Frage deutſcher Politik vorzubereiten. Merkwürdig aber, wie arglos dieſe wackeren deutſchen Gelehrten und Ritter der Kopenhagener Staatskunſt gegenüberſtanden, wie langſam ſie ſich entſchloſſen, da ein dichtes Netz fein gewobener däniſcher Ränke zu erkennen, wo ſie bisher nur einzelne Mißgriffe eines wohlgeſinnten Königs geſehen hatten. Von der Daniſirung der Herzogthümer, ſchrieb Falck, worüber das Ausland klagt, iſt uns im Lande nichts bekannt; hat doch unſer König ſeine Tochter in deutſcher Sprache confirmiren laſſen! Auch Dahlmann, der neben dem hochconſervativen Freunde faſt wie ein Heißſporn erſchien, verſicherte, es ſei nie daran gedacht worden, Schleswig der abſoluten Königsgewalt der lex regia zu unterwerfen. Bald ſollte dies wohlmeinende Vertrauen einen harten Stoß erleiden. Am 17. Auguſt 1816 gab der König endlich die verſprochene feierliche Beſtätigung aller Rechte des Landes, und der Streit ſchien glücklich hinausgeführt. Aber nur zwei Tage ſpäter ward eine Commiſſion nach Kopenhagen berufen, um eine neue Verfaſſung für Holſtein allein zu entwerfen! In den Herzogthümern fanden ſich einzelne gemüthliche Leute, welche dieſem widerſpruchsvollen Beginnen zujubelten. Alle Tieferblickenden erkannten: Dänemark hatte in Einem Athem das Recht des Landes anerkannt und deſſen Grundlage, die Untrennbarkeit der Herzogthümer, bedroht. In einer ernſten

Vorſtellung ſprach jetzt Dahlmann im Namen der Ritterſchaft die Erwartung aus, der König werde „keine Trennung beſchließen, wo weder Trennung nützlich ſei, noch ohne Verletzung heiliger Verhältniſſe bewirkt werden könne.“ Das Volk hatte anfangs dem Kampfe um den wiedererwachten Schatten des erſchlagenen Rechtes weit theilnahmloſer zugeſchaut als gleichzeitig die Würtemberger; doch als das Palladium Schleswig-Holſteins, das „ewich ungedeelt“, bedroht war, ergriff alsbald eine ſtarke Bewegung die Geiſter. Ein Strom von Petitionen ergoß ſich nach Kopenhagen. Vor dieſer Regung des Volksunwillens ſchreckte der Hof zurück. Jahr auf Jahr verſtrich; die neue holſteiniſche Verfaſſung, welche bereits fertig im Cabinette lag und, wie billig, den gefährlichen Profeſſoren die Wählbarkeit für die Ständeverſammlung abſprach, ward in der Stille zurückgelegt, aber auch der rechtmäßige alte Landtag ward nicht berufen, die gewaltſame Steuererhebung nahm ihren Fortgang. Da endlich proteſtirte die Ritterſchaft förmlich, und Dahlmann gab ſeine Urkundliche Darſtellung des dem ſchleswig-holſteiniſchen Landtage zuſtehenden Steuerbewilligungsrechtes und die Sammlung der wichtigſten Actenſtücke dazu heraus. Auf das beſtimmteſte erklärte die Ritterſchaft ſich bereit, einen Landtag — aber einen Landtag beider Lande — anzuerkennen, der auf den Grundſatz allgemeiner Landesvertretung gegründet ſei; ſie wies weit von ſich jede Bevorzugung des Adels in der Beſteuerung. Auf Proteſte, Bitten, Vorſtellungen erfolgte aus Kopenhagen als Antwort nur die Drohung, man werde die Deputation der Ritterſchaft auflöſen.

Inzwiſchen waren die Karlsbader Beſchlüſſe erſchienen, unſere Hochſchulen ſtanden unter polizeilicher Aufſicht, und der Deutſche mußte mit anhören, daß Niebuhr's Freund, der Graf de Serre, uns ſagte: „Eure Staatsmänner thun mir leid, ſie führen Krieg mit Studenten.“ Das erſte Geſchenk des deutſchen Bundes an Holſtein war die Vernichtung jener Preßfreiheit, welche, von Struenſee begründet, bisher unter den „Alleingewalterkönigen“, den unumſchränkteſten aller Fürſten, aufrecht geblieben war. In dieſem Falle wahrte Dänemark gewiſſenhaft die Untrennbarkeit der beiden Lande: auch in Schleswig ward die Cenſur eingeführt. Die Kieler Blätter gingen ein; ihre Gründer wollten ſie keinem Cenſor unterwerfen. Sogleich wandte ſich die Kieler Hochſchule an den König-Herzog und ließ ſich von ihm bezeugen, daß ſie nichts verbrochen, was Metternich's Anklagen gegen die Univerſitäten rechtfertigen könnte. Dahlmann's Rechtsgefühl und Gelehrtenſtolz

war tief empört, er ſah die Hochſchulen durch jenen Bundesbeſchluß „unvergeßlich herabgewürdigt und beleidigt.“ Von der durch Stein begründeten großen Sammlung deutſcher Geſchichtsquellen zogen er und Falck ſich zurück, weil mehrere Bundestagsgeſandte, die ſich an dem Karlsbader Staatsſtreiche betheiligt, unter ihren Leitern waren. Er wollte nicht begreifen, wie ſolche Namen ſich mit dem Wahlſpruche des Unternehmens: **sanctus amor patriae dat animum** vertragen. „Mein guter Name iſt mir mehr werth als ein wiſſenſchaftliches Unternehmen,“ und „ich möchte nicht, daß es gelänge, auf dem mit Unterdrückung und Verfolgung — und womit vielleicht bald? — befleckten Boden edle Früchte der Wiſſenſchaft durch gebundene Hände zu ziehen.“ Als er bald nachher in der Aula den Geburtstag des Königs feiern ſollte, nahm er unerſchrocken zum Thema — den Bundesbeſchluß wider die Hochſchulen. Er nannte mit bitterem Spotte das Majeſtätsverbrechen „das einzige und eigenthümliche Verbrechen derer, welche nie ein Unrecht gethan,“ und bezeichnete als den letzten Urheber der Mißhandlung der Hochſchulen „jenen entarteten Adel, der ſich ſelber Tugend, Vaterland und Gottheit iſt, unermüdlich ſich ſelbſt bewundert und die leeren Freuden des Narciß genießt, um bald, gleich Narciß, unbeweint unterzugehen.“ Nur zu raſch ſollte ſich ſein herbes Urtheil bewähren: man habe durch jene Beſchlüſſe den leeren Formen des Friedens ſein inneres Weſen geopfert, nur polizeiliche Ruhe, nicht den Frieden geſchaffen.

Doch wie tief immer Dahlmann's Vertrauen auf die deutſche Bundesverſammlung geſunken war, ſie blieb doch Schleswig-Holſteins letzte Schutzmauer gegen Dänemark. Im Jahre 1822 wandte ſich die Ritterſchaft an den Bund. Eine Denkſchrift ihres Secretärs, in deſſen Seele „des Menſchen ſchlimmſter Feind, die Furcht,“ keine Stätte fand, bat den Bundestag, die Verfaſſung Holſteins und vornehmlich ſeine Verbindung mit Schleswig zu ſchützen. Ritter und Prälaten erklärten ſich bereit zu jeder zeitgemäßen Reform, doch beſtanden ſie auf dem guten Holſtenworte, Vorrechte müßten zwar dem Rechte weichen, aber auch nur dem Rechte. Von uralten Zeiten her waren dieſe nordiſchen Lande daran gewöhnt, daß ihr Ringen mit Dänemark ſelten Hilfe fand bei jener beſchränkten deutſchen Binnenlandspolitik, die unſerem Vaterlande die ſtarke Hand auf den Meeren und damit die Bedeutung einer wirklichen Großmacht geraubt hat. Es ſollte ſich zeigen, ob das neue Deutſchland den Werth des „Günſtlings zweier

Meere" beſſer zu würdigen, die „deutſchen Holſtenkinder" kräftiger zu ſchützen verſtand. Zum erſten Male ward der Bundestag berufen, den Artikel 56 der Wiener Schlußacte auszuführen, welcher jede willkürliche Aenderung oder Aufhebung einer „in anerkannter Wirkſamkeit ſtehenden" Landesverfaſſung verbietet. Daß ein ſolcher Fall hier vorlag, war unzweifelhaft; mit Recht bemerkte der hannoverſche Geſandte v. Hammerſtein: „es ſcheint mir, daß es unmöglich iſt, die Wirkſamkeit dieſer Verfaſſung mehr anzuerkennen, als in der k. Beſtätigung vom Jahre 1816 geſchehen iſt." Von der oberflächlichen Erwiderung des däniſchen Geſandten ſchien für das gute Recht wenig zu fürchten. Sie war lediglich merkwürdig als ein Probſtück däniſcher Perfidie; denn in heiterer Abwechſelung ſtellte Graf Eyben die Bittenden bald als aufſäſſige Unterthanen dar, welche ihrem Landesherrn eine Verfaſſung aufdrängen wollten, ſtatt ſie von ihm zu empfangen, bald als eine dünkelhafte privilegirte Kaſte, die dem modernen Staate widerſtrebe. Höhniſch ſprach er von dieſer Verfaſſung, „welche die Petenten ſelbſt ſehr bezeichnend ihre nennen, welche aber das Land gewiß nicht ſeine nennen möchte."

Von Anfang an war der Ritterſchaft verderblich, daß Schleswig nicht zum deutſchen Bunde gehörte. Da ſelbſtverſtändlich nur die holſteiniſchen Mitglieder der Ritterſchaft ſich an den Bund gewendet, ſo gab dies dem k. k. Geſandten willkommenen Anlaß, wegwerfend zu verſichern, offenbar theile nur eine geringe Anzahl der Ritterſchaft die Anſichten der Petenten. Und welches Schickſal ließ ſich einem Rechtshandel wahrſagen vor dem Forum eines Diplomatencongreſſes, welcher beſten Falls einige juriſtiſche Dilettanten enthielt! Als der wackere kurheſſiſche Geſandte Lepel erklärte, man dürfe hier nimmermehr „Rückſichten der Politik und Convenienz Gehör geben, wo es ſich um Grundſätze handle," mußte er dafür die ſchärfſte Zurechtweiſung von dem Grafen Münch-Bellinghauſen hinnehmen, und leider durchſchaute die Wiener Frivolität das Weſen einer Diplomatenverſammlung ſchärfer als Lepel's ehrliches Rechtsgefühl. Um ſo ſicherer durfte man ein politiſches Verſtändniß der Frage erwarten. Sollte Deutſchlands höchſte Behörde im Jahre 1822 weniger politiſche Einſicht beſitzen, als weiland Kaiſer Leopold I., der den Dänen erklärte, wer Holſtein ſchützen wolle, müſſe ſich auch in Schleswigs Händel einmiſchen? Doch mit vollendetem Stumpfſinn ging der Bundestag an der welthiſtoriſchen Bedeutung des unſcheinbaren Handels vorüber, der nur ein Glied

war aus einer Kette vielhundertjähriger Kämpfe. In Preußen leitete die auswärtigen Angelegenheiten derſelbe Graf Bernſtorff, der im Jahre 1806 als däniſcher Beamter die Hände im Spiele gehabt bei der verſuchten Einverleibung Holſteins in Dänemark. Daher erklärte jetzt ſein Geſandter, „es bedürfe kaum der Bemerkung, daß die Verbindung Schleswigs mit Holſtein kein Gegenſtand der Bundesthätigkeit ſei.“ Jene „Rückſichten der Convenienz,“ welche den Bundestag leiteten, waren die Grundſätze der abſolutiſtiſchen Tendenzpolitik. Zu Wien ſah man in den Bittenden einfach Revolutionäre, und es konnte der guten Sache nur ſchaden, daß der gefürchtete Wangenheim ſie in einem trefflichen Gutachten vertheidigte. Die ſophiſtiſche Unredlichkeit gewann die Oberhand. Eine niemals aufgehobene, noch vor ſieben Jahren feierlich beſtätigte Verfaſſung, deren Inſtitutionen zum Theil (wie die Deputation der Ritterſchaft) thatſächlich fortbeſtanden, wurde blos deshalb für „nicht in anerkannter Wirkſamkeit ſtehend“ erklärt, weil dem Könige von Dänemark gefiel, ſie augenblicklich nicht zu halten. Indeſſen war ein Jahr vergangen und der Bundestag gereinigt worden von allen liberalen Mitgliedern. Am 27. November 1823 beſchloß der Bund, die Klagenden abzuweiſen und ſie zu vertröſten auf die von Dänemark verſprochene dereinſtige Verleihung einer neuen Verfaſſung. „Der bedächtige Deutſche, predigte Graf Münch, wird um des umſichtigen und alles wohl erwägenden Vorgangs ſeines Fürſten willen nicht Mißtrauen in die Reinheit des Willens der Regierung ſetzen, und der treue Deutſche wird in dieſer, alle Rückſichten mit landesväterlichem Sinne wohl umfaſſenden Sorgfalt ſich nur noch inniger an ſeinen Landesfürſten anſchließen.“ Das den Petenten günſtige Gutachten des Referenten Grafen Beuſt durfte auf Münch's Veranlaſſung nicht veröffentlicht werden; denn dem Berichte lag, wie ein Geſandter der öſterreichiſchen Partei ſeinem Hofe ſchrieb, „Mißtrauen gegen die däniſche Regierung zu Grunde, alſo die nämliche Krankheit, welche in den ſtändiſchen Verſammlungen einheimiſch iſt.“ In dieſen Jahren war für Oeſterreich am Bunde nichts unmöglich. Am Tage vor jenem verhängnißvollen Bundesbeſchluſſe ließ Dahlmann durch den hochconſervativen Geheimen-Rath Schloſſer eine zweite Eingabe einreichen, welche die Nichtigkeit der Behauptungen des däniſchen Geſandten aufwies. Graf Münch aber belegte die tauſend Exemplare mit Beſchlag, geſtattete nicht, daß die Denkſchrift an die Bundestagsgeſandten vertheilt werde, gab ſie an den Freiherrn von Blittersdorff. Am

15. Januar 1824 referirte dann dieſer begabteſte der Helfer des Wiener Hofes, und ich glaube nicht, daß jemals der rechtloſe Zuſtand unſeres deutſchen Gemeinweſens mit frecherer Offenheit eingeſtanden ward. Blittersdorff ergießt ſeinen ganzen Zorn auf den Verfaſſer der Eingabe — Dahlmann, da „die Ritterſchaft zu achtungswerth ſei, als daß man ihr dergleichen zur Laſt legen könnte.“ Er rügt, daß Dahlmann ſeine Stellung zum Bundestage durchaus verkannt habe. Kläger und Beklagter vor der Bundesverſammlung ſeien keineswegs „Parteien, die auf gleicher Stufe ſtänden;“ nimmermehr dürfen Privatleute die Erklärungen von Bundestagsgeſandten einer unpaſſenden Kritik und Widerlegung unterziehen! — Abermals ward die Ritterſchaft abgewieſen. Um das Werk zu krönen, befahl der Bund, daß künftighin jede gedruckte Eingabe an den Bundestag vorher der Cenſur unterworfen werde. Damit waren die Rechtsgründe, welche Dahlmann in ſeiner zweiten Denkſchrift ins Feld geführt, ungeleſen widerlegt, und der Deutſche mochte fortan den Chineſen beneiden, der, wenn er als Kläger auftritt, der Redefreiheit ſich erfreut. Nach langen Jahren, als die Denkſchrift werthlos geworden, ließ Münch an Dahlmann ſchreiben, jene tauſend Exemplare ſtänden jetzt zu ſeiner Verfügung.

Die ſchleswig-holſteiniſche Frage hatte zum erſten Male an die Pforten des Bundestags geklopft. Sie war nicht gehört worden, vom Bunde nicht und nicht vom deutſchen Volke. Die Ritterſchaft hatte nicht verſtanden, die Deutſchen über die nationale Bedeutung des Streites aufzuklären; ſchier theilnahmlos ſchaute die Mehrzahl der deutſchen Blätter dem Handel zu. In Kopenhagen wußte man nunmehr, daß kein einträchtiger deutſcher Wille die Rechte Transalbingiens ſchütze; der Bundesbeſchluß von 1823 gab der däniſchen Krone, wie Dahlmann vorausgeſagt, den Muth zu neuen Gewaltthaten. In Schleswig-Holſtein aber reiften langſam die von jenem Kieler Freundeskreiſe ausgeſäeten Gedanken. Nach der Julirevolution erhob ſich an der Stelle der Kämpen des alten Landesrechtes eine jüngere, verwegenere Partei, feindſeliger gegen Dänemark, geſchickter zum Agitiren. Jens Uwe Lornſen eroberte für die Herzogthümer und für Dänemark die Anfänge einer ſtändiſchen Vertretung, und die Dänen warfen den Gründer ihres Ständeweſens in den Kerker. Wiederum proteſtirte die Ritterſchaft, und niemals hat Dahlmann dieſe „Landtage neueſter Erfindung“ als rechtlich beſtehend anerkannt, aber ein Sprechſaal war

jetzt vorhanden, darin ſich der Wille des Landes offenbarte. Einunddreißig Jahre nachdem Dahlmann in der Kieler Aula zuerſt den rettenden Gedanken ausgeſprochen, erklang aus dem Ständeſaale von Schleswig als Antwort auf den offenen Brief der Ruf: „Aufnahme Schleswigs in den deutſchen Bund;“ und hatte damals der kühne Wunſch des jungen Redners kaum einen ſchwachen Widerhall gefunden, ſo konnte man jetzt in Transalbingien die ungetreuen Deutſchen an den Fingern zählen. —

Zehn volle Jahre hatte der beliebte Docent Geſchichte gelehrt, da endlich ſchienen ihm die Lücken ſeines Wiſſens zur Genüge ausgefüllt und er ließ ſein erſtes ſelbſtändiges hiſtoriſches Werk erſcheinen, die „Forſchungen auf dem Gebiete der Geſchichte.“ Mit ſeinen Alten hielt er die gleichzeitige Geſchichtſchreibung für die einzige ihres Namens vollkommen würdige, doch er kannte auch die ungeheuren Hemmniſſe, welche ihr das Geheimniß und die Verſchlungenheit der modernen Politik entgegenſtellt. So ging er diesmal in weit entlegene Epochen der helleniſchen und altnordiſchen Vorzeit zurück. Er zeigte an dem Bilde Herodot's, wie die ſchlichte Wahrhaftigkeit die erſte Tugend des Hiſtorikers bleibt, und wie jene unbefangene Milde, die das Gute unter jedem Himmelsſtriche zutraulich aufzufaſſen weiß, uns ſelbſt die ſehr mittelmäßigen politiſchen Einſichten des Vaters der Geſchichte leicht vergeſſen läßt: „die die ganze Welt beherrſcht, die Furcht vor dem Lächerlichen, berührt die erhabene Einfalt ſeines Sinnes nicht.“

Er hatte nie eine hiſtoriſche Vorleſung gehört, aber ſeine philologiſchen Studien machten ihn früh mit dem Ernſte methodiſcher Forſchung vertraut, und ein großes Muſter hatte er vor Augen in den Werken ſeines Freundes Niebuhr. Mit ſtrenger Kritik, nach der Weiſe des Meiſters, geht er der Ueberlieferung zu Leibe, ſchlägt auch dann und wann, in dem eifrigen Beſtreben nur unzweifelhaft beglaubigte Thatſachen gelten zu laſſen, über das Ziel hinaus — ſo in ſeiner Forſchung über den Kimoniſchen Frieden, die ihn zu dem Ergebniß führt, „daß es mit dem Frieden nichts ſei,“ während uns neuere Unterſuchungen mit einiger Wahrſcheinlichkeit gezeigt haben, daß Kimon zwar nicht einen Frieden, aber einen Handelsvertrag geſchloſſen hat. Im gleichen Sinne ſchrieb er eine kleine Schrift, um die Fabeln zu zerſtören, welche ſich in die alte Ueberlieferung von der Selbſtbefreiung Lübecks eingeſchlichen. Dabei fehlt es nicht an ſcharfen Ausfällen wider die Oberflächlichkeit F. v. Raumer's und gegen die falſche Genialität der

Creuzer'ſchen Romantik, welche die harten Thatſachen der Geſchichte durch Eingebung von oben zu finden gedachte. Leſen wir dann in den „Forſchungen“ die Kritik der Quellen der altdäniſchen Geſchichte, die Abhandlung über König Aelfred's Germania, die Ueberſetzung von Are's Isländerbuch und nehmen wir hinzu jene Schrift über Lübeck, den Neocorus und die Ausgabe von Rimbert's vita S. Ansgarii, die er für Pertz' **Monumenta** beſorgte, ſo ſehen wir ſeine hiſtoriſche Thätigkeit mit Vorliebe auf das Alterthum des Nordens gerichtet. Er ward nicht müde zu fragen und zu horchen, wenn der Nordlandsfahrer Henderſon Islands geheimnißvolle Schönheit ſchilderte. Die feierliche Größe der Natur des hohen Nordens bezauberte ſeine Phantaſie, und oft hat er damals, da er noch lebhaft und luſtig und ein Liebling der Frauen war, mit einer liebenswürdigen Freundin luſtige Pläne geſchmiedet, wie ſie ſelbander das ferne Wundereiland ſchauen wollten. Auch bei der ſtreng gelehrten Forſchung blickt er fortwährend über die Schranken ſeiner Zunft hinaus. Er will durch gefällige Darſtellung die Theilnahme weiterer Kreiſe gewinnen; „aber alles geiſtreiche Anwinken und Anzweifeln müſſe ausgeſchloſſen bleiben, und könnte es die Zahl der Leſer bis zu Tauſenden vermehren.“ Noch iſt ſein Stil unfertig, nur an einzelnen Stellen erhebt ſich die Sprache bereits zu jener markigen Schönheit, welche Niebuhr's warmen Beifall fand. — In Kiel war dem Verfechter des alten Rechtes jede Ausſicht auf Beförderung verſperrt; im Jahre 1829 folgte Dahlmann einem Rufe nach Göttingen.

Die Georgia Auguſta ſah damals glückliche Tage unter Arnswaldt's und Hoppenſtedt's einſichtiger Leitung; der Neuberufene trat in einen Kreis glänzender gelehrter Namen. Doch bald ward er von der Wiſſenſchaft hinweggeführt, um mitzuwirken bei dem Neubau eines Gemeinweſens, das dem Politiker nicht lehrreicher ſein konnte; denn auf das wunderlichſte ſtanden in dieſen welfiſchen Landen mittelalterliches und modernes Staatsleben dicht bei einander. — Man kennt Lord Grey's Wort: ein Glück für England, wenn Hannover vom Meere verſchlungen würde! Mit größerem Rechte hätte der Bürger und Bauer in Hannover das Wort umkehren können; denn der deutſche Kurſtaat ſtellte den Briten für ihre Kriege ein treffliches kleines Landheer und ertrug dafür das Unglück einer Monarchie ohne einen Monarchen, jene unſelige Hofadelsherrſchaft, welche im Lande die allmächtige Vicekratie genannt ward. Der kleine Staat ſonnte ſich gern an

dem Ruhme Großbritanniens, und wer den hannoverſchen Thronreden glaubte, mußte meinen, Napoleon ſei allein durch England, ohne jedes Verdienſt der Deutſchen geſtürzt worden. Man freute ſich, daß die Türkenpäſſe des mächtigen Königs von England den hannoverſchen Schiffen eine Sicherheit gewährten, wonach die Schiffahrt anderer deutſcher Staaten vergeblich ſeufzte. Auch die Georgia Auguſta war ſtolz auf ihre Verbindung mit England. Die vornehme Welt der Hauptſtadt ahmte eifrig die engliſchen Sitten nach; mit **hep hep hurrah!** tranken dieſe adlichen Kreiſe die Geſundheit des Königs; vollends das Heer, das noch die rothen Röcke der engliſchen Regimenter und die glorreichen Namen Peninſula und Waterloo auf ſeinen Fahnen trug, lebte und webte in engliſchen Traditionen. Aber von jener politiſchen Weisheit, welche Englands Größe ſicherte, war in das adliche Hannoverland nichts hinübergedrungen, nicht der Gedanke der Staatseinheit, nicht die Unterwerfung aller Stände unter das gemeine Recht des Landes.

Große Staaten, welche nach Zeiten des Verfalls auch Tage des Sieges geſehen, ertragen leichter ſtrenges hiſtoriſches Urtheil. Auch der eifrigſte Preuße geſteht unbefangen die ſchweren Mängel ein, woran ſein Staat vor der Schlacht von Jena krankte. Unſere Mittelſtaaten, die echten Ruhm nicht kennen, ſind empfindlicher gegen die geſchichtliche Wahrheit. Noch heute hört man im Welfenlande nicht gern ein ehrliches Wort über jenes Regiment des Verraths und der Schwäche, welches im Jahre 1803 das Land den Franzoſen überlieferte. Mit wohlthätiger Härte räumten dann Napoleon und das Königreich Weſtphalen in dieſem Gewirr oligarchiſcher Mißbräuche auf. Als aber das Welfenreich durch die Waffen der Alliirten wiederhergeſtellt ward, zu Deutſchlands Unheil vergrößert auf Preußens Koſten und geſchmückt mit jener Königskrone, von welcher Stein als ein Seher vorausſagte, ſie werde dereinſt ſchwer auf dem Lande laſten: da brach eine harte Reſtauration über Hannover herein. Die Reſidenz entbehrte aller der Anſtalten des edlen geiſtigen Luxus, welche ein Fürſtenhof hervorzurufen pflegt. Nur der Hofadel durfte nicht leiden unter der Abweſenheit des Landesherrn. Auf's neue, wie vor der weſtphäliſchen Zeit, tummelten ſich jetzt im Schloſſe zu Herrenhauſen zahlreiche Hof- und Oberhofchargen geſchäftig um den abweſenden König. Kaum ſieben Procent des Bodens beſaß der Adel, aber nirgendwo in Deutſchland trennte ihn eine ſo hohe, mit ſo verletzendem Hochmuth aufrecht erhaltene

Schranke von dem Bürger. Mit gleicher Sorgfalt wie die Abſtammung ihrer edlen Raſſepferde bewachten die nah verſchwägerten Geſchlechter der Münſter, Platen, Scheele ihren eigenen Stammbaum; auch altadliche Häuſer, wenn ſie patriciſchen Urſprungs waren, fanden keinen Zutritt in dieſen geweihten und gefeiten Kreis; königliche Baſtarde freilich, wie die Wallmoden-Gimborn, galten für ebenbürtig. Von Kindesbeinen an ward der Kaſtengeiſt des Adels gepflegt auf der Ritterakademie zu Lüneburg, wo zu Zeiten vierzehn Lehrer die Ehre hatten, zwölf adlichen Eleven einen mangelhaften Unterricht zu ertheilen.

Selbſtgefällig ſchaute man in Hannover auf die ſtrenge Centraliſation in Preußen wie auf das haſtige Organiſiren und Reorganiſiren in den rheinbündiſchen Staaten. Und doch hatte ſelbſt dieſe patriarchaliſche Adelsregierung nach der Vertreibung der Franzoſen das Chaos der alten Zuſtände nicht in ſeinem ganzen Umfange wiederherſtellen können. Es war unmöglich, hier im engſten Raume vierzehn Provinzialverfaſſungen zu ertragen und jene alten Provinzialſtände wieder aufzurichten, welche dereinſt durch ihre Ausſchüſſe das Zoll- und Steuerweſen und alle wichtigen Verwaltungsſachen der Provinzen mit nahezu ſouveräner Selbſtändigkeit geleitet hatten. Dieſe nur durch Perſonalunion verbundenen Provinzen mußten zu einem Staate verſchmolzen werden, und die Regierung fühlte, daß durch gütliche Verhandlungen dies Ziel ſich nimmermehr erreichen ließ; denn vierzig Jahre ſchwieriger Unterhandlung hatte man einſt gebraucht, um die Stände zweier Provinzen zu einem Ganzen zu vereinigen, und noch war unvergeſſen, daß während der Revolutionskriege in den Calenbergiſchen Ständen der Antrag geſtellt worden, die Calenbergiſche Nation möge ſich für neutral erklären. Die Regierung, welche ſo gern wider die modernen Verſtandestheorien und die aus der Fremde entlehnten Inſtitutionen eiferte, ſchritt zu einem nothwendigen Gewaltſtreiche, welcher dem hiſtoriſchen Rechte nicht minder widerſprach als das Verfahren der vielgeſchmähten Rheinbundsregierungen. Eigenmächtig berief ſie (1814) eine Ständeverſammlung aus dem ganzen Lande, ſie warf alle Schulden und Laſten des Landes in eine Maſſe, ſie ſchuf an der Stelle der bisherigen verſchiedenartigen Beamtencorporationen einen geſchloſſenen Staatsdienerſtand. Aber auf halbem Wege blieb ſie ſtehen, ihr fehlte der feſte Wille, eine moderne Staatsordnung zu gründen, welcher allein dieſen Bruch des poſitiven Rechts rechtfertigen konnte. Die Belaſtung des Bauernſtandes mit Zehnten und Frohnden, die Patrimonialgerichte, die

Gewerbsprivilegien der Städte, das heimliche Gerichtsverfahren mitsammt der Folter, die Vermischung von Justiz und Verwaltung, die drakonische Censur-Ordnung vom Jahre 1705: — all' dieser ehrwürdige Hausrath der alten Zeit, den die westphälische Regierung hinweggefegt, ward wiederhergestellt, selbst in jenen Provinzen, wo schon vor der Fremdherrschaft modernere Einrichtungen bestanden hatten. Mit Stolz blickte Hannover auf sein Wetzlar, auf das treffliche oberste Gericht zu Celle, und seit den Tagen des alten Kanzlers Struben genossen die gelehrten Juristen der welfischen Lande eines wohlverdienten Ruhmes; doch der Geist, welcher die Verwaltung erfüllte, war das Gegentheil des Rechts. Das Land war überſäet mit Privilegien und Exemtionen; von Gnade nährte ſich der Land-Edelmann, der zu den Staatssteuern wenig, zu den Gemeindelasten nichts beitrug und bei schlechter Wirthschaft die Aussicht hatte, durch den Lehnsconcurs seinen Gläubigern zu entgehen; die Gnade, nicht das Recht, sicherte dem concessionirten Gewerbtreibenden auf dem flachen Lande sein Dasein; kraft landesherrlicher Gnade standen einzelne Städte unmittelbar unter dem Ministerium, nicht unter den Mittelbehörden; dem Privilegium dankten einige Buchhandlungen die Postmoderation für ihre Packete. Seit Langem wurden die Staatsämter — reichbezahlt, ausgestattet mit einer Fülle wunderlicher Naturallieferungen — als ein Mittel der Bereicherung, für den Adel vornehmlich, angesehen; oft sah man mehrere Aemter in Einer Hand vereinigt; die Regimenter des Heeres waren klein, damit eine große Zahl von Stabsoffizieren angestellt werden konnte. Noch eine Weile nach dem Frieden bestand die Einrichtung, daß der junge adliche Auditor den Titel Drost und dadurch das Recht erhielt, seine bürgerlichen Genossen zu überspringen; und als endlich dieser Unfug fiel, blieb doch noch die adliche Forstcarriere, die adliche Bank im obersten Gerichte und auffällige Bevorzugung des Adels in anderen Aemtern bestehen. Ueberall Ausbeutung der niederen Stände zu Gunsten der höheren: noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wagte man die orientalische Einrichtung einer für den Grundherrn und den Ackerknecht wesentlich gleichen Kopfsteuer. Die Subsidien einzufordern, welche England dem Lande für wiederholte Kriegshilfe schuldete, kam der Adelsregierung nicht in den Sinn; strömten doch Millionen in der Stille aus der Kasse des englischen Königs in den Beutel des hannoverschen Adels!

Der oligarchische Geist dieses Gemeinwesens hatte endlich selbst

den ruhigen, gesetzlichen Sinn des niedersächsischen Landvolks verbittert. Zwei Drittheile der Bevölkerung bestanden aus hintersässigen Bauern, die ihre Höfe zumeist nach einem sehr drückenden Meierrechte besaßen. Die Unzufriedenheit des Landvolks stieg, seit um das Ende der zwanziger Jahre eine ungewöhnliche Entwerthung des Bodens und im Jahre 1830 eine harte Mißernte eintrat. Noch andere Keime des Unfriedens schlummerten in dem Staate. Acht Provinzial-Ständeversammlungen, auch die alten Prälatencurien ohne wirkliche Prälaten, hatte die Regierung neben dem allgemeinen Landtage hergestellt; in diesen unförmlichen Körpern, deren Rechte kein Gesetz genau bestimmte, gewann die Ritterschaft von Anbeginn die Oberhand. Sie waren eine Anomalie in der bureaukratischen Staatsordnung, da nicht einmal die räumlichen Grenzen dieser altständischen Provinzen mit den Grenzen der Verwaltungsbezirke, der Landdrosteien, zusammenfielen; sie wurden der Herd des provinziellen und des adlichen Sondergeistes. Eine extreme Adelspartei arbeitete im Dunkeln emsig gegen die schwachen Anfänge der Staatseinheit: an ihrer Spitze Männer vom schlimmsten Rufe, wie Herr v. Scheele und der Staatsrath Leist, welche das Land als weiland dienstbereite Werkzeuge des Königs von Westphalen verwünschte. Nur zu bald gelang dieser Partei ein großer Erfolg. Schon im Jahre 1819 ward die Ständeversammlung, abermals durch einen Gewaltstreich der Regierung, in zwei Kammern zertheilt. Von jetzt an stand eine ausschließlich adliche erste Kammer einer zweiten Kammer gegenüber, deren Mitglieder zumeist von den Magistraten der Städte ernannt waren, während die Bauern — der sittliche und wirthschaftliche Kern dieses niedersächsischen Landes — nur durch eine verschwindende Minderzahl vertreten waren. Mit Hohn schaute das Beamtenthum, gleichgiltig der Bürger und Bauer dem Treiben dieser Stände zu. Die Protokollauszüge — das Einzige, was aus ihren Verhandlungen in die Welt drang — hörten bald auf zu erscheinen, weil Niemand sie lesen mochte. Schon war es zur Regel geworden, daß die Magistrate, um Diäten zu ersparen, Beamte, welche in der Residenz wohnten, zu Abgeordneten wählten. Nach ärgerlichem Streit zwischen beiden Kammern und vergeblichen Vermittlungsversuchen der Regierung gingen die Stände in der Regel ohne Ergebniß aus einander. Nur in Einem Punkte stimmten beide Kammern überein, in dem hartnäckigen Mißtrauen gegen die Finanzverwaltung. Denn auch die finanziellen Reformen der Regierung waren halbe Maßregeln geblieben: man hatte die alte verderb-

liche Einrichtung der Kaſſentrennung wiederhergeſtellt. Selbſtändig neben einander ſtanden die königliche Domänenkaſſe, in tiefem Geheimniß ohne ſtändiſche Controle durch Kronbeamte verwaltet, und die Steuerkaſſe, welche allein der Verfügung der Stände und ihrer Schatzräthe unterlag. Aber der alte deutſchrechtliche Grundſatz, daß die Domänenkaſſe die Staatsausgaben zu beſtreiten und die Steuerkaſſe nur in Nothfällen auszuhelfen habe, war eine Unmöglichkeit in einer Zeit hochgeſteigerter Staatsbedürfniſſe. Daher entſpann ſich ein unabläſſiger Krieg zwiſchen der Krone und den ſtändiſchen Schatzräthen. Vergeblich blieb jeder Verſuch, das Dunkel zu erhellen, das über der königlichen Kaſſe ſchwebte. Ein geordneter Staatshaushalt alſo war unmöglich, obgleich Hannover von jeher eine große Anzahl tüchtiger Finanzmänner beſaß; die Anleihe des Jahres 1822 war ein Symptom der Krankheit der Finanzen. Zwiſchen den beiden Kaſſen ſtanden in unhaltbarer Mittelſtellung die Berg-, Zoll- und Poſtbehörden. Solcher Zuſtand mochte dem dynaſtiſchen Dünkel ſchmeicheln, in Wahrheit untergrub er das Anſehen der Krone; denn ſie erſchien unköniglich als der Feind der Steuerzahler. Verderblich wirkten die engliſchen Parteikämpfe auf die ſtändiſchen Händel Hannovers hinüber. Man wußte, daß das Haus Braunſchweig ungeheure Summen zur Beſtechung der Parlamentsmitglieder aufgewendet hatte, und immer auf's neue bat die engliſche Krone das Parlament um Deckung ihrer Schulden. So entſtand ſehr natürlich ein Parteimärchen, das namentlich Horace Walpole's böſe Zunge verbreitet hat. Man behauptete in England und glaubte in Hannover, daß aus der geheimen hannoverſchen Kronkaſſe fortwährend bedeutende Summen in die unerſättliche Taſche des engliſchen Königs flöſſen.

Die Regierung, welche ſo verworrene Verhältniſſe bemeiſtern ſollte, war ſelber in ſich zerſpalten. Seit der Abweſenheit der Könige in England leitete ein Collegium adlicher Miniſter in Hannover mit nahezu ſchrankenloſer Vollmacht den Staat; in den ſechzig Jahren ſeiner Regierung betrat Georg III. niemals ſein Stammland. Das Volk glaubte feſt, es ſei verboten Beſchwerden an den König zu richten, der die deutſche Sprache herzlich verachtete; und die Unterbehörden beſtärkten grundſätzlich die Maſſe in dieſem Glauben. Während die adlichen Miniſter ſich der Ehren und Genüſſe der höchſten Aemter erfreuten, trugen die Arbeitslaſt des Regiments einige bürgerliche Räthe — gewiegte Geſchäftsmänner von unermüdlicher Arbeitskraft und ſtreng

conſervativer Geſinnung. Mit bitterem Grolle ſah die bürgerliche Staatsdienerſchaft, daß dieſen Brandes, Patje, Rehberg jede Ausſicht auf die oberſten Stellen verſchloſſen blieb; denn kamen ja einmal dem Hofe von Windſor reformatoriſche Regungen, ſo verſuchte man adliche Ausländer, einen Stein oder Gneiſenau, in das Land zu ziehen, bis endlich immer wieder die heimiſche Adelsherrſchaft den Platz behauptete. Dieſer Zuſtand nahm ein Ende, ſeit im Jahre 1819 die Junkerpartei das Ohr des Prinz-Regenten gewann und die Bildung einer Adelskammer durchſetzte. Seitdem mußte das Miniſterium in Hannover widerwillig die Befehle der deutſchen Kanzlei in London ausführen, von England aus regierte den deutſchen Staat unumſchränkt der Graf Münſter. „Die Antichambre will durchaus in den Salon — das iſt der Hauptkampf unſerer Zeit:" — ſolche armſelige Kammerjunkerbegriffe und einige nicht minder engherzige Grundſätze der engliſchen Hochtorys bildeten das politiſche Glaubensbekenntniß des großen welfiſchen Staatsmanns. Wohl wagte ſeine auswärtige Politik, ſeit Canning Großbritannien regierte, eine liberale Schwenkung. In der ſchleswig-holſteiniſchen Sache ließ Münſter ſeinen Bundestagsgeſandten Partei nehmen für das gute Recht des transalbingiſchen Adels — freilich des Adels! Seine Stellung zu Oeſterreich ward noch feindſeliger, ſeit er in Händel gerieth mit Herzog Karl von Braunſchweig und das Wiener Cabinet ungeſcheut ſich des Herzogs annahm; und mit Bewunderung pflegen noch heute die Patrioten des Welfenlandes Münſter's vorwurfsvolle Frage an Metternich zu citiren: „muß man denn Abſolutiſt werden, um das monarchiſche Princip aufrecht zu erhalten?" In Wahrheit iſt auf ſolche vorübergehende Anwandlungen beſſerer Einſicht ſehr wenig Gewicht zu legen. Die liberale Haltung des Geſandten in Frankfurt, v. Hammerſtein, fand wiederholt ſtrengen Tadel bei dem Grafen Münſter, und dem öſterreichiſchen Hofe verſicherte der Miniſter, daß Georg IV. zwar als König von England die Wege des Parlaments gehen müſſe, mit ſeinem Erblande aber ſich dem Syſteme der Oſtmächte anſchließe. Vollends in der Verwaltung Hannovers war von freieren Anſchauungen nichts zu ſpüren; und wie ſollte auch ein Mann, der nur drei Jugendjahre in einer hannoverſchen Behörde zugebracht hatte, mit Einſicht ſchalten über dieſem künſtlichen Staate, deſſen unverträgliche Glieder nur die kundigſte Hand zuſammenhalten konnte? Wie anders ſah ſich doch das Leben an auf den großen geſchloſſenen Höfen der reichen Bauern der Ebene, anders in den winzigen Gartenwirthſchaften

des Göttinger Landes! Noch immer ſehnte ſich Oſtfriesland zurück nach den glücklichen Tagen, da die ſchwarzweiße Flagge in den Häfen der Nordſee wehte. Ungern ſah der Osnabrücker ſeine ſtolze Commune zur Provinzialſtadt herabgeſunken, und mit gutem Grunde murrte man in Hildesheim, weil die Handlungen der weſtphäliſchen Regierung, welche hier zu Recht beſtanden, von der welfiſchen Reſtauration für ungiltig erklärt wurden. Der Harzer aber lebte dahin in patriarchaliſchem Communismus, des Glaubens, „die Herrſchaft“ (der König) ſei verpflichtet, allezeit für den Unterhalt des Harzer Volkes zu ſorgen.

Schwerfällig ſchob die Verwaltung ſich weiter, ganz wie in den Tagen, da Friedrich der Große über ces maudites perruques de Hannovre zürnte; wer wie H. F. T. Kohlrauſch, aus der ſtrengen Zucht der preußiſchen Behörden herüberkam, erſchrak über die bequeme Läſſigkeit der hannoverſchen Beamten. Man prahlte gern, die welfiſche Macht beherrſche drei der größten Ströme Deutſchlands. Aber nichts geſchah, dieſe Flüſſe in ſchiffbarem Stande zu erhalten; der ſchönſte Hafen an der Weſer war verkauft — denn noch war der geiſtreiche Plan, im Welfenlande ſelber einige Welthandelsplätze künſtlich groß zu ziehen, nicht erſonnen. Und doch mochte Münſter's welfiſcher Dünkel ſich nicht entſchließen, den kleinen Staat beſcheiden als das Hinterland von Bremen und Hamburg zu behandeln. Eiferſüchtig ward der Verkehr mit dieſen Plätzen erſchwert, alsbald nach der Rückkehr der Welfenherrſchaft mußte die Pfahlbrücke verſchwinden, welche Davouſt bei Hamburg über die Elbe geſchlagen hatte. Noch weniger wollte Graf Münſter erkennen, daß das ſtolze Welfenreich doch nur eine große Enclave der norddeutſchen Großmacht bildete. Alle wichtigſten Intereſſen des Staates wieſen auf die Verbindung mit Preußen. Der ſiebenjährige Krieg ward hierzulande mit der ganzen Leidenſchaft eines Volkskampfes durchgefochten, obgleich Hannover nur durch die britiſche Colonialpolitik in den Streit hineingeriſſen ward. Aber ſeit den Napoleoniſchen Tagen und der Beſetzung des Landes durch Preußen galt die Angſt vor Preußen als oberſter Staatsgrundſatz. Eigenſinnig verharrte die Regierung bei dem unbrauchbaren Zwanzigguldenfuße, damit nur nicht das Münzweſen der verhaßten Preußen Geltung erlange. Daß der engliſche Gewerbfleiß in dem deutſchen Königreiche jederzeit ungehinderten Abſatz finden mußte, verſtand ſich von ſelbſt; um England zu dienen und Preußen zu ſchaden, ſpann Münſter unabläſſig ſeine Ränke

gegen die Anfänge des deutſchen Zollvereins — dieſer „preußiſchen Reunionskammer.“ —

Dergeſtalt war in dem conſervativen Hannover zweimal das hiſtoriſche Recht gebrochen worden, und trotzdem beſtand kein moderner Staat. Eine Welt unverſöhnter Gegenſätze wucherte fort unter dieſem geiſtlos trägen Regimente: die Provinzialſtände ſtanden gegen die allgemeinen Stände, die Steuerkaſſe gegen die Kronkaſſe, die Beamten gegen den Landtag, die bürgerlichen Staatsdiener gegen den Adel, die Bauern gegen die Grundherren, die Bürger gegen die allmächtigen Magiſtrate, das hannoverſche Miniſterium gegen die deutſche Kanzlei in London. Dennoch entlud ſich der innere Unfriede nirgends in lautem, ehrlichem Kampfe. Träge, wenig beachtet von den anderen Deutſchen, lebte der tapfere, zähe, kühl-verſtändige, aber unendlich ſchwerfällige Stamm dahin voll patriarchaliſcher Treue gegen den unſichtbaren König; denn „den lieben Gott kann man ja auch nicht ſehen!“ Keine Zeitung brachte dem Volke die nothdürftigſte politiſche Belehrung. Auch die Georgia Augusta ſtörte nicht den Schlummer der Geiſter. Sie lebte ihrem weltbürgerlichen wiſſenſchaftlichen Ruhme; dem Lande leiſtete ſie ſo wenig, daß man alle höheren Schulſtellen mit auswärtigen Kräften beſetzen mußte. Ein ſtillvergnügter Particularismus trennte das Welfenreich von dem großen Vaterlande; einer der freieſten Köpfe, welche das Königreich damals beſaß, Stüve, ſchilderte ſich ſelber und ſeine Zeit- und Stammgenoſſen treffend mit den Worten: „es iſt mir ſchwer genug geworden, aus einem Osnabrücker ein Hannoveraner zu werden; ein Deutſcher zu werden iſt mir unmöglich.“

Mit gewiſſenhaftem Fleiße lebte Dahlmann ſich ein in dieſe verſchlungenen Verhältniſſe ſeiner neuen Heimath. Im Verkehre mit Karl Reck lernte er die Markenverfaſſung und die alten Bräuche der niederſächſiſchen Bauern kennen, die ſich heute noch wie vor tauſend Jahren unter der Linde auf dem Ti zur Berathung verſammeln. Rehberg, der, von der Junkerpartei aus dem Amte vertrieben, in Göttingen ſeiner Muße lebte, ſchilderte ihm die Zuſtände Hannovers, wie ſie einem wohlmeinend-conſervativen bürgerlichen Beamten erſchienen. Da kam die Kunde von der Pariſer Juliwoche. „Ich freue mich zu erleben, was ich lieber ſchon zehn Jahre früher erlebt hätte,“ ſchrieb Dahlmann dem beſorgten Niebuhr, der ſchon die kühnen Schritte des jüngeren Freundes in dem ſchleswig-holſteiniſchen Handel ungern geduldet hatte und jetzt voll ſchwarzer Ahnungen den Morgen einer neuen Epoche grauen

ſah. Bald fühlte Deutſchland die Rückwirkung der Pariſer Bewegung. Die feudalen Mittelſtaaten unſeres Nordens wurden einer nach dem andern in die conſtitutionelle Bahn hineingeriſſen: von allen zuletzt Hannover, wo das Miniſterium ſich vollkommen ſicher wähnte. Im Januar 1831 erregten burſchikoſer Uebermuth und demagogiſche Hetzerei die tragikomiſche „Göttinger Revolution.“ Dahlmann war entrüſtet. Die Julirevolution mochte er billigen als den Widerſtand gegen eine eidbrüchige Krone; einen leichtfertigen, nicht durch unerträglichen Druck hervorgerufenen Aufſtand zu entſchuldigen war dem ſtrengen Manne des Rechts unmöglich. Vergeblich verlangte er vom Senate kräftiges Einſchreiten; erſt da er die zagenden Genoſſen der Pflichtverletzung zieh, ſandten ſie ihn nach der Hauptſtadt, um militäriſche Hilfe zu holen. Als dann die rothen Grenadiere zum Weender Thore einzogen, ſtrömte ihnen dies klägliche kleinſtädtiſche Philiſtervolk jubelnd entgegen. Dahlmann irrte, wenn er in ſeinem lohalen Zorne meinte, der thörichte Aufſtand habe den Neubau des Staats gehemmt, nicht gefördert. Wohl war ſeit der Thronbeſteigung des guten Königs Wilhelm IV. die Ausſicht eröffnet auf ein verſtändigeres Regiment, die Reformbewegung in England ſchritt gewaltig vorwärts, und die Miniſter in Hannover ſetzten alle Hebel ein, um den läſtigen Vormund in London, den Grafen Münſter, zu ſtürzen. Aber erſt die Gährung im Landvolke, die ſchmetternden demagogiſchen Schriften des Tages ſowie die Unruhen in Oſterode und Göttingen öffneten dem wohlmeinenden Fürſten die Augen und gaben ihm den Muth, den alterprobten Diener des Welfenhauſes fallen zu laſſen. Das Königreich ward endlich wieder von ſeiner deutſchen Hauptſtadt aus regiert; der gutherzige Vicekönig, der Herzog von Cambridge, und das Miniſterium Bremer gingen bedachtſam an das Werk der Reform; Herr v. Scheele bekam die Ungnade des Königs lebhaft zu fühlen. Die Seele und die Arbeitskraft der neuen Regierung war abermals ein bürgerlicher Cabinetsrath, Roſe, aus Rehberg's Schule.

Dahlmann's Rath ward von dem Vicekönig gern gehört. Unter den Männern, welche dies unförmliche Gewirr von Ständen und Provinzen zu einem Staate verſchmolzen, ſteht er in erſter Reihe. Dann und wann erkannte man ſeine Feder in dem Regierungsorgane, der von Pertz redigirten hannoverſchen Zeitung; das Blatt konnte die ſchwere Gelehrſamkeit des Redacteurs nicht verbergen, immerhin war es die erſte des Namens würdige Zeitung in dem kleinen Lande. Auch für den

Landtag regte ſich jetzt endlich einige Theilnahme im Volke; mehrere Städte entzogen ihren Abgeordneten das Mandat und ſchritten zu Neuwahlen; im März ward in den Ständen der Antrag auf eine neue Verfaſſung geſtellt. **I shall give a declaration of rights**, ſagte der König und ließ im November eine Commiſſion von königlichen und ſtändiſchen Deputirten zuſammentreten. Dahlmann war mit Roſe, dem Haupturheber des Verfaſſungsentwurfes, unter den königlichen Commiſſaren, und es bedurfte aller Ueberredungskünſte des wohlmeinenden Vermittlers v. Wallmoden, um die liberaleren Vertreter der zweiten Kammer mit dem zähen Hochmuth der Deputirten der Adelskammer, der Scheele und Genoſſen, in Einklang zu bringen. An die **declaration of rights** freilich gemahnte nur ſehr Weniges in dem Entwurfe, welcher aus dieſen mühſeligen Berathungen hervorging; „Feſthalten am Beſtehenden“ ſollte das Grundprincip der neuen Verfaſſung ſein. Und wie ſehr zurückgeblieben erſchien den ſchulgerechten Liberalen Süddeutſchlands der neuberufene Landtag! Zu ſeinen liberalſten Männern zählte jener Stüve, der ſoeben ſeine treffliche Schrift über die Lage des Landes mit einer ſtrengen Standrede wider die unzufriedene Neuerungsluſt der modernen Welt eröffnet hatte. Nur aus dem beredten Munde Chriſtiani's und weniger Gleichgeſinnter hörte man die Schlagworte des Rotteck-Welckerſchen Vernunftrechts. Sogar der Name „Partei“ galt in dieſen Ständen für anrüchig. Die Bauern, diesmal durch eine größere Zahl von Abgeordneten vertreten, hatten faſt nur Beamte gewählt.

Einer der Conſervativſten in dieſer conſervativen Kammer war Dahlmann. „Man muß der Erhaltung den Vorzug geben ſelbſt vor der Verbeſſerung, weil Erhaltung zugleich Bedingung der Verbeſſerung,“ rief er herb und lehrhaft den Gegnern der Regierung zu. Selten ergriff er das Wort, doch dann immer, wenn es galt alle Volksgunſt auf das Spiel zu ſetzen, weitverbreiteten Zeitmeinungen ſchonungslos zu widerſprechen. Die Göttinger Aufſtändiſchen waren nach der ſchlimmen Weiſe jener Zeit vor einen commiſſariſchen Gerichtshof geſtellt worden und ſchmachteten in endloſer Unterſuchungshaft. Mit unbedachtem Eifer verwendeten ſich einige Abgeordnete für die „Märtyrer der Freiheit.“ Da erhob ſich Dahlmann heftig; nur als Verirrte, nicht als Helden wollte er die Gefangenen gelten laſſen. „Auflehnung gegen Alles, was unter den Menſchen hochgehalten und würdig iſt, Hintanſetzung aller beſchworenen Treue, — das ſind keine bewundernswerthen

Thaten." Und während ein Sturm der Entrüſtung ob dieſer harten Worte den Saal durchbrauſte, enthüllte er in einigen claſſiſchen Sätzen zugleich die Schwächen ſeiner Politik und das lautere Gold ſeines Charakters. „Einen Liberalismus von unbedingtem Werthe, d. h. einerlei durch welche Mittel er ſich verwirkliche, giebt es nicht. Der guten Zwecke rühmt ſich Jedermann, darum ſoll man die Menſchen nach ihren Mitteln beurtheilen." Feierlich bekannte er ſich zu dem „ganz altväteriſchen Glauben," daß man die Politik von der Moral nicht trennen dürfe. „Wenn ich hierin mich irrte, ich würde keine Stunde mehr mit der Politik mich beſchäftigen." Dem feurigen Chriſtiani — dieſem vielbewunderten Mirabeau der Lüneburger Haide — verwies der bedächtige Mann ſcharf die Vorliebe für Phraſeologie und überflüſſige Worte. Und wenn die Heißſporne der Oppoſition über das beſcheidene Maß der dargebotenen Rechte klagten: er wußte beſſer, wie ſtark die Macht des Beharrens in dieſem Staate, wie gering die Ausſicht war irgend etwas zu erlangen, wenn man ſeine Wünſche nicht herabſtimmte.

Wie ſchwer hatte es nicht gehalten, bis die Väter des Entwurfs den König bewogen, daß er in die Aufhebung der Kaſſentrennung willigte! Abermals ſpielten die engliſchen Parteihändel verwirrend in das deutſche Land hinein. Denn gerade in England, wo Begriff und Name der Civilliſte entſtanden, war es nie gelungen, Hofausgaben und Staatsausgaben ſcharf zu ſondern; von der Civilliſte wurde ein großer Theil der Staatsverwaltungskoſten beſtritten, die ewig verſchuldete Civilliſte war eine der Kinderkrankheiten der engliſchen Freiheit. Seit Wilhelm's III. Tagen bemühten ſich die Whigs, civil-list und civil-government endlich zu trennen; alle Torys dagegen ſchworen darauf, ein König, der eine nicht zu überſchreitende Summe für ſeinen Hofhalt beziehe, ſei ein stipendiary, ein insulated king, habe nicht mehr das Recht Gnaden zu erzeigen. Soeben noch hatte das Miniſterium Wellington heftig dieſen Glaubensſatz der Torys vertheidigt; endlich (1831) gelang dem Cabinet Grey die heilſame Reform. Der König, in ſeiner naiven Unkenntniß feſtländiſcher Dinge, meinte nicht anders, als ſein beſcheidenes Hannoverland wolle im Sturme erobern, was England in Jahrhunderten erkämpft. Schließlich gab er zu, daß ihm eine Anzahl Domänen als Krondotation ausgeſchieden wurde, deren Ertrag mehr denn doppelt ſo groß war als ſein bisheriges Einkommen. Dahlmann meinte in ſeiner royaliſtiſchen Hingebung, ein ſolches Einkommen aus Grundbeſitz ſei „königlicher" denn eine baare Civilliſte — als wäre es

königlich, dem Lande unnöthige Laſten aufzubürden! In demſelben Geiſte ehrfurchtsvoller Zurückhaltung erledigte der Landtag alle anderen Verfaſſungsfragen; ſelbſt die Bundestagscommiſſion, welche in Frankfurt die deutſchen Landtage überwachte, fand an dieſer beſcheidenen Verſammlung nichts auszuſetzen. Bei dem Artikel, der für den minderjährigen „oder ſonſt an der Ausübung der Regierung gehinderten“ König eine Regentſchaft vorſchrieb, wagte Niemand eine Erklärung zu verlangen: und doch ſtand dem Welfenlande in naher Zukunft ein Schickſal bevor, das noch kein civiliſirtes Volk des Abendlandes geduldet hat — die Regierung eines Blinden. Eine Adelskammer ſollte gleichberechtigt neben der Volksvertretung ſtehen. Dahlmann, noch ganz befangen in der unbedingten Bewunderung der engliſchen Verfaſſung, erklärte entſchieden, die Adelskammer vertrete „das Princip der Erhaltung“: und doch lehrte die Geſchichte dieſes geld- und ſtellengierigen Junkerthums, daß vielmehr die Zerſtörung des modernen Staates oberſter Grundſatz des Adels von Hannover war. Die wichtigſten Staatsausgaben ſollten durch Regulative feſtgeſtellt werden, dergeſtalt, daß das freie Bewilligungsrecht der Stände ſich nur auf eine unerhebliche Summe — etwa 200,000 Thlr. — erſtreckte. Kein Wunder, daß Fürſt Metternich dieſe Beſtimmung den Staaten des Südens als ein nachahmenswerthes Beiſpiel empfahl. Ueber dem ganzen Verfaſſungsbau endlich ſchwebte drohend der § 2, welcher die Giltigkeit aller vom Könige veröffentlichten Bundesbeſchlüſſe ausſprach.

Trotz alledem blieb das neue Grundgeſetz ein Werk ehrenwerther politiſcher Einſicht. Dieſe maßvolle, behutſame Reform entſprach Dahlmann's Sinne; er ſah jetzt „den Weg betreten, welcher für Deutſchland frommen kann.“ Aus den anarchiſchen Zuſtänden einer verworrenen Oligarchie ſchritt man endlich in die Ordnung einer modernen Monarchie hinüber. Die Staatseinheit war gegründet; denn die Provinziallandtage ſtanden fortan unter den allgemeinen Ständen, der Rittergutsbeſitzer ward gezwungen, in ſeine Gemeinde einzutreten und ihre Laſten zu tragen. Durch die Kaſſenvereinigung ward der Staatshaushalt geordnet; ſchon die nächſten Jahre brachten ein neues milderes Steuerſyſtem und erhebliche Ueberſchüſſe. Endlich gewährte die Ablöſung der bäuerlichen Laſten die Ausſicht, daß auf den befreiten Höfen allmählich ein Bauernſtand heranwachſen werde, der ſeines Rechts ſich ſelber annähme: — und hierin ohne Zweifel lag das bedeutendſte Ergebniß der mühſeligen Arbeit. Wenn Dahlmann ſich mit

ſehr beſcheidenen Rechten des Landtags begnügte, ſo wollte er doch das Gewährte feſt geſichert ſehen. Er ſprach entſchieden für die wirkliche Verantwortlichkeit der Miniſter, und als der Bundesbeſchluß vom 28. Juni 1832 die Rechte aller deutſchen Ständekammern ernſtlich bedrohte, war er unter den Erſten, verwahrende Schritte des Landtags zu fordern. Die Stände fanden nicht den Einmuth, den Rath des tapferen Gelehrten zu befolgen; ſie wollten, meinte er verächtlich, lieber declamiren als handeln.

Auch Hannover ſollte erfahren, daß mit dem Abſchluſſe eines Grundgeſetzes erſt die leichtere Hälfte des Weges der Reformen zurückgelegt iſt. Die Preßfreiheit, die Trennung von Juſtiz und Verwaltung, die Aufhebung der Patrimonialgerichte und des privilegirten Gerichtsſtandes und viele andere nothwendige Aenderungen waren in der Verfaſſung nur verheißen, nicht durchgeführt. Wie Dahlmann in Kiel vertraut hatte und vertraut auf den guten Willen des Dänenkönigs, bis deſſen ſchlechte Meinung endlich grell zu Tage trat: ſo konnte ſein edler Sinn auch diesmal ſich nicht zum Argwohn gegen die Miniſter entſchließen, er ward nicht müde, Vertrauen und Geduld zu predigen. Und doch kam das Grundgeſetz unter drohenden Aſpecten zur Welt. Der ſchamloſe Hohn, welchen das Organ des Herrn v. Scheele — die Landesblätter — über Verfaſſung und Landtag ergoß, zeigte genugſam, wie zuverſichtlich dieſe Partei der geſegneten Stunde der Rache entgegenſchaute. In aller Stille behielt ſich der Ausſchuß der Stände von Calenberg-Grubenhagen ſeine „Rechte“ vor. Auch in London waren der öſterreichiſche Geſandte und die Junkerpartei nicht müßig. Reichlich ein halbes Jahr verging, bevor endlich die königliche Beſtätigung des Grundgeſetzes erſchien, und ſie erfolgte unter einſeitiger Abänderung einiger unweſentlicher Paragraphen: ein ſchwerer Fehler in dieſem Staate, der, ſeit Jahrzehnten aus einem zweifelhaften Rechtszuſtande in den andern taumelnd, vor allem eines ganz unanfechtbaren Staatsrechts bedurfte.

Inzwiſchen begann die Sturmfluth der Julirevolution längſt wieder zu ebben, die Bevölkerung verſank in die alte Gleichgiltigkeit. Zwar die Bürger von Hildesheim brachten ihrem Abgeordneten Lüntzel noch immer den unſchuldigen Enthuſiasmus einer Epoche politiſcher Kindheit entgegen; aber das übrige Land blieb kalt, und die neuen Landtage zeigten durch ihre berüchtigten Erklärungen gegen den Bau der Eiſenbahnen, wie dünn geſät in dieſem Stamme noch die politiſche Bildung war. Das Miniſterium, welchem Dahlmann ſein volles Ver-

trauen geſchenkt, war aus widerſtrebenden Elementen gebildet: neben Roſe ſtand die mehr als zweideutige Erſcheinung des Cabinetsraths Falcke. Während das Königreich Sachſen aus ähnlichen verrotteten Zuſtänden, wie jene des alten Hannover geweſen, eben jetzt unter Lindenau's einſichtiger Leitung raſch in eine moderne Ordnung der Verwaltung einlenkte, ließen in Hannover die verheißenen Geſetze zur Ausführung der Verfaſſung noch immer auf ſich warten. Die alte thörichte Handelspolitik blieb unverändert; wie der k. k. Geſandte Münch in München, ſo bot der hannoverſche Stralenheim in Stuttgart alle Künſte der Ueberredung auf, um Süddeutſchland unſerer volkswirthſchaftlichen Einigung zu entfremden; gleichzeitig ward Kurheſſen am Bundestage von Hannover verklagt, weil es ſich, alte Verträge mißachtend, an den Zollverein angeſchloſſen. Derſelbe Miniſter v. Ompteda, der das Grundgeſetz unterzeichnet, reiſte im Jahre 1834 nach Wien und nahm Theil an den berufenen geheimen Conferenzen — dem frechſten Angriffe auf die deutſchen Verfaſſungen, welchen die abſolutiſtiſche Tendenzpolitik je gewagt hat; er unterzeichnete jene Beſchlüſſe, daß deutſche Ständekammern widerrechtliche Ausgaben der Regierung nicht annulliren dürfen, daß kein Einſpruch des Landtages den Gang der Regierung ſtören dürfe u. ſ. w. Dahlmann's College Saalfeld ward in Folge ſeines Auftretens in den Kammern ſeiner Profeſſur enthoben. So wenig vermochte dieſe ſchwache Regierung das freie Wort zu ertragen. Noch minder war ſie beſtrebt, ihr Werk, das Grundgeſetz, für die Zukunft zu ſichern. Dahlmann war beauftragt, einen Anhang der Verfaſſung, das Hausgeſetz für die Dynaſtie zu entwerfen, und verlangte, als dieſe muſterhafte Arbeit vollendet war, die Zuſtimmung der Agnaten, welche nothwendig die Unterwerfung unter das Grundgeſetz vorausſetzte. Aus dem Miniſterium ward ihm die amtliche Antwort, dieſe Zuſtimmung ſei erfolgt. In dem Landtage wagte Niemand dieſe Lebensfrage öffentlich anzuregen; die Miniſter gaben in Privatgeſprächen beruhigende Verſicherungen. So arglos verfuhr dies vertrauende Volk; und doch drohte dem Lande ein Thronfolger, deſſen Ruf das wachſamſte Mißtrauen rechtfertigte. „Außer dem Selbſtmord hat der Herzog von Cumberland jedes denkbare Verbrechen auf ſich geladen" — ſo ſprachen die Blätter der engliſchen Radicalen; und ziehen wir ab, was auf Rechnung des Parteihaſſes kommt, ſo bleibt doch ſicher, daß alle Welt ſich von den wüſten Orgien und der ſinnloſen Verſchwendung des nicht mehr jugendlichen Fürſten erzählte. Man kannte ihn

als den grauſamen Verfolger der Königin Caroline, den Gönner der Scheele und Leiſt: ſoeben noch ſtand er an der Spitze jener Orangelogen, welche mit allen Mitteln demagogiſcher Wühlerei die engliſche Reform zu verhindern trachteten. Unter ſolchen Umſtänden wollte während der vier Jahre der wohlmeinenden Regierung Roſe's bei den Denkenden das Gefühl der Sicherheit nicht aufkommen. König Wilhelm ſtarb, Hannover trennte ſich von England. Die gedankenloſe Maſſe hoffte von dem ſelbſtändigen Königreiche, dem anweſenden Landesherrn ein unbeſtimmtes Glück, Dahlmann aber, der ſich aus freiem Entſchluſſe aus dem Gewoge politiſcher Thätigkeit wieder zurückgezogen hatte, ſprach zu den Seinigen: unſeres Bleibens in Göttingen wird nicht lange mehr ſein.

Ein ſehr mildes Urtheil über Ernſt Auguſt von Hannover herrſcht heute in Deutſchland vor, und allerdings fordert die Gerechtigkeit zu bekennen, daß ſeine Regierung dem abſcheulichen Rufe, welcher ihm voranging, nicht entſprach: der Fürſt, der ſeine Mannesjahre in rohem Taumel vergeudet, ward ſeinem Lande ein ſorgender, arbeitſamer Herr. Und wenn der Tod ihn hinderte, nach dem Jahre 1848 mit ſeinen fürſtlichen Genoſſen in der Aufhebung des beſchworenen neuen Rechts zu wetteifern, ſo mag man dies immerhin als ein Verdienſt preiſen; auch ſcheint es nur billig, über den Vater Georg's V. die allerſtärkſten Worte nicht zu brauchen. Doch über alledem ſollte ein redliches Volk nie vergeſſen, daß dieſer Mann eine elfjährige Mißregierung der Unſittlichkeit und der Lüge über ein deutſches Land brachte, ja, daß er bei ſeinem Staatsſtreiche — ſelbſt wenn wir die craſſeſten Lehren des abſoluten Königthums anerkennen wollten — nicht einmal als Ehrenmann gehandelt hat. Als ein conſequenter Vertreter des Königthums von Gottes Gnaden darf er nicht gelten, der in Deutſchland zwar mit gotteslästerlichen Worten von ſeiner Fürſtenallmacht redete, in England aber ſein königliches Knie beugte vor der gehaßten Nichte, um nur die Apanage von 21,000 Pfd. Sterl. nicht zu verlieren. Und ein Mann von Ehre war er nicht, der als Prinz dem Grundgeſetze erſt zuſtimmte, dann wieder nicht, und ſeinen Widerſpruch nur in Privatbriefen kundgab; ſeit wann, fragte Dahlmann mit Recht, ſeit wann proteſtirt man denn in der Taſche? Mir ſteigt das Blut in die Wangen, wenn ich die landesüblichen nachſichtigen Urtheile über Ernſt Auguſt leſe; ſie bezeugen, wie arm wir noch ſind an nationalem Stolze. Denn dieſer Fürſt, in deſſen engem Kopfe die Begriffe des engliſchen Hochtorys und des

deutſchen Huſarenoffiziers ſich zu einem bizarren Ganzen verbanden, war doch in erſter Linie ein Stock-Engländer, beſeelt von jener hoffärtigen Verachtung des deutſchen Volkes, welche die ſchlechteren ſeiner Landsleute erfüllt. Dreiſt bekannte er, der Deutſche ertrage ruhig jede Entwürdigung. Wohin iſt es doch mit uns gekommen, wenn wir einem Fremden verzeihen, daß er alſo von uns dachte! — Alsbald nach der Ankunft in ſeinem Lande wollte der neue König erproben, was Deutſche ſich bieten ließen. Suscipere et finire war ſein Wahlſpruch. Ein Patent vom 5. Juni 1837, unterzeichnet von dem König und dem neuernannten Miniſter v. Scheele, erklärte, daß das Grundgeſetz den König nicht binde und zunächſt einer Commiſſion zur Prüfung übergeben werden ſolle. Der neue Miniſter war auf die Verfaſſung nicht beeidigt, die alten Miniſter aber blieben im Amte; denn in Deutſchland verträgt ſich rechtſchaffenes Privatleben noch immer ſehr wohl mit einer an Nichtswürdigkeit grenzenden Schwäche des öffentlichen Handelns. Die Nation, ſeit Jahren wieder der Politik entfremdet, ward durch das Patent heftig aufgeregt: eine Fluth von Broſchüren erſchien, faſt einmüthig erklärten ſich die Preſſe und die Kammern von Baden, Sachſen, Baiern für das gute Recht. Von dem neuen Hofe verlautete lange Zeit nichts; ſchon jubelten die Blätter, vor dem imponirenden Ausſpruche des öffentlichen Unwillens ſei der König zurückgewichen. Unterdeſſen feierte die Georgia Auguſta pomphaft das Jubelfeſt ihres hundertjährigen Beſtehens. „Man ſchmauſte über Gräbern“, ſagte Dahlmann. Zwar für die wiederkehrenden Verſammlungen der deutſchen Philologen ward in dieſen Feſttagen der Grund gelegt, an Verabredungen zum Schutze des bedrohten Grundgeſetzes dachten die zahlreich in Göttingen verſammelten Politiker des Landes nicht. Das Volk jubelte dem König zu, welcher beim erſten Schritte in ſein Land die Grundlagen des Gemeinweſens in Frage geſtellt hatte, deſſen Sprache, Recht und Sitten er nicht kannte. Es iſt bitter, dieſes thörichten Jubels zu gedenken; freilich hatten wenige Jahre zuvor, unter Georg IV., die Engländer bewieſen, daß auch das in politiſchen Kämpfen beſtgeſchulte Volk Europas vor ſolchem Rauſche unterthäniger Ergebenheit nicht ſicher iſt. Bald ſollten die Deutſchen erfahren, daß das Recht zu ſeinem Schutze anderer Waffen bedarf als der wohlfeilen Kundgebungen der öffentlichen Meinung. Am 1. November hob der König das Grundgeſetz auf, führte die Verfaſſung vom Jahre 1819 wieder ein — freilich nicht das Collegium der Schatzräthe, da der ver-

haßte Stüve Schatzrath war — und entband alle königlichen Diener ihres Verfaſſungseides — denn auch dieſer Ausdruck des patriarchaliſchen Despotismus ward jetzt wieder für die Staatsbeamten gebraucht.

Der Tag der Prüfung war erſchienen, da die Männer von den Schwachen ſich ſcheiden ſollten. Unter den Beamten ſah Dahlmann viele entſchloſſen, „Alles zu laſſen, was ihr Herz hoch hielt, um nur mit den Ihren das bittere Brot der Kränkung eſſen zu dürfen.“ Ich unterſchreibe Alles, ſagte einer, Hunde ſind wir ja doch. Auch unter der Geiſtlichkeit fanden die wenigſten den Muth, die Heiligkeit geſchworener Eide zu vertheidigen. Die Miniſter ſahen die Verfaſſung vernichtet und blieben in ihrer Stellung, nur daß ſie zu Departementsminiſtern degradirt und ihr alter Feind Scheele ihnen als alleiniger Cabinetsminiſter vorgeſetzt ward. „Nicht die Verfaſſung, nicht einmal das Amt, nur die Genüſſe des Amtes waren gerettet,“ ſagte Dahlmann. Auch Roſe ſchaute dem Untergange ſeines Werkes zu und blieb im Amte. Die alten Genoſſen in der Hauptſtadt gab Dahlmann verloren; doch in der Georgia Auguſta blieb ihm noch ein treuer Freundeskreis. Mit Albrecht und Jakob Grimm hatte er ſchon nach dem erſten Patente vergeblich beantragt, daß eine Commiſſion des Senats über die Sache zu Rathe gehe. Am 18. November unterzeichneten ſieben Profeſſoren die allbekannte von Dahlmann entworfene Vorſtellung an das Univerſitätscuratorium, worin ſie erklärten, daß ſie ſich auch jetzt noch durch ihren Verfaſſungseid gebunden glaubten. „Das ganze Gelingen unſerer Wirkſamkeit beruht nicht ſicherer auf dem wiſſenſchaftlichen Werthe unſerer Lehren als auf unſerer perſönlichen Unbeſcholtenheit. Sobald wir vor der ſtudirenden Jugend als Männer erſcheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebenſo bald iſt der Segen unſerer Wirkſamkeit dahin. Und was würde Sr. Majeſtät dem Könige der Eid unſerer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Solchen ausginge, die eben erſt ihre eidliche Verſicherung freventlich verletzt haben?“ Der Ausdruck eines tiefen ſittlichen Leidens lag unverkennbar in der Erklärung; es war „eine Proteſtation des Gewiſſens, nur durch den Gegenſtand ein politiſcher Proteſt.“ Die „böſen Sieben“ waren keineswegs ſämmtlich Parteigenoſſen, und nur Dahlmann, Albrecht und Gervinus hätten ſich unter der neuen Herrſchaft gezwungen geſehen, „die Lehre des Meineids in ihre Vorträge über Staat und Verfaſſung aufzunehmen,“ während die beiden Grimm, Ewald und Wilhelm Weber in ihrer gelehrten Thätigkeit mit dem Staate nichts zu ſchaffen hatten.

Noch heute erscheint uns als das treffendste Urtheil über jene Tage das bittere Wort, das Gervinus in der ersten Zeit der Erregung aussprach: „die Zeichen des Beifalls sind mir ebenso viel schmerzliche Zeichen davon, daß das einfachste Handeln nach Pflicht und Gewissen unter uns auffällig und selten ist.“ Seit langem lebte Herr v. Scheele der Meinung, daß für die Universität zu viel geschehe. Der König, der sein wegwerfendes Urtheil über die Feilheit deutscher Professoren oft in rohen Worten geäußert, war erstaunt, aber rasch entschlossen das aufsässige „Federvieh“ zu beseitigen. Nach wenigen Wochen wurden die Sieben abgesetzt, ohne daß man auch nur jene wahrlich sehr bequemen Formen achtete, welche der Bundestag für die Entfernung staatsgefährlicher Professoren vorgeschrieben. Dahlmann ward mit Jakob Grimm und Gervinus sogar des Landes verwiesen, weil die Drei ihren Protest brieflich an Verwandte mitgetheilt hatten. Den Sohn an der Hand, schritt er zum Wagen; eine Schaar Kürassiere brachte die Verbannten über die Grenze. Unter den Göttinger Burschen waren einige echte Söhne hannoverscher Junkergeschlechter, welche den Mißhandelten das Honorar durch den Stiefelputzer abfordern ließen; die ungeheure Mehrzahl verleugnete nicht die Begeisterung für rechte Tapferkeit, welche der Jugend schönes Vorrecht ist. Drüben auf hessischem Boden empfing der in Schaaren vorausgeeilte Göttinger Bursch die geliebten Lehrer zum letzten Male mit einem Hoch. Jedermann kennt die Scene, wie im Wirthshaus an der Grenze ein kleiner Bube sich vor Jakob Grimm's majestätischem Kopfe ängstlich hinter dem Rocke der Mutter versteckte und die Mutter ihm zurief: „gieb dem Herrn die Hand, es sind arme Vertriebene.“

Was aber gab dieser schlichten That des Bürgermuthes eine weit über die Grenzen des kleinen Landes hinausreichende Bedeutung? Allzulange hatten unsere Hochschulen jedes Hinüberwirken der Wissenschaft auf das Leben in beschränktem Dünkel als unakademisch von sich gewiesen; eben jetzt zog eine Deputation der Göttinger Professoren zur Audienz nach Rotenkirchen, um in jämmerlichen Worten die That der Sieben halb zu beklagen, halb zu entschuldigen. Fast klang es wie Hohn, wenn ein englisches Blatt meinte: „die deutschen Universitäten sind auch politische Mittelpunkte, die dem übrigen Lande einen Impuls geben.“ Um so stärker der Eindruck, als jetzt in den höchsten Kreisen der Wissenschaft eine politische That gewagt ward, verständlich dem schlichtesten Sinne. Jakob Grimm schrieb über seine schöne Vertheidi-

gungsſchrift das Wort aus den Nibelungen: war ſint die eide komen? — und Gaudy beſang in einem Gedichte, das vor der Leipziger Cenſur keine Gnade fand, die drei Verwieſenen mit den ſchalen Verſen:

Dort ſtellten ſie die Frage: wollt ihr meineidig ſein?
Da ſchüttelten die Dreie das Haupt und ſprachen Nein!

So einfach, daß, wie Dahlmann vorherſagte, das Urtheil der Geſchichte auch nicht einen Augenblick ſchwanken kann, ſo ſonnenklar, ſo rein ſittlicher Natur mußte der Hergang ſein, wenn ein ganzes Volk von noch geringer politiſcher Bildung ſich dafür erwärmen ſollte. Zweimal erſt war in Deutſchland für politiſche Zwecke geſammelt worden, für den deutſchen und den griechiſchen Freiheitskrieg. Jetzt zum erſten male brachten die Deutſchen freiwillige Geldopfer zur Förderung ihrer inneren politiſchen Kämpfe; der Göttinger Verein in Leipzig half den Sieben jahrelang über die Noth des Tages hinweg. Ihren höchſten Werth erhielt die That der Sieben durch die Perſonen. Wer die Wortführer in der Preſſe und den Kammern muſterte, mochte wohl befremdet fragen, ob dies noch das geiſtvolle Volk der Deutſchen ſei? Mittelmäßige Köpfe behaupteten die Vorderſtelle in der Volksgunſt, und vielleicht ward eben durch die keineswegs überragende Bedeutung der meiſten Führer des Liberalismus die weite Verbreitung der liberalen Ideen gefördert. Jetzt endlich prägten ſich dem Volke wieder die Bilder bedeutender Männer ins Herz, Sterne der Wiſſenſchaft, eigengeartete Charaktere. In den politiſchen Schriften des Tages ſah man hier das ſeichte Bächlein trivialer Gedanken behaglich dahin plätſchern, dort ſchnellte ein geiſtreicherer Mann, ein Börne oder Heine, ſeine Einfälle durch künſtlichen Druck empor, ließ ſie als blendende Kaskaden in der Sonne glitzern! Wie anders die Worte, welche von den Sieben ausgingen! Dahlmann erzählte das Ereigniß in der klaſſiſchen Schrift „Zur Verſtändigung," die zu Baſel, außerhalb des Bereiches deutſcher Cenſur, erſcheinen mußte. Schön und voll und friſch wallen hier ſeine Gedanken dahin, mit urſprünglicher Kraft entſtrömend den Tiefen eines ſelbſtändigen Geiſtes. „Ich kämpfe für den unſterblichen König, für den geſetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Geſetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblicks der ſterbliche König in Widerſpruch mit den beſtehenden Geſetzen beginnt. Ich kann keine Revolution hervorbringen, und wenn ich es könnte, thäte ich's nicht; allein ich kann ein Zeugniß für Wahrheit und Recht

ablegen gegen ein System der Lüge und Gewaltthätigkeit, und so thu' ich."

Selbst die conservativen Kreise waren im ersten Augenblicke entrüstet über das vermessene Beginnen des Königs. Da und dort jubelte wohl ein frivoler Junker, wie der Prinz von Noer, das sei brav, daß man die Kerls weggejagt habe. Ernstere Männer der Reaction empfanden, den Mächtigen sei nicht gedient mit einem Vorgange, welchen im ganzen Welttheile nur die zweideutigen Charaktere der Klenze und Zimmermann und die komische Figur des Grafen Corberon zu vertheidigen wagten. Unter vier Augen gestand Blittersdorff, die That sei ein Staatsstreich und jede deutsche Kammer werde dadurch bedroht, also berechtigt Einspruch zu erheben. Was sollte man auch erwidern, wenn in der badischen Kammer der geistreiche Sander sagte: giebt man heute zu, daß ein Fürst, gestützt auf sein Agnatenrecht, die von seinem Vorgänger verliehene Verfassung umstößt, so kann morgen jeder deutsche Fürst eigenmächtig ausscheiden aus dem deutschen Bunde, welchem sein Vorgänger beitrat —? Indeß am österreichischen Hofe herrschte die alte unbelehrbare Vorliebe für den Absolutismus und die Achtung der gedankenlosen Trägheit vor der vollendeten Thatsache. Das System Ernst August's begann Wurzeln zu schlagen im Lande; verließ ihn der deutsche Bund, so war seine Abdankung wahrscheinlich und ein norddeutsches Baden gegründet. Die Stellung der k. k. Staatskanzlei also war entschieden; Preußen, in unbegreiflicher — bald schmerzlich bereuter — Verkennung seiner natürlichsten Interessen, stimmte zu. Der Minister v. Rochow erfand ein unsterbliches Wort, als er die Elbinger, welche an ihren Landsmann Albrecht eine Ansprache gerichtet, belehrte, daß es dem Unterthan nicht zieme, „die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen." Von allen Seiten sandten die Deutschen — zuerst die Hamburger — den Sieben zustimmende Adressen zu; des Schreibens über die That wollte kein Ende werden. Diese Bewegung im Volke stimmte die kleinen constitutionellen Regierungen, deren höchster politischer Gedanke die Angst war, bedenklich. Das sächsische Ministerium duldete zwar Dahlmann's Aufenthalt in Leipzig, doch die angekündigte Vorlesung durfte nicht stattfinden. Mit schneidenden Worten zeichnete der tapfere Mann diese Staatskunst der Halbheit in der Vorrede, welche er der juristischen Vertheidigungsschrift seines Genossen Albrecht vorausschickte. Das Blatt liegt vor mir, und ich lese in den schönen gleichmäßigen

Schriftzügen: „So lange es bei uns nicht in politiſchen Dingen, wie ſeit dem Religionsfrieden Gottlob in den kirchlichen, ein lebendiges Nebeneinander der Glaubensbekenntniſſe giebt, [ſo lange, die das beſte Gewiſſen haben könnten, ſich gebärden, als ob ſie das ſchlechteſte hätten, ſo lange der feigherzigſte Vorwand genügt, um nur Alles abzuweiſen, was an dem trägen Polſter der Ruhe rütteln könnte,] ebenſo lange giebt es keinen Boden in Deutſchland, auf dem Einer aufrecht ſtehend die reifen Früchte politiſcher Bildung pflücken könnte." Daß die eingeklammerten Worte nicht gedruckt wurden, dafür ſorgte der Rothſtift des ſächſiſchen Cenſors.

Hannover erfuhr inzwiſchen, daß unſer conſtitutionelles Leben auf Sand gebaut iſt, ſo lange alle materiellen Machtmittel des Staates in der Hand der Krone liegen und unſer Volk ſich noch nicht zu dem Glaubensſatze jedes Engländers bekennt, daß man einem ungeſetzlichen Befehle mit der Fauſt erwidern muß. Die Regierung war gewitzigt durch den Lärm, welchen die Vertreibung der Sieben erregt, ſie wollte jetzt nicht bemerken, daß ein Theil der Beamten, jenem Vorgange folgend, nur unter Vorbehalt die Huldigung leiſtete; die Steuern, wo Einer ſie verweigerte, wurden gewaltſam eingezogen. Landtagsmitglieder, Gemeinden und Corporationen begannen einen höchſt ehrenwerthen, zähen Widerſtand, doch mit zerſplitterten Kräften. Sie fanden an Dahlmann einen unermüdlichen Bundesgenoſſen. Er gab Stüve's Vertheidigung des Grundgeſetzes und die Rechtsgutachten von drei unſerer tüchtigſten Facultäten heraus und mußte dafür von der hannoverſchen Regierung grobe Worte hören über die Einmiſchung unberufener Ausländer; „denn in unſeren Tagen iſt das Wort ja blos dem Unterdrückten ſelber, das heißt blos demjenigen erlaubt, dem es verboten iſt." Der Bundestag entzog endlich dieſer Bewegung jeden Boden durch den berüchtigten Incompetenzbeſchluß. Graf Münch und Herr v. Leonhardi hatten durch alle Künſte der Einſchüchterung die Mehrzahl für die ſchlechte Sache gewonnen. In dem ſchleswig-holſteiniſchen Handel wurde eine zu Recht beſtehende Verfaſſung vom Bunde für nicht vorhanden erklärt; jetzt fand der Bundestag, es liege kein Grund zum Einſchreiten vor, denn in Hannover beſtehe ja eine Verfaſſung — nämlich die von Ernſt Auguſt octroyirte. So erfuhr Dahlmann zweimal gleichſam am eigenen Leibe, wie der Bund alle Stadien ſophiſtiſcher Rechtsverdrehung durchmaß. In dieſen Tagen verloren auch die gutherzigſten Gemüther das letzte Vertrauen zu dem Bundestage; die moraliſche

Niederlage war vollständig; denn, Dank der Geheimhaltung der Bundesprotokolle, das Volk glaubte, daß nur zwei Staaten dem schmachvollen Beschlusse widersprochen hätten, während in Wahrheit sechs Stimmen gegen zehn sich für das Recht des Landes erklärten. Ernst August aber erlangte endlich durch Minoritätswahlen, durch lügenhafte Vorspiegelungen und unerhörten Druck einen Landtag, welcher „den Muth hatte sich über die Rechtsfrage hinwegzusetzen," er gewann die Herstellung der Kassentrennung und eine Verfassung, welche Dahlmann kurzweg „eine unverantwortliche" nannte. Acht Jahre lang erntete der eigensinnige König die Früchte seines Thuns, das will sagen: er schwebte mit seiner Kronkasse in ewiger Geldnoth. Noch im Jahre 1847 erklärte er feierlich, daß er niemals öffentliche Ständeversammlungen dulden werde; nur wenige Monate, und die deutsche Revolution brachte seinen Hochmuth zu Falle. Seitdem sind neue Stürme über das unglückliche Land dahingegangen. Während eines halben Jahrhunderts ward die Verfassung sechsmal von Grund aus geändert. Nach menschlichem Ermessen kann der zerrüttete Staat von innen heraus nicht mehr gesunden; erst ein Eroberer wird ihm Sicherheit des öffentlichen Rechtes bringen. Der Staatsstreich von 1837 aber hielt noch lange Jahre hindurch Presse und Kammern in Bewegung. Selbst die gewerbmäßige Langeweile des sächsischen Landtags wurde mehrmals durch lebhafte Debatten über den Rechtszustand in Hannover unterbrochen. Ein Patriot gab sie heraus mit dem stolzen Vorwort: „Sachsen ist nicht zurückgeblieben, aus den Sälen der Volksvertreter tönen weithin durch Deutschlands Gauen die Riesenklänge innigen, tiefen Mitgefühls!" — So aber stand es, so steht es noch heute im deutschen Bunde: wenn irgendwo im Vaterland das Recht vernichtet wird von schamloser Willkür, so hat diese große unglückliche Nation den Getretenen nichts anderes zu bieten als Riesenklänge innigen, tiefen Mitgefühls. —

In dem folgenden Jahrzehnt stand Dahlmann's Ruhm auf seiner Höhe. Wer nicht blindlings auf die Worte der Gewalthaber schwor — alle Richtungen der Opposition, Demokraten wie Johann Jakoby, und unabhängige Conservative wetteiferten, dem edlen Manne ihre Verehrung zu bezeigen, derweil er in Jena still zurückgezogen an seiner dänischen Geschichte schrieb. In allen Ländern germanischen Stammes war diese Stimmung rege: Flugschriften und Zeitungen ermahnten die holländische Regierung, die von dem Zwingherrn Hannovers Vertrie-

benen auf ihren Hochschulen aufzunehmen, und schon war die Universität Bern im Begriff den Führer der Sieben zu berufen. Da führten ihn nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. die Bemühungen Bethmann-Hollweg's auf den Lehrstuhl der Geschichte in Bonn. Mit offenen Armen kamen ihm die Arndt und Böcking und Simrock, mit freudigem Willkommen die Studentenschaft entgegen. Gar bald schmeichelte sich ihm jener Zauber des rheinischen Lebens ins Herz, dem kein Deutscher widersteht. Scheinen doch in diesem preußischen Rheinlande alle Gegensätze des deutschen Lebens, der ganze überschwängliche Reichthum unseres Volksthums auf engem Raume vereinigt; man schaut da einen Mikrokosmos von Deutschland. Der deutsche Großstaat mit seiner militärischen Ordnung, seiner freien Wissenschaft inmitten der katholischen Welt; die trauliche Enge des norddeutschen Familienlebens neben der ungebundenen Fröhlichkeit, der schönen Sinnlichkeit süddeutscher Weise; und unter den geborstenen Trümmern der Ritterburgen ein ganz bürgerliches, demokratisches Geschlecht, das die tremenden Schranken mittelalterlicher Standesbegriffe schier völlig übersprungen hat und mit der rastlosen Thätigkeit moderner Menschen auf seiner Welthandelsstraße sich tummelt. Der in dem strengen Lutherthume des Nordens Aufgewachsene begann jetzt den Katholicismus milder zu würdigen, er sah mit Freude, wie trotz aller Hetzereien der Ultramontanen in dieser gemischten Bevölkerung ein gesunder Kern liebevoller Duldung sich erhalten hatte, und in den Verhandlungen der rheinischen Stände niemals der gehässige Lärm confessionellen Haders widerklang. Entschieden verwarf er die unselige Lehre, daß Preußen eine „protestantische Politik" befolgen solle, und mit tiefem Ekel wandte sich die Keuschheit seiner Empfindung von jener zur Schau getragenen christlich-germanischen Gläubigkeit, welche unter dem Ministerium Eichhorn künstlich gepflegt ward. Daß er dies bei einem Fackelzuge seinen Studenten furchtlos aussprach, trug ihm einen scharfen Verweis des Ministers ein.

Gar seltsam ward ihm doch zu Muthe, wenn die brausende Begeisterung der Menge ihn auf den Schild erhob, wenn seinen auf das Concrete gerichteten Geist der schmetternde Wortschwall dieser in unbestimmten Hoffnungen schwelgenden Zeit umschwirrte, wenn auf seinem Abschiedsmahle zu Jena Verse erklangen wie diese: „es gilt dem kommenden Geschlechte, es gilt dem künft'gen Morgenroth, der Freiheit gilt es und dem Rechte, es gilt dem Leben und dem Tod!" Sehr fern

in Wahrheit ſtand der politiſche Denker den Wortführern des Tages; von Anbeginn war ihm der vulgäre Liberalismus ein Gräuel. Schon gegen das Ende der zwanziger Jahre zeigte ſich jene unheimliche Erſcheinung, welche wir bereits in den Tagen der Kirchenverbeſſerung geſehen haben und in allen Zeiten fieberiſchen inneren Kampfes wieder ſchauen werden: den erhitzten Parteien galt die Gemeinſamkeit der Parteigeſinnung höher denn das Heiligthum der Nationalität. Seit vollends auf den Barrikaden an der Seine die Tricolore geweht, ſchaute Deutſchland mit würdeloſer Bewunderung über den Rhein; begeiſtert grüßte man jene Polen, die doch deſſen kein Hehl hatten, daß ſie uns ein wohlerworbenes Stück unſeres Reiches zu entreißen trachteten; und nicht lange, ſo nannte ein Häuptling der Radicalen die Deutſchen eine niederträchtige Nation. Unſer Süden vornehmlich bewies abermals, wie ſchwer er daran krankt, daß er in jenen Tagen, deren das Volk ſich noch entſinnt, keine großen nationalen Thaten geſchaut hat. Paul Pfizer hielt alles Ernſtes für nöthig den Schwaben zu beweiſen, daß ein Protectorat Frankreichs über unſere Kleinſtaaten nicht wünſchenswerth ſei. Mit Zorn und Scham ſah Dahlmann auf dies vaterlandsloſe Treiben. Den Schatten eines großen Todten beſchwor er auf vor den Verblendeten, er nannte es zürnend ein böſes Zeichen, daß an dem Volke der Tod Stein's faſt ſpurlos vorüberging, des Mannes, „der, wie wenig Staatsmänner, zugleich ein vornehmer und ein geringer Mann war, der in die harten Hände des Landmanns blickte und ihrer nicht vergaß auf ſeinem Schloſſe. Die Zeit wird kommen, da man ihm ſeine Tugenden verzeiht.“ Und während die Geſinnungstüchtigen des Tages mit Jubel hörten, wie Heinrich Heine die rheiniſchen Bogenſchützen aufbot, den ſchwarzen Adler von der Stange zu ſchießen: war dem maßvollen Manne über der Verbitterung des Augenblicks die Erinnerung nicht geſchwunden, daß alle echten Thaten des deutſchen Schwertes und die edelſte demokratiſche Revolution unſeres Jahrhunderts, die Befreiung des deutſchen Bauernſtandes, ein Werk ſind der Monarchie in Preußen. Von Oeſterreich wußte er längſt, daß dieſes Reich ohne nationale Unterlage auf der alten Ordnung ruht und in Deutſchland nicht ſchöpferiſch wirken kann. Seine Hoffnung ſtand auf Preußen. Auf demſelben Göttinger Lehrſtuhle, wo kurz zuvor Sartorius ſeinen Ingrimm wider Preußen ausgeſchüttet, ſprach ſein Nachfolger das Wort: erſt durch preußiſche Reichsſtände kann dem conſtitutionellen Syſteme in Deutſchland ein geſicherter Ausbau werden — ein Wort,

deſſen Wahrheit wir noch durch lange Jahre ſorgenvoll erproben werden. Jenem „Worte über Verfaſſung," das er zur Zeit der Wiener Verträge verfaßt, ſchrieb Dahlmann ſpäter mindeſtens den Werth der Ahnung zu, daß ein großer Augenblick gekommen ſei, der nicht ungenutzt vorübergehen dürfe. Noch einmal, in ähnlicher Lage, 1832, erhob er die gleiche Forderung; denn der Reichstag für Preußen iſt vom Könige feierlich verheißen „und gar nicht wie ein Weihnachtsgeſchenk, wie ein Putzhut, den man dem Volke giebt, das ſich darein vergafft hat, ſondern als eine inhaltsvolle, tiefſinnige Einrichtung, als der Schlußſtein einer ehrenwerthen Staatsbildung." In Berlin aber galt der rathloſe Rath Jener, welche ihre geiſtreiche Unfruchtbarkeit hinter dem ſchillernden Satze verbargen: nous ne voulons pas la contre-révolution, mais le contraire de la révolution. Wer mit Dahlmann die Selbſtbeſchränkung des Abſolutismus, die Vollendung der Reformen Stein's verlangte, dem rief Ranke's Zeitſchrift entrüſtet zu: „Unwürdiger Gedanke, daß man die Einberufung allgemeiner Stände darum verſchiebe, weil man ſeine Gewalt nicht wolle geſchmälert haben!" Eine nahe Zukunft ſollte erfahren, daß Dahlmann mit ſeinem unwürdigen Gedanken die Stimmung des Berliner Hofes ſehr richtig durchſchaut hatte. Noch in ſeiner Bonner Antrittsvorleſung mußte er ſich rechtfertigen gegen den Vorwurf, er ſei gut deutſch zwar, aber dem preußiſchen Staate abgeneigt.

Kurz nach der Vollendung des hannoverſchen Grundgeſetzes und zum zweiten Male ein Jahr vor der deutſchen Revolution ließ er ſein wiſſenſchaftliches Hauptwerk erſcheinen: die Politik. Noch immer wie zur Zeit der Kieler Blätter ſieht er in England das Muſterbild für die Staaten des Continents. Mit Montesquieu, als deſſen Nachtreter Bosheit und Einfalt ihn ſchildern, hat er nichts gemein als dieſe Bewunderung der engliſchen Verfaſſung; im Uebrigen verurtheilt er die Schwächen des franzöſiſchen Denkers ſehr hart, faſt feindſelig. Das an Montesquieu anknüpfende Werk De Lolme's gab er heraus, um die Kenntniß engliſcher Dinge zu verbreiten, doch trug er ſelber nach jahrelanger Forſchung ein ungleich reicheres, lebensvolleres Bild von der britiſchen Verfaſſung in der Seele, als jener. Die kurzen Abſchnitte der „Politik" über das Parlament kommen der Erkenntniß des wirklichen engliſchen Staates näher als irgend ein deutſcher Politiker jener Zeit. Damit iſt nicht geſagt, daß ſie die ganze Wahrheit geben. Von dem höchſt verwickelten Bau der engliſchen Verwaltung kannte Deutſch-

land damals nicht viel mehr, als was Ludwig Vincke geiſtvoll geſchildert hatte. Erſt das jüngſte Jahrzehnt hat durch Gneiſt's Schriften umfaſſenden Einblick gewonnen in das Weſen des Selfgovernment und den unlösbaren Zuſammenhang von Englands Verfaſſung und Verwaltung. Wir wiſſen jetzt, daß eben jene Elemente des Staates und der Geſellſchaft, auf welchen Deutſchlands Stärke beruht, in England verkümmert ſind — und umgekehrt. Dieſen ungeheueren Abſtand deutſcher und engliſcher Zuſtände hat Dahlmann nicht zur Genüge erkannt, nicht den ſtreng ariſtokratiſchen Charakter der engliſchen Geſchichte, welcher von dem demokratiſchen Weſen der deutſchen Geſellſchaft ſo weit abweicht, nicht das Nebeneinander zweier großer ariſtokratiſcher Parteien, neben welchen erſt in jüngſter Zeit neue, den feſtländiſchen Parteien verwandtere Richtungen emporkommen. Daher zollt er Charles Grey einſeitige Bewunderung und meint, mit der Reformbill habe der engliſche Parlamentarismus ſeinen Höhepunkt erreicht, denn „niemals waren ſeine Verfaſſungs-Organe gereinigter." Und doch können wir ſchon jetzt ſagen: die Reformbill und die darauf folgenden Aenderungen der Verwaltung ſind nicht die höchſte Ausbildung des alt-engliſchen Staats, ſondern der Beginn einer Neugeſtaltung; die großen Tage des alten Parlamentarismus ſind dahin, vor unſeren Augen vollzieht ſich in England eine neue Ordnung der Dinge; bureaukratiſche Formen, dem Feſtlande entlehnt, dringen ein in das Gefüge des ariſtokratiſchen Selfgovernment, und über kurz oder lang werden die demokratiſchen Elemente der Geſellſchaft ein größeres Gewicht in dieſem Staate erlangen. Mit kurzen Worten: von Dahlmann's Satze, England ſei das Vorbild für die Staaten des Continents, bleibt nur ſo viel wahr, daß ein Königthum mit einer geſetzgebenden Volksvertretung und geordneter Theilnahme des Volkes an der Verwaltung allen Großſtaaten des civiliſirten Feſtlandes unentbehrlich iſt; aber der Ausbau dieſer Inſtitutionen im Einzelnen kann bei uns nimmermehr nach engliſchem Muſter erfolgen. Wenn Dahlmann dem Ariſtoteles bewundernd nachrühmt, es gebe eine ariſtoteliſche Staatslehre, aber nicht einen ariſtoteliſchen Staat, ſo gebührt ihm ſelber das gleiche Lob nicht ohne Vorbehalt; denn wie redlich er ſich auch bemüht, andere Staatsformen unbefangen zu würdigen — der Staat mit engliſchen Inſtitutionen iſt ihm doch „der gute Staat", und wenigſtens den Schein hat er nicht vermieden, daß er ein conſtitutionelles Staatsideal aufbauen wolle.

Nächſt dem Studium des engliſchen Staates ward die Einwirkung

der deutſchen hiſtoriſchen Schule für Dahlmann's politiſches Denken entſcheidend. Alle tieferen Naturen erhoben ſich zu einer vornehmeren Auffaſſung des Staatslebens, ſeit die Niebuhr, Eichhorn, Savigny uns die Einſicht eröffneten in das Werden des Rechts und uns die rechtbildende Kraft des Volksgeiſtes, die Nothwendigkeit der politiſchen Entwickelung erkennen lehrten. Unter den Früheſten, die dieſen Männern folgten, war Dahlmann, deſſen erwägende Natur ohnehin geneigt war die menſchlichen Dinge nicht zu beweinen, nicht zu belachen, ſondern zu verſtehen; voll Ehrfurcht vor den gegebenen Zuſtänden wandte er ſich kalt von abſtrakten politiſchen Speculationen, „denn der Idealiſt löſt Räthſel, die er ſich ſelber aufgegeben hat.“ Dennoch ſtand er ſelbſtändig der hiſtoriſchen Rechtslehre gegenüber; ſchonungslos geißelte er die Verirrungen der Schüler Savigny's. Daß die Meiſter der hiſtoriſchen Juriſten die reaktionären Beſtrebungen förderten, entſprang offenbar nicht aus dem Weſen ihrer Lehre; denn nur der Willkür von oben wie von unten, nur der leichtfertigen Geſetzmacherei mußten Jene widerſtreben, welche den Werdegang des Rechts andachtsvoll in der Geſchichte verfolgten. Ja ſogar ein ſtarker demokratiſcher Zug lag unverkennbar in dieſer Doctrin; als ein rechter Vertreter der allmächtigen bureaukratiſchen Staatsgewalt trat Gönner gegen Savigny auf mit der Anklage, er ſei ein verkappter Revolutionär — denn wenn das Recht allmählich erzeugt werde durch die rechtbildenden Kräfte des Volksgeiſtes, wo bleibe da noch ein Raum für die alles beſorgende Bureaukratie? Vornehmlich in Niebuhr's Blute floſſen einige Tropfen kerniger demokratiſcher Geſinnung: nie erſcheint uns ſein hoher Geiſt großartiger, als wenn er mit der ſchönen Begeiſterung des ditmarſcher Bauernſohnes für die Plebes gegen die Patricier, für Athen gegen Sparta in die Schranken tritt. Trotzdem lenkte die hiſtoriſche Schule mehr und mehr in reaktionäre Bahnen ein. Anhaltende Beſchäftigung mit der Vergangenheit führt zartere Geiſter leicht zur Ueberſchätzung des Antiquariſchen oder zu jenem blutloſen Fatalismus, der, wenn er das Nothwendige der Thatſachen begriffen hat, ſie auch gerechtfertigt glaubt. Und dieſe ſinnigen, geiſtvollen Denker, welche durch ſchwere Forſchung erkannt hatten, wie fein verſchlungen das politiſche Leben iſt, wie zahlloſe Factoren zuſammenwirken müſſen, um eine einzige hiſtoriſche Thatſache ins Leben zu rufen — ſie waren nur zu geneigt, mit ungerechter Härte auf jene Alltagsliberalen herabzuſchauen, welche alle Nöthe der Zeit mit einigen alleinſeligmachenden conſtitutionellen Formeln zu heilen

gedachten. Endlich ward die reaktionäre Parteiſtellung der hiſtoriſchen Schule auch durch gewiſſe Charakterſchwächen ihrer Häupter verſchuldet. In nervöſer Angſt zitterte Niebuhr vor jeder revolutionären Bewegung, ſchwarzgallig, hoffnungslos ſah er in die Zukunft der Welt, und nie wollte er ſich daran gewöhnen, daß die breite Mittelmäßigkeit leider immerdar das große Wort führen wird im politiſchen Leben. Mit einem glücklicheren Temperamente war Dahlmann geſegnet; ſeine friſche Willenskraft bewahrte ihn vor den Irrthümern des Meiſters. Mit felſenfeſter Zuverſicht glaubte er an eine auch äußerliche Vollendung der menſchlichen Dinge am Ende der Geſchichte, und der ganze Unterſchied der ſogenannten glücklichen und der unglücklichen Zeiten lag für ihn darin, daß die einen für ſich ſelber etwas zu bedeuten ſcheinen, während die anderen im Zuſammenhange der Geſchichte etwas noch Größeres bedeuten. Kopfſchüttelnd ſah er ſeinen großen Freund in bangen Ahnungen ſich verlieren, ihn, „deſſen Daſein allein ſchon bewies, daß die Menſchheit von höheren Gewalten nicht aufgegeben iſt.“

Die Sünden der hiſtoriſchen Schule wurzeln darin, daß ſie die Stimmung, welche dem rückſchauenden Betrachter ziemt, in das handelnde Leben hineintrug. Wer nach Jahren zurückſchaut auf die Stunden, da eine ſchwere Wahl an ihn herantrat, mag ruhig ſagen: es war nothwendig, daß ich mich alſo entſchied; in dem Augenblicke, da er handeln mußte, hat er doch den Schmerz und Kampf des freien Entſchluſſes durchgefochten. Klar durchſchaute Dahlmann's waches Gewiſſen dieſen Trugſchluß; alle Schuld nicht in den Menſchen, ſondern in dem unabwendbaren Drange der Begebenheiten zu ſuchen, das nannte er die dumpfſte und unſittlichſte Anſchauung des Lebens. Wenn die Conſervativen lange Vorbereitungsjahre verlangten, daraus der conſtitutionelle Staat ſich hiſtoriſch entwickeln ſolle, ſo rief er entſchloſſen: das heißt auf dem Trocknen ſchwimmen lernen. Wenn Jene betheuerten, unſeren Tagen fehle der Beruf zur Geſetzgebung — er wußte, daß es ſich im Staate nicht um das Vollkommene handelt, ſondern um das Nothwendige: „ſtürzt das Dach über meinem Haupte zuſammen, ſo iſt mein Beruf zum Neubau dargethan.“ Ein Bewunderer der Tugenden des altpreußiſchen Beamtenthums, erklärte Niebuhr die Verwaltung für unendlich wichtiger als die Verfaſſung, und die Männer der hannoverſchen Bureaukratie, die Brandes und Rehberg, welchen Dahlmann ſich immerdar verpflichtet hielt, ſtimmten bei. Der jüngere Freund ſah

diesmal schärfer: „Verfassung und Verwaltung bilden keine Parallelen, es kommt der Punkt, auf welchem sie unfehlbar zusammenlaufen, um nicht wieder aus einander zu weichen.“ Bis zur Erbitterung steigerte sich sein Widerspruch, wenn die historische Schule ihre Ruheseligkeit mit dem Mantel der Religion bedeckte und die knechtische Unterthänigkeit des erstarrten Lutherthums für das Christenthum selber ausgab. In dieser Verwechslung liegt ja der Hauptgrund, warum heutzutage die stärksten Geister leicht ungerecht über das Christenthum urtheilen; darum wiederholte Dahlmann, der den sittlichen Kern des Christenglaubens mit religiöser Innigkeit verehrte, unermüdlich, daß in den Zeiten, da die Kirche groß war, Helden, freie Männer an ihrer Spitze standen: „Beeiferung zur That ging damals durch das Christenthum.“ In heftiger Fehde lag er mit den jüngsten Ausläufern der Schule, welche nach Schülerweise die Fehler der Meister übertrieben. Mit Hohn geißelte er Stahl's Lehre vom monarchischen Princip, die allerdings nichts anderes war als ein System der Todesangst; und wenn Stahl ihm Maßlosigkeit vorwarf — aus solchem Munde wollte er die Mahnung zum Maßhalten nicht hören: „alle Mäßigung beruht auf der nicht vollen Anwendung einer Kraft, die man ohne Rechtsverletzung auch ganz gebrauchen dürfte. Sobald man die Kraft der Landesverfassungen schließlich in bloße Redensarten auflöst, verliert die Rede von Mäßigung ihren Sinn.“

Noch Eines unterschied ihn von den Meistern der historischen Schule: die praktische Erfahrung im constitutionellen Leben. Wie er einst in Kiel die Geschichte der heimischen Vorzeit durchforscht hatte, um aus der Ferne der Zeiten Waffen für den Kampf der Gegenwart zu holen, so legte er jetzt die Erfahrungen, welche er in dem hannoverschen Verfassungsstreite gesammelt, in einem wissenschaftlichen Werke nieder. In seiner Mittelstellung zwischen der Wissenschaft und dem Staate liegt zum Theil das Geheimniß seiner großen Einwirkung auf ein Geschlecht, das in derselben Lage war. Aus so mannigfacher Anregung entstand ihm ein Buch, das mit einem Schlage die vernunftrechtlichen Schriften der Aretin und Pölitz aus den Kreisen echter Bildung verdrängte und lange wie ein Orakel verehrt ward — kein bahnbrechendes Werk, aber der hochgebildete Ausdruck, der vorläufige Abschluß der politischen Ideen, welche einen großen Theil unserer höheren Stände erfüllten. Noch heute spricht Niemand unter uns ein verständiges Wort über staatliche Dinge, der nicht, bewußt oder unbewußt, bei Dahlmann

in die Schule gegangen; unſere Achtung vor dem Werke ſteigt, je mehr wir durch die reifende Zeit von dem Inhalt ſeiner Lehren entfernt werden. Einzelne Abſchnitte des fragmentariſchen Buches — ſo das Kapitel über die Kirche und der ſchöne Eingang, welcher den Staat als „eine urſprüngliche Ordnung, einen nothwendigen Zuſtand, ein Vermögen der Menſchheit“ ſchildert, heben den Verfaſſer auf die Höhe der erſten politiſchen Denker der neuen Zeit. So vornehm zurückhaltend er gegen die Feinde verfährt — denn nur dann und wann rückt er einem Triarier der Gegner, einem Gentz oder Burke, zu Leibe — ebenſo rückhaltlos iſt er im Ausſprechen ſeiner Meinung, er haßt jene Gedrücktheit, welche den deutſchen Staatslehren bei Beſprechung politiſcher Hauptfragen anzuhaften pflegt. Aus jeder Zeile ſpricht der hohe ſittliche Ernſt eines Mannes, der es vermochte, ſelbſt die herbe Erfahrung von Göttingen beſcheiden als eine Lehre zu betrachten. — Er weiß, daß allein die falſchen, verderblichen Staatslehren leicht verſtändlich ſind. Beides gemeinſam, das Königthum und die bürgerliche Freiheit, macht den Staat aus, ſchrieb er an Johann Jakoby; „der Staat wäre eine ebenſo flache und frivole Sache, als er eine tiefſinnige und heilige iſt, wenn er nicht gerade dieſe Verbindung von Dingen zu leiſten hätte, die allein dem oberflächlichen Beobachter unvereinbar ſcheinen.“ Mit dem Wunſche, daß es allen politiſchen Secten mißfallen möge, ſchickt er ſein Buch in die Welt; das deutſche Volk ſieht er vor allen anderen berufen, die verderblichen Extreme durch Gewiſſenhaftigkeit und Tiefſinn zu verſöhnen. Doch mit nichten iſt dieſer Mann der Verſöhnung ein Eklektiker; den Ausdruck „gemiſchte Verfaſſung“ verwirft er als einen Spitznamen, und gar nicht als einen Nothbehelf ſchildert er das verfaſſungsmäßige Königthum, ſondern als das eheliche Kind unſerer geſammten Vorzeit, von ſo althiſtoriſchem Stamme wie weiland das Recht des Sachſenſpiegels. Und recht als ein Apoſtel jener gebildeten Demokratie, welcher die Zukunft Europas gehört, redet er in dem Satze, der die ſocialen Grundlagen ſeiner Staatslehre in prägnanten Worten bezeichnet: „Faſt überall im Welttheil bildet ein weitverbreiteter, ſtets an Gleichartigkeit wachſender Mittelſtand den Kern der Bevölkerung; er hat das Wiſſen der alten Geiſtlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit ſeinen Waffen in ſich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu beachten, denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates, der ganze Körper folgt ſeiner Bewegung. Will dieſer Mittelſtand ſich als Maſſe geltend machen, ſo hat er die

Macht, die ein jeder hat, ſich ſelber umzubringen, ſich in einen bildungs- und vermögensloſen Pöbel zu verwandeln."

Form und Inhalt dieſer Worte laſſen errathen, warum der alſo ſchrieb nur unter dem höchſtgebildeten Theile des Mittelſtandes warmen Anklang fand. Die Mehrzahl, unfähig, die hiſtoriſche Betrachtung der Politik zu begreifen, blieb nach wie vor unter dem Einfluſſe der Ideen Rotteck's. Eben dieſem Manne, mit dem ihn parteiiſches Urtheil oft zuſammengeworfen hat, ſtand Dahlmann als ein Antipode gegenüber. Nur in Einem verwandt, in tapferer Ueberzeugungstreue, ſtießen die Beiden ſich ab durch ihre Tugenden wie durch ihre Schwächen: jener ein unvergleichlich rühriger Parteimann, der gar nicht verhehlte, daß ſeine Wiſſenſchaft dem Kampfe des Tages dienen müſſe, dieſer ein Todfeind „jener rabuliſtiſchen Naturen, welche alles in Staatsſachen Erlernte nur für die nächſten äußeren Zwecke ausbeuten," Rotteck ein Joſephiner, Dahlmann Proteſtant, beide übereinſtimmend in einzelnen Forderungen, doch in dem Kerne ihres Weſens der eine ebenſo conſervativ wie der andere radical, dieſer ein andächtiger Jünger der Geſchichte, jener ein geſchworener Gegner des hiſtoriſchen Rechts, ein Verächter der Vergangenheit, ein erfolgreicher Apoſtel des allein wahren Vernunftrechts. Das Rotteck-Welcker'ſche Staatslexicon wußte gar nichts anzufangen mit dieſem räthſelhaften Bonner Liberalen, der ja genugſam bewieſen, daß er kein Fürſtendiener ſei und dennoch den Geſinnungstüchtigen die unliebſame Wahrheit ſagte, Unabhängigkeit der Verwaltungsbeamten ſei in der conſtitutionellen Monarchie unmöglich. Am eheſten mag man ihn als politiſchen Denker mit Guizot vergleichen: Charakter und Bildung, die proteſtantiſche Strenge der Lebensanſchauung und die ſtolze Zuverſicht der Sprache, die Methode der Forſchung und die erheblichſten Reſultate zeigen weſentliche Verwandtſchaft; der Deutſche ſtellt ſeinen Staat auf den lebendigen Unterbau freier Gemeinden, welchen der Romane nicht verſteht, als praktiſcher Staatsmann aber übertrifft der ränkeſüchtige Franzoſe unendlich den gemüthvolleren, doch ungewandten deutſchen Gelehrten.

Wer der „Politik" gerecht werden will, der gedenke, welche lange Reihe politiſcher Fragen durch dies Buch zum Abſchluß gebracht ward. Daß unter uns gar nicht mehr die Rede ſein kann von der Kaſſentrennung oder von berathenden Ständen oder von Provinziallandtagen ohne Reichsſtände, das danken wir zuerſt dem raſchen Wandel der Zeit, aber auch den Schriften Dahlmann's und ſeinem tiefgreifenden Wirken

als Lehrer unter vielen Generationen theilnehmender Hörer. Andererſeits ſind viele ſtreng conſervative Sätze des Mannes erſt nach den Wirren der Revolution zu Ehren gekommen. Die knabenhafte Anſicht, daß die Republik „eigentlich vernünftiger", die Monarchie nur als ein Uebergang gutmüthig zu dulden ſei, beherrſchte in jenen vierziger Jahren die meiſten Köpfe des Mittelſtandes. Heute hat ſich die deutſche Welt wieder zu Dahlmann's poſitivem Monarchismus bekehrt. Welcher urtheilsfähige Mann beſtreitet noch, daß die Monarchie das einzige Band der Gewohnheit in der deutſchen Staatenwelt, für alle übrigen politiſchen Elemente der Schwerpunkt erſt im Werden iſt? Wer lacht noch über den Philiſter, wenn Dahlmann mahnt, der revolutionäre Sinn der flachen Verſtandesbildung ſtehe der echten Vaterlandsliebe ferner als die fromme Beſchränktheit, die an den heimiſchen vier Pfählen haftet? und jede Revolution ſei nicht blos das Zeugniß eines ungeheuren Mißgeſchicks, ſondern ſelbſt ein Mißgeſchick, ſelbſt ſchuldbelaſtet? — Wie wenig ſein Buch das Weſen der Repräſentativ-Monarchie erſchöpft habe, wußte Dahlmann ſelber am beſten. Unſere Kleinſtaaten nannte er nur „das, wenn man ſo will, conſtitutionelle Deutſchland" und dankte ihren Kammern mehr was ſie verhinderten, als was ſie ſchufen. Als er, rückkehrend aus dem deutſchen Parlamente, gebeten ward, den Torſo der „Politik" zu vollenden, da wies er die Fortſetzung ab, ſo lange der erſte Band nicht von Grund aus umgeſtaltet ſei. In der That, dies Buch, das noch im Jahre 1847 unſeren beſten Köpfen genügte, iſt in ſehr weſentlichen Punkten der Gegenwart bereits fremd geworden. Die Verfaſſungsfragen, welche ihn vornehmlich in Anſpruch nahmen, ſind heute theoretiſch im Ganzen abgethan; um ſo eifriger wendet ſich das junge Geſchlecht den Fragen des Selfgovernment, der freien Bewegung der Geſellſchaft zu, welche Dahlmann nur leicht berührte. Die unendliche Bedeutung der Macht im Staate würdigt er noch nicht: die Hauptabſchnitte des Buches lehren weſentlich, wie die Grundſätze des Conſtitutionalismus in das Stillleben deutſcher Kleinſtaaten einzuführen ſeien. Darum urtheilt er ungerecht über Machiavelli und erkennt nicht die tiefe Verſchiedenheit der öffentlichen und der privaten Moral: die Staatskunſt wird ja mit nichten unſittlich, wenn der Politiker geſteht, daß Talent und Thatkraft für die Größe der Staaten ungleich wichtiger ſind als häusliche Tugenden. Noch weniger durchſchaute die deutſche Wiſſenſchaft vor der Revolution die Tiefen des ſocialen Lebens: ſeinen Mittelſtand freilich kennt Dahlmann vortreff-

lich, doch nicht den deutſchen Adel, den er noch immer dereinſt auf dem Wege der engliſchen Gentry zu finden hofft, nicht den vierten Stand, von deſſen Gliedern er nur die Bauerſchaft liebt und verſteht. Dieſe Schwäche führt uns auf die bedenklichſte Lücke in Dahlmann's politiſcher Bildung: dem Sohne unſerer großen äſthetiſchen Epoche wollte die herbe Proſa der Volkswirthſchaft niemals recht vertraut werden. Faſt ſcheint es, als ob dieſe ſpröden Stoffe ihn nur dann reizten, wenn ſie verklärt erſchienen durch die Ferne der Zeit; die Volkswirthſchaft im alten Island und Norwegen ſchilderte er mit Freude, aber ſeine Vorleſungen über Staatswirthſchaft ſtanden den übrigen weit nach. Nur jene Zweige der Nationalökonomie, welche den Menſchen unmittelbar berühren, behandelte er eigenthümlich; über Bevölkerungslehre, Armen- und Gefängnißweſen ſprach er trefflich, da ſchöpfte er aus dem Vollen und fertigte ſchneidend die Philanthropen ab, „welche mit Kupfergeld den Himmel erſtürmen wollen." — Der Widerwille ſeiner äſthetiſchen Natur verſchuldete wohl auch, daß die allergrößte, die eigenthümlichſte Schöpfung der modernen Demokratie dieſen Politiker nicht ernſtlich beſchäftigt hat. Wie oft eifert er wider die Thoren, welche unſeren monarchiſchen Welttheil in Republiken des Alterthums ummodeln wollen; und allerdings, daß der Traum einer allmächtigen demokratiſchen Staatsgewalt nach der Weiſe der Alten noch immer verblendete Anhänger zählte, das ſollte die äußerſte Linke des deutſchen Parlaments mit ihrem ſtürmiſchen Verlangen nach einem Convente beweiſen. Die ſtärkeren, die praktiſchen Köpfe der Demokratie dagegen gingen ſchon längſt andere Wege; ſie ſahen eine dem Alterthume entgegengeſetzte und dennoch demokratiſche Ordnung, eine unendliche Freiheit des ſocialen Lebens verwirklicht in Nordamerika. Die ungeheuren Fragen aber, welche dieſe Union an den alten Welttheil ſtellt, hat Dahlmann gar nicht beantwortet. — Eine Welt neuer Probleme der Staatswiſſenſchaft iſt in dieſen Jahren aufgetaucht; ſeine Stellung unter den Claſſikern der Politik bleibt Dahlmann's Buche doch geſichert.

Zwiſchen der erſten und der zweiten Auflage dieſes Buches faßte er ſeine langjährigen nordiſchen Forſchungen zuſammen in der „Däniſchen Geſchichte". Dieſe Schrift, neben Lappenberg-Pauli's engliſcher Geſchichte unzweifelhaft die bedeutendſte Leiſtung aus der langen Bände-Reihe der Heeren-Ukert'ſchen Sammlung, ſtellt den Verfaſſer neben unſere erſten Hiſtoriker. Sie ſchreitet rüſtig vorwärts auf den Bahnen echter Forſchung, welche Peter Erasmus Müller's Quellenkritik für die

nordiſche Geſchichte eröffnet hatte; ſie will den gelehrten Charakter nicht verleugnen, denn „nach langer Arbeit unter Bauſteinen wird man nicht alle Erde vom Kleide los, die Notennoth ſchleppt Einem wie die Erbſünde nach.“ Aber noch entſchiedener als in ſeinem erſten hiſtoriſchen Werke blickt Dahlmann hier über den Kreis der Fachgenoſſen hinaus. Er wünſcht ſich Leſer, und in der That, auch die Ungelehrten muß das köſtliche lebenswahre Bild bezaubern, das er von der Ariſtokratie der Goden im alten Island entwirft; wenn er ſchildert, wie der Freiſtaat auf der nordiſchen Inſel ruhmlos zu Grunde geht, dann klingt ein Schmerz wie um ſelbſterlebtes Leid aus ſeinen Worten. Man liebt es, Dahlmann als Hiſtoriker neben Schloſſer zu ſtellen, und mannigfach allerdings ähneln ſich die Beiden in ihrem ſtarken moraliſchen Pathos, ihrem entſchiedenen Streben, den Mittelſtand politiſch zu bilden. Aber mir ſcheint, noch größer iſt der Gegenſatz der zwei Naturen; denn ſo gewiß Schloſſer dem Bonner Hiſtoriker überlegen iſt durch ſeine Fruchtbarkeit, ſeine umfaſſende Literaturkenntniß und die Weite ſeines welthiſtoriſchen Ueberblicks, ebenſo gewiß hat Dahlmann eine der erſten Tugenden des Geſchichtsſchreibers vor dem Heidelberger Genoſſen voraus: die echte hiſtoriſche Objectivität, das Verſtändniß für das unendliche Recht der Perſönlichkeit. Theoretiſch ſteht Schloſſer dem Staatsleben unbefangener gegenüber als Dahlmann, er behauptet den weiten Abſtand der öffentlichen und der häuslichen Sittlichkeit ſehr wohl zu kennen. Praktiſch ſtellt er Könige und Helden und Propheten unbarmherzig unter den Maßſtab ſeiner hausbackenen Privatmoral, und er enthüllt in ſeinen Büchern mit ſo ſtarker ſubjectiver Leidenſchaft den Groll des Mittelſtandes gegen die Regierungen, daß wir ernſtlich zweifeln müſſen, ob er unſere politiſche Bildung mehr gefördert oder verderbt hat; denn woher ſoll dem Volke Zucht und Ehrfurcht vor dem Staate kommen, wenn ihm die Weltgeſchichte vorgeführt wird als eine troſtloſe Kette ſiegreicher Schurkenſtreiche? Anders Dahlmann. Einen Cultus mit dem Genie hat er nie getrieben, doch war er ſo ſehr geneigt, begabten Menſchen ihr Recht zu laſſen, daß er ſelbſt die äſthetiſche Kritik nicht liebte und ein Kunſtwerk gern beſcheiden hinnahm wie ein freundliches Geſchenk der Natur. So weiß er denn auch die Narrheit und die Gemeinheit mit ſeinem ironiſchen Lächeln zu ſchildern, und während uns Schloſſer's Formloſigkeit abſchreckt, geht er in der Geſchichtserzählung als ein Künſtler zu Werke.

Man klagt oft über die gedrängte Kürze in Dahlmann's Stil.

Aber iſt es denn ein gutes Zeichen, daß unſere durch das raſche Zeitungsleſen verderbten Leſer nach jener engliſchen Breite verlangen, welche der gedankenreichen deutſchen Natur nimmer zuſagen wird? Freuen wir uns vielmehr, daß unſere Sprache noch nicht ſo abgeglättet iſt wie die franzöſiſche, daß ſie reich und lebendig genug iſt, um einen individuellen Stil zu ertragen. Und individuell, ein Bild des Mannes ſelber iſt Dahlmann's Stil. Wie weit ab ſtand doch ſeine ganze Weiſe von dem ruheloſen Treiben dieſes jungen Geſchlechts! Neuigkeiten reizten ihn wenig; er liebte was ihn anzog auf's neue vorzunehmen und las gern den Seinen aus den Werken ſeiner Lieblinge vor. So entſtanden auch ſeine Bücher langſam, nach reiflicher Erwägung. Manche charakteriſtiſche Redewendung ſteht ſchon halbfertig in ſeinen Jugendſchriften und kehrt, zu ſchöner Fülle abgerundet, in den Werken ſeines Alters wieder. Sein Ausdruck iſt nicht ſelten ungelenk, aber noch häufiger markig, energiſch, bezeichnend; die edle Einfalt des Alterthums ſpricht aus ſeiner lakoniſchen Rede; die Worte haften in des Leſers Seele, wie ſie mit ganzer Seele geſchrieben ſind, und auch ſchön kann er ſprechen, wenn plötzlich aus der ruhigen Erzählung das übervolle Herz oder die gute Laune hervorbricht. Auch den Gegner zwingt die feſte Zuverſicht des Tones zur Achtung. Et quod nunc ratio est, impetus ante fuit — dies ſtolze Wort, das einſt die franzöſiſchen Doctrinäre über ihre Revue française geſchrieben, klingt auch in den Werken des deutſchen Conſtitutionellen wieder. Ein Schüler der Alten, liebte er nicht, viel zu ſchreiben, und wir haben wohl ein Recht, die geringe Fruchtbarkeit ſeiner Feder zu beklagen; denn dem Schriftſteller iſt nicht geſtattet der Weiſe ſeiner Zeit ſich zu entfremden, und in dieſen bücherverſchlingenden Tagen muß viel ſchreiben wer viel wirken will. Verſchloſſen, ſchweigſam, hat er nur Wenigen das Glück ſeiner Freundſchaft gegönnt. Man ſah wohl, das war kein Mann der großen Geſellſchaft, der dort ſtarr auf dem Katheder ſtand, eine ſtraffe Geſtalt, die Hand im Buſen, die harten, ja grimmigen Züge faſt bewegungslos, das Geſicht ganz in ſich hineingekehrt, bis dann und wann ein leichtes Heben der Hand, ein Blitzen des Auges die innere Erregung bekundete. Aber es war Raſſe in dieſem bedeutenden Kopfe, man vergaß ihn nicht wieder, und wie wir alle unſere kleine Eitelkeit im Stillen mit uns herumtragen, ſo erzählte Dahlmann wohl, daß Niebuhr ihm geſagt: „ſo ſtelle ich mir die Römer vor zur Zeit der capitoliniſchen Wölfin.“ Gedrängt voll waren die Bänke, wenn er zu Bonn las in dem großen Saale, der

die Ausſchau bietet über die Baumgänge des Hofgartens nach den Gipfeln des Siebengebirges und vor Zeiten widerhallte von dem feſtlichen Lärme des geiſtlichen Hofes von Köln. Kein falſches Pathos, keine jener kleinen Künſte, welche den Hörer mehr reizen als feſſeln. Eine ruhige, gleichmäßige Rede, langſam doch ſicher ergreifend durch den Reichthum der Gedanken und die Plaſtik der Schilderung, nicht mit Stoff überladen, aber ein feſtes Gefüge der entſcheidenden Thatſachen und Geſichtspunkte, das häuslicher Fleiß leicht ausfüllen konnte. Faſt noch reicher als die wiſſenſchaftliche Belehrung war der ſittliche Gewinn, den die Jugend davontrug von dieſen das Gewiſſen erſchütternden Worten, dieſem edlen Freimuth. Auf dem preußiſchen Lehrſtuhle ſagte er einmal ruhig: „Spiel mit Verträgen erhebt oft und ſtürzt dann um ſo tiefer; das lehrt die Geſchichte auf jedem Blatte von Cäſar Borgia an bis herab auf Friedrich Wilhelm IV.“ Er wußte, daß man dem Geſchichtslehrer gern die Berührung jenes Zeitraums verbieten möchte, deſſen Unkenntniß für die Jugend am verderblichſten iſt; Profeſſorendünkel und Zagheit im ſchönen Bunde haben jederzeit den Vorträgen über neueſte Geſchichte vorgeworfen, das ſei Publiciſtik, nicht Wiſſenſchaft. Dahlmann dachte anders von ſeinem Berufe. Seine Lieblingsvorleſung, die deutſche Geſchichte, deren Quellenkunde er ſchon zu Göttingen herausgegeben, ſollte „in die Gegenwart ausmünden, womöglich mit vollerem Strome als unſer Rhein; ihr Neueſtes muß von demſelben Sinne, der das Aelteſte beſeelte, durchdrungen ſein.“ Durch ſorgfältiges Studium der Particulargeſchichten gab er dieſen Vorträgen Leben und Fülle. Sein Urtheil über die Entwickelung des Vaterlandes war das altproteſtantiſche, der romantiſche Kaiſercultus hat ihn nie berührt; Luther, Guſtav Adolf, Friedrich der Große und leider auch Moritz von Sachſen waren ihm die Helden der Nation.

Nicht ohne Hoffnung folgte Dahlmann den erſten Schritten Friedrich Wilhelm's IV.; mehr Erfindung freilich als Durchbildung fand er in deſſen Reden, aber noch hielt er ihn für einen hochherzigen Fürſten. Doch als nun das lange Ringen um die preußiſche Verfaſſung ſich entſpann und der Romantiker auf dem Throne hartnäckig dem Gebote der Nothwendigkeit widerſtrebte, da warf der Gelehrte ſeine zwei bekannteſten Bücher, die Geſchichte der engliſchen und der franzöſiſchen Revolution, in den Kampf der Zeit. Wie man dereinſt in den Pariſer Boudoirs arglos geſpielt hatte mit dem Feuer der Ideen Rouſſeau's und Voltaire's, das bald die Monarchie der Bourbonen in ſeinen Flammen

verzehren ſollte, ſo las man jetzt an deutſchen Fürſtenhöfen unbelehrt Dahlmann's zwei Revolutionen. Dem gebildeten Mittelſtande hat kaum irgend ein anderes Buch die Nothwendigkeit conſtitutioneller Einrichtungen für Preußen ſo eindringlich gepredigt. Dieſe Abſicht der Bücher darf ein gerechter Beurtheiler nicht vergeſſen; den Fachgenoſſen konnten und wollten ſie nicht genügen, raſch entſtanden wie ſie ſind aus Vorleſungen auf Anlaß von Freunden. Noch ein ſolches Buch, und Dahlmann's Ruf iſt verloren, ſagte ein ſächſiſcher Gelehrter; und freilich, wer abſichtlich vergaß, daß Dahlmann ſoeben durch ein Werk gediegener Gelehrſamkeit ſich eine ehrenvolle Stellung unter den Fachgelehrten erobert hatte, der mochte wohl ſchadenfroh betonen, daß dieſe neuen Schriften nicht auf ſelbſtändiger Forſchung ruhten. Das Buch über England folgt vielfach dem Werke Guizot's, und noch ſtärker iſt für die franzöſiſche Geſchichte außer den Mirabeau'ſchen Memoiren das Werk von Joſeph Droz, namentlich der dritte Band, benutzt. Auch die Urtheile ſind keineswegs überall eigenthümlich; mit Guizot huldigt Dahlmann der ſehr beſtreitbaren Meinung, daß dieſe beiden Revolutionen nur zwei Acte eines Dramas ſeien, mit Droz der noch weit bedenklicheren Anſicht, als ob menſchlicher Wille den furchtbaren Verlauf der franzöſiſchen Revolution hätte hindern oder mäßigen können. Die gedrungene Kürze, welche Dahlmann den antiken Hiſtorikern abgeſehen, reicht für die ungleich verwickelteren Verhältniſſe des modernen Staatslebens nicht aus, ſie hindert den Verfaſſer, die tieferen Gründe der großen Bewegungen aufzudecken. Von den ſocialen Zuſtänden Frankreichs, welche doch weſentlich die Revolution herbeiführten, erfahren wir viel zu wenig; der Kampf erſcheint in beiden Ländern — was dem wirklichen Verlaufe keineswegs entſpricht — als ein Kampf um Verfaſſungsfragen. Endlich drängt ſich die Tendenz allzuſtark hervor und das Urtheil des trefflichen Mannes iſt unleugbar durch Parteineigungen getrübt. Es bleibt ſchlechterdings verkehrt, daß in der engliſchen Geſchichte John Hampden an jene Stelle gerückt wird, welche allein dem großen Protector gebührt; auch die Ungelehrten glauben heute, ſeit Macaulay's Werke in Deutſchland eingedrungen, nicht mehr an das unglückliche Bild des Heuchlers Cromwell. Daß Mirabeau in Dahlmann's Darſtellung ſo ganz im Vordergrunde ſteht, erklärt ſich leicht aus dem dämoniſchen Zauber, welchen das Bild des großen Tribunen auf Jedermann, vornehmlich auf ſeine Parteigenoſſen, ausüben muß; ſtreng hiſtoriſch iſt es nicht. Trotz alledem waren die beiden

Bücher eine That, eine heilsame That. Wie damals die deutschen Dinge lagen, gereichte es zum Segen, daß Tausenden durch ein erschütterndes Gemälde der verwandten Nöthe fremder Völker der schwere Ernst des Kampfes um gesetzliche Freiheit und die Nichtigkeit aller halben Maßregeln in diesem Streite ans Herz gelegt ward. Wiederholungen freilich kennt die Geschichte nicht; die deutschen Zustände vom Jahre 1845 hatten nicht gar viel gemein mit der Lage Frankreichs im Jahre 1786; und doch erkannte der Historiker die Zeichen der Zeit, als er eben jetzt diese beiden Revolutionen seinem Volke vorführte, damit es die herbe Frucht der Selbsterkenntniß pflücke. Und wie hinreißend wirkte nicht die Darstellung, namentlich der englischen Geschichte mit den sprechend ähnlichen Charakterbildern der Elisabeth und der beiden Jakob! Wenn die Verfassungsfragen in diesen Büchern allzusehr hervortreten, so entsprach dies durchaus dem damaligen Zustande unserer politischen Bildung. Und sie war fortgeschritten, diese Bildung; das mußte Jeder bekennen, der Dahlmann's Schriften mit den gleichzeitig erscheinenden Vorlesungen über das Revolutionszeitalter verglich, welche Niebuhr im Jahre 1829 gehalten hatte. Da las man staunend, daß die ungeheuere Fäulniß des alten Regimes ein erträgliches Leiden gewesen, und die Franzosen nur durch ihre Besessenheit in eine Revolution getrieben wurden. Wie viel menschlicher und staatskundiger als das Restaurationszeitalter stellte sich doch dies jüngere Geschlecht zu der Vergangenheit!

Auf wahrhafte Begründung der constitutionellen Monarchie in den Einzelstaaten ging bis dahin Dahlmann's Streben. Mit der Reform der Gesammtverfassung des Vaterlandes hatte er sich noch so wenig eingehend befaßt, daß er noch zu Anfang 1847 in der neuen Ausgabe seiner Politik den keineswegs tief eindringenden Abschnitt über den deutschen Bund wörtlich so wiederholte, wie er zwölf Jahre zuvor gedruckt worden. Aber unabweisbarer immer drängten sich jetzt die großen nationalen Fragen dem Politiker auf. Der zäh anhaltende Kampf des preußischen Volkes um die verheißene Verfassung weckte die Bewunderung und Theilnahme der Deutschen, man begann zu ahnen, daß dort im Norden die Geschicke des Vaterlandes entschieden würden. Schon im Jahre 1841 gestand der Stuttgarter Deutsche Courier, der Schwerpunkt deutscher Politik liege nicht mehr in den Kleinstaaten; noch früher wies David Strauß auf die Neugestaltung des deutschen Staates hin, die von Preußen kommen müsse, und in der folgenden Zeit redet aus allen besseren Blättern die Empfindung, daß die Armseligkeit der klein-

ſtaatlichen Kammern einer großen Nation nicht mehr genüge. In dem Vereinigten Landtage ſah Deutſchland zum erſten male einen parlamentariſchen Kampf von einiger Größe; und obſchon der Anblick der wackeren Streiter, der Vincke, Auerswald, Schwerin, unſere Doctrinäre zu dem voreiligen Jubel hinriß: „Preußen hat wieder einen Adel" — unendlich größer war doch der Gewinn, daß der preußiſche Liberalismus jetzt die erſten Verbindungsfäden anknüpfte mit der außerpreußiſchen Welt. Aus dem Zuſammenwirken nichtpreußiſcher und einiger preußiſcher Kräfte entſtand Gervinus' Deutſche Zeitung, das Organ der conſervativ-liberalen Gelehrten aus Dahlmann's Schule, ſehr doctrinär gehalten, ſo ſehr, daß die Correſpondenzen faſt nur wie ein Commentar der Leitartikel erſchienen und die Redaction dennoch klagte: unſere Correſpondenz iſt noch nicht überall im Syſteme. Aber wie reich ſtand doch das tapfere ſachkundige Blatt neben der Geiſtesarmuth der meiſten Zeitungen jener Tage! Es gab den Anſtoß zu einer heilſamen Umwandlung unſerer Preſſe, denn bisher hatten nur wenige deutſche Journale dann und wann, keines regelmäßig, einen Leitartikel gebracht. Die „Hofrathszeitung" ward in kurzer Friſt eine Macht, eine Stätte der Verſöhnung für den gebildeten Liberalismus des Südens und des Nordens. Ueber die Bundesreform meinte ſie noch ſehr beſcheiden, Bedeutendes laſſe ſich erreichen durch eine große und freie Auslegung der Grundgeſetze des Bundes. Ein weit greifbareres Ziel war der nationalen Politik gegeben, ſeit der Offene Brief Chriſtian's VIII. unſer Recht auf Schleswig-Holſtein in Frage ſtellte. Alles, was Leben war im Vaterlande, mußte in dieſen ahnungsvollen Tagen dem nationalen Gedanken dienen. Die Zeit verlangte, daß über die Grenzpfähle des Einzelſtaates hinaus der Deutſche dem Deutſchen die Hand reiche; ſo ging denn wie durch Italien, ein Rauſch der Feſte durch das deutſche Land, das doch zu jubeln ſo wenig Urſache hatte. In Toaſten und Gedichten, in Kammerreden und Adreſſen ſtritt man für die Sache Schleswig-Holſteins; unendlicher Jubel erklang, wenn die Tricolore Transalbingiens auf einem deutſchen Sängerfeſte wehte oder wenn Dahlmann, der alte Kämpe des deutſchen Rechts im Norden, auf ſeinen Reiſen eine feſtfeiernde Stadt berührte. Von lang anhaltender Wirkung waren unter dieſen bewegten Verſammlungen nur die beiden von Dahlmann mit veranlaßten Germaniſtentage. Als im Römerſaale zu Frankfurt jener vornehme Kreis gelehrter Männer zuſammentrat, da däuchte es Uhland, als wollten die alten Kaiſer aus ihren Rahmen ſpringen. Begeiſtert

begrüßte man dieſen „geiſtigen Landtag des deutſchen Volkes“, und leider bewirkten die Germaniſtentage, daß ſpäter in das wirkliche Parlament die Männer des geiſtigen Parlaments in allzu großer Zahl gewählt wurden. Mit wiſſenſchaftlichem Ernſte beleuchteten die Gelehrten in eindringender Debatte das Recht Schleswig-Holſteins, das ſchon jetzt in England ſchlechthin geleugnet ward. Dahlmann's Ideen hatten inzwiſchen einen höheren Flug genommen, er begnügte ſich nicht mehr mit der juriſtiſchen Vertheidigung des Landesrechtes, ſondern forderte, daß die Politik der Dänen auf den Süden verzichten lerne und gen Skandinavien ſich richte, gleichwie ihr Königsſtuhl gen Norden ſchaue. Noch ein anderer Gedanke der auf das Leben wirkenden Wiſſenſchaft gedieh hier in Frankfurt zur Reife: Dahlmann beſchloß mit ſeinen Freunden, ſie wollten zuſammenwirkend die neueſte Geſchichte der deutſchen Staaten ſchreiben, um dem Volke ein Bewußtſein ſeiner jüngſten Entwickelung zu geben. Aehnliche Auftritte wiederholten ſich das Jahr darauf (1847) in Lübeck, wo in dem alten Hanſeſaale glückliche Jugenderinnerungen auf Dahlmann einſtürmten. Es war ein Augenblick tiefer Bewegung, da Jakob Grimm ihm überwältigt in die Arme ſank und ſagte, er habe niemals etwas ſo ſehr geliebt wie ſein Vaterland. Unſchuldige Zeit, da die Männer im weißen Haar noch ſchwärmten! Jählings brach die deutſche Revolution herein; die Welt brauchte Staatsmänner, nicht Gelehrte. Noch vor den Pariſer Februartagen hatte in einer Rede, die von Citaten aus Dahlmann's Werken erfüllt war, Baſſermann ein deutſches Parlament gefordert.

Wie den Schläfern in der Nacht kam die große Schickung den Herrſchern wie dem Volke. Ruhmlos brach das alte Syſtem zuſammen, durch einen mißlungenen Straßenkampf ward Preußen ein conſtitutioneller Staat. Die Verlangen nach Schwurgerichten, nach Preßfreiheit, nach allen jenen Volksrechten, welche Jahrzehnte lang das Volk ernſtlich beſchäftigt, wurden mit unerhörter Einmüthigkeit in allen Gauen des Landes erhoben und durchgeſetzt. Um ſo verzweifelter lag die große Frage, deren glückliche Löſung allein der inneren Reform der Einzelſtaaten Sicherheit gewährte. Nicht zum mindeſten das brennende Gefühl, daß wir als Nation kein Daſein haben, hatte die Deutſchen mit jener gährenden Erbitterung erfüllt, welche ſich in den Märzſtürmen entlud; aber als nun die Frage der deutſchen Einheit greifbar an das Volk herantrat, da ergab ſich, daß nur Wenige im Vaterlande mit ihrer praktiſchen Löſung ſich ernſtlich beſchäftigt hatten. Weithin

im Volke träumte man den Kindertraum, daß vor dem März die Zeit der Knechtſchaft geweſen und jetzt die Tage der Volksfreiheit und Volkskraft begönnen, und auch die Denkenden krankten an der ſüßen Täuſchung, daß dies verjüngte Deutſchland den mächtigſten der Staaten bilden werde — als ob es gar kein Meer und keine Colonien gäbe. Immerhin bleibt achtungswerth, wie raſch und ſicher die Liberalen die Rathloſigkeit der Throne zu benutzen verſtanden. Mit kühnem Entſchluß berief die Verſammlung der Einundfünfzig zu Heidelberg das Vorparlament, und auch Dahlmann eilte nach Frankfurt. Zum letzten male umtobte ihn und ſeinen Genoſſen E. M. Arndt der Jubel der rheiniſchen Landsleute. Aber dieſe ſeltſame Verſammlung, die lärmend und brauſend doch ſehr maßvolle Beſchlüſſe faßte und die deutſche Bewegung zuerſt in geordnete Bahnen lenkte, ſie war die Stätte nicht für den erwägenden Mann; keck aus dem Stegreif einzuſpringen in den Kampf der Reden war nicht ſeine Weiſe. Starr und ſtumm ſaß er da, wortlos nahm er es hin, daß die Verſammlung ihn durch die Wahl zum Vicepräſidenten ehrte.

Gleichzeitig ward ihm ein größerer Beruf: die preußiſche Krone ſchickte ihn in das Collegium der ſiebzehn Vertrauensmänner. Dieſen Siebzehnern fiel die Pflicht zu, die Verfaſſung des neuen Deutſchlands zu entwerfen; denn der Bundestag, zuſammenbrechend unter den Verwünſchungen des Volks, war auch mit ſeinen neuen liberalen Mitgliedern außer Stande ſchöpferiſch einzugreifen in die verworrene Bewegung. Der Ernſt der Stunde erhob den ſchwerbeweglichen Mann zu einer kühnen Entſcheidung; er errieth, daß jener Freiheitsrauſch, der alle Grundlagen der Geſellſchaft zu erſchüttern drohte, dann am ſicherſten zu mäßigen ſei, wenn dieſem Volke das Bewußtſein der Macht werde. Er ſchreckte nicht zurück vor der „ungeheuern Kühnheit, ja Vermeſſenheit, durch wenige ſcharf einſchneidende Paragraphen tauſendjährige Schäden heilen zu wollen.“ Während die Welt ſich im Wirbel drehte und die Siebzehner fort und fort heimgeſucht wurden von Deputationen, Bittenden, Rathgebern, entwarf er mit Albrecht jenen Plan, deſſen Grundgedanken auf lange Zeit hinaus die Richtſchnur unſerer nationalen Parteien werden ſollten. Selbſt die nächſten Geſinnungsgenoſſen unter den Siebzehn, Baſſermann und Albrecht, waren im erſten Augenblick überraſcht; Dahlmann's Zuverſicht gewann endlich die Mehrheit. Dies junge Geſchlecht iſt allzu geſättigt von herber Enttäuſchung, um heute noch dem Urtheile Bunſen's beizuſtimmen: in dem Siebzehnerentwurfe ſei ein

großes Werk großartig behandelt, ein großer politiſcher Gedanke in claſſiſch gediegener Form ausgeprägt. Aber wir müſſen anerkennen, daß nicht nur das ſchöne Vorwort aus Dahlmann's Feder eine edle hohe Geſinnung athmet, ſondern auch ſehr weſentliche Beſtimmungen des Entwurfs einſichtig und ſtaatsgemäß ſind. Unzweifelhaft traf Dahlmann das Weſen eines Bundesſtaates auf den erſten Wurf ſicherer, als ſpäter die Nationalverſammlung. Dahlmann geht aus von der Thatſache, daß die Märzbewegung den Umſturz der Throne, dieſen „plötzlichen leichtſinnigen Bruch mit unſerer ganzen Vergangenheit", nicht gewagt hat: „eine edle Scham hat uns behütet, jede hervorragende Größe als ein Hinderniß der Freiheit zu beſeitigen. — Knüpft ſich nun unſer vielverzweigtes Volksleben weſentlich an den Fortbeſtand der Dynaſtien, ſo darf das Reichsoberhaupt ebenfalls nur ein gleichartig erbberechtigtes ſein." Dieſem Erbkaiſer wird, wie der Bundesgewalt Nordamerikas, die Verfügung über das Auswärtige, das Heer, die Handelspolitik ausſchließlich übertragen. Unter ihm ein Staatenhaus, ein Volkshaus und ein Reichsgericht. Auch darin bewährten die Siebzehner feineren politiſchen Takt als das Parlament, daß ſie die Grundrechte der Deutſchen nur kurz ſkizzirten. Nur in Einem Punkte iſt ihr Entwurf ganz und gar das Kind der nebelhaften politiſchen Bildung der Zeit, und dieſer eine Mangel iſt ſo entſcheidend, daß das ganze Werk faſt wie eine doctrinäre Stilübung erſcheint. Dahlmann's Gedankengang nämlich iſt rein theoretiſch: wir brauchen einen Bundesſtaat, wofür das claſſiſche Muſter in Amerika vorliegt, und er kann, da die Einzelſtaaten monarchiſch ſind, gleichfalls nur ein monarchiſches Oberhaupt haben. Wie aber in dieſem Bunde unſere zwei Großmächte Raum haben, und wer die Kaiſerkrone tragen ſoll, wird nicht geſagt. So geſchah was der Gegenwart ſchon wie ein Märchen klingt: unter den Siebzehnern ſtimmten Dahlmann und Schmerling einträchtiglich für den Erbkaiſer, der eine meinte im Stillen den preußiſchen, der andere den öſterreichiſchen.

„Niemand in der Welt, ſagt der Entwurf, iſt ſo mächtig, ein Volk von über 40 Millionen, welches den Vorſatz gefaßt hat ſich ſelbſt fortan anzugehören, daran zu verhindern, Niemand auch dürfte nur wünſchen es zu ſein." Gewiß; doch beſtand dieſer Vorſatz wirklich klar und feſt in der Nation? in dieſem Volke, das, kaum befreit, ſich mit Begeiſterung in die Arme einer halbfremden Macht ſtürzte? Seit einem Menſchenalter laſtete die Tyrannei des Wiener Hofes auf Deutſchland und

Oesterreich; die Oesterreicher waren von Deutschland geschieden — so lautete das Stichwort des Tages — durch eine chinesische Mauer. Jetzt fiel die Mauer, und jauchzend umarmte man die Oesterreicher als verloren geglaubte, glücklich wiedergefundene Brüder; die gemüthliche Anarchie der Studentenherrschaft zu Wien entsprach so recht allen Neigungen des revolutionären Philisterthums. Niemand fragte, wie es doch komme, daß die österreichischen Brüder nur Einen, sage Einen Abgeordneten in das Vorparlament geschickt hatten; Niemand erinnerte sich, daß bald in das Ministerium des wiedergeborenen Oesterreichs derselbe Wessenberg eintrat, welcher die deutsche Bundesacte im Wesentlichen verfaßt hat. Die Einen hofften, Oesterreich werde auf Ungarn und Italien verzichten und also mitsammt den Czechen und Hannaken ein deutscher Staat werden; die Anderen wiegten sich in alten ghibellinischen Träumen und jauchzten als freie Deutsche dem Heere Radetzky's zu. Derweil also herzliche Theilnahme überall den Oesterreichern entgegenkam, ergoß sich nach den unseligen Berliner Märztagen ein Strom von Verwünschungen auf das Haupt des Königs von Preußen. Sein verheißendes Wort: „ich stelle mich an die Spitze der deutschen Bewegung" fiel platt zu Boden; selbst die preußenfreundliche Deutsche Zeitung meinte im ersten Schrecken, das Volk unterscheide nicht zwischen dem Staate und dem Könige. In der Demokratie galt das Schmähen wider das Preußenthum als das erste Kennzeichen der Gesinnungstüchtigkeit; der siebenjährige Kampf des preußischen Volks um seine Verfassung war jetzt ein Nichts neben den glorreichen Wiener Revolutionstagen, und der deutsche Freiheitsredner bezeigte seine glühende Liebe jenen Polen, die soeben den Mordbrand trugen in die verheißungsvolle Pflanzstatt deutscher Cultur im Nordosten. Auch die Gemäßigten ahnten kaum die welthistorische Bedeutung des preußisch-österreichischen Dualismus. Einer der geistvollsten und weltkundigsten Patrioten, R. Mohl, konnte noch schreiben: „wir brauchen ein Kaiserthum; ob aber Oesterreich oder Preußen die Krone tragen soll, darüber werden die Meinungen auseinandergehen; ich meinerseits spreche mich für Oesterreich aus." Sehr häufig hieß es unter den besten Köpfen: zuerst laßt uns die deutsche Verfassung schaffen; ob Oesterreich oder Preußen an die Spitze treten soll, diese Personalfrage kann nachher erledigt werden. Und Dahlmann's Schwiegersohn Reyscher stritt noch später, im Mai, für einen alle drei Jahre wechselnden Wahlkönig. Erst das Parlament hat durch seine Kämpfe und Leiden die Nation dieser Unklar-

heit entriſſen, es hat durch jeden erdenklichen Verſuch erprobt, daß die Verbindung Deutſchlands mit Oeſterreich nur möglich iſt in der Form ein Bundes, der in Wahrheit keiner iſt. Seitdem erſt dringt in immer weiteren Kreiſen die Ueberzeugung durch: was jene Frühlingstage eine Frage der Perſonen nannten, das iſt in Wahrheit die deutſche Frage ſelber, es iſt die Frage: ob wir Deutſche ſein oder, unſer Blut verleugnend, das Vaterland verketten wollen mit einem Miſchreiche, das eine deutſche Politik nicht führen kann. — Die Schule dieſer Erfahrungen ſtand unſerem Volke noch bevor; die hoffnungsſelige Welt des Frühjahrs 1848 ward durch den Siebzehnerentwurf allzu unſanft aus ihren Träumen geriſſen; ein allgemeiner Aufſchrei empfing ihn. Die Einen durchſchauten empört, daß hinter dem abſtracten Kaiſer die preußiſche Krone ſich verbarg, die Anderen warfen den reactionären Urheber dieſes monarchiſchen Verfaſſungsplanes zu den Antiquitätenkrämern. Und die Cabinette? „Wenn Deutſchlands einträchtiger Fürſtenrath, ſagte der Entwurf, der großen Maiverſammlung zu Frankfurt einen deutſchen Fürſten ſeiner Wahl als erbliches Reichsoberhaupt zur Annahme zuführt, dann werden Freiheit und Ordnung auf deutſchem Boden ſich die Hände reichen und fürder nicht von einander laſſen." Ja wohl; doch wenn dies „Wenn" möglich war, dann war der Bau der deutſchen Einheit, wozu die Nation ſoeben die erſten Steine zögernd zuſammentrug, bereits vollendet. Weder über dieſen noch über irgend einen andern Verfaſſungsplan vermochten die Höfe ſich zu verſtändigen, nicht einmal über den ſehr einſichtigen Vorſchlag der Vertrauensmänner, der Bundestag ſolle ſelber das Parlament eröffnen und durch Commiſſare mit ihm in Verhandlung treten. Auch nachher ſcheiterte jeder Vorſchlag, ein Staatenhaus oder eine Geſandtenverſammlung neben der Nationalvertretung zu bilden, an der Zwietracht und Rathloſigkeit der Cabinette. So blieb der Siebzehnerentwurf eine Privatarbeit, und erſt nach Monaten tauchten ſeine Ideen wieder empor. Ein Vierteljahr war verſtrichen, ſeit Baſſermann das Signal gab zur deutſchen Revolution, und von den Regierungen war nichts geſchehen, was ihnen eine Einwirkung ſichern konnte auf das deutſche Verfaſſungswerk. Und doch — ſolche tragiſche Ironie waltete über unſeren Geſchicken — eben dieſe Unfähigkeit der Cabinette hat ihnen ſpäter die Rückkehr zur alten Unordnung erleichtert; denn fanden ſie den Einmuth, mit dem Parlamente von Anbeginn durch geſetzliche Vertreter zu verhandeln, wie viel ſchwerer war es dann mit dem Parlamente zu brechen! —

Digitized by Google

In ſo außerordentlicher Lage trat das Parlament zuſammen, deſſen Untergang gemeinhin dem Bonner Profeſſor und ſeinen Genoſſen ſchuldgegeben wird. Wenn wir heute dieſe Verhandlungen durchgehen, die ſo reich ſind an Geiſt und Edelſinn, die den Ruhm deutſcher Beredſamkeit zum erſten male durch die Welt trugen und doch uns oft erſcheinen wie ein Kampf um leere Luftgebilde — wenn wir die Männer muſtern, welche ein unerfahrenes, lange mißhandeltes Volk in Augenblicken fieberiſcher Erregung zu ſeinen Vertretern kürte, und mit einigem Stolze finden: der deutſche Reichstag ragte hoch hinaus über alle anderen conſtituirenden Verſammlungen, welche der Welttheil in dieſen ſtürmiſchen Monden ſah, er ſpiegelte getreulich wieder das Talent und die Tugend unſeres Volkes, dergeſtalt, daß Dahlmann, der Cato des Parlaments, mit ſeiner uneigennützigen Vaterlandsliebe unter ſo vielen gleich wackeren Männern aller Parteien kaum noch auffiel — wenn wir endlich ſchauen, wie dieſe glänzende Verſammlung mit alledem nichts anderes erreichte als ein ruhmloſes Ende: dann, in der That, ſcheint unter der Maſſe der Ankläger und Vertheidiger das letzte Wort denen zu gebühren, welche, wie Adolf Jürgens, mit bornirter Anmaßung über den Untergang ſo vieler Hoffnungen des Vaterlandes fort und fort nur das Eine zu ſagen wiſſen: es wurde nichts daraus, es konnte nichts daraus werden! Gewiß, die Stellung des Parlaments war von vorn herein ausſichtslos, unmöglich. Dank der Unthätigkeit der Cabinette, Dank dem mehr als zweideutigen Bundesbeſchluſſe, welcher das Parlament berief, die deutſche Verfaſſung „zwiſchen den Regierungen und dem Volke zu Stande zu bringen," mußte ſich die Verſammlung als eine conſtituirende betrachten; ſie verfiel alſo dem wechſelvollen Looſe aller Conſtituanten, welche nur die Wahl haben entweder Alles oder Nichts zu ſein im Staate. Noch mehr, ſie ſchwebte recht eigentlich in der Luft, ſie ſollte eine Verfaſſung ſchaffen für einen Staat, der noch nicht exiſtirte, ja bevor man noch ſicher wußte, welchem Ländergebiete die Verfaſſung gelten ſollte. Die Bundespolitik war bisher geleitet worden allein von den Regierungen ohne jeden Antheil der Nation; jetzt ſollte plötzlich die Nation allein ohne die Throne die nationale Politik in die Hand nehmen, und doch beſtanden noch die Dynaſtien, ſie zogen von Woche zu Woche kräftiger die Zügel des Regimentes an, die ſie im erſten Augenblicke der Angſt hatten niedergleiten laſſen. Da kam endlich zu Tage, daß die Verſammlung, die allmächtig geglaubte, in Wahrheit, wie Bunſen ihr frühzeitig warnend zurief, nur ein Wort war, mit dem Europa keinen

Sinn zu verbinden wußte; sie war kraftlos, wenn ihr nicht gelang eine mächtige Regierung für sich zu gewinnen und von daher ihre Macht zu entlehnen. Deutschlands Geschicke wurden entschieden in Wien, Berlin, München, aber nicht in Frankfurt. Ein getreuer Ausdruck dieser widerspruchsvollen Lage war der undurchdringliche Wirrwarr der Parteien.

Der Gegensatz der particularistischen und der Einheitsbestrebungen, welcher sich überall von selber zeigt, wo ein loser Bund zu strafferer Einheit zusammengezogen werden soll, und auch bei der Gründung des amerikanischen wie des schweizerischen Bundesstaates wirklich entscheidend hervortrat — er ist im deutschen Parlamente niemals klar geworden; denn mit ihm verschlang sich der Gegensatz der Republikaner und der Monarchisten, der Oesterreicher und der Preußen. So ist denn unter den Parteien des Parlaments keine, welche heute noch einem strengen Urtheile durchaus Stand hielte. Man mag der Linken nachrühmen, daß sie von Anbeginn die geheimen Absichten der Höfe scharf durchschaute; aber wer will heute noch den doctrinären Radicalismus dieser Partei entschuldigen? wer vertheidigt noch, daß sie alle Länder Deutschlands möglichst gleichmäßig demokratisch einzurichten trachtete und trotzdem jeder starken Bundesgewalt widerstrebte? und wer vollends versteht noch jene unselige Verblendung, welche die Revolution eines sittlichen Volks zu eröffnen versuchte mit jenem scheußlichen Massen-Despotismus, der die französische Revolution beendigte? Und wieder dem Centrum wird der Ruhm verbleiben, daß in ihm die staatsmännische Ueberzeugung fest stand: die Einheit ist diesem zersplitterten Volke wichtiger als der höchste Grad der Freiheit — daß in ihm jene politischen Pläne geboren wurden, deren Weiterbildung noch viele Jahre lang unsere nationale Staatskunst beschäftigen wird; aber wer mag heute noch jenes blinde Vertrauen billigen, das diese Partei den Höfen entgegenbrachte? Wohl war es ein edles Bestreben „die Revolution zu schließen," aber solches Streben gelingt nur dem, der mit einer größeren Macht die Macht der Massen bändigen kann. — Zudem bestand das Parlament, was sich aus der Geschichte der jüngsten Jahrzehnte leicht erklärt, zu vollen vier Fünftheilen aus Männern der gelehrten Stände, die erwerbenden Classen waren fast gar nicht vertreten; so erhielt die Versammlung einen stark doctrinären Charakter. Unmäßig überwog — was sich wiederum nothwendig aus der Geschichte der letzten Jahre ergab — der Einfluß des Südwestens; die grundverkehrte Vor-

ſtellung beſtand, als ob in dieſen Kleinſtaaten des Südens, weil dort am meiſten geredet wird vom Vaterlande, auch der thatkräftigſte Patriotismus lebe. Die nüchternere Gegenwart begiunt zu verſtehen — wie ſehr ſich auch unter uns Süd- und Mitteldeutſchen das Selbſtgefühl dawider ſträuben mag — daß der Schwerpunkt unſerer Politik, unſerer Wehrkraft und Volkswirthſchaft heutzutage im Norden liegt. Bedenken wir noch, welche verworrene Zeit des phraſenhaften Liberalismus dem Parlamente voranging. „O walle hin, du Opferbrand, weit über Land und Meer und ſchling' ein einig Liebesband um alle Völker her" — dieſer ſentimentale Phraſenſchwall, den heute ſchon kein ernſter Mann ohne Unmuth leſen mag, ſtand in goldenen Lettern über dem Präſidentenſtuhle des deutſchen Parlaments. Kein Wunder, daß eine Verſammlung, die aus einer Epoche der Redeſchwelgerei erſtand, an die härteſte Machtfrage der Zeit — an die Frage: wie Deutſchland zu Oeſterreich ſtehe? — nur auf Umwegen, zögernd und wie mit böſem Gewiſſen herantrat! Nehmen wir all dies zuſammen, ſo iſt klar: das deutſche Parlament erſchien zu früh, es konnte ſeine Aufgabe nicht löſen. Aber mit nichten meinen wir uns darum berechtigt, gleich jenem Alleſtadler Jürgens die Männer mit Schmähungen zu überhäufen, welche das zur Zeit Unmögliche nicht möglich machten. Denn fragen wir nach der eigenen poſitiven Meinung jener Alleſcheltenden, ſo begegnet uns — eine ungeheure Albernheit. Sie meinen, das Parlament hätte ſich begnügen ſollen mit einer beſcheidenen Reform des Bundesrechts an einzelnen Stellen. Als ob nicht vorher die Erfahrung eines Menſchenalters und nachher die Rückkehr des unveränderten alten Bundestags zur Genüge bewieſen hätten, daß der morſche Bau des Bundesrechts eine Ausbeſſerung einzelner Löcher nicht mehr vertrug! Nein, es galt zu handeln, es galt den Neubau Deutſchlands zu verſuchen, und die Männer, welche erfolglos dies nothwendige Wagniß auf ſich nahmen, haben gerechten Anſpruch auf ein mildes Urtheil. Die Nation wird ſich nicht wieder trennen von der Erinnerung, daß ſie einmal doch während kurzer Monde nicht mediatiſirt war, und ſie wird die Verſuche nationaler Reform immer wieder anknüpfen müſſen an die in der Paulskirche gezeitigten Gedanken.

Nur mit Freiheitsfragen hatten ſich bisher unſere Politiker ernſtlich befaßt; daher gruppirten ſich auch — unnatürlich genug — die Mitglieder dieſer Verſammlung, welche die Einheitsfrage löſen ſollte, zunächſt nach ihrer mehr oder minder liberalen Färbung. Langſamer als

die demokratiſche und die rein conſervative Partei ſchaarten ſich die meiſten conſervativ-liberalen Elemente des Hauſes zu der Partei des rechten Centrums zuſammen, welche anfangs die wichtigſten Abſtimmungen entſchied. In den Sitzungen dieſes Clubs war Dahlmann, welchem ſchleswig-holſteiniſche, preußiſche und hannoverſche Wahlbezirke wetteifernd ihr Mandat für das Parlament angeboten hatten, alsbald ein angeſehener Führer. Man kannte ſeine ruhig zuverſichtliche Weiſe, die mit fremden Meinungen kein langes Aufheben machte; in ihr lag ſeine Schwäche als Politiker, ſeine Stärke als Lehrer und Ueberredner, darum hieß es in der Partei, wenn Einer ſich gar nicht überzeugen laſſen wollte: „Dahlmann muß ihn anhauchen.“ Seltener redete er im Hauſe, ihm fehlte die raſche Beweglichkeit, welche das dramatiſche Leben der Debatte verlangt. Oft unterbrochen durch die Mahnung lauter zu reden, ſprach er ſeine knappen, gedrungenen, wie in Stein gehauenen Sätze, welche den Leſer entzücken und eben deshalb keine echten Reden ſind. Wie ein vornehmer Schriftſteller gab er nur die Eſſenz, die Reſultate ſeines Denkens, während die geborenen Redner des Hauſes, die Binde, Rießer, L. Simon u. a., die Kunſt verſtanden, Gedanken und Empfindungen vor den Augen der Hörer entſtehen und in einem feurigen Strome dahinrauſchen zu laſſen. Wenn er dennoch mehrmals auf der Rednerbühne große Erfolge errang, ſo dankte er dies der Stimme des Gewiſſens, die mahnend aus ſeinen Worten klang; am ſicherſten ergriff ſein Vortrag, wenn er ein Selbſtbekenntniß gab und von den bitteren vaterländiſchen Erfahrungen ſprach, welche den Gelehrten zum „argen Unitarier, zum entſchloſſenen Einheitsmann“ erzogen. Großen, entſcheidenden Einfluß übte er als Mitglied des Verfaſſungsausſchuſſes, welcher unter dreißig Mitgliedern dreizehn Profeſſoren enthielt und das reiche Talent, ſowie die doctrinäre Richtung der Mehrheit des Hauſes bedeutſam zeigte. Wegwerfend, im Tone des Lehrers trat Dahlmann oft den radicalen Ausſchweifungen der Linken entgegen, doch von der unerfreulichſten Unſitte ſeiner Partei blieb er frei: die Genoſſen als die Edlen, die Eigentlichen, die beſten Männer zu feiern widerſprach ſeinem ſchlichten Weſen. Aber auch er widerſtand nicht dem Zauber edler, vornehmer Liebenswürdigkeit und Würde, wodurch Heinrich v. Gagern die Augenzeugen hinriß. Solchen Naturen, die mehr ſind als ſie leiſten, gerecht zu werden, wird dereinſt die ſchwerſte Aufgabe der Geſchichtſchreiber des Parlaments bilden: verſtehen wir doch ſchon heute nur mit Mühe, wie vordem Linden einen ſo ſtarken und wohlberechtigten

Einfluß auf die Jugend ausüben konnte. Wesentlich durch Dahlmann's Einfluß ward Gagern für die Stelle des Führers ausersehen, und abermals bewährte sich, daß großes Talent, Beweglichkeit und Thatkraft im Leben der Staaten Größeres leisten als eine edle Natur.

Noch stand vorerst der Kampf der Radicalen und Conservativen über allen anderen Fragen, noch übertönte das Schlachtgeschrei „Freiheit" und „Ordnung" jeden anderen Parteiruf. Man bedurfte alsbald einer starken Centralgewalt, um die Gesellschaft vor dem wüsten Treiben des anarchischen Pöbels zu schützen, wozu der mißachtete Bundestag nicht im Stande war. Aber so unfertig, so rathlos standen die Parteien noch vor dem Räthsel der deutschen Verfassung, daß man sich behelfen mußte mit einem Provisorium, welches offenbar die endgiltige Lösung der Verfassungsfrage nur erschweren konnte. Den König von Preußen beim Worte zu nehmen und ihm provisorisch die Leitung Deutschlands zu übertragen, schien schlechthin unmöglich: er war kaum Herr im eigenen Hause, und die ungeheure Mehrheit des Parlaments beherrschte der Preußenhaß. Als ein Antrag in jenem Sinne gestellt ward, begrüßte Hohngelächter den muthigen „Abgeordneten aus Pommern" (denn so stand es in diesen gesinnungstüchtigen Tagen: der Name des tapfern Landes, dessen Landwehr den Franzosen den Weg über den Rhein gewiesen, galt nahezu als ein Schimpfname), und Niemand protestirte, als ein Oesterreicher die Frechheit hatte zu verlangen, man solle diesen Hohn gegen die preußische Krone im Protokolle vermerken! In so verzweifelter Lage war der Vorschlag, welchen Dahlmann als Berichterstatter des Ausschusses vertheidigte, immerhin der erträglichste: die Regierungen von Oesterreich, Preußen und dem sogenannten reinen Deutschland sollten je ein Mitglied für ein provisorisches Directorium bestellen. Die Einen dachten dabei an Schmerling, Dahlmann, v. d. Pfordten, die praktischen Köpfe an je einen Prinzen aus Oesterreich, Preußen und Baiern. Geschah Letzteres, so war nicht unmöglich, daß die Kronen der von ihnen selber eingesetzten Centralgewalt nothdürftig Gehorsam leisteten. Aber im Verlaufe der mehrtägigen Debatten schlug die Stimmung der Mehrheit um. Die Furcht vor den Händeln in einem dreiköpfigen Collegium, der Wunsch, die Einheit Deutschlands, welche man bereits geschaffen wähnte, in Einer Person zu verkörpern, endlich auch ein doctrinärer Monarchismus, welcher durch die Ernennung Eines Mannes das monarchische Princip gewahrt glaubte — das alles befreundete die Versammlung allmählich mit dem Gedanken, einen Reichs-

verweſer einzuſetzen. Auch Dahlmann und der Ausſchuß gaben endlich nach, blieben aber dabei, die Ernennung müſſe von den Regierungen ausgehen. Da, am Ende der Debatten, allem parlamentariſchen Brauche zuwider, überraſchte Gagern das Parlament mit ſeinem kühnen Griffe, er ſchlug vor, daß die Verſammlung ſelber den unverantwortlichen Reichsverweſer wähle. Unermeßlicher Beifall folgte ſeiner Rede, er ſtand auf der Höhe ſeines Ruhmes, ſein Vorſchlag ſchien alle Parteien zu verſöhnen. Nach ihm erſtattete Dahlmann ſeinen Schlußbericht. Während Gagern's Worte noch jedes Herz ſtürmiſch bewegten, ging der Berichterſtatter ruhig, als ſei nichts vorgefallen, die verſchiedenen vorgeſchlagenen „Syſteme" durch (das Wort bezeichnet den Mann), fertigte herb und treffend die republikaniſchen Beſtrebungen der Linken ab — denn „es giebt auch einen Hochverrath gegen den geſunden Menſchenverſtand" — und empfahl die letzten Vorſchläge des Ausſchuſſes, ohne das Ereigniß des Tages auch nur zu erwähnen. Nachher unter den Genoſſen ſprach er ſcharf gegen den „kühnen Mißgriff": es ſei beſſer, der Präſident falle als die Verſammlung. Man hörte ihn nicht, der Reichsverweſer ward von dem Parlamente gewählt. Wer aber mag heute noch beſtreiten, daß der unbewegliche Mann, der ſo wenig vermochte einen gefährlichen Gedanken ſchlagfertig abzuweiſen, in der Sache das Rechte traf? Denn was war erreicht durch den kühnen Griff? Alle Regierungen hatte man ſchwer, Preußens Volk und Krone unvergeßlich beleidigt und doch keine nationale Macht gegründet, welche die Grollenden bändigen konnte. Deutſchlands Oberhaupt war ein ohnmächtiger Privatmann, der ebenſo in der Luft ſtand wie das Parlament ſelber — und welch ein Mann! In ſolchen Tagen des Fiebers werden alle dunklen Kräfte rege, die in der Seele des Volkes ſchlummern, auch die Kraft der Mythenbildung. Die Welt erzählte ſich von einem Trinkſpruche des Erzherzogs Johann, der, war er wirklich gehalten, der politiſchen Fähigkeit ſeines Urhebers ein Armuthszeugniß ausſtellte und zum Ueberfluß zur Hälfte erdichtet war. Um dieſes Trinkſpruchs willen — denn noch weniger wußte die Nation von den Verdienſten ihrer andern Prinzen — ward an Deutſchlands Spitze geſtellt ein ſchwacher, bequemer alter Mann, klug genug, um das Volk mit jener lothringiſchen Gemüthlichkeit anzubiedern, welche unſerer Gutmüthigkeit ſo hochgefährlich iſt, ausgeſtattet mit allen Attributen eines Monarchen, nur nicht mit der Macht, und ſehr geneigt, ſeine unverantwortliche Gewalt zur rechten Stunde auch unverantwortlich zu gebrauchen, ſie auszubeuten

zum Beſten des Hauſes Lothringen. Gewiß, das deutſche Parlament erſchien zu früh!

Kaum bewog man die Regierungen, dieſer traumhaften Reichsgewalt eine halbe Huldigung zu leiſten. Bald nachher kam der unſelige Tag, da ſich entſcheiden ſollte, ob dieſer ſtolze Reichstag irgend eine Macht beſaß. Dem Manne, der „die beſten Kräfte ſeiner Jugend, die Treue eines Menſchenalters der Sache Schleswig-Holſteins gewidmet,“ ſchlug das Herz höher, als im Frühjahr ein ehrlicher Krieg ſeines Heimathlandes alte Leiden zu beenden ſchien. Er hoffte, dort im Norden werde ſich die Sache der deutſchen Einheit entſcheiden — ein Glaube, der erſt in der jüngſten Zeit als ein Irrthum ſich erwieſen hat. So ſtark trat Dahlmann's Theilnahme für dieſen Kampf hervor, daß Viele ihm, mit Unrecht, nachſagten, die deutſche Revolution habe für ihn nur darum einen Werth, weil ſie Schleswig-Holſtein befreie. Aber kraftlos führte Preußen den Krieg, unwürdig wich es den Drohungen der großen Mächte und ſchloß den Waffenſtillſtand von Malmö, im Namen des deutſchen Bundes, doch im Widerſpruche mit den ausdrücklichen Vorſchriften der Centralgewalt. Die proviſoriſche Regierung Schleswig-Holſteins aufgelöſt, ihre Geſetze aufgehoben — und damit folgerecht die Mandate der Abgeordneten des Landes in Frankfurt, auch Dahlmann's eigenes, annullirt — die Truppen Schleswigs von den Holſteinern getrennt, ſieben unſchätzbare Wintermonate für den Krieg verloren, und zu alledem der Haupturheber des Unglücks im Lande, Graf Carl Moltke, zum Mitgliede der neuen Regierung ernannt — dies die Beſtimmungen eines Vertrags, der im Ganzen demüthigend, in einzelnen Punkten ſchmachvoll war. Dahlmann ſah ſeine theuerſten Hoffnungen zerſtört. Das Papier zitterte in ſeiner Hand und ſeine Stimme bebte, als er am 4. September die Interpellation an die Reichsminiſter richtete, welche fragte, ob all' dieſe Schande wahr ſei.

„Am 9. Junius — ſo ſchloß er — vor noch nicht drei Monaten, wurde hier in der Paulskirche beſchloſſen, daß in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache die Ehre Deutſchlands gewahrt werden ſolle, die Ehre Deutſchlands!“ Dieſe Mahnung an das Heiligſte, was Deutſche kennen, aus einem Munde, der nie ein Schlagwort ſprach, fiel erſchütternd in alle Herzen. Mit Mühe gelang es den Beſonnenen, die Berathung um 24 Stunden zu verſchieben. Die eine Nacht änderte nichts an dem Sinne des Mannes. Er beantragte jetzt die vorläufige Siſtirung des Waffenſtillſtandes, und nie trat ſchöner an den Tag, welche Gluth pa-

triotiſcher Leidenſchaft unter der ſtarren Hülle ſeines ruhigen Weſens brannte. „Unſere eigenen Landsleute dem Untergange zu überliefern, das iſt es, wozu ich den Muth nicht beſitze, und darum eben bin ich ſo muthig. Als er die Hoffnung ausſprach, Schleswig-Holſtein werde widerſtehen, dem Waffenſtillſtand zum Trotz, da gedachte unter den Hörern mancher jener Scene, die Dahlmann vor wenigen Jahren in ſeiner Revolutionsgeſchichte ſo ſchön geſchildert hatte — des Augenblicks, da Lord Chatham im Oberhauſe die berühmten Worte ſprach: America has resisted, I am glad to hear it. Und ein Blick in eine finſtere Zukunft that ſich auf, da er rief: „Unterwerfen wir uns bei der erſten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslands gegenüber, kleinmüthig bei dem Anfange, dem erſten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals ſtolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an dieſe meine Worte: nie!“ — Er ſtand allein in ſeiner Partei; durch die Stimmen der Linken und des linken Centrums ward der Beſchluß, die Ausführung des Waffenſtillſtands zu ſiſtiren, angenommen.

Kein Schritt in Dahlmann's Leben fordert ſo lebhaft die wärmſte Empfindung patriotiſcher Theilnahme heraus, und die Gegenwart, ſtolz auf unſere jüngſten Erfolge im Norden, iſt ſehr geneigt, ihm eben dieſe That zum höchſten Ruhme anzurechnen. Wer kalt die wirkliche Lage betrachtet, kommt zu dem entgegengeſetzten Urtheil. Dahlmann's Verfahren war der Fehler eines reinen Patrioten, aber doch ein ſchwerer politiſcher Fehler. Alle Gründe des edlen Mannes brechen zuſammen vor der einen Frage: was denn nun werden ſollte? Wo war die Macht, den Waffenſtillſtand zu ſiſtiren? Mit welchem Heere wollte man den Krieg gegen Dänemark weiterführen? Preußen konnte ohne ſchreiende Verletzung des Völkerrechts den ratificirten Vertrag nicht brechen; auch ein Miniſterwechſel in Berlin änderte daran nichts, und eine Regierungsänderung zum Beſten Schleswig-Holſteins zu bewirken war keineswegs die Abſicht der unruhigen Maſſen in Berlin. Das Parlament überwarf ſich alſo mit dem einzigen deutſchen Staate, der in den letzten Monaten ſehr wenig freilich, aber doch etwas für Deutſchland geleiſtet; und auf dieſen Bruch zwiſchen Berlin und Frankfurt hatten ſeit Monaten die Todfeinde der deutſchen Einheit, die Diplomatie des Czaren Nicolaus und die Hofpartei in Potsdam, emſig hingearbeitet! — Stand Deutſchlands Ehre auf dem Spiele, erwidert man, ſo mußte man auch den Bruch mit Preußen wagen. Nun wohl, aber wo waren die Bataillone, welche

gegen Preußens Willen die Dänen ſchlagen konnten? Der jüngſte Feldzug wurde gegen das Ende deshalb ſo lahm geführt, weil die Mittelſtaaten pflichtwidrig ihre Contingente nicht zum Reichsheere abgehen ließen. Und dieſe Staaten ſollten, auf die Gefahr eines Bürgerkriegs mit Preußen, ſelbſtändig den Feldzug gegen Dänemark führen in einem Augenblicke, da ſie ihrer Heere gegen die radicalen Umtriebe daheim dringend bedurften, das badiſche und viele andere kleine Contingente demoraliſirt und die bairiſche Armee, Dank der Kunſtliebe König Ludwig's, ſeit Jahren verwahrloſt war? Wer iſt ſo kühn, nach den Erfahrungen des Decembers 1863 noch an dieſe Möglichkeit zu glauben? — Wohlan, ruft man — und dieſer Grund beſticht am ſtärkſten — ſo mußte das Parlament die Herzogthümer auffordern, daß ſie ſelbſtändig, wie im Jahre 1850, ihren Krieg führten. Aber in jenem Zeitpunkte beſaß Schleswig-Holſtein nur einige ſchlecht organiſirte Bataillone; und dieſe wenigen Truppen durch Freiſchaaren aus Deutſchland verſtärken, wie Dahlmann hoffte, das hieß die Blüthe deutſcher Jugend in das ſichere Verderben ſenden. Solches begriff der geſunde Menſchenverſtand der Schleswig-Holſteiner ſehr ſchnell; ſie fügten ſich und benutzten den Waffenſtillſtand, um das Heer zu ſchaffen, das bei Idſtedt und Miſſunde ſchlug. — „So blieb endlich, ſagen die Demokraten, die Volkserhebung: das Parlament mußte als ein Convent verfahren, die Nation aufbieten, im Nothfall dreißig Throne ſtürzen u. ſ. w.; der Septemberaufſtand zu Frankfurt bewies ja klärlich, daß die Nation von hoher Begeiſterung für ihr Recht im Norden durchglüht war.“ — Wirklich? Wollte der Himmel, es lebte bereits in unſerem Volke eine ſo heiße vaterländiſche Leidenſchaft, daß auf die Kunde: „die Ehre Deutſchlands iſt gefährdet“ Millionen Fäuſte ſich ans Meſſer ballten! Wer Deutſchland kennt, wird das nicht glauben. Der Kummer um Schleswig-Holſtein, wahrlich, war es nicht, was die Pöbelhaufen der Pfingſtweide auf die Barrikaden trieb. Die Theilnahme im Volke für den Krieg war unzweifelhaft weit ſchwächer als im Jahre 1864. So bleiben nur noch jene Meinungen, welche über jeden Einwurf erhaben ſind: die Anſicht, man ſollte mit dem idealen deutſchen „Volksgeiſte“ die realen Batterien auf Alſen ſtürmen — desgleichen die Meinung: „das Parlament mußte mit Bewußtſein einen unausführbaren Beſchluß faſſen und dann heldenhaft untergehen; ein ſolcher Untergang iſt ein moraliſcher Sieg.“ Nur leider liebt die Weltgeſchichte die Theatereffecte weniger, als unſere Gefühlspolitiker. Der wahrſcheinliche Ausgang, wenn Dahlmann's

Meinung die Oberhand behauptete, wäre weit minder tragiſch, doch um ſo kläglicher geweſen: die großen deutſchen Cabinette hätten den Beſchluß des Parlaments einfach ignorirt, und nach einigen radicalen Putſchen und jener ungeheueren Zänkerei, welche bei uns in ſolchen Fällen landesüblich iſt, hätte das Parlament ſeine Ohnmacht eingeſtehen müſſen. Mit kurzen Worten: Dahlmann's Rede war, im engliſchen Parlamente geſprochen, die That eines Staatsmanns, in einer Nationalverſammlung ohne Macht das verlorene Wort eines edlen Patrioten, der das Unmögliche verlangte.

Die Strafe, eine ſchrecklich harte Strafe, folgte dem Fehler auf dem Fuße. Das Reichsminiſterium trat ab, Dahlmann ward beauftragt, ein neues Cabinet zu bilden. Langſam, ohne Ehrgeiz, ohne eine Ader jener rückſichtsloſen Kühnheit, welche in den Perſonen nur Mittel zum Zwecke ſieht, wußte er ſehr wohl, daß er der Mann nicht war einen großen Staat zu leiten; er bot jetzt einen gar traurigen Anblick. Seine Freunde ſtanden auf der Seite der Gegner. Eine Verſtändigung mit der Linken verſprach keinen Erfolg, da die Meinungen über die Mittel zur Ausführung des Siſtirungsbeſchluſſes zu weit auseinandergingen, und der Mann der ſtrengen Ueberzeugung konnte ſich nicht zu einem Compromiß entſchließen; ich kann doch nicht, hörte man ihn ſagen, mit Robert Blum zuſammen im Miniſterium ſitzen. Während ſtarke Aufforderungen zum Reden, heftige Ausfälle ihn reizten, blieb er wortlos; er ſchrieb an Gervinus, der in Rom weilte. Stürmiſch forderte die Linke Ausführung des Siſtirungsbeſchluſſes, ſie verlangte die verwegenſten Schritte, ſogar einen Vollziehungsausſchuß; Dahlmann beſchwor ſie, dieſe Anträge zurückzunehmen, nach einigen Tagen gab er verzweifelt ſeinen Auftrag zurück. Unterdeſſen waren die deutſchen Truppen, trotz des Siſtirungsbeſchluſſes, aus den Herzogthümern abmarſchirt, der Waffenſtillſtand beſtand thatſächlich, nur daß mehrere der für Deutſchland härteſten Bedingungen nicht ausgeführt wurden. Am 14. September, da die Berathung über die endgiltige Verwerfung des Waffenſtillſtandes begann, war die Stimmung in der Paulskirche bereits verwandelt. Vincke ehrte Dahlmann und ſich ſelber, da er in einer ſeiner ſchönſten Reden von dem „durch edle Motive auf das Eis geführten" Gegner ſagte: „Herr Dahlmann bedarf es nicht, daß ich ihm meine Hochachtung ausſpreche, denn er beſitzt die Hochachtung von ganz Deutſchland, und die wird ihm bleiben." Aber welch ein Irrthum, wenn Vincke der Nationalverſammlung für die Annahme des Waffen-

ſtillſtands die Achtung Europas verſprach! Es war doch ein tragiſcher Augenblick, die Ahnung einer großen Kataſtrophe flog durch die Hallen, als in der Dämmerung des 16. September verkündet ward, der Waffenſtillſtand ſei im Weſentlichen gutgeheißen, und ein dumpfes mißlautendes Getöſe der Gallerien dies Ergebniß begrüßte. Es waren doch prophetiſche Worte, die Dahlmann den Genoſſen zurief: „Sie werden Ihr Haupt nie wieder erheben!“ An jenem Abend zerriß der Nebel, der das Auge der Deutſchen Monate lang umnachtet; ſie hatten geträumt, eine wirkliche Reichsgewalt und ein mächtiges Parlament zu beſitzen, jetzt mußten die beiden Gewalten geſtehen, daß Preußen über unſer Schickſal entſcheidet. Wohl war es nothwendig, daß die Nationalverſammlung ihre Ohnmacht bekannte; aber ein ſo bitteres Müſſen verſteht der große Haufe nicht: er ſah in der Mehrheit der Paulskirche einfach Verräther. Die Nationalverſammlung billigte den Waffenſtillſtand, um nicht das Werk, dazu ſie berufen war, das Verfaſſungswerk zu gefährden; doch im ſelben Augenblicke brach ihre einzige Macht, ihr moraliſches Anſehen, zuſammen. Es war der Anfang des Endes.

Nun regten ſich alle die unſauberen Elemente, welche die Demokratie — die am bunteſten gemiſchte unter den Parteien des ſtürmiſchen Jahres — umfaßte. Dieſelben Demagogen, die eine halbe Million Deutſcher in Poſen den polniſchen Senſenmännern ausliefern wollten, hetzten durch das Geſchrei: „Verrath an Schleswig-Holſtein“ den Pöbel zum Mord und ſinnloſen Aufruhr. Der Aufſtand ward beſiegt, doch auf Wochen hinaus erfüllte wilder verbitterter Parteihader die Paulskirche. Auch Dahlmann trat auf „in ſchwerer Sorge für ſeinen guten Ruf als Menſch und als Vaterlandsfreund“ und proteſtirte gegen jede Belobung, die ihm in den Blättern der Linken geſpendet werde. Bei ſolcher Todfeindſchaft war die Verſöhnung zwiſchen dem Centrum und der gemäßigten Demokratie unmöglich, worauf doch das Gelingen des Verfaſſungswerkes beruhte. Monate waren verfloſſen über der Berathung der Grundrechte; denn den kurzen verſtändigen Entwurf der Grundrechte, welchen Dahlmann mit R. Mohl und Mühlfeldt verfaßt, hatte man verworfen und jenen ausführlichen Entwurf vorgezogen, welcher die unheilvollen endloſen Debatten veranlaßte. R. Mohl bemerkt vortrefflich, daß die Verſammlung, die noch keinen beſtimmten Plan für die Verfaſſung hegte, eines ſolchen Tummelplatzes bedurfte, um die Kräfte der Parteien zu meſſen und ſich ſelber kennen zu lernen; und ebenſo natürlich war, daß in einem Volke, welches bis-

her nur Freiheitsfragen kannte, eben die Grundrechte dieſen Kampfplatz abgaben.

Dergeſtalt näherte man ſich erſt nach der Kataſtrophe dem Kerne der Verfaſſungsfrage. Noch um Michaelis, als die Deutſche Zeitung nach Frankfurt überſiedelte, ſtrich Dahlmann den Satz ihres Programms, welcher die preußiſche Spitze verlangte, mit der Bemerkung: „das kann man jetzt noch gar nicht wiſſen.“ Die öſterreichiſche Frage, ſo lange durch wohlgemeinte Beſchwichtigungen hinausgeſchoben, drängte ſich endlich unabweisbar auf. Im Verfaſſungsausſchuſſe entwarfen Dahlmann und Droyſen die beiden Paragraphen, welche beſtimmten, daß kein deutſcher Staat mit nicht-deutſchen anders als durch Perſonalunion verbunden ſein dürfe. „Der Schild der Nothwendigkeit, ſprach Dahlmann, deckt dieſe Sätze; ſtreichen wir ſie, ſo müſſen wir zu jedem Paragraphen hinzufügen: das ſoll für Oeſterreich nicht gelten — oder die Einheit Deutſchlands ſoll nicht zu Stande kommen. Dieſe Frage ſteht über allen Parteien, es iſt die Frage unſerer Zukunft.“ In der That, ein ſtarker Schritt vorwärts zur richtigen Erkenntniß der Sachlage. Aber noch war man weit von der Einſicht, daß ein lebensfähiger Bundesſtaat keine Verbindung eines ſeiner Glieder mit außerbündiſchen Ländern, auch die Perſonalunion nicht, ertragen kann. Noch meinte Dahlmann, die Deutſch-Oeſterreicher würden in die Zertheilung ihres Reichs in zwei ſelbſtändige Hälften willigen, „ſie müßten denn im Kitzel des Herrſeins ihr Heimathsgefühl verleugnen.“ Darum verſtand man jene Paragraphen als eine „Frage an Oeſterreich“ und ſtellte alſo die Zukunft des Vaterlandes dem guten Willen des Wiener Hofes anheim, der in der Kunſt des verſchlagenen Zauderns, des unwahren Hinhaltens niemals ſeinen Meiſter fand. Bald erfolgte die Antwort auf die Frage an Oeſterreich, verſtändlich Jedem, der hören wollte; das Wiener Cabinet ſprach in dem Programm von Kremſier aus, was jeder pflichtgetreue öſterreichiſche Staatsmann wollen muß: „kein Zerreißen der Monarchie, Fortbeſtand Oeſterreichs in ſtaatlicher Einheit.“ Seit dem Eintreten in die großen praktiſchen Fragen begann endlich eine lebensfähigere Gruppirung der Parteien. Die große Kaiſerpartei ſchied ſich ab von den Oeſterreichern und ſchaarte ſich um das Miniſterium Gagern. Nur ward leider der Rath weltkundiger Genoſſen nicht beachtet: das neue Reichscabinet erhielt nicht jene überwiegend preußiſche Zuſammenſetzung, welche doch nöthig war, wenn man ſich mit dem Berliner Hofe verſtändigen wollte. Daß das Ver-

hältniß zu der Linken ſich nicht beſſerte, ward zum Theil durch die Erbkaiſerlichen ſelbſt verſchuldet; denn beherrſcht von dem Widerwillen gegen die Anarchie ſchaute dieſe Partei mit Vertrauen den rettenden Thaten der „Cabinette der bewaffneten Furcht“ in Wien und Berlin zu und ahnte nicht, wie bald die Reaction auch in die Hallen von St. Paul hereinbrechen werde. Kein geringerer Mann als Dahlmann hat das unſelige Wort „rettende That“ erfunden. Ein deutſches Reich für die reindeutſchen Staaten, ein weiterer Bund mit Oeſterreich! war fortan die Loſung — ein höchſt verwickelter Plan, der alle Kennzeichen einer Uebergangsepoche an der Stirn trug und dann gewiß unausführbar blieb, wenn die Deutſchen, ſtatt entſchloſſen zuerſt ihr eigenes Reich zu ſchaffen, köſtliche Monate über unfruchtbaren Verhandlungen mit dem ſchlauen Nachbar verloren. „Das Warten auf Oeſterreich, ſagte Beckerath, iſt das Sterben der deutſchen Einheit.“

Ganz einzige, unerhörte Erſcheinungen in dem Parteileben von St. Paul bewährten, daß die Frage unſerer Einheit die ſchwerſte iſt von allen, welche je einem Volke geſtellt wurden. Wider Willen und Erwarten war man zu der Einſicht gelangt, daß die Reichsverfaſſung für Oeſterreich nicht gelten könne, und doch ſaßen die Abgeordneten Oeſterreichs im Hauſe. Solcher Zuſtand war ſo unhaltbar, daß ſchon im November gewiegte Diplomaten der alten Schule händereibend meinten, es ſei Zeit, die beſtaubten Uniformen auszuklopfen. Zerriſſen von wüthendem Parteihaſſe zeigte das Haus bereits das hippokratiſche Geſicht, die Lage war vergleichbar dem Zuſtande des Congreſſes von Waſhington kurz vor der Abtrennung der Südſtaaten. Die Schlagworte: Verräther, Kleindeutſche, Hinauswerfen Oeſterreichs! umſchwirrten die Erbkaiſerlichen. Als der Erzjudas galt den Gegnern Dahlmann. Wer kennt nicht jene Bilder, wie der Bonner Profeſſor einem geſunden Menſchen das Bein abſägt, weil er ſchwarzgelbe Flecken auf der Hoſe hat, und dergleichen? Kein Wunder, daß die Preſſe der Kaiſerlichen auf ſolche Angriffe in ſehr hochmüthigem Tone antwortete; denn alle anderen Parteien des Hauſes wußten nur was ſie nicht wollten. Unter den Oeſterreichern entſtand der Entſchluß, die Verfaſſung, die nicht für Oeſterreich gelten ſollte, ſo ſehr zu „vergiften“, ſo ſehr mit radicaler Thorheit anzufüllen, daß ſie der Krone Preußen unannehmbar werde. Dieſe berufene Coalition der „Metternich'ſchen Rechten“ und der Linken beſtand ſo förmlich und folgerichtig keineswegs, wie die Kaiſerlichen in der Hitze des Parteikampfes meinten; doch

allerdings ſah man jetzt „Namen, die einander anheulten“, einträchtig für die radicalſten Anträge ſtimmen: k. k. Legitimiſten, welchen der König von Preußen als ein Gegenkaiſer galt, in ſchöner Uebereinſtimmung mit den Anarchiſten, welche „kein Oberhaupt“ wollten, Ultramontane und Schutzzöllner Hand in Hand mit der Demokratie. Wer heute zurückſchaut auf dieſe Tage des Haſſes, wird zwar das Verfahren der Oeſterreicher unerhört finden — aber auch ihre Lage. Eine Partei in ſo verzweifelter Stellung kann nicht wählig ſein in ihren Mitteln. Nicht jedem unter den öſterreichiſch geſinnten Conſervativen war jene edle Offenheit gegeben, welche einen Mann der äußerſten ultramontanen Richtung, Buß, zu dem unſchuldigen Geſtändniß bewog: „ich bin mit der äußerſten Freiheit gegangen, ich habe dabei der Linken keine Conceſſionen gemacht, es war meine Ueberzeugung.“

Die Kaiſerpartei war zurückgekehrt zu den Hauptgedanken des vielgeſchmähten Siebzehnerentwurfes. Im Januar ſagte Dahlmann die ſtaatsmänniſchen Worte: „Oeſterreich wird durch eine Macht von uns getrennt, welche ſtärker iſt als wir. Wir können in Freundſchaft neben Oeſterreich geben, ein Uebermaß erſtrebter Einheit würde zur Unfreundſchaft führen. Oeſterreich krankt an ſeiner Stärke ebenſo ſehr wie andere Staaten an ihrer Schwäche.“ Mit dieſer ruhigen Ueberzeugung ſtand er ungleich feſter da als Gagern, der die reichsritterliche Vorliebe für Oeſterreich kaum verbergen konnte. Aber wenn die Illuſionen über Oeſterreichs Lage zu zerſtieben begannen, der Wahn, das Parlament ſei mächtig, währte fort. Als die Mehrheit durch die Anerkennung des Malmöer Waffenſtillſtandes ihren guten Ruf auf's Spiel ſetzte, da mußte ſie erkennen, daß ſie fortan eine Macht nur ſein konnte in der engſten Verbindung mit der preußiſchen Regierung. Für dieſen Zweck geſchah von Frankfurt aus zu wenig, von Berlin noch weit weniger, denn keines Sterblichen Auge mochte die wahre Meinung der räthſelhaften preußiſchen Noten ergründen. Preußen ſchwankte zwiſchen Wollen und Nichtwollen, und in St. Paul gebärdete man ſich als eine dritte Großmacht neben Wien und Berlin; man arbeitete für Preußen, ohne zu wiſſen, ob der Freund das Werk billigen werde. Noch zweimal in dieſen bangen Monaten trat Dahlmann mit einer großen Rede vor das Haus. Seine Vertheidigung des abſoluten Veto am 14. December war für den maßvollen deutſchen Liberalen ebenſo bezeichnend wie weiland Mirabeau's gewaltige Veto-Rede für den genialen Tribunen — nicht ganz unähnlich einem Katheder-Vortrage, doch reich an ſtaats-

männiſchen Gedanken. Wer widerſpräche heute noch, wenn Dahlmann ſagte, das Veto ſei keine Freiheitsfrage, ſondern eine Machtfrage? Er durfte wohl verſichern: „die Vorſchläge der Gegner ſind alle mit einander gleich viel werth, ſie ſind alle gar nichts werth," denn derweil er redete, gab ſich die Unreife unſerer politiſchen Bildung in erſchreckenden Zeichen kund. Als er ſagte: „in den Augen des Herrn v. Trützſchler iſt augenſcheinlich jene Regierung die beſte, welche am beſten zu gehorchen verſteht," da erſcholl auf der Linken der vergnügte Ruf: Sehr richtig!! Am 22. Januar, alsbald nach Uhland, beſtieg er die Tribüne, um für das Erbkaiſerthum zu ſprechen, und ich denke, die Zahl derer iſt heute nicht mehr groß, welche eine Anmaßung finden in ſeinen Worten: die Erblichkeit in der Monarchie vertheidigen, das heiße das Einmaleins vertheidigen. Freilich, die berufene Geſchichte vom „alten Eſel", die er erzählte, bewies, daß er die Anhänglichkeit der deutſchen Stämme an ihre angeſtammten Fürſtenhäuſer gar ſehr überſchätzte. Alle Strenge des Monarchiſten, alle Zuverſicht des Patrioten ſprach aus den berühmten Worten: „uns thut ein Herrſcherhaus noth, welches gänzlich ſich unſerem Deutſchland widmet. An den Hohenzollern Preußens können wir ein ſolches Herrſcherhaus nicht nur haben, ſondern mit dem ſchlechteſten und dem beſten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihnen haben."

Es folgte die traurige Zeit der lebloſen entſeelten Debatten, da die Parteien ſtreng geſchloſſen einander gegenüber ſtanden und die mächtigſten Redner nur noch in die leere Luft ſprachen. Es folgte die octroyirte Verfaſſung, die Oeſterreich — wie billig — als ein ſelbſtändiges Reich, ohne jede Rückſicht auf Deutſchland conſtituirte. In demſelben Augenblicke aber, da der Kaiſerſtaat um ſein Daſein kämpfte, wagte der unbelehrbare Hochmuth des Wiener Cabinets der deutſchen Nation eine Verfaſſung vorzuſchlagen, ohne eine Volksvertretung, doch mit einem Staatenhauſe, worin Oeſterreich 38, Deutſchland 32 Stimmen haben ſollte! „Die Zerreißung iſt vollbracht, doch nicht wir haben ſie verſchuldet," ſagte ſelbſt Radowitz, und wenn den Hohenzollern die glorreiche Erinnerung an Hohenfriedberg und Leuthen noch nicht geſchwunden war, ſo mußte in ſolcher Stunde auch ein vermeſſener Beſchluß Eingang finden am Berliner Hofe. Nachdem durch die vereinten Beſtrebungen der Linken und der Partei Schmerling's und Heckſcher's die Verfaſſung eine lange Reihe unmöglicher radicaler Beſtimmungen erhalten hatte, ward endlich das Erbkaiſerthum in der Paulskirche durchgeſetzt,

aber nicht das preußiſche. Denn die Mehrheit war, da die Oeſterreicher mit über das Geſchick des nichtöſterreichiſchen Deutſchlands abſtimmten, ſo unſicher, daß man zuerſt das abſtracte Erbkaiſerthum feſtſtellen mußte und dann erſt hoffen konnte, die Mehrzahl für die preußiſche Kaiſerkrone zu gewinnen. So erfolgte endlich die Kaiſerwahl — ſicherlich ein unerfreuliches Seitenſtück zu althiſtoriſchen Vorgängen und eine ſchwere Verletzung des Stolzes der preußiſchen Krone. „Nicht dem Deutſchen geziemt es die fürchterliche Bewegung fortzuleiten und zu ſchwanken hierhin und dorthin“ — mit dieſen Worten Goethe's verkündete der Präſident das Ergebniß der langen Arbeit. Doch die Welt ſollte erfahren: in Berlin galt als Weisheit, den unhaltbaren Zuſtand des Zweifels ziellos zu verlängern und haltlos hierhin und dorthin zu ſchwanken. In der zwölften Stunde, ſeinen eignen Räthen unerwartet, lehnte der König die Kaiſerkrone ab. Nicht uns ſteht es an, den Stab zu brechen über die Männer, welche auf die Annahme oder auf die Abdankung des Königs, auf die zwingende Gewalt der großen Stunde gehofft. Denn wie viel ſie auch gefehlt, was — im Grunde — war ihr ſchwerſtes Verbrechen? Sie hielten einen Kleinmuth der preußiſchen Krone, einen in der neuen Geſchichte einzigen Fall, für unmöglich, daran wir ſelber nicht glauben würden, wenn wir ihn nicht erlebt hätten. Eine preußiſche Staatskunſt begann, wofür die parlamentariſche Sprache nicht ausreicht: ſie wollte die Oberleitung in Deutſchland, doch nicht der Plebejer ſollte die Krone damit betrauen. Sie dachte nicht ſich mit Oeſterreich raſch zu verſtändigen und den alten Zuſtand herzuſtellen; nein, ſie wollte das ſchlechthin Revolutionäre auf legitimem Wege erreichen durch die freie Zuſtimmung jener kleinen Höfe, welche die Vorwände und Winkelzüge des Zauderns und Verneinens von Preußen ſelber gelernt hatten. Das Verhängniß aller Halbheit ereilte endlich auch die Unionspolitik.

Zum dritten Male in ſeinem öffentlichen Wirken hatte Dahlmann den Kronen ein edles Vertrauen entgegengebracht, und nochmals wie vordem in Kiel und Göttingen erntete er den „ſchwarzen Undank,“ den die Linke längſt vorausgeſehen. Wieder mußte das allmächtige Parlament beſchämt ſeine Ohnmacht eingeſtehen. Die Mehrheit hatte ſich verpflichtet die Reichsverfaſſung aufrecht zu erhalten. Aber der unverantwortliche Reichsverweſer, der auf Heckſcher's Rath ſein Amt nicht niedergelegt hatte, zeigte ſich jetzt als Erzherzog, er verweigerte ſeine Mitwirkung; das Cabinet Gagern trat ab. So blieb nur Eines —

die Revolution. Auch an die Ruhigſten ſind bei jenem Zuſammenbruche aller Hoffnungen revolutionäre Gedanken herangetreten. Nach fünfzehn Jahren dürfen wir dreiſt ſagen, daß die Nation zu einem erfolgreichen Aufſtande für die Reichsverfaſſung in jenem Augenblicke weder gewillt noch fähig war; und eine Revolution entzünden mit dem Bewußtſein der Unmöglichkeit, zur Luſtbarkeit oder um zu demonſtriren, iſt ein Verbrechen. Wir kennen Dahlmann als einen grundſätzlichen Feind der Revolution, und ſchwerlich mag Einer in jenen rauhen Tagen das tragiſche Geſchick des Parlaments ſchmerzlicher als er empfunden haben. Seine gemeſſene Haltung freilich verließ ihn auch jetzt nicht. Als der Erzherzog die Verſammlung durch die Ernennung des Miniſteriums Grävell verhöhnte und das Parlament dies für eine Beleidigung erklärte, da betheiligte er ſich nicht: er haßte dies formloſe Verfahren der Leidenſchaft. Seine ganze Natur zu ſein und zu denken — er ſelber geſtand es — war für das hartnäckigſte Ausdauern. Ein erſter Vorſchlag, daß die Partei austreten ſollte, ſcheiterte an Dahlmann's Widerſpruche. Erſt als die Austritte und Abberufungen ſich häuften, als er die Gewißheit hatte, bei längerem Bleiben mitſchuldig zu werden an radicalen Beſchlüſſen, die er verdammte, als die nächſten Freunde ſich zum Austreten entſchloſſen: da trat er endlich nach einer Nacht voll inneren Kampfes unter die Genoſſen und geſtand, wie ſchwer der Entſchluß ihm werde: „Ich würde mir es nie vergeben, wenn ich mir ſagen müßte, ich ſei zu früh ausgetreten, ich habe zu früh am Vaterlande verzweifelt; dagegen würde ich es leicht tragen, ich ſei zu ſpät ausgetreten. Aber es wuchs in mir von Minute zu Minute die Ueberzeugung, daß die Gemeinſamkeit das Ueberwiegende ſei.“ Dann ſchrieb er als der Erſte ſeinen Namen unter die Austrittserklärung der vornehmſten Mitglieder der Kaiſerpartei.

Nach ſo harter Enttäuſchung ſtieg ihm die Ahnung auf, daß die ſchwere Krankheit des deutſchen Staatslebens mit ſo ſanften Mitteln, wie er gehofft, nicht zu heilen ſei. Er ſchrieb in die Deutſche Zeitung: „Sollte dieſe große Bewegung an dem Uebermuthe der Könige von Napoleon's Gnaden ſcheitern und das Heil unſeres Volkes ſich noch einmal zur Nebenſache verflüchtigen, ſo hemmt, wenn es abermals fluthet, kein Damm die wilden Gewäſſer mehr, und der Wanderer wird die Reſte der alten deutſchen Monarchie in den Grabgewölben ihrer Dynaſtien ſuchen müſſen.“ Noch troſtloſer fand er die Lage auf der Verſammlung zu Gotha; die müde Abſpannung der Freunde entlockte

ihm den ſchmerzlichen Ausruf: oh flesh, oh flesh, how art thou fishified! Zu rathen wußte auch er nicht, man hörte von ihm das verzweifelte Wort: „Jetzt ſtehen wir nur noch der brutalen Thatſache gegenüber.“ Ja wohl, rien n'est aussi brutal que le fait!. Die Nation — und keineswegs blos die Kaiſerpartei, in welcher freilich die Sünden und die Tugenden des deutſchen Idealismus am ſtärkſten ſich ausprägten — die Nation war in jenem ſtürmiſchen Jahre noch nicht im Stande, die ſchreckliche Wahrheit dieſes Wortes zu verſtehen; darum verlief ſich die Revolution im Sande. Wenn unſer Volk dereinſt begriffen hat, daß die brutale Thatſache der kleinköniglichen Souveränität nicht zerſtört werden kann durch ein imaginäres Parlament, ſondern allein durch eine andere brutale Thatſache — durch den preußiſchen Staat und ſeine Bataillone: dann wird was dauernd und probehaltig war in dem Thun und Denken der Kaiſerpartei wieder aufleben. Dann wird die Nation die Verwünſchungen zurücknehmen, welche ſie im blinden Zorne der Enttäuſchung über ihr erſtes Parlament ergoß, und ihm nachrühmen, was der alte Arndt ungebrochenen Muthes den Genoſſen zurief:

wir ſind geſchlagen, nicht beſiegt;
in ſolcher Schlacht erliegt man nicht.

Zu retten was noch zu retten war, ging Dahlmann in die erſte Kammer nach Berlin, als die Reaction ſiegesfroh ihr Haupt erhob und die octroyirte Verfaſſung revidirt wurde. Wie dem deutſchen Parlamente, ſo hat er auch der preußiſchen Volksvertretung ein Seherwort zugerufen, das vor unſeren Augen traurig in Erfüllung geht. Der wichtigſte Fall der Seſſion war der Streit über den Artikel 109 der heutigen Verfaſſung („die beſtehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben“) — eine urſprünglich tranſitoriſch gemeinte Beſtimmung, welche für eine gewiſſenloſe Regierung die Handhabe werden mußte, um das Steuerbewilligungsrecht des Landtages aus den Angeln zu heben. Herr v. Bismarck allein erklärte bereits unverhohlen, daß ein großer Staat ſich nicht regieren laſſe mit dem unbedingten Steuerbewilligungsrechte des Parlaments. Aus der unendlich vertrauensvollen Mittelpartei ließ ſich die politiſche Unerfahrenheit in naiven Worten vernehmen: wo ſei die Gefahr bei dieſem Artikel? wenn der Landtag das Budget nicht bewillige, wie könnte dann eine Regierung beſtehen? Dann habe ſie zwar Einnahmen aus den beſtehenden Steuern, doch Ausgaben dürfe ſie nicht machen! Die vielgeſchmähten Doctrinäre, die

Dahlmann, Kühne, Camphauſen, Hanſemann, ſtanden in der Oppoſition, ſie beſaßen Welterfahrung genug, um zu wiſſen, daß wer die Macht hat, ſich das Recht nehmen kann. Darum entlud ſich auf ihr Haupt der ganze Zorn des Freiherrn v. Manteuffel: alle Parteien, erklärte der Miniſter, hätten in dieſem Staate ein Recht dazuſein, nur nicht die Doctrinäre. In einer claſſiſchen Rede beſchwor Dahlmann das Haus, „für keine Faſſung zu ſtimmen, die das Steuerbewilligungsrecht unſerer Volksvertretung irgend zweifelhaft läßt oder auch nur ſeinen Eintritt verſpätet. Wenn wir heute weichlich nachgeben, ſo wird die Volksvertretung dieſes Recht, welches ihr auf die Dauer nicht entgehen kann, nur gewinnen durch einen langen Kampf! Es wäre über alles traurig, wenn die Geſchichte von dieſen Tagen melden müßte, es habe die gemäßigte Partei, die Partei der wohlwollenden Vaterlandsfreunde, in Preußen die Klippe der Demokratie freilich zu umſchiffen vermocht, allein ſie habe nicht Energie des Charakters, nicht klaren politiſchen Blick, nicht edle Selbſtverleugnung genug beſeſſen, um eine heilſame Verfaſſung für das Vaterland zu begründen. Möge das nimmer geſchehen!“ Dennoch geſchah es alſo, und ein ſtrenges Urtheil muß bekennen, daß die Partei des Redners ſelber einige Schuld an dem unklaren Ausgang trug. Noch herrſchte überall im liberalen Lager der Glaube, daß die Macht über den Beutel den Eckſtein der parlamentariſchen Rechte bilde; und doch ſcheute ſich ein richtiger politiſcher Inſtinkt, das Daſein des Staates der Willkür wechſelnder Kammermehrheiten gänzlich preiszugeben. — Die ſchimpfliche Feigheit, welche der deutſche Adel während der Revolution gezeigt, hatte den Verfaſſer der „Politik“ von mancher alten Vorliebe geheilt. Er fand jetzt, daß die lebensfähigen Elemente unſerer Geſellſchaft demokratiſch ſeien, und warnte vor der Bildung eines erblichen Herrenſtandes: unſere erſten Kammern könnten nur dem belgiſchen Senate nachgebildet werden. Das war das Ende ſeiner politiſchen Laufbahn.

Sein letztes Jahrzehnt verbrachte er wieder in Bonn, ſehr thätig als Lehrer. Der regſamere Theil der Studentenſchaft brachte noch die alte Liebe dem ſtattlichen Greiſe entgegen, der ungebeugt mit dichtem dunklem Haar einherging. Die Burſchenſchaften zogen nie rheinaufwärts zum Commerſe, ohne vor Dahlmann's Hauſe die Fahne zu ſchwenken und ihm ein Hoch zu bringen. Argwöhniſch beobachtete ihn die Regierung; nur um ſo ernſter übte er die Pflicht, ſeine Schüler über den Staat der Gegenwart zu belehren. Scharf und ſchneidend pflegte

er die Vorlesungen über die deutsche Geschichte abzuschließen mit einer Schilderung des wiederhergestellten Bundestages. „Seitdem ist jede Hoffnung auf die Einigung Deutschlands verschwunden, und wie der Rechtszustand darniederliegt, davon geben Kurhessen und Schleswig-Holstein ein Zeugniß. Doch genug, übergenug, ich schließe.“ — Auch ein köstlich naiver Abriß der deutschen Geschichte, den der Alte für eine Enkelin niederschrieb, bricht ab mit den Worten: „Es giebt aber doch kein deutsches Reich mehr; wir haben blos deutsche Länder übrig behalten, deren zahlreiche Fürsten zwar unter einander verbündet, aber wie früher meist uneins sind. Nur im Zollwesen will man sich einig werden.“ — Mehr denn Ein junger Mann hat an dem Bilde des alten Herrn gelernt, was das schwere Worte bedeute: die Wissenschaft adelt den Charakter. Auch seine Strenge milderte sich nicht im Alter; sie verschuldete, daß der ultramontane Max v. Gagern nicht nach Bonn gerufen ward und dergestalt Preußen ein bedeutendes Talent nicht gewann, das heute seinen Feinden dient. Den Fernstehenden erschien der Alte starr und verschlossen, von abweisendem Ernst. Die Seinigen und ein kleiner Kreis treuer Freunde wußten von seiner milden Freundlichkeit, dann und wann auch von einem Aufblitzen seiner heiteren Laune zu erzählen. Als ihm eine katholische Schwiegertochter in das Haus geführt ward, sprach er, wie dem Rheinländer geziemt, das gute Wort: „Unser Vaterland ist nun einmal confessionell getheilt, da ist's recht heilsam, wenn wir im eigenen Hause lernen uns zu vertragen.“ ... Auf die Lästerreden von dem Königthum von Gottes Gnaden gab er die Antwort: „Mag Einer noch so erfüllt von der göttlichen Einsetzung der Fürsten sein, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat; wenn aber *er* nicht, wer denn sonst?“ An seinem preußischen Glaubensbekenntnisse hielt er treu bis zum Tode; mitten in den Tagen der Entwürdigung der Krone schrieb er zuversichtlich: „mir bleibt immer der Eindruck, daß uns Deutschen vornehmlich Macht nöthig sei, weit mehr als Freiheit, und wie die nöthige Macht im Welttheile uns auf anderem als monarchischem Wege zuwachsen soll, will mir nicht klar werden.“ — Der Abend seines Lebens war sehr trüb: von seinen nächsten Freunden starb ein guter Theil hinweg, auch Frau und Tochter wurden ihm entrissen. Auch Otto Abel starb, der vielverheißende schwäbische Historiker, der vordem dem Siebzehnerentwurfe mit dem Enthusiasmus der Jugend zugejubelt hatte und jetzt in Dahlmann's Hause

faſt wie ein Sohn verkehrte; er rieb ſich auf, weil ſein Traum von der Kaiſerherrlichkeit der Hohenzollern nimmer Wahrheit werden wollte. Am 5. December 1860 ward Dahlmann raſch vom Tode ereilt. Er ruht auf jenem ſchönen Friedhofe, wo dem Römer Niebuhr ſein König ein römiſches Denkmal erbaute, wo neben der alten Abteikapelle die Größen des neuen Bonn, die Schlegel, Bunſen, Arndt, die letzte Stätte gefunden.

Faſt jeder vielgenannte Mann hat einen Doppelgänger in der öffentlichen Meinung. Unfähig einen bedeutenden Charakter als ein Ganzes zu begreifen, haftet die Menge gern an einer auffälligen Aeußerlichkeit; und findet ſich gar ein witziger Kopf, jene wahre oder unwahre Eigenheit mit beißendem Witze zu verſpotten, ſo entſteht ein Zerrbild, das kein Reden mehr aus den Köpfen der Menſchen vertreibt. So iſt die Meinung entſtanden, Dahlmann ſei das Haupt jener Theoretiker, die alles Heil in einigen unverbeſſerlichen Verfaſſungsparagraphen finden; und doch zählte er zu den Erſten, die unſerem Volke eine freiere, minder ſchabloneuhafte Auffaſſung des Staatslebens eröffneten. Das Geſchlecht ſtirbt nie aus, welches ſich dann am herrlichſten dünkt, wenn es mit unheiligen Sohlen herzhaft auf dem Raſen trampelt, der die Gebeine unſerer Väter deckt; ſo werden auch Karl Vogt's Witze über den alten Eſel Dahlmann jederzeit eine gläubige Gemeinde um ſich verſammeln. Und noch häufiger läßt ſich die Rede hören, Dahlmann habe ſich überlebt. Sicherlich, von den Sätzen ſeiner Politik haben wir mehrere längſt über Bord geworfen, und ſeit es keinen Rechtsboden des deutſchen Bundes mehr giebt, muß unſere nationale Politik neue, weit kühnere Wege einſchlagen. Aber — ſo viel langſamer als die Ideen ſchreiten in Deutſchland die Zuſtände vorwärts — die meiſten jener Ziele, nach welchen Dahlmann's politiſches Wirken ſich bewegte, ſind für uns noch immer ein Gegenſtand nicht des Genuſſes, ſondern der Hoffnung. Er ſtritt für das deutſche Recht in Schleswig — und vor wenigen Monaten noch betrat der Deutſche bei Altona die Fremde. Er kämpfte für den Rechtszuſtand in Hannover — und er ſelber mußte noch erleben, wie das Spiel von 1837 gemeiner denn zuvor abermals aufgeführt ward. Er wollte den Deutſchen eine nationale Staatsgewalt gründen — und noch heute ſchaltet über uns der Bundestag. Er wollte Preußens Verfaſſung ſicher ſtellen vor dem Junkerthume und miniſterieller Willkür — und noch immer krankt Preußen an ſeinem Herrenhauſe und den ungeſicherten Rechten ſeiner Volksvertretung.

Von dem politiſch reifſten Volke der Erde werden dieſelben Lücke

und Bentham, welche kläglich Schiffbruch litten, als ſie einem wirklichen Staate eine Verfaſſung gaben, als Lehrer der Politik in hohen Ehren gehalten. Sollen wir Deutſchen die Bedeutung der politiſchen Wiſſenſchaft niedriger ſchätzen? Sollen wir die tiefen und guten Gedanken der Schriften Dahlmann's darum mißachten, weil ihrem Urheber der Genius des praktiſchen Staatsmanns verſagt war? Alle Parteien Deutſchlands kranken an doctrinärem Weſen; denn die lebendige, praktiſche Staatsgeſinnung erlangt ein Volk nur durch die Uebung in der Freiheit; und woher ſollte uns dieſe Uebung kommen, die wir nicht einmal eine Bühne nationaler Staatskunſt beſitzen? Schon Dahlmann's Revolutionsgeſchichte ſpricht die Ahnung aus, daß er und ſeine Freunde dem Märtyrerthume nicht entgehen würden. Auch uns, auch den Mittelparteien von heute, wird das gleiche Loos bereitet werden, auch auf unſeren Doctrinarismus wird ein jüngeres Geſchlecht herablaſſend niederſchauen. Und wohl uns, wenn dann in unſeren Reihen die Zahl der Männer nicht klein iſt, deren Bürgertugend und Seelenadel ſich mit Dahlmann meſſen darf! Wer Dahlmann's Namen nennt, ſoll der Worte gedenken, welche der Bonner Profeſſor ſchrieb, als er ſeinen rheiniſchen Landsleuten die traurige Märe erzählte von dem Tode des Letzten aus dem holſteiniſchen Grafenhauſe: „Wenn ich den Chor chriſtlicher Tugenden muſtere, den man jetzt häufig ſpazieren führt, ſucht mein Blick nach einer unter ihnen, von deren ernſter Schönheit, im ſtrengen Ebenmaße der Glieder, alte verſchollene vaterländiſche Kunden reden. Unter ihrem feſten Tritte ſprießen keine Blumen, aber heilende Kräuter bezeichnen ihre Bahn. Sie muß das Haus hüten, höre ich. Möge ſie behüten das Haus der Deutſchen, die hohe Gerechtigkeit!“

Otto Ludwig.

(Leipzig 1869.)

Kein Satz steht dem Aesthetiker so fest wie dieser, daß die Ideale unserer Zeit nur im Drama die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen können. Und keine Thatsache steht dem Beobachter des Kunstlebens so fest wie diese, daß nicht das Drama, sondern der Roman sich heute der höchsten Volksgunst erfreut. Man mag diesen Widerspruch beklagen, und ich beklage ihn lebhaft — aber die ästhetische Empfänglichkeit eines Volkes läßt sich nicht meistern, sie gehorcht ebenso wenig wie die Gestaltungskraft der Künstler den Machtsprüchen der Theorie. Die Vorliebe der Zeitgenossen für den Roman entspringt zum Theil der Trägheit; denn das Drama muthet der Phantasie der Hörer eigene Thätigkeit zu, während der stoffliche Reiz des Romans auch den Stumpfsinn erregt. Doch zugleich sagt uns ein richtiges Gefühl, daß die eigenthümlichsten Gedanken der Gegenwart bisher in dem Romane ein getreueres Abbild gefunden haben als im Drama. Die jüngste Epoche der deutschen Poesie läßt sich kurz bezeichnen als eine Zeit, welche nach dem Drama sucht, ohne es zu finden. Der lebensfähigen Dramen sind heute so wenige, daß man einigen Muthes bedarf, um ernstlich zu glauben, dies Suchen sei nicht blos den Reminiscenzen der Weimarschen Tage, sondern einem ursprünglichen Drange der Gegenwart entsprungen. Recht als ein Vertreter dieser suchenden Zeit, als eine tragische Gestalt erscheint uns Otto Ludwig, ein Dichter, der mit allen Kräften eines starken Geistes dem Ideale des Dramas nachtrachtete und endlich doch erleben mußte, daß eine seiner Erzählungen den Zeitgenossen als das schönste seiner Werke galt.

Halb lächelnd halb beschämt gedenken wir heute des sonderbaren Streites der angeblichen Idealisten und Realisten, welcher in den fünf-

Digitized by Google

ziger Jahren die Spalten so vieler Blätter mit gehässigem Zanke füllte. Als die Ausläufer der Romantik sich in phantastische Experimente verloren, bald die Kunst zum Gegenstande der Kunst machten, bald schattenhafte Märchengestalten erschufen, welche jeder menschlichen Wahrheit und darum der Schönheit entbehrten: — war es nicht natürlich, daß damals frische mit gesunder Sinnlichkeit begabte Dichter, jenes schwächlichen Treibens müde, mit kecker Hand in die derbe Wirklichkeit des niederen Volkslebens griffen? Dieser aus der Lage der Dinge entsprossenen Richtung verdanken wir die allmähliche Rückkehr der erzählenden Dichtung zu kräftigen, lebenswahren Gestalten. Aber die Dorfgeschichte, die bei ihrem ersten Auftreten, in Immermann's Münchhausen, wie ihr gebührte, nur als eine Episode erschienen war, begann bald sich als die Herrscherin zu fühlen. Der prosaische Sinn der Zeit, froh der großen Triumphe der deutschen Arbeit, stellte dem Dichter die Zumuthung, daß er das Schöne suche unter den Düften des Heues, beim Klappern des Webstuhls. Man verwechselte das Ideale und das Abstracte, schalt über Unnatur, so oft ein Poet über die Schilderung des platt Alltäglichen hinausging. Die realistische Aesthetik bewunderte alles Ernstes den dürftigen Ruhm jenes alten Malers, dessen Trauben die Gier der Sperlinge reizten; sie lief Gefahr herabzusinken zu der Roheit des großen Haufens, dessen Kunstgenuß, nach Goethe's classischem Worte, nur darin besteht, daß er das Abbild mit dem Urbild vergleicht.

Ihr gegenüber schaarte sich nach und nach eine seltsam gemischte Gesellschaft. Zarte musikalisch gestimmte Naturen, welche das lyrische Element in jenen realistischen Dichtungen mit Recht schmerzlich vermißten; sinnige Verehrer der Goetheschen Muse, die sich aus der Enge der prosaischen Lebensverhältnisse zurücksehnten nach der freieren Luft und der reinen Formenschönheit der antiken Welt; vor Allen aber talentlose Schriftsteller, die greisenhaften Epigonen des „jungen Deutschlands", denen die leibhaftige Wahrheit der Dorfgeschichten ihren eigenen Mangel an Gestaltungskraft klar machte — sie alle vereinigten sich zu dem Rufe, bei dem Streben nach dem Charakteristisch-wahren gehe die Schönheit verloren. Für das heutige Geschlecht bedarf es kaum noch der Versicherung, daß die hellen Köpfe der beiden streitenden Parteien im Grunde eines Sinnes waren. Darin liegt ja die Größe, der Tiefsinn der Poesie, daß sie, vielseitig, allumfassend, nicht wie die Sculptur den idealistischen, nicht wie die Malerei den charakteristischen Stil begünstigt, sondern beiden freien Spielraum gewährt. Jener zarte Sinn

für die reine Form, welcher mit selbstvergessenem Entzücken selbst der abstracten Schönheit der Linien zu folgen vermag, von den großartigen Umrissen eines Gebirges bis herab zu den lieblichen Wellenwindungen eines Frauenscheitels — er ist dem Dichter nicht minder unerläßlich, als der kecke Muth, der seine Lust hat an den mannichfachen Verzerrungen, in denen das Menschenleben die Idee des Schönen entstellt und gebrochen zur Erscheinung bringt. Erst die Vereinigung dieser Kräfte macht den Dichter. Nur ein Mehr oder Minder, ein Vorwiegen der einen oder der andern Richtung ist an einzelnen Künstlern wie an ganzen Zeiträumen wahrzunehmen. Und wenn wir die prosaischen Lebensformen unserer Tage, ihr unbestreitbar mehr auf das Wahre denn auf das Schöne gerichtetes Gefühl betrachten, so läßt sich gar nicht leugnen: für einen modernen deutschen Dichter, der seiner Zeit ein offenes Herz entgegenbringt, ist die Hinneigung zur charakteristischen Darstellungsweise nicht Sache der freien Wahl, sondern Ergebniß geschichtlicher Nothwendigkeit. — In dem heftigen literarischen Kampfe jener Zeit fanden so einfache Wahrheiten kein Gehör; jeder Künstler ward unbarmherzig hineingezerrt in den Parteihader des Tages. Otto Ludwig selbst hat sich von den kritischen Fehden vornehm zurückgehalten, er hat zur Welt nie anders gesprochen als durch seine poetischen Thaten. Trotzdem erkor ihn die buntscheckige Menge der Gegner der charakteristischen Darstellungsweise zur Zielscheibe ihrer bittersten Anfeindungen; er sollte der wahre Bannerträger sein der Poesie des Dütendrehens. Wunderlicher Irrthum! Wie wahr ist es doch, daß die Lebenden einander nicht verstehen! Heute, da jener thörichte Zank längst verstummt ist, da Otto Ludwig nicht mehr unter uns weilt, sei der Versuch gestattet, ein treues Bild des edlen Mannes zu zeichnen. —

Eine harte freudlose Jugend gewährte dem Dichter nur allzu oft einen Einblick in die Nachtseiten des Menschenherzens. Er war zu Eisfeld im Jahre des deutschen Freiheitskrieges geboren und wuchs heran in jenen müden Zeiten, da noch kaum ein Lichtstrahl eines öffentlichen Interesses die Gedanken der Menschen in einer thüringischen Kleinstadt hinweglenkte von den Sorgen und Kämpfen ihres engen häuslichen Daseins. Er erlebte frühzeitigen Liebeskummer, raschen unheilvollen Schicksalswechsel im Hause der Eltern, sah unter den Verwandten wilde Auftritte entfesselter Leidenschaft in gedrückten ärmlichen Verhältnissen, und da er eine Zeit lang hinter dem Ladentische stehen mußte, trat ihm das kleine Alltagstreiben der wunderlichen Käuze, die jene Zeit des un-

gestörten Philisterthums erzeugte, dicht unter die Augen. Das Völkchen um ihn her begann bald zu ahnen, daß eine ungewöhnliche Kraft in der Seele dieses jungen Menschen arbeitete. Ein Augenzeuge erzählte mir einst, wie Thorwaldsen einmal im lebhaften Gespräche im Zimmer auf und abging, die Hände auf dem Rücken gefaltet und einen Thonklumpen zwischen den Fingern knetend; nach einer Weile holt er den Thon hervor und siehe da, er hat die edlen Umrisse eines schönen Kopfes geformt. Auch in der Phantasie des jungen Thüringers lag ein Zug von dieser unbewußten geheimnißvollen Schöpferkraft. Er lebte und webte in einer reichen Traumwelt; glänzende Gestalten tauchten auf vor seinem inneren Auge, traten ihm in den Weg wo er ging und stand, in körperlicher Fülle, in beängstigender Nähe. Vielleicht ist kein deutscher Dichter seit Heinrich Kleist durch eine solche übermächtige Naturgewalt des Vorstellungsvermögens zugleich beglückt und gepeinigt worden. Doch der erlösende Ruf, der den harmonischen, glücklichen Genius früh auf ein bestimmtes Gebiet des Schaffens drängt, erklang diesem ringenden Geiste nicht. Seine Phantasie war eben so unstät als vielseitig; sein Wesen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunst noch ungeschieden durch einander lagen und der Mensch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte. Er hört entzückende Melodien in seinem Innern klingen und beginnt zu componiren, er zeigt ein lebhaftes Gefühl für die bildende Kunst und sieht die Erscheinungen, die ihm aufsteigen, blendend vor sich in reicher Farbenpracht, so deutlich, daß er das leiseste Zucken ihrer Mundwinkel nachzeichnen könnte; er fühlt die ersten Regungen seiner Dichterkraft und spielt in einem Liebhabertheater zugleich den Dramaturgen und den Kapellmeister.

Als er endlich meint seinen Beruf für die Musik erkannt zu haben und die Güte eines Gönners dem Armen das Studium der Kunst ermöglicht, da führt ihn sein Unstern in das höfliche Sachsen. Dem derben Sohne der thüringer Berge graut vor diesen glatten Städtern, vor „der erlogenen Jugend auf diesen Leipziger Gesichtern.“ Er sehnt sich heim nach der alten Bastei in Eisfeld, wo er so oft mit schlichten, kernhaften Freunden geplaudert, zieht sich scheu vor den Menschen zurück. Noch in späteren Jahren, wenn er die hohen Gestalten der Bilder in der Dresdener Gallerie betrachtete, erschien ihm das moderne Volk mit seiner Hast und seiner Leere oft nur wie ein Haufen „aufgepappter nürnberger Männlein.“ Er erwarb jetzt, während er eifrig seiner Kunst oblag, durch harte, aufreibende Arbeit eine allgemeine Bildung, die doch

immer unfertig blieb, bis er endlich — man ſagt, nach dem Anhören einer Beethovenſchen Symphonie — ſich traurig geſtehen mußte, daß die Welt der Muſik nicht die ſeine ſei. Nun erwachte ſeine dramatiſche Kraft. In ſeinen dreißiger Jahren geht er noch taſtend die Irrgänge des Schülers, mannichfach aufgeregt bald durch die reckenhafte Größe der altnordiſchen Sagenwelt, bald durch die Spukgeſtalten der neuen Romantik. Ich verdanke der Güte der Wittwe Otto Ludwigs die Kenntniß zweier Dramen aus dieſer Zeit, und ich vermag lebhaft nachzuempfinden, wie bald der ſtrenge, raſtlos aufſtrebende Geiſt des Dichters, der ſich nie genug that, von ſo unreifen, chaotiſchen Werken ſich abwenden mußte. „Das Fräulein von Scudery“ iſt eine wenig glückliche Bearbeitung der bekannten Schauergeſchichte von Callot-Hoffmann; die phantaſtiſche Willkür der Erfindung, welche der Novelliſt durch den leichten Fluß ſeiner Erzählung, durch eine gewiſſe diaboliſche Grazie zu verſtecken weiß, tritt in dem Drama grell, in widerwärtiger Klarheit hervor. Minder formlos, aber auch weniger eigenthümlich iſt das Trauerſpiel „Die Rechte des Herzens.“

Es gereicht dem Scharfblick Eduard Devrient's zur Ehre, daß er aus einzelnen mächtigen Klängen urſprünglicher Leidenſchaft, welche in dieſen unfertigen Dramen zuweilen aufbrauſen, das Talent des Dichters erkannte und ihm die Schule der Dresdner Bühne eröffnete. Was wußte die Klatſchſucht des ängſtlichen Dresdner Philiſters nicht zu erzählen von dem ſchweigſamen Sonderling, der zuweilen mit ſeiner langen Pfeife im Großen Garten erſchien — eine hohe ſchlanke Geſtalt, ſchöne, tiefe deutſche Augen, ein großes bleiches Geſicht von langem Haar und Bart umſchattet. Ein Ton matter und platter Gemüthlichkeit war aus der Dresdner Künſtlerwelt niemals ganz verſchwunden ſeit jener Zeit, da die Abendzeitung ihre Waſſerkünſte ſpielen ließ, bis herab zu dieſen neueren Tagen, da der wackere Julius Hammer verſtändnißinnig um ſich und in ſich ſchaute. Doch alle mannhaften und tiefen Naturen aus dieſen gefühlsſeligen Kreiſen ſuchten gern das ſtille Haus des Thüringers auf; und wer ihm irgend näher getreten, pries bewundernd die ſeltene Hoheit dieſes Künſtlergeiſtes, wie beſonnen und verſtändig er im täglichen Lebens ſchaltete, wie treu und wahrhaftig die Stimme der Empfindung aus ſeinem Herzen klang, und wie geiſtvoll er in ſeinem derben Thüringer Dialekte über die höchſten Probleme der Kunſt zu reden wußte, wenn man nur anzuklopfen verſtand. Eine glückliche Ehe und der günſtige Bühnenerfolg zweier Tragödien ſchienen dem Dichter endlich, da er das vier-

zigſte Jahr ſchon überſchritten hatte, die Bahn eines wohlgeordneten ehrenvollen Lebens zu eröffnen; da warf ihn ein grauſames Siechthum danieder, betrog ihn und uns um die Früchte ſeines Schaffens. Unermüdlich thätig, nie verlaſſen von ſeiner Seelenſtärke, hat er noch viele Jahre hindurch der Krankheit widerſtanden, bis er endlich, kaum zweiundfünfzigjährig, erlag.

Es muß ein harter Kampf geweſen ſein, der den Dichter des „Fräuleins von Scudery“ befreite von den allzulange verfolgten romantiſchen Idealen. Genug, er brach mit dieſer phantaſtiſchen Welt, endgiltig nach ſeiner ſtarken Art; er wollte fortan auf eigenen Füßen ſtehen, „Natur und Wahrheit geben, ja die Wirklichkeit ſelbſt — ſo ſchrieb er — nicht die rohe, ſondern die ſchöne“. In der That erſchien das Trauerſpiel „der Erbförſter“, das in Dresden (1852) zum erſten Male über die Bretter ging, wie eine leidenſchaftliche Kriegserklärung gegen alle romantiſche Verſchwommenheit. Es iſt kaum möglich, über die ungeheuerliche Fabel dieſes ſeltſamen Dramas ein allzuhartes Urtheil zu fällen. Das Thema von Kleiſts Kohlhaas, das Bild des wackeren Mannes, der durch gekränktes Rechtsgefühl ins Unrecht geſtürzt wird — dieſer alte ſchöne grunddeutſche Stoff erſcheint hier ſonderbar verzerrt. Ein leichter, ja komiſcher Streit zwiſchen dem wackeren Förſter und ſeinem nicht minder wackeren Herrn wird durch allerlei äußere Umſtände, durch eine verwickelte dramatiſche Maſchinerie, die den Einfluß von Leſſings Emilia Galotti nur allzudeutlich erkennen läßt, emporgeſchraubt zu der Höhe eines tragiſchen Kampfes; zuletzt greift gar der gemeine Zufall ein und der Förſter erſchießt, indem er den Sohn des Feindes tödten will, ſein eigenes Kind.

Und doch, was war es, das damals die Hörer in geſpannter Theilnahme auf den Bänken bannte? Warum regte ſich kein Lächeln bei den widerſinnigen Zumuthungen, welche der Dichter an uns ſtellt? In leibhaftiger Wirklichkeit, mit überwältigender Wahrheit traten uns dieſe Menſchen entgegen; während des Schauens zum mindeſten vermochte der Zweifel nicht ſich zu regen. Ein Jeder fühlte: das iſt tief innerlich empfunden, das ward geſchrieben mit jener Sammlung des ganzen Weſens, welche in der heutigen Kunſt — bei der Maſſe von Bildungsſtoff, die auf den Künſtler eindrängt und ſeine Theilnahme zerſtreut — eine unendlich ſeltene Erſcheinung iſt. Dieſe Geſtalten hatten von dem Blute des Lebens getrunken, ſie ſagten uns nicht was der Dichter mit ihnen wollte, ſie ſagten was ſie ſelber wollten, und ſie ſprachen

es aus, ohne es recht zu wiſſen. Eine feine und tiefe Unterſcheidung, die den Nagel auf den Kopf trifft und von Otto Ludwig in ſeinen Selbſtbekenntniſſen oft betont wird; der kalte Verſtand begreift ſie kaum, das geſunde Gefühl empfindet ſie augenblicklich. Gerade die gebildeten Hörer, befangen in der Reflexion, an ſtäte Selbſtbeobachtung gewöhnt, zeigen heute wenig Sinn für die rechte Objectivität des Dramatikers; ſie ſind befriedigt, wenn die Geſtalten auf der Bühne nur nichts ſagen, was ihrem Charakter widerſpricht, und hören gern jene pikanten epigrammatiſchen Selbſtbekenntniſſe, welche doch lediglich den pſychologiſchen Scharfſinn, den analytiſchen Verſtand des Dichters, nicht ſeine Geſtaltungskraft zeigen. Hier aber erſchien ein echter Dramatiker, der völlig hinter ſeinem Werke verſchwand. Der unglückliche Dichter, der mit ſeinem ſchwerflüſſigen Talent, ſeinen unabläſſigen grübelnden Seelenkämpfen dem fruchtbaren, glückſelig heiteren Genius Albrecht Dürer's gegenüberſteht wie die Nacht dem Tage, zeigt doch in der naiven Wahrheit, der knorrigen Eigenart ſeiner Charaktere eine Verwandtſchaft mit dem alten Maler.

Und warum fanden ſie ſo wenig Anklang, jene kritiſchen Stimmen, welche mit der naheliegenden Behauptung auftraten, hier ſei die craſſe Trivialität der Schickſalstragödien wieder auferſtanden? Nein, hier iſt nichts von jener leichtfertigen Frivolität, die des Menſchen Thun und Denken an einen rohen Zufall knüpft. Ein altteſtamentariſcher Ernſt ſchreitet durch das Stück; der Dichter ſcheint frivol, weil ſeine gewiſſenhafte Strenge zur Härte wird. „Unſchuld und Verbrechen ſteh'n an den Enden des Menſchlichen; aber den Unſchuldigen und den Verbrecher trennt oft nur Ein ſchnellerer Puls" — das iſt ein Ausſpruch frevelhafter Schwäche, wenn er die Sünde entſchuldigen ſoll. Aber Otto Ludwig verſteht ihn im Sinne einer Anklage; er glaubt gerecht zu handeln, wenn er „einem raſchen Worte, das unſer Herr wird, weil wir uns nicht die Mühe geben ſein Herr zu ſein," die furchtbarſten Schrecken folgen läßt. Eine freudloſe, troſtloſe Lebensweisheit, eine arge Verirrung, gewiß, aber die Verirrung eines tiefen und ſtarken Geiſtes!

Vielleicht noch peinlicher als den grauſamen Schluß, empfand der Hörer die ſchwüle beklommene Luft, die über dem geſammten Werke liegt. Dieſe ſtarken wilden Leidenſchaften im engſten Raume tobend — das macht den Eindruck eines Sturmes im Glaſe Waſſer, dabei geht die Harmonie von Form und Inhalt verloren. Die Berechtigung

des dörflichen und kleinbürgerlichen Lebens in der Tragödie bleibt ſchlechterdings eine ſehr beſchränkte. Worin beſteht der poetiſche Reiz jener ſchlichten Lebenskreiſe? In der Einfachheit, der heimlichen Enge, dem traulichen Frieden eines der Natur noch nicht entfremdeten Daſeins. Wie anders in dieſer Tragödie! Von dem äſthetiſchen Reize des Wald- und Jägerlebens iſt nicht die Rede; nur die Härte, die Unfreiheit der proſaiſchen Lebensverhältniſſe tritt uns entgegen. Wo die Leidenſchaft tobt, da erſcheint ſie in häßlicher Form: ausgehauen wird des Förſters Sohn, und den ruchloſen Mordthaten muß ſich die feige Waffe der Büchſe als Mittel bieten. Fürwahr, das ſind keine Aeußerlichkeiten. Wenn der Dichter in der erſten Bearbeitung ſeinen Helden aufs Gericht gehen ließ, um für den Todtſchlag den Tod zu finden, wenn er ſpäter den juriſtiſchen Fehler durch einen pſychologiſchen erſetzte und dieſen ſtarren Gläubigen durch Selbſtmord enden ließ: — liegt darin nicht ein bedenklicher Fingerzeig, wie wenig dieſe harmloſen Lebenskreiſe ſich für die Tragödie eignen? Die komiſche, die rührende Dichtkunſt findet in ſolchen einfachen Zuſtänden ihr natürliches Element. Die Tragödie ſchreitet auf geweihtem Boden, ſie verlangt den Kothurn, ſie fordert eine reine, von dem Dunſt und Staub des alltäglichen Lebens geſäuberte Luft, ſie fordert große Verhältniſſe, wenn die großen Leidenſchaften, welche ſie entfeſſelt, groß erſcheinen, harmoniſch wirken ſollen, wenn ihr Eindruck nicht traurig ſtatt tragiſch, niederſchlagend ſtatt erſchütternd ſein ſoll. Oder wäre es ein Zufall, daß die große Familientragödie des Lear, das pſychologiſche Drama des Taſſo in der vornehmen Welt ſpielen? Wir ſind weit entfernt, den niederen Ständen die tragiſche Hoffähigkeit kurzweg abzuſprechen; aber es bedarf ungewöhnlichen Glückes, wenn der Dichter einer kleinbürgerlichen Tragödie die arge Klippe umſchiffen will, daß die Leidenſchaften in dieſem engen Raume verkümmert, gebrochen erſcheinen, und daß die rächenden Mächte des bürgerlichen Lebens, der Gensdarm und das „Trillerhäusle“ mit ihrer handgreiflichen Häßlichkeit den Kunſtgenuß zerſtören.

Noch mehr. Die Tragödie verlangt volle Zurechnung, individuelle Freiheit des Entſchluſſes der Handelnden, und auch darum ſind die Höhen des Lebens ihr natürlicher Boden. Keine Spur davon in unſerem Trauerſpiele. Dieſer Held bewegt ſich in einer engen Welt feſter Rechts- und Ehrbegriffe, welche nicht minder ſtarr, aber weit minder äſthetiſch ſind, als die Satzungen ſpaniſcher Ritterlichkeit

in den Dramen Calderon's. Seine Ehre glaubt er geſchändet, wenn ſein Gutsherr ihn wegen einer Meinungsverſchiedenheit aus dem Dienſte entläßt, ſein Anſehen denkt er zu wahren, wenn er mit der Furcht ſtatt der Liebe Weib und Kind an ſich feſſelt. Auch Kleiſt's Kohlhaas iſt ein ſchlichter Mann aus dem Volke; doch hier zeigt ſich die Ueberlegenheit dieſes mit Ludwig verwandten und doch ungleich größeren Geiſtes. Kleiſt läßt ſeinen Helden klar und einfach denken, alſo daß wir alle, Hoch und Niedrig, ſofort verſtehen, warum er in ſeinem Rechte gekränkt zur Selbſthilfe greift. Dem Erbförſter dagegen widerfährt zwar eine Unbill, doch kein Unrecht, er wird als ein widerſpenſtiger Diener von ſeinem Herrn entlaſſen. Der brave Mann empfindet nun dunkel — und wir mit ihm — daß das formelle Recht diesmal zur unſittlichen Härte führt; in ihm regt ſich die uralte, die echt-menſchliche und doch ewig unerfüllbare Forderung, daß die Ordnung des Rechts und die Ordnung der Sittlichkeit ſich decken ſollen. Aber der Dichter verſchmäht dies klare und wirkſame Motiv zu benutzen; er leiht ſeinem Helden nicht die Beſchränktheit der Leidenſchaft, welche im Drama ein ewiges Recht behauptet, ſondern die Beſchränktheit der Unbildung, die der Hörer belächelt. Der unwiſſende Förſter kann das ſonnenklare Recht ſeines Dienſtherrn nicht begreifen, und auf dieſer Dummheit des Helden ruht am Ende der ganze tragiſche Conflict! — „So ſind meine Thüringer" — pflegte Ludwig zu antworten, wenn man ihm ſolche Bedenken einwarf; er gedachte dann aller der harten und beſchränkten Naturen, die ihm droben auf dem Walde begegnet waren, er erzählte von jenem Manne in Eisfeld, der mit den Seinen dem Hungertyphus erlag, weil er es für eine Schande hielt, der Behörde ſeine Dürftigkeit zu bekennen. Aber ſind ſolche Empfindungen, weil ſie im Leben vorkommen, poetiſch wahr? Iſt der Hörer, der mit freieren menſchlichen Ideen an das Werk herantritt, im Stande, ſie nachzuempfinden oder auch nur zu begreifen? Die enge kleine Welt, worin der Dichter aufwuchs — ſonſt ein Segen für den Künſtler, denn ſie ſchenkt ihm, was keine Bildung erſetzen kann, Vertrautheit mit der Natur, mit dem einfachen Ausdrucke ſtarker Empfindungen — ſie gereicht ihm zum Unſegen. Er vermag nicht, über das Reich der Erfahrung ſich zu erheben, er zeichnet das Leben ſelbſt, nicht ein künſtleriſches Bild des Lebens. So hinterläßt dies Drama eines ernſten und ſtrengen Künſtlers doch einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke zuchtloſer, nach willkürlichen Effecten haſchender Geiſter: erſtaunt

und befremdet verweilen wir, dieſer Held iſt ein unverſtändliches Original.

Zu dieſem Fehler, der aus unfreier Bildung entſpringt, geſellt ſich ein anderer, der ſeinen Grund hat in der Ueberfülle der Kraft. Die ſinnliche Wahrheit der bis zur Zudringlichkeit deutlichen Geſtalten überſchreitet oft die dem Dramatiker geſetzten Schranken, alſo daß der Schauſpieler gepeinigt oder zum Automaten herabgewürdigt wird; über ihnen ſchwebt nicht jener geheimnißvolle Duft, der die Phantaſie des Hörers zu eigener Thätigkeit erweckt. Wie peinlich der Dichter durch ſeine Traumgeſtalten bedrückt ward, das fühlen wir bei Ludwig wie bei Kleiſt am deutlichſten an den Scenen höchſter Erregung: hier finden Beide ſelten die Beredſamkeit der Leidenſchaft, ſie reden die ſtammelnden Laute der rohen Empfindung, ſie ſcheinen zu kalt, weil ſie zu heiß ſind. Das alles hat Otto Ludwig ſelbſt ſpäterhin eingeſehen, da er ſich vorwarf: „wer den Sinn überzeugen will, lähmt die Phantaſie.“ Endlich — da einmal auch der begabteſte Dichter ſeine Menſchen theilweis ſich zum Bilde ſchafft — ſo haben all' dieſe Charaktere eine ſchwere, verſchloſſene, zurückhaltende Weiſe, die jede Situation übermäßig geſpannt und ängſtigend macht und dem Hörer zur Qual wird. — Wer die Stärke dieſes Talents bewunderte, der mußte wünſchen, ein freundlicher Stern möge die Phantaſie des Dichters hinausführen aus der engen Welt, die ſeine Wiege umgab, damit er das Dürftige und Häßliche des Alltagslebens vergeſſe — und er möge ſich befreien von der Schule Eduard Devrient's, welcher er zwar die Bühnenkenntniß und die Sorgfalt in der Charakterzeichnung, aber auch die einſeitige Vernachläſſigung der idealen Elemente des Dramas verdankte.

Und Otto Ludwig erfüllte dieſe Hoffnung, als einige Zeit ſpäter „Die Makkabäer“ erſchienen. Der Stoff konnte nicht glücklicher gewählt ſein; denn der lyriſche Schwung, der in der Fabel ſelbſt liegt, half freundlich einen Mangel in Ludwig's Talent verdecken, und nicht die ſinnlich reizende Pracht, welche heute ſo viele blaſirte Poeten an die orientaliſchen Stoffe feſſelt, ſondern der tiefreligiöſe Ernſt der jüdiſchen Welt, der dem Weſen Ludwig's vollkommen entſpricht, hatte den Dichter angezogen. Das Drama gemahnt oft an den glaubensfreudigen Siegesjubel, der in den Klängen von Händel's Samſon redet. Wie Judah Makkabäus über die Leiche ſeines Oheims nach dem Götzenbilde ſchreitet und den Gräuel in den Staub wirft — „o arme Beter, ärm'rer Gott!“ —

und wie den ſterbenden Dulдern zu Jeruſalem aus den Augen des einziehenden Helden neue Kraft zum Leben zuſtrömt: dieſe Scenen ſtehen dem Beſten unſerer Dichtung zur Seite. Und es ſind Kämpfe von ewiger Wahrheit, die der Dichter ſchildert: die Empörung des freien Heldenmuths gegen religiöſen Fanatismus, der Kampf der Glaubenstreue mit dem Zwange weltlicher Tyrannei. Die beklemmende Düſterheit von Ludwig's Erſtlingsdrama finden wir hier nicht mehr, wohl aber dieſelbe Kraft und Gedrungenheit, denſelben ſittlichen Ernſt. Dies Letztere erſcheint beſonders erfreulich, wenn wir uns des gleichnamigen Stückes von Zacharias Werner, das ſich mit Ludwig's Tragödie vielfach berührt, erinnern; denn an dieſer Arbeit des Apoſtaten empört uns nicht ſowohl das wüſte Durcheinander der Scenen und der hohle Klingklang ſchlechter lyriſcher Verſe, als der gänzliche Mangel an Gewiſſen, die prahleriſche Aeußerlichkeit des religiöſen Gefühls.

In der Zeichnung der Charaktere hat der Dichter hier nur wenig und in großen Zügen motivirt, und leider pflegen die Aufführungen der Makkabäer das Heine'ſche Witzwort, daß Schauſpieler und Dichter in demſelben cordialen Verhältniſſe zu einander ſtehen, wie der Henker und der arme Sünder, in beſonders ſchlagender Weiſe zu bewahrheiten. Es iſt ein Vorzug großer hiſtoriſcher Stoffe, daß ſie ſparſames Motiviren ermöglichen: die erhabenen allgemein-menſchlichen Empfindungen der Vaterlandsliebe, des Heldenmuths, der religiöſen Begeiſterung hat jede nicht ganz ſtumpfe Phantaſie ſchon durchempfunden, der Dichter hat nicht nöthig, durch Kleinmalerei ſie uns näher zu bringen. Wer ſollte ihn nicht verſtehen, dieſen königlichen Judah, „den Mann, der ſeine Tugenden verhüllt, daß unſere Armuth nicht vor ihm erröthe," der bei der Feinde Drohen vor Luſt bebt wie ein Baum im Regen? Und neben ihm „in ihrer Demuth Niedrigkeit" das Röslein von Saron, eine Geſtalt, die nur wenige Zeilen ſpricht, aber von einer erträglich ſchönen und gefühlvollen Schauſpielerin dargeſtellt, jeden Zuſchauer kaum minder rühren muß, als den Judah ſelber. Auch der vielgeſchmähte Charakter der Mutter der Makkabäer ſcheint uns durchaus wahr und treu. „Kein Weib war weiſer, keine Mutter thörichter," dies Wort des Judah löſt das Räthſel. Mit durchdringender Klarheit erkennt ſie die Schmach ihres Volkes, ſie glaubt mit einer die Grenzen des Weiblichen ſchon überſchreitenden Leidenſchaft an die Rückkehr der Juden zum alten Glanze, zum alten Gott; und in weiblicher Weiſe

vermiſchen ſich dieſe religiös-politiſchen Beſtrebungen mit ihrem Familienſtolze, ihrer blinden Mutterliebe: in jedem ihrer Söhne meint ſie den Helden ihres Volkes zu ſchauen, und indem ſie ihnen die Bahn zum Ruhme weiſt, zittert ſie davor, ſie zu verlieren. Es iſt ein tiefſinniger Zug, daß dieſe entgegengeſetzten Seiten ihres Weſens zuletzt, da ſie ſelbſt ihre Söhne zu Jehovahs Ehren in den Tod treibt, mit einander in Kampf gerathen.

Leider iſt die Compoſition ſehr unfertig, auf Scenen voll Hoheit folgen oft matte, faſt zweckloſe Auftritte. Ludwig hat gleich Z. Werner zwei Fabeln verbunden, den Glaubenskampf des Judah und die rührende bibliſche Erzählung von dem Opfertode der ſechs Knaben im Marterofen; aber ihm ſo wenig als Werner iſt die Verſchmelzung gelungen. Beide Stoffe ſind durchaus dramatiſch, es war möglich, ſie mit derſelben Idee zu durchdringen und in ähnlicher Weiſe wie die beiden Tragödien im Lear zu einer idealen Einheit zu verknüpfen. In der einſamen Größe des Judah, der ſich losreißt von dem mütterlichen Boden der Geſittung ſeines Volkes, ruht ein tiefſtragiſcher Gehalt; der Held — das iſt des Dichters eingeſtandene Abſicht — ſoll zu ſeiner Beſchämung erfahren, daß auch er nur ein Werkzeug iſt in der Hand Jehovah's und daß Iſrael gerettet wird nicht durch den Muth des Heerführers, ſondern durch die Glaubenstreue der Maſſe. Aber dann durfte der Glaubenseifer dieſes Volkes nicht blos durch den Mund des Fanatikers Joſakim zu uns reden; vor Augen mußten wir es ſehen, wie die Juden ſich mit den Waffen in der Hand erwürgen laſſen, weil ſie die Sabbathgeſetze nicht brechen wollen; und vor Allem: dann durfte in den wenigen Scenen, wo wir es ſchauen, das Volk nicht — in jener Shakſpeare'ſchen Weiſe, die für unſere Geſittung unbedingt ein Anachronismus iſt — ſo gar niedrig und erbärmlich auftreten, denn auch die entſetzliche Starrheit des Glaubens hat das Recht einer großen Idee. Dieſem elendeſten der Völker gegenüber bemerken wir Judah's Schuld kaum, er erſcheint als ein makelloſer, ein epiſcher Held; und wie ſchwer er leidet, wie tief ſein ſtolzer Geiſt ſich zerknirſcht fühlt durch die Erkenntniß ſeiner Kleinheit, das hat der Dichter, wie plötzlich erlahmend, kaum angedeutet. — Noch unſicherer entwickelt ſich die andere Fabel; ſie gelangt erſt in der prachtvollen Schlußſcene, da die Makkabäerin um das Leben ihrer Kinder fleht, zur vollen dramatiſchen Wirkung. —

Wie ist eine so seltsame Ungleichheit des Schaffens zu erklären? Otto Ludwig selber giebt die Antwort in einem rückhaltlos ehrlichen Bekenntniß. Der Dichter gesteht, daß ihn in den Stunden des Empfangens zuerst eine musikalische Stimmung überkommt; sie wird ihm zur Farbe, und durchleuchtet von dieser Farbe treten ihm dann einzelne Gestalten der werdenden Dichtung vor Augen, in einer großen dramatischen Situation, die gewöhnlich nicht die Katastrophe ist. Erst nach diesen Gesichten hört er seine Menschen reden, und aus der Farbenpracht solcher Erscheinungen erwächst ihm nach und nach der Plan seines Werkes. Wer kann das lesen, ohne sofort befremdet zu rufen: das ist das Bekenntniß eines epischen Dichters! Dem Dramatiker muß die Entwicklung seiner Charaktere, ihr stürmisches Fortschreiten durch eine Welt der Thaten und der Leiden, das Erste, das Wesentliche sein. Ein dramatischer Dichter, der also nur einzelne Scenen seines Gedichts in seiner Seele erlebt, wird unvermeidlich in der Composition des Werkes und in den Scenen, die er erst nachträglich hinzu gedacht hat, eine ermattete Kraft zeigen, zumal wenn ihm, wie diesem treuen Thüringer, die Gabe des Machers, der über seine Schwächen zu täuschen weiß, gänzlich versagt ist. Und doch ward Ludwig durch sein männliches tief-leidenschaftliches Wesen unwiderstehlich auf das Drama hingewiesen; von der milden, heiteren Beschaulichkeit des Epikers lag gar nichts in ihm. Durch solche verschwenderische Kargheit der Natur, die ihm einige herrliche Gaben des Dramatikers, einige Kräfte des Epikers, doch nicht die Harmonie des Genius schenkte, wird das tiefe Unglück dieses ringenden Dichtergeistes vollauf erklärt. — In der Sprache des Stückes endlich kämpfen zwei Stile: das erhabene von großen Metaphern strotzende biblische Wort, das dem idealen Drama sich leicht einfügt, steht fremd neben der pointenreichen Redeweise des Lustspiels und des bürgerlichen Dramas.

Alle Freunde des Dichters fühlten: in dieser erhabenen Welt hatte das groß angelegte Talent des Dichters seinen natürlichen Tummelplatz gefunden. Aber Ludwig überraschte uns einige Jahre darauf durch seine Rückkehr zu dem Ausgangspunkte seiner Bildung; das thüringer Kleinleben hatte ihm den Stoff geboten für die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde." Jene unselige Fertigkeit uns selbst zu belügen, deren Keim auch in dem reinsten Menschen schlummert, deren Verirrungen in der Liebe dem Komiker einen so dankbaren

Stoff bieten — hier iſt ſie als der Urgrund der Sünde aufgefaßt. Wie wir uns einſpinnen in eine Welt erlogener Vorſtellungen, wie uns der Wahn lieb wird und wir eine Furcht ebenſo ſchwer aufgeben als eine Hoffnung, wie wir die Welt zu kennen meinen, derweil wir nur uns ſelbſt kennen, wie endlich die Schuld uns dahin führt, in den Menſchen zu haſſen, was wir an ihnen gethan — dieſe Nachtſeiten des Herzens hat Ludwig mit wunderbarer Divination verſtanden. Hier, bei Ludwig's reifſtem Werke, dürfen wir auch die Frage aufwerfen: was hat dieſer Dichter gemein mit den Beſtrebungen und Empfindungen ſeiner Zeit? Nicht als wollten wir in tendenziöſer Weiſe das fabula docet aus den Gebilden des Künſtlers ziehen — nicht als wollten wir im mindeſten die Berechtigung jener, man darf ſagen, zeitloſen lyriſchen Dichter bezweifeln, welche, wie Eduard Mörike, eine kleine Welt einfacher Gefühle mit unverwüſtlichem Humor verklären: allein gegenüber dem weit bewußteren Schaffen des Novelliſten und des Dramatikers iſt die Frage nach ſeinem Zuſammenhange mit den Ideen ſeiner Zeit durchaus am Platze. Lange Jahre verleben unſere beſten Männer im Kampfe mit falſchen Götzen, mit einer verkehrten Genialität, mit ſentimentalen Phraſen, die wir aus einer unklaren verſchwommenen Zeit ererbt haben. Darum werden wir ſo mächtig berührt von der ungeſchminkten Wahrhaftigkeit der Ludwig'ſchen Gedichte; die ſchlichte Größe des Judah reißt uns hin, und ſelbſt die pedantiſche Figur des Apollonius Nettenmair erweckt unſere Theilnahme, denn das tiefe Klarheitsbedürfniß dieſes Mannes, ſein Widerwille gegen jede Selbſttäuſchung gemahnt uns an ſelbſterlebte ſchwere Stunden.

Wie in allen im Herzen des Künſtlers empfangenen Gedichten hängen auch in dieſer Erzählung Ludwig's die Fehler eng zuſammen mit den Vorzügen. Er läßt uns die Stimmen hören, die ſich in der Menſchenbruſt unter einander entſchuldigen oder verklagen, doch er verirrt ſich auch oft in eine Kleinmalerei, die dem lebhaften Geiſte unerträglich wird. Wer wüßte nicht, wie ſelbſt den edlen Menſchen zuweilen an heiliger Stelle eine ſinnlos widerwärtige Vorſtellung überfällt? Welche Fülle widerſprechender Bilder und Gedanken durchtobt uns in einem Augenblicke der Aufregung, und wie ganz vergeblich iſt das Bemühen, jeden dieſer Züge feſtzuhalten! Wie der Maler um ſeine Geſtalten einen feſten Rahmen zieht und dem Beſchauer überläßt, dieſe ſchöne Welt der Träume noch in's Unendliche auszu-

dehnen, so ist auch dem psychologischen Talent des Dichters eine Grenze gesetzt. Jede übertriebene Motivirung ist unschön, denn sie ermüdet; sie ist unwahr, denn ein vorübergehender Gedanke hinterläßt, in der Form der Darstellung fixirt, einen ganz anderen Eindruck als in seiner flüchtigen Erscheinung in der Wirklichkeit; noch mehr, die Ueberladung mit psychologischem Detail wirkt verwirrend, sie verdunkelt das Wesentliche, das Ergebniß des psychischen Prozesses.

Ludwig hat das thüringische Kleinleben vielleicht noch treuer, er hat es jedenfalls minder befangen von gebildeter Reflexion geschildert als Auerbach die Zustände seiner Heimath. Doch gerade darum tritt das Unschöne dieser Verhältnisse in der Detailschilderung der Erzählung sogar noch auffälliger zu Tage, als in dem knappen dramatischen Bau des Erbförsters. Für die Kunst giebt es noch heute Bauausen. Die Theorie soll sich nicht anmaßen, hier eine feste Grenze zu ziehen, welche der Muth eines schönheitssinnigen Künstlers jederzeit überspringen kann. Aber im bestimmten Falle läßt sich mit Sicherheit erkennen, ob des Dichters Helden zu klein, zu alltäglich sind für seine psychologischen Probleme — so hier in einer ganz herrlichen Scene. Als das geliebte Weib in warmem schwellendem Umfangen in Apollonius' Armen liegt, als die Versuchung in verlockender Schönheit an ihn herantritt, da faßt ihn „die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und, bewege er sich, ehe er sich umgesehen, so könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein werthvolles Papier werfen." Ja wohl, solche Bilder mögen in solchem Augenblicke das Hirn eines wackeren Schieferdeckermeisters durchzucken, der an Leib und Seele die Sauberkeit und Ordnung selber ist. Aber welcher Leser von freier Bildung kann ein so kleinliches Bild bei so großem Anlaß ertragen? Die Kunst hat einen andern Maßstab als das praktische Leben. Nicht das werthvolle Gold, sondern die schöne Masse des Marmors ist dem Bildner der erwünschte Stoff; und wie der wilde Frevel des Mordes und der Liebe süße Sünden ästhetisch verzeihlicher sind, als leichtere kleinliche Vergehungen, so ist das Ehrenwerthe als solches noch nicht berechtigt, den Tempel des Schönen zu betreten. Ludwig selbst hat das gefühlt, indem er mit glücklichem Takt seinem Helden ein Gewerbe gab, das mit seinem kecken Wagen immerhin noch einigen ästhetischen Reiz hat.

Auch der ethische Gehalt der Erzählung leidet unter der Enge dieser kleinstädtischen Welt. Um zu schweigen von der grenzenlosen Zurück-

haltung, die wie ein Alp auf allen diesen Menschen lastet und den Ton der Erzählung noch viel gedrückter macht, als der furchtbar ernste Inhalt fordert: — die dargestellten Empfindungen sind nur theilweise rein menschlicher Art, wir steigen wieder hinab in eine Welt von conventionellen Begriffen beschränkter Naturen, denen die Sittlichkeit als mechanische Ordnung, die Vorsehung als eine finster nachtragende Macht erscheint, die zu unfrei denken, um die Idee der Schuld und der Zurechnung zu fassen. Wir wollen zur Noth den kleinen Widerwillen überwinden, den uns die peinliche Ordnungsliebe dieses Apollonius, sein Federchenlesen und Möbelbürsten einflößt, wir wollen den freudigen Künstlerspruch überhören, der uns dabei mahnend in's Ohr klingt, Goethe's schönes und sittliches Wort: „Süß ist jede Verschwendung!" Wenn wir dem Helden nur seine entscheidenden Entschlüsse nachempfinden könnten! Als Apollonius seine Vaterstadt gerettet und so sich vor seinen eigenen unerbittlichen Augen von jedem Scheine der Schuld gereinigt hat, da verschmäht er, die Wittwe seines ruchlosen Bruders, die schändlich geraubte Geliebte seines Herzens heimzuführen, ihr und sich ein sittliches Dasein zu bereiten! Er ist dem Mordstoße seines Bruders ausgewichen, der Frevler ist dabei umgekommen, und — „hast du den Lohn der That, so hast du auch die That!" Welche Moral! Empfänden diese Menschen natürlich, so wäre die Versöhnung zwar in der Dichtung schwer zu schildern — denn so Großes wirkt im Leben nur eine Macht, welche selbst für die freieste der Künste kaum darstellbar ist, die Zeit — aber sittlich wäre sie möglich, ja nothwendig. Einem unfreien Denken bleiben ethische Conflicte unlösbar. Wahrlich, nicht jener aristokratische Tic, der die Tiefen des Volkslebens nicht versteht, heißt uns so reden, sondern die Erkenntniß, daß die freie Bildung den Menschen zur Natur zurückführt! Verstimmt und unfähig, uns der trübseligen Resignation des Schlusses zu erfreuen, legen wir endlich das schöne Buch aus der Hand. —

Während blinde Bewunderer das epische Talent des Dichters priesen, gestand der strenge Mann sich umbarmherzig ein, daß seine Novelle nur aus einer Reihe dramatischer Scenen bestand. Für das Epos bleibt das Berichten der Begebenheiten immer das Wesentliche. Doch wo war hier der leichte Fluß der Erzählung, wo die behagliche Freude des Epikers an der Detailschilderung der Außenwelt? Gewiß, die Geschichte ist, wie man sagt, novellistisch „spannend," aber nur, weil uns der dramatische Conflict der Charaktere mächtig fesselt. Gewiß,

das Buch ist reich an wunderschönen landschaftlichen Schilderungen, aber nur da, wo es gilt, die Stimmung der handelnden Personen in der Natur wiederzuspiegeln. Laßt einen Charakter dieses großen Psychologen zwei Zeilen reden, und der ganze Mensch steht leibhaftig vor Euch. Aber laßt Ludwig die Außenwelt um ihrer selbst willen schildern, und Ihr empfangt einen verworrenen unklaren Eindruck. Am allerseltsamsten spielt das epische und das dramatische Talent des Dichters durcheinander, wenn er die äußere Erscheinung seiner Helden zeichnet: er sieht sie vor sich, hell und bestimmt wie der Epiker, aber er schildert mit peinlicher Unbeholfenheit; wir fühlen die Verlegenheit des Dramatikers, der, gezwungen zu erzählen, sich verpflichtet meint, Alles zu berichten, was der Schauspieler agirt.

Jedem Unbefangenen mußte jetzt die Befürchtung aufsteigen, die psychologische Meisterschaft des Dichters werde, wenn er bei der faloppen Form der Erzählung verharre, zu virtuoser Manier ausarten, und seine strenge Wahrheitsliebe werde zum Behagen an der Prosa des Alltagslebens herabsinken, wenn er in der kümmerlichen Umgebung seiner thüringer Heimath befangen bliebe. Leider schien das letzte Werk, das Ludwig veröffentlichte — zwei Novellen unter dem Titel „Thüringer Naturen" — die schlimmsten Besorgnisse zu rechtfertigen. Es war die Zeit, da die neue realistische Richtung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Als unsere Dichtkunst noch jugendlich unsicher nach ihren Stoffen umhertastete, da brauchte es einen Lessing, um die Marken zwischen der Poesie und den anderen Künsten zu zeichnen. Hundert Jahre darauf hätte ein Mann von feinem Schönheitssinne wohl nach einem anderen Lessing rufen können, der Poesie und Prosa scheiden sollte. Gebildete Männer schämten sich nicht, jedes wohlgeordnete wissenschaftliche Buch über Branntweinbrennerei und Drainage ein Kunstwerk zu nennen; die ästhetische Kritik rief ungestüm nach patriotischen Stoffen, nach Schilderungen aus dem deutschen Leben, auf daß der haushälterische Leser zu dem Luxus der Kunst nur ja ein wenig patriotische Erhebung, ein wenig ethnographische Belehrung mit in den Kauf nehmen könne. Die blasirte vornehme Welt, der Hetärennovellen und der Redwitzischen Süßlichkeit satt, stürzte sich, gleichwie Mörike in jenem lustigen Gedichte über einen herzhaften Rettig die weichliche Schwäche der Mondscheinpoesie vergißt, mit roher stofflicher Lust auf die derbe Hausmannskost der Dorfgeschichten und fand den Tolpatsch originell, den Brosi pikant, das Amreile allerliebst! Es war eine Mode wie andere auch. Aus allen

dunklen Winkeln deutſcher Erde, aus Caſſubien und aus dem Ries beſchworen die ideenloſen Nachtreter Berthold Auerbach's ein Geſchlecht von Tölpeln und Rüpeln herauf, und je roher, je ungeſchlachter dieſe Bauern es trieben, deſto mehr waren ſie „aus dem Leben gegriffen," mit deſto höherem „ethnographiſchen Intereſſe" betrachtete ſie die Leſewelt.

Es ſchien in der That, als hätte auch das Talent des thüringer Dichters ſich dazu herabgewürdigt, der neuen Mode zu huldigen. Mit dem höchſten Aufwande von pſychologiſcher und ethnographiſcher Treue erzählte er in ſeiner Novelle „die Heiterethei" eine dürftige Geſchichte aus dem Volksleben ſeiner Heimath — den blos ſcheinbaren Conflict zwiſchen zwei wackeren Liebenden, die nur durch die Zwiſchenträgerei der „großen Weiber" ihres Städtchens eine Weile getrennt werden. Der denkende Leſer aber fragte verzweifelnd: wozu ſo vielen Tiefſinn an einen kümmerlichen Stoff vergeuden? Uns iſt, als ſtände eine jener Miniaturkapellen gothiſchen Stiles vor uns, zu klein um erhaben, zu anſpruchsvoll um niedlich zu erſcheinen. Die Heiterethei und der Holdersfritz ſind wieder zwei jener ſtolzen reinen Menſchen, denen das Ausſprechen zarter Empfindungen unmöglich iſt; beide Geſtalten und die Schilderung ihrer ſittlichen Wiedergeburt würden jeden fühlenden Leſer entzücken, erſchienen nicht auch ſie entſtellt und unſchön in der maßloſen Häßlichkeit ihrer Umgebung. Die Heiterethei hat etwas von einer Heroine — und ſie wird mit dem zürnenden Engel im Paradieſe verglichen, da ſie — den klatſchenden Weibern den Kaffee in's Feuer gießt und das Volk zur Thür hinaus jagt!! Als der Holdersfritz das Prügeln in der Schenke verſchworen hat, will er den Genoſſen ſeiner ſtürmiſchen Jugend zeigen, daß er die alte Kraft noch beſitzt: ein ſchwerbeladener Schubkarren wird im Koth feſtgefahren, die Heiterethei und alle Männer verſuchen ihre Kraft daran, bis endlich der Fritz die Adelsprobe beſteht! Wir leſen das nicht mit jenem Lächeln durch Thränen, das der wahre Humor hervorruft, ſondern mit der rathloſen Frage auf den Lippen: Iſt das alles Scherz oder Ernſt? Wo das Unſchöne zurücktritt, da erreicht der Dichter ſtatt äſthetiſcher Erhebung doch nur moraliſche Erbauung; ſo in der Schlußſcene, als der Fritz endlich den Trotz ſeiner Braut gebrochen hat und glücklich rufen darf: „Sie iſt raus, die alt' Heiterethei!" Und dieſe beiden Menſchen ſtehen noch wie ideale Geſtalten unter den übrigen. Im bitterſten Ernſte wird uns ſeitenlang eine Prügelei in der Schenke beſchrieben. O ihr Grazien! Auf

Schritt und Tritt begegnen wir der Schwäche aller Dorfgeschichten, jener unseligen Sprache, welche weder Dialekt noch Hochdeutsch, sondern ein unästhetisches und unnatürliches Gemisch von beidem ist. Und diese „großen Weiber"! Das freie leichte Spiel des Humors ist unserem ernsten Dichter versagt, in grotesken Zerrbildern erscheinen ihm seine komischen Gestalten, gespenstisch, peinlich für ihn selbst wie für den Leser. Diese Leute reden nicht, sondern der Eine „hustet," die Andere „spinnt"; die „Baderin besteht blos aus O und Ach, in ein ewiges Erröthen gewickelt," eine Andere „setzt ihr Zifferblatt auf den Kopf und nimmt ihr blaues Gehäuse um die Schultern," ein Dritter „schlägt die Vorderbeine über den Kopf zusammen." Wahrlich, nur der tiefe ethische Gehalt in den inneren Kämpfen der beiden Liebenden vermag uns über so viel Unschönheit zu trösten.

Noch ärger verfehlt ist die letzte Novelle „Aus dem Regen in die Traufe." Ein zwerghafter Schneider, fortwährend geprügelt, anfangs von seiner Mutter, dann von seiner Braut — diese Mutter selbst „das alt' Fegefeuer," mit einem „polirten Nasenrücken," der, wenn sie bekümmert ist, so zu strahlen pflegt, daß man von „glänzendem Herzeleid" reden kann, endlich jene Braut, „die Schwarze," ein Scheusal an Leib und Seele, wo sie ihrer Natur freien Lauf lassen darf immer polternd und mit ihren kolossalen Gliedmaßen Alles zerschlagend — dies die Helden! Das ist zu viel des Häßlichen, das erregt physischen Ekel und erinnert an die abscheuliche Erzählung Auerbach's von den zwei keifenden und raufenden alten Hexen Huzel und Pochel, welche freilich damals die Bewunderung einer verblendeten Kritik erregte. Immerhin erscheint auch in dieser unglücklichen Novelle eine Gestalt, in der wir die edlen Züge unsers Dichters wieder erkennen, die kleine Sannel. In diesem guten Kinde ist der wunderbare Reichthum weiblicher Liebe und Hingebung zu entzückend liebenswürdiger Erscheinung verkörpert; und — ein großes Verdienst in solcher Umgebung — sie ist hübsch, Gottlob, sehr hübsch! Um dieser braven Dirne willen ließ sich manche ästhetische Sünde verzeihen.

Die Fanatiker des Realismus jubelten, jetzt endlich habe der Dichter die ursprüngliche Kraft des biderben Volkslebens ganz verstanden; die Gegner beklagten mit schlecht verhehlter Schadenfreude, so werde ein großes Talent zu Grunde gerichtet durch die Thorheit der Mode. Wie wenig ahnten die Lobredner und die Tadler, was in diesem seltsamen Menschen vorging! Die Erzählungen, mit denen der Meister des

Realismus ſein letztes Wort geſprochen haben ſollte, galten ihm ſelber nur als Beiwerke. Er hatte ſie hingeſchrieben ohne jede Rückſicht auf die Mode des Tages, lediglich um ſich zu beruhigen, um unter den vertrauten Geſtalten ſeiner Heimath einmal auszuraſten; und ſo viel ich weiß, ſind die „Thüringer Naturen“, die faſt wie ein Zerrbild von „Zwiſchen Himmel und Erde“ erſchienen, früher entſtanden als dieſe ſchöne Erzählung. Ludwig's beſte Gedanken ſchweiften längſt auf anderen, ſteileren Pfaden. Wieder wie vor Jahren, da er ſich losriß von der Romantik, kam ein ſchwerer Kampf über ſeinen raſtloſen Geiſt, er begann in der Stille ſeines Krankenzimmers ſeine eigenen Werke zweifelnd zu betrachten, und wie der bedeutende Künſtler immer der beſte Kritiker ſeiner Werke iſt, ſo fand auch Ludwig, ſicherer als das Urtheil Dritter vermochte, die Mängel ſeines Schaffens heraus: „der Gefahr des anatomiſchen Studiums muß ich erliegen, ich ſtehe vor einem Charakter wie eine Ameiſe vor einem Hauſe.“ Er fühlt, daß er mit ſeinen Makkabäern ſchon auf dem rechten Wege geweſen, daß das Ideal und die natürliche Wahrheit, ſtatt einander auszuſchließen, vielmehr für den rechten Künſtler Eines ſind, daß die Illuſion ſich ganz von ſelber einſtellt, wenn der Dichter nur das Schöne ſchafft: „es gilt jetzt nicht, in Oppoſition gegen allen Idealismus zu ſtehen, es gilt vielmehr, realiſtiſche Ideale darzuſtellen, d. h. Ideale unſerer Zeit.“ Er ſucht das Drama hohen Stils, das in einer einfachen „ſchlanken“ Handlung, in dem Ringen und Leiden großer, nicht allzu individueller Charaktere das allgemeine Menſchenſchickſal darſtellen, das der Natur treu bleiben und doch nicht roh naturaliſtiſch wirken ſoll: „die ruhigen Scenen durch raſches Geſpräch belebt, die bewegteren künſtleriſch gemäßigt. So werden beide Klippen vermieden, dort die zu geringe, hier die zu ſtarke Illuſion.“

Eine bunte Welt dramatiſcher Geſtalten drängte ſich jetzt vor ſein Auge; der alte Fluch geiſtvoller Naturen, daß ſie ſich übernehmen in ihren Plänen, ging an dem Kranken grauſam in Erfüllung. Ein Entwurf jagte den andern; der Anfang eines Schauſpiels „Die Brüder von Imola“, einige herrliche Scenen aus einer Tragödie „Marino Falieri“ wurden niedergeſchrieben, noch auf dem Todtenbette ein Drama „Tiberius Gracchus“ begonnen. Auch die Heldengeſtalten des ſiebenjährigen Kriegs haben den Kranken beſchäftigt; er ſchilderte in einem Vorſpiele „Auf der Torgauer Haide“ das Fridericianiſche Heer mit einer derben, kernhaften Lebenswahrheit, die den wirkſamſten Stellen des

ſchönen Romans „Cabanis“ von W. Alexis nichts nachgiebt. Das Lieblingswerk dieſer Jahre war ein Trauerſpiel „Agnes Bernauerin“. Ludwig fühlte mit ſeinem Künſtlertakt, daß dieſer Engel von Augsburg in der hiſtoriſchen Ueberlieferung mehr eine rührende als eine tragiſche Geſtalt iſt; er verſuchte ſie zu einem ſchuldvollen tragiſchen Charakter zu erheben, lieh ihr einen dreiſten vorwitzigen Zug und lief freilich Gefahr, das Mitleid für die Heldin zu ertöden. Aber die alte räthſelhafte Unart ſeiner Phantaſie, die nur fragmentariſch ſchaffen konnte, ließ ſich nicht mehr bewältigen. In wundervoller Klarheit erſchienen ihm einzelne Scenen, und was er von ſolchen Bruchſtücken auf das Papier warf, wirkt hinreißend, bezaubernd auf den Leſer. Er meinte wohl, jetzt, da er mit Bewußtſein ſchaffe, entwerfe er zuerſt den Plan, dann erſt erſchienen ihm ſeine Geſtalten; doch die unheimbar vorwärtsſchreitende Geſtaltungsluſt des rechten Dramatikers, welche nicht ruhen kann, bis ſie ihren Helden auf die Höhen der Leidenſchaft emporgetrieben und dann herniedergeſtürzt hat — ſie erwachte dem Kranken nie. Eine Lücke, die ſich niemals füllen wollte, klaffte immer zwiſchen den einzelnen in höchſter Pracht geſchauten Bildern, der Ring des Kunſtwerks ſchloß ſich nicht. Nun packt er „die Stoffe, die er bebrütet,“ aber und abermals an, wohl zwölfmal oder mehr wird die Bernauerin umgearbeitet — nie vollendet.

Er belauſcht ſich während des Schaffens, er fühlt ſeine Verwandtſchaft mit Kleiſt und Hebbel, vergleicht ſeine Geſtalten mit den ihrigen, er findet in Shakeſpeare den vollendeten Künſtler und verſucht aus deſſen Werken die höchſten Geſetze der Kunſt abzuleiten. Sein eigenes Selbſtgefühl, ſeine Künſtlerfreudigkeit fühlt ſich erdrückt durch die Größe des Briten, ſieben Jahre lang bis zu ſeinem Tode läßt ihn das Bild des fremden Dichters nicht los, er ſchreibt „Shakeſpeareſtudien“ und trägt in dieſe Blätter, wie in ein Tagebuch, Alles zuſammen, was ihm Kopf und Herz bewegt: Selbſtgeſtändniſſe, äſthetiſche Regeln, Dramenentwürfe, Studien über Shakeſpeariſche Charaktere, Beſprechungen eigener und fremder Werke. Der thüringer Naturſohn ſpricht in Lob und Tadel mit einer unbefangenen Gradheit, die unſerer verzärtelten rückſichtsvollen Zeit wie eine Stimme aus den cheruskiſchen Wäldern klingt, er berührt die feinſten und höchſten Räthſel der Kunſt und des Seelenlebens, er erörtert Fragen, die nur ein reicher Künſtlergeiſt aufwerfen kann — als z. B.: „wie reich ein Stück Shakeſpeare's an Handlung iſt und wie wenig Scenen es doch hat und wie dieſe auch ſo viel poetiſche

Ausmalung haben" — und gleich darauf befremdet er uns durch einen Erklärungsverſuch, der eine fertige hiſtoriſch-philologiſche Bildung verlangt, alſo der Intuition des Künſtlers allein nicht gelingen kann — und dann folgt wieder ein Selbſtbekenntniß von faſt unheimlicher Klarheit. Auch in Ludwig's Seele wühlte jene krankhafte Neigung, ſich ſelbſt zu belauern, welche das Leben Heinrich Kleiſt's verwüſten half. Aber während Kleiſt in der Kunſt ſich immer wieder zu friſcher Schöpferluſt ermannte und nur in ſeinem äußeren Leben ein unglücklicher Grübler blieb, verfloß Ludwig's Leben wohlgeordnet, in gleichmäßigem Wellenſchlage, der krankhafte Trieb in ihm warf ſich allein auf ſein künſtleriſches Schaffen. Schon ein Uebermaß gelehrten Wiſſens lähmt oft den freien Flug des Dichtergeiſtes, doch noch verderblicher als die allzuſchwere Bildung des Verſtandes wirkt auf den Künſtler jene vorzeitige Kritik, die ihm die Freude ſtört an ſeinen halbvollendeten Geſtalten. Mir ward unſäglich traurig zu Muthe, als ich einſt in einigen Heften aus Ludwig's Nachlaß blättern durfte. Welch ein ungeheurer Fleiß in dieſen eng beſchriebenen Bogen; nur ſelten einmal hat die zitternde Hand des Kranken am Rande bemerkt, er habe heute ſeinen Kindern zu Lieb' zeitig Schicht gemacht. Große tiefſinnige Entwürfe, prächtige Verſe, glänzender, ſchwungvoller als die ſchönſten Stellen der Makkabäer, dann wieder einzelne aufgebauſchte geſchraubte Bilder, und ſchließlich doch kein Ganzes — eine Phantaſie, die uns zugleich durch ihren Reichthum und durch ihre Unfruchtbarkeit in Erſtaunen ſetzt.

Ganz gewiß hat auch die Krankheit und die Sorge um des Lebens Nothdurft den Aufſchwung dieſer Dichterkraft gelähmt. Man darf von Ludwig nicht reden, ohne mit ernſtem Wort einer häßlichen Schwäche der deutſchen Geſittung zu gedenken — des unanſtändigen Geizes, den die deutſche Leſewelt ihren Schriftſtellern entgegenbringt. Alle die bequemen Entſchuldigungen, welche auf unſeren noch jugendlichen Volkswohlſtand verweiſen, zerfallen in Nichts vor der beſchämenden Thatſache, daß in dem kleinen Holland, dem halbbarbariſchen Rußland die Auflagen guter Bücher weit ſtärker, oft zehnmal ſtärker ſind als in dem großen gelehrten Deutſchland. Kein Volk lieſt mehr, keines kauft weniger Bücher als das unſere. Namentlich unſere höheren Stände zeigen im literariſchen Verkehrsleben einen Mangel an Feingefühl, eine Kargheit, welche unſere Nachbarn mit Recht als unſchicklich ſchelten. So lange es bei uns noch nicht für ſchmutzig gilt, wenn eine reiche elegante Dame mit Handſchuhen bewaffnet ein unſauberes Leſecirkelexemplar

eines Buches lieſt, das ſie im nächſten Laden für wenige Groſchen kaufen kann — ebenſo lange werden alle Schiller- und Tiedgeſtiftungen die gedrückte Lage der deutſchen Schriftſteller nicht weſentlich beſſern. Iſt ein deutſcher Dichter vollends wenig fruchtbar, fehlt ihm, wie dieſem Thüringer, gänzlich das Talent für den einzigen gewinnbringenden literariſchen Erwerbszweig, für die Journaliſtik, ſo kann er der bitteren Noth nicht entgehen.

Doch in Wahrheit liegt der letzte Grund der Unfruchtbarkeit von Ludwig's ſpäteren Jahren nicht in der Krankheit, nicht in der Armuth, ſondern in jener räthſelhaften Anlage ſeiner Phantaſie. Ihm blieb verſagt, der Welt die Schätze ſeiner Seele zu zeigen, er war mehr als er ſchuf, und nur ſeinen Freunden lebt das unverſtümmelte Bild ſeines Weſens in der Erinnerung. In der Kunſt aber gilt nur das Können — der alte Spruch ſoll allezeit in Ehren bleiben, ob er auch grauſam ſcheine; das landläufige Urtheil wird bei Otto Ludwig's Namen immer zuerſt an jene Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde" denken, welche er ſelber für ein Nebenwerk anſah. Wer den unendlichen Werth der Perſönlichkeit in der Kunſt verſteht, wer da weiß, daß in der Entwicklung des geiſtigen Lebens wie in dem Haushalt der Natur nichts verloren geht, der darf freilich bei einer ſo äußerlichen Schätzung nicht ſtehen bleiben. Wie die politiſche Geſchichte dem General Friedrich von Gagern einen ehrenvollen Platz anweiſt um der Gedanken willen, die er in der Stille für Deutſchland dachte, um der unerfüllten Hoffnungen willen, die ſich an ihn knüpften — ſo wird auch die Literaturgeſchichte nicht blos anerkennen, was Otto Ludwig ſchuf, ſondern auch ein Wort des Dankes übrig behalten für die hohen Ziele, die der Ringende nicht ganz erreichte; ſie wird gerecht und in Ludwig's eigenem Sinne urtheilen, wenn ſie ihn auffaßt als den Dichter der Makkabäer, der das realiſtiſche Ideal im Drama zu verwirklichen ſuchte.

Mögen die Männer, denen der Nachlaß des Dichters anvertraut iſt, bei der Herausgabe zu Werke gehen mit jener ernſten Pietät, welche ſtreng das Unfertige von dem Dauernden ſcheidet und eher zu wenig giebt als zu viel — nicht mit jener knabenhaften Sammlerwuth, die ſich heute ſo oft an dem Andenken wackerer Verſtorbener verſündigt. Einige Scenen aus Otto Ludwig's letzten Trauerſpielen, einige Kernſätze aus ſeinen Gedanken über das Drama werden dem jungen Dichtergeſchlechte ein theures Vermächtniß ſein, ein Schatz künſtleriſcher Weisheit und männlichen Muthes. Mit unwandelbarer Treue bewahrte ſich

der kranke Dichter den Glauben an ſein Volk und ſeine Zeit, niemals vermochte die hergebrachte Klage über das Epigonenthum der Gegenwart die Kraft ſeines Hoffens zu erſchüttern. „Unſere Ideale ſind andere als die der goldenen Zeit unſerer Dichtung“ — auf dieſen Gedanken kommen die Shakeſpeareſtudien immer wieder zurück — die Gegenwart hat ſchon genug eigene Geſchichte gehabt, um ſich neue Ideale zu bilden, denen nichts fehlt als „die eigentliche Geſtaltung“ durch den Dichter. Gelingt es einſt unſerem aufſtrebenden Volke, zu dem neuen Gedankengehalt, der unſere Welt erfüllt, auch jene Sicherheit der ſittlichen Ueberzeugung, jene zweifelloſe Daſeinsfreudigkeit zu erwerben, welche allein der dramatiſchen Kunſt die volle Entfaltung geſtatten — dann werden die glücklicheren Dichter, welche den Idealen der Zeit „die eigentliche Geſtaltung“ geben, mit dankbarer Rührung dieſes echt deutſchen Künſtlers gedenken, der ſo tapfer, ſo ſchmerzlich, ſo wahrhaftig gerungen hat nach den höchſten Zielen der Kunſt.

Friedrich Hebbel.

(Königstein 1860.)

In zwiefachem Sinn ist die Dichtkunst die Herzenskündigerin ihrer Zeit. Dem Dichter bleibt nicht nur das schöne Recht herauszusagen, was die Gegenwart in ihren Tiefen bewegt; er zwingt auch die Zeitgenossen, durch die Aufnahme, welche sie seinen Werken angedeihen lassen, ihr innerstes Wesen der Nachwelt zu enthüllen. Die von Grund aus verwandelte Stellung der Gebildeten zu den Werken der Poesie zeigt klarer als irgend eine Thatsache der politischen Geschichte, daß wir wirklich binnen weniger Jahrzehnte andere Menschen geworden sind. Als nach einer langen Zeit vorherrschender literarischer Thätigkeit die ersten Keime freien politischen Lebens in Deutschland sich schüchtern aus dem Boden emporhoben, da galt es noch als ein Wagniß, der ästhetisch verbildeten Lesewelt politische Geschäftssachen in nüchterner geschäftlicher Form vorzutragen, und der alte Benzel-Sternau kleidete weislich den langweiligsten aller Stoffe, einen Bericht über die ersten bairischen Landtage, in die phantastische Hülle eines Briefwechsels zwischen Hochwittelsbach und Reikiavik. Nur zwanzig Jahre vergingen, und jede Spur andächtigen Schönheitssinnes schien hinweggefegt von der politischen Leidenschaft. Alles jubelte, wenn die Meute gesinnungstüchtiger Zeitpoeten wider die vornehme Ruhe des Fürstenknechtes Goethe lärmte. Das Vaterland forderte, wie ein Wortführer jener Tage selbstgefällig sagt,

> von der Dichterinnung
> statt dem verbrauchten Leiertand,
> nur Muth und gute Gesinnung.

Von dieſem Aeußerſten unäſthetiſcher Roheit freilich, von dieſem Selbſtmordverſuch der Poeſie ſind wir zurückgekommen. Der ſchwere Ernſt der politiſchen Arbeit lehrte uns die verſchwommenen Phraſen der Tendenzlyrik mißachten, und jener ſchlichte Sinn für das Wahre, welcher das köſtlichſte Gut der Gegenwart bildet, wandte ſich mit Ekel von poetiſchen Geſtalten, die kein eigenes Leben lebten, nur das Mundſtück waren für des Dichters politiſche Meinungen. Doch die alte Begeiſterung der Deutſchen für das Schöne iſt nicht wiedererwacht; dem ſtarken und tiefſinnigen Dichtergenius fällt in unſeren Tagen ein unſäglich hartes Loos.

Wir wollen nicht allzubitter beklagen, daß die geſammte Lyrik heute lediglich von den Frauen geleſen wird, nur ſelten ein Mann von Geiſt in verſchämter Stille an ſeinem Horaz oder an Goethe's römiſchen Elegien ſich erquickt: die Härte, der Weltſinn, die Aufregung des modernen Lebens verträgt ſich wenig mit lyriſcher Empfindſamkeit. Und wenn in ſehr zahlreichen und ſehr ehrenwerthen Kreiſen ein junger Mann, von dem man nur weiß, er ſei ein Poet, mit verhaltenem Lachen empfangen wird, wenn man von ihm erwartet, er werde jenes Durchſchnittsmaß von Verſtand und Willenskraft erſt erweiſen, das wir bei allen anderen Sterblichen vorausſetzen: ſo ſehen wir keinen Anlaß, ſentimental und verſtimmt zu werden ob dieſer nothwendigen Folge der poetiſchen Ueberproduction. Aber verſuchet, in einem Kreiſe gebildeter Männer die triviale Wahrheit zu verfechten, daß die Kunſt für ein Culturvolk täglich Brot, nicht ein erfreulicher Luxus ſei — und Widerſpruch oder halbe Zuſtimmung wird Euch lehren, wie arg der Formenſinn verkümmert iſt in dieſem arbeitenden Geſchlechte. Es iſt nicht anders, der ungeheuren Mehrzahl unſerer Männer gilt die Kunſt nur als eine Erholung, gut genug einige müde Abendſtunden auszufüllen. Wir widmen, was von Idealismus in uns liegt, dem Staate, uns bedrückt eine Geſchäftslaſt, welche die älteren Geſchlechter unſeres Volkes nie für möglich gehalten hätten, wir wiſſen den Werth der Zeit ſo genau zu ſchätzen, daß der ruhige briefliche Gedankenaustauſch unter thätigen Männern faſt ganz aufgehört hat und ſelbſt unſer geſelliger Verkehr überall die Spuren haſtiger Unruhe zeigt. Eine ſolche ganz nach außen gerichtete Zeit ſucht in der Kunſt die Ruhe, die Abſpannung. Wer will beſtreiten, daß Guſtav Freytag ſeine Popularität weit weniger ſeinem edlen Talente verdankt als ſeiner liebenswürdigen Heiterkeit, welche auch dem Gedankenloſen erlaubt, vor dem unver-

ſtaubenen aber luſtigen Gebahren der Geſtalten des Dichters ein gewiſſes Behagen zu empfinden? Sehr undankbar iſt in ſolchen Tagen das Schaffen des pathetiſchen Dichters. Gelingt ihm ſein ſchweres Werk nicht vollkommen, ſo vereinigt ſich zu ſeiner Verurtheilung der Haß der Maſſen gegen Jeden, der ihren dumpfen Schlummer ſtört, und der geſunde Sinn für Harmonie, dem eine niedrige, doch erfolgreiche Beſtrebung erfreulicher ſcheint als ein groß angelegtes, aber unfertiges Schaffen.

Dabei lebt in dieſem proſaiſchen Geſchlechte unausrottbar doch die ſtille Hoffnung, daß das fröhlich aufblühende neue Leben unſeres Staates auch die dramatiſche Kunſt einer großen Zukunft entgegenführen müſſe. Freilich nur eine unbeſtimmte Ahnung. Kein ſicheres Volksgefühl zeichnet dem jungen Dramatiker gebieteriſch beſtimmte Wege vor; uns fehlt ein nationaler Stil, ein feſtes Gebiet dramatiſcher Stoffe, jede Sicherheit der Technik. Unermeßlich, zu beliebiger Auswahl breitet ſich vor dem Auge des Poeten die Welt der ſittlichen, ſocialen, politiſchen Probleme aus; und wenn ſchon dieſe ſchrankenloſe Freiheit der Wahl den geiſtreichen Kopf leicht zu unſtätem Taſten, zum Experimentiren verleitet, ſo wird ihm vollends die Sicherheit des Gefühls beirrt durch die Wohlweisheit der Kritik. Scheint es doch, als verfolgten manche Kunſtphiloſophen nur das eine Ziel, dem ſchaffenden Künſtler ſein Thun zu verleiden, ihm den friſchen Muth zu brechen. Was hat dieſe Altklugheit nicht alles bewieſen: für das Epos ſind wir zu bewußt, für die Lyrik zu nüchtern, für das Drama zu unruhig; die alte Geſchichte iſt für unſere Kunſt zu kahl, das Mittelalter zu phantaſtiſch, die neue Zeit ſteht uns zu nahe — und wie die anmaßenden und doch im Grunde gehaltloſen Schlagworte ſonſt lauten. Zu den Füßen dieſer überreifen Aeſthetik treibt eine vulgäre Kritik ihr Unweſen, deren erſchreckende Roheit täglich deutlicher beweiſt, daß die beſten Köpfe der Epoche ſich der Kunſt entfremdet haben. Wir wundern uns gar nicht mehr, wenn ein tief empfundenes Kunſtwerk als Nr. 59 unter „Fünf Dutzend neuer Romane“ abgeſchlachtet wird, wenn eine Dichtung von G. Freytag oder G. Keller alles Ernſtes in Eine Reihe geſtellt wird mit den Arbeiten der Frau Mühlbach oder ähnlichen Producten einer volkswirthſchaftlichen Thätigkeit, welche ſich lediglich durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage beſtimmen läßt. Wir fühlen uns nicht mehr befremdet, wenn jener beliebige Herr Schultze, der im Erdgeſchoß einer politiſchen Zeitung ſeinen kritiſchen

Sorgenſtuhl aufgeſtellt hat, mit den Dichtern und Denkern, deren Werke er beſchwatzt, auf Du und Du oder gar im Tone des Schulmeiſters verkehrt. Wir empfinden für den Kritiker ſogar eine gewiſſe Hochachtung, wenn er die Kenntniſſe eines angehenden Oberſecundaners entfaltet — eine Bildungsſtufe, welche in dieſen Kreiſen unſerer Literatur nicht allzuhäufig erklommen wird. Begreiflich in der That, wenn ein ſtarker Künſtlergeiſt, angeekelt von dieſem nichtsnutzigen belletriſtiſchen Treiben, auch die ehrenwerthen Ausnahmen überſieht, welche in unſerer Preſſe zuweilen noch auftauchen, und grimmig ſeiner Straße zieht.

Doch das ſchwerſte Hemmniß, das die Gegenwart dem dramatiſchen Dichter in den Weg wirft, iſt die Gährung, die Unſicherheit unſerer ſittlichen Begriffe. Wie viel einfacher als der moderne Menſch ſtanden unſere großen Dichter zu den Problemen des ſittlichen Lebens! Welchen ſittlichen und äſthetiſchen Schatz beſaß Schiller an Kant's kategoriſchem Imperativ — eine großartige, ſtreng ſittliche Weltanſchauung, wie geſchaffen für den Dramatiker, denn ſie läßt dem tragiſchen Charakter ungeſchmälert die Freiheit. Seit die neue Philoſophie den Glauben an Gott und Unſterblichkeit erſchüttert hat, ſeit die Naturforſchung beginnt den Zuſammenhang von Leib und Seele ſchärfer zu beleuchten, ſteht der Dichter, wenn er zugleich ein Denker iſt, den einfachſten und ſchwerſten ſittlichen Fragen minder unbefangen gegenüber; ſelbſt die Idee der tragiſchen Schuld und Zurechnung, die dem Dramatiker unbedingt feſt ſtehen muß, wird ihm leicht durch Zweifel verwirrt und getrübt. Und wo iſt ſie hin, die edle mit Geiſt und Empfindung geſättigte Geſelligkeit, die in den Tagen von Weimar freilich nur einige auserwählte Kreiſe unſeres Volkes beglückte? Die ſchamloſe Frechheit der Halbwelt auf der einen, die unleugbar ſteifen, gezwungenen Formen unſerer guten Geſellſchaft auf der anderen Seite — in einer ſolchen Umgebung erlangt der Künſtler nicht leicht die harmoniſche Bildung der ſittlichen und der ſinnlichen Kräfte.

Das Edle und Große dieſer durchaus von der Politik, der Volkswirthſchaft, der Wiſſenſchaft beherrſchten Welt begeiſtert zu empfinden, ihr Leben mitzuleben und dennoch das Schöne, nichts als das Schöne zu ſchaffen, das iſt die ſchwere Aufgabe des modernen Dichters. Ein Zug der Reſignation, das Bewußtſein, daß nicht jede Zeit dem Künſtler das Höchſte zu erreichen geſtattet, wird in ſolchen Tagen oft den Geiſt des Dichters ergreifen, und ſicherlich viele der

heutigen Poeten haben zuweilen mit eingestimmt in die Bitte, welche Friedrich Hebbel einst an seine Muse richtete:

Du magst mir jeden Kranz versagen,
wie ihn die hohen Künstler tragen,
nur daß, wenn ich gestorben bin,
ein Denkmal sei, daß Kraft und Sinn
noch nicht zu Wilden und Barbaren
aus meiner Zeit entwichen waren.

Das ganze Wesen des Mannes liegt in diesen Zeilen: sein Stolz, sein ernster Künstlersinn und jene hoffnungslose Verstimmung, die ihn seinem Volke entfremdete. Aber wie schwer er auch irrte, den Ruhm, den er sich in jenen Zeilen erfleht, wird ihm heute kein Unbefangener mehr versagen. Er dachte groß von seiner Kunst, er lebte ihr mit rastlosem, fruchtbarem Fleiße, mit Andacht und Sammlung, treu seinem Ausspruch: „leben heißt tief einsam sein". Oftmals berührt von den Sünden der Zeit, die er lästerte, hat er nie wissentlich ihren Lauten gehuldigt; in ihm waltete jene vornehme Selbstgewißheit, welche jedes unmittelbar tendenziöse Einwirken der Poesie auf die Gegenwart verschmäht und sich des freudigen Glaubens getröstet, daß der Gehalt der Dichtung ein ewiger ist und seiner Stunde harren kann.

Ein ditmarscher Kind, in einer engen und harten Welt aufgewachsen, bewahrte Hebbel immer einen Zug rauher reckenhafter Kraft, also daß starke nordische Naturen, wie der alte Dahlmann, ihm die Theilnahme des Landsmannes nie versagten, auch wenn sie seinen Wandlungen nicht folgen mochten. Er selber bezeichnete die altgermanische Welt und die Bibel gern als die Quellen seiner Dichtung. Doch auch andere, minder lautere Kräfte schlugen in sein Leben ein: die nervöse Sinnlichkeit des modernen Paris, die zersetzende, glaubenlose Reflexion der jungdeutschen Literatur; und erst nach langen Irrgängen, da er endlich wieder zurückgriff zu den Sagengestalten unserer Vorzeit, die ihm die Träume der Knabenjahre erfüllt hatten, gelang ihm ein Kunstwerk, das dauern wird.

Die Künstlertugend, welche an Hebbel zuerst in die Augen fällt, ist der seltene, dem Dilettanten allezeit unverständliche Sinn für die Totalität des Kunstwerks. Er verachtet das Haschen nach Einzelschönheiten, wie die kleinmeisterliche, an einzelne Auffälligkeiten sich festklammernde Kritik. Schon aus diesem einen Grunde sollte man end-

lich aufhören, ihn mit Grabbe zu vergleichen. Grabbe war das Kind einer ſinkenden Epoche, welche die Ideale einer großen Vergangenheit in zuchtloſem Uebermuthe zerſchlug; in dieſem rohen Talente war keine Entwicklung. Hebbel erſcheint als der Sohn einer aufſtrebenden Zeit, welche neue Ideale zu geſtalten ſuchte. Freilich es war ein Suchen, an dem der grübelnde Verſtand oft mehr Antheil hatte als die ſchaffende Phantaſie. Der Dichter experimentirte, er taſtete umher nach einem Kunſtwerk der Zukunft, in ſeinen erſten Werken erſchien die Intention ungleich ſtärker als die lebendige Ausführung. Das traurige Wort, womit Hebbel einſt die Frage „Man weiß doch, was ein Luſtſpiel heißt?“ beantwortet hat: — „Dies ſteht ſo klar vor meinem Geiſt, daß, wenn ich's minder hell erblickte, das Werk vielleicht mir beſſer glückte“ — dieſes unſelige Geſtändniß giebt leider den Schlüſſel zu einem großen Theile ſeines Schaffens. Er haßt die Phraſe, niemals drängt ſich bei ihm der Verſtand in der proſaiſchen Form undramatiſcher Betrachtungen hervor; aber bei aller realiſtiſchen Anſchaulichkeit im Einzelnen läßt das Ganze oft kalt, erſcheint als gemacht und geklügelt. Und ſo findet ſich bei Hebbel, der nach dem edlen Ziele ſtrebt, alles Geiſtige zu verleiblichen, das Zuſammenfallen von Idee und Bild ebenſo ſelten wie bei Klopſtock, von dem ein altes treffendes Wort ſagt, er habe alles Leibliche des Körpers entkleidet.

Man hat Hebbel ſchweres Unrecht gethan, wenn ihm die Wärme des Gemüths gänzlich abgeſprochen ward. Selbſt aus den verfehlteſten ſeiner Gedichte bricht zuweilen, und dann ergreifend, eine ſtarke und tiefe Empfindung hervor. Wer die Gedichte kennt, worin er Selbſterlebtes, wie das ſtille Glück des Hauſes beſingt, der wird den herzloſen Vorwurf der Herzloſigkeit nicht wiederholen. Er dichtete nur, wenn der Geiſt ihn rief, ließ oft jahrelang die halbfertigen Geſtalten ſeiner Entwürfe ruhen, bis ſie von ſelber wieder erwachten. Trotzdem trat in den alſo aus künſtleriſchem Drange entſtandenen Werken die Reflexion zuweilen ſo ſtark hervor, daß der Hörer kaum wußte, ob ein Dichter oder ein Denker zu ihm ſprach. Dies verräth ſich vornehmlich in der Zeichnung der Charaktere. Otto Ludwig nennt in ſeiner grobkörnigen Weiſe Hebbel's dramatiſche Geſtalten kurzab „pſychologiſche Präparate,“ er meint: „ſie thun dick, ſie wiſſen ſich etwas“ mit ihrer Eigenart. Ein hartes Urtheil, das Hebbel's ältere Werke leider nicht immer Lügen ſtrafen. Seine Charaktere handeln ſo folgerecht, daß wir jedes ihrer

Worte vorausberechnen können; er motivirt oft mit überraschender Feinheit, und eine große dialektische Kraft steht ihm zu Gebote, um den Irrgängen innerer Kämpfe nachzugehen. Aber über dem allzu eifrigen Bemühen, den Charakteren feste scharfe Umrisse zu geben, verlieren sie die Farbe, das Leben. Wohl zwingt die strenge Prägnanz des Dramas den Dichter, seinen Menschen offenherzige Geständnisse in den Mund zu legen, welche der phantasielose Verstand unnatürlich findet; doch die helle Selbsterkenntniß, welche Hebbel seinen Charakteren leiht, überschreitet zuweilen die Grenzen der poetischen Wahrheit, und wie selten schallt aus diesen Menschen der volle Brustton naturwüchsiger Leidenschaft heraus, den, wie alles Herrlichste in der Kunst, keine Anstrengung des Hirns erklügeln kann!

Es klingt wie ein unwillkürliches Selbstbekenntniß, wenn dieser zwischen dem Reiche des Gedankens und dem Reiche der Phantasie einherschwankende Geist einmal ausruft:

> Ein Shakespeare lächelt über Alle hin
> und offenbart des Erdenrätsels Sinn,
> indeß ein Kant noch tiefer niedersteigt
> und auf die Wurzel aller Wesen zeigt.

Der Denker verachtet den stofflichen Reiz, das Anekdotenhafte in der Kunst, er will nicht „der Auferstehungsengel der Geschichte" sein. Er fühlt, daß die moderne Bildung ein Recht hat, über die Tragik Shakespeare's hinauszugehen und eine Tragödie der Idee, nach dem Vorbild des Faust, zu fordern; und so fest hält er diesen Gedanken, daß er niemals versucht, eine einfache Charaktertragödie zu schreiben. Die bunte Fülle des Menschenlebens reizt ihn nur, wenn sie ihm ein „Problem", einen Kampf der Ideen zur Lösung darbietet. Unter allen Räthseln des Menschendaseins hat ihn keines so anhaltend beschäftigt wie das Verhältniß von Mann und Weib; von der Judith bis herab zu den Nibelungen, in den mannichfachsten Formen versucht er dies große Problem künstlerisch zu gestalten, immer tiefsinnig und mit starkem Gefühle, doch zuweilen spielt auch die häßliche Ueberfeinerung moderner Sinnlichkeit in seine Bilder hinein.

Ganz modern ist auch seine Anschauung der Geschichte: er sieht in ihr nicht wie Shakespeare die ewig gleiche sittliche Weltordnung, die sich immer wiederherstellt, wenn die Leidenschaft des Menschen sie auf Augenblicke gestört; der Jünger der modernen Philosophen faßt sie auf als ein ewiges Werden. Er liebt den

Zuſammenſtoß zweier Culturwelten zu ſchildern: wie das Hellenenthum aus der orientaliſchen Gebundenheit emporſteigt, das Chriſtenthum aus der jüdiſchen Welt, die neue Zeit aus dem Mittelalter. Ich kann jedoch nicht finden, daß der Dichter bei dieſem kühnen Unterfangen immer glücklich iſt. Die neue Welt, die aus der zerfallenden alten Ordnung ſich erhebt, tritt nicht leibhaftig vor uns hin, ſie wird uns lediglich angedeutet durch einen ſymboliſchen Zug; und nur weil wir hiſtoriſche Schulbildung beſitzen, errathen wir, was uns das Kunſtwerk ſelber nicht ſagt, daß die heiligen drei Könige, die am Schluſſe von „Herodes und Mariamne“ plötzlich auftreten, den Anbruch der chriſtlichen Geſittung vorſtellen ſollen. Dieſe Neigung für ſymboliſche Züge beherrſcht den Dichter zuweilen ſo gänzlich, daß er in eine gleichgiltige, ja abſurde Fabel willkürlich eine Idee hineinlegt, welche ihr völlig fremd iſt. Und da ja ausſchweifende Phantaſtik im Innerſten verwandt iſt mit den Verirrungen überfeinen Verſtandes, ſo erinnert Hebbel mit ſolcher Symbolik, ſolchem Myſticismus oft ſtark an Calderon.

In der Einſamkeit brütender Betrachtung mußte die düſtere Denkweiſe vom Leben, wozu Hebbel's Natur neigte, zu erſchreckender Stärke anwachſen. Der Peſſimismus iſt insgemein eine Sünde begabter Menſchen, denn nur ein heller Kopf wird die tiefen Widerſprüche des Lebens, wird die ſchreckliche Thatſache, daß die Ordnung des Rechts eine andere iſt als die Ordnung der Sittlichkeit, in ihrer ganzen Schärfe durchſchauen, nur ein tiefes Gemüth ſie in ihrer vollen Schwere empfinden. Kein Wunder, daß dieſe, die Werke aller bedeutenden tragiſchen Dichter überſchattende, reformatoriſche Strenge, welche die Welt verachtet und Lügen ſtraft, von dem Haufen verketzert und als unſittlich gebrandmarkt wird. Aber ſelbſt ein tief-melancholiſches Gedicht wird dem Poeten nur dann gelingen, wenn ihm, ob auch verhüllt und verborgen, tief in der Seele der Glaube lebt an den Sieg des Geiſtes über die Gebrechen der Welt. Noch keinem echten Dichter hat dieſer Glaube gefehlt, er athmet ſelbſt in dem ſchwermüthigſten Gedichte, das je in den Nebeln Alt-Englands erſonnen ward, in Walter Raleigh's „the lye“. Hebbel wußte wenig von ſolcher Hoffnung. Wie er, der Conſervative, nicht daran dachte, im Leben an der Heilung der kranken Welt mitzuwirken, ſo vermögen auch ſeine Gedichte, obwohl ſie dann und wann von künftiger Verſöhnung reden, von der Lebendigkeit dieſes Glaubens nicht zu überzeugen. Die furchtbare Anklage, die er in einem abſcheulichen Sonette gegen die menſchliche Geſellſchaft ſchleudert:

„der Mörder braucht die Faust nur hin und wieder, du hast das Amt zu rauben und zu töden" — sie ist nicht ein wilder Ausbruch augenblicklichen Unmuths, sie blieb durch lange Jahre die Grundstimmung seiner Seele. Er erkannte mit eindringender Klarheit die Gebrechen der Welt, doch er verzweifelte an der Heilung. Ganz unerträglich wird diese Verbitterung des Gemüths, wenn Hebbel seinem eigenen Worte zum Trotz „die Kirsche vom Feigenbaum fordert" und seiner düsteren Phantasie die hellen Klänge der Komödie zu entlocken sucht.

Er gesteht, daß er mit seinen Gedichten „seiner Zeit ein künstlerisches Opfer dargebracht" habe; und gewiß, einige der Ideen, welche das moderne Deutschland bewegten, fanden in den Werken dieses Dichters einen treuen und großartigen Ausdruck. Doch gerade die schönste und herrlichste Erscheinung unserer Tage, recht eigentlich die Signatur der neuen Zeit, das Emporwachsen unseres Volkes zum staatlichen Leben, blieb diesem verdüsterten Auge verborgen. Er sah in der Entwicklung unseres Volkes „nicht eine Lebens- sondern eine Krankheitsgeschichte." Nun warf ihn sein Unstern unter das verkommene Deutschthum in Oesterreich; „wir und germanisiren!" rief er hohnlachend. Die frohe Botschaft des Jahrhunderts, die Verjüngung der antiken Sittlichkeit, welche von jedem Menschen, auch von dem Künstler, zugleich die Tugenden des Bürgers fordert — an ihm fand sie einen tauben Hörer. Selbst die Dichtungen unserer kosmopolitischen klassischen Zeit tragen die Spuren der politisch-nationalen Kämpfe der Epoche weit deutlicher auf der Stirn als Hebbel's Werke die Eindrücke der Gegenwart. Und wird ja einmal die Natur der Dinge mächtiger als Hebbel's Verstimmung, entschließt er sich ein Zeitgedicht zu schreiben, so finden wir nicht, wie es bei dem Sohne der Marschen zu entschuldigen wäre, einen naturwüchsigen Ausbruch des Zornes über die Schmach seines Volkes, sondern ein griesgrämiges Epigramm über Staatsmänner, welche die Kunst verstehen niemals zu erwachen, oder eine wegwerfende Bemerkung über moderne Staatsverfassungen — oder ein Gedicht an König Wilhelm, das im Grunde nicht gehauen und nicht gestochen ist, in schönen Versen nur die politische Rathlosigkeit des Dichters offenbart.

Bei so trostloser Anschauung des Lebens weiß er nichts von jener edlen Volksthümlichkeit, welche der Ehrgeiz großer Dichter ist. Darum hat er, der Dramatiker, Schiller's Größe lange gänzlich verkannt; darum verschmähte er die hohe Schule des Dramatikers, den Wechselverkehr

mit der Bühne. Auch dieſer Irrthum iſt eng verflochten mit einer ehrenwerthen Tugend, einer wohlberechtigten Verachtung gegen die bornirten Rückſichten der Convenienz, welche gemeinhin das Bühnenſchickſal eines Dramas beſtimmen. Aber nicht die Theater-Cenſur allein verbannt ſeine Werke von den Brettern, ſie ſind in ihrer Mehrzahl in Wahrheit nicht darſtellbar. Sie behandeln nicht blos extreme Fälle, ſondern abnorme, krankhaft ſeltſame Conflicte, welche keinen Widerhall erwecken in den Herzen der Hörer; und wer es verſchmäht, die Edelſten ſeiner Zeit im Innerſten zu bewegen, der mag der ſtolzen Hoffnung entſagen, für das Theater aller Zeiten zu ſchreiben.

Hart, ja grauſam ward dieſe gewollte Vereinſamung an dem Lebenden beſtraft. Ueber den vielgeleſenen Schriftſteller bildet ſich die Welt zuletzt immer ein mildes ausgleichendes Urtheil. Doch die Werke dieſes Sonderlings fielen zumeiſt nur einzelnen Kritikern in die Hände, die ihn von den Wällen ihres äſthetiſchen Syſtems herab ſchonungslos bekämpften. Nun geſchah ihm, was gemeinhin den Einſiedlern des Gedankens widerfährt: wie um Friedr. Rohmer und Schopenhauer — Männer, die ich übrigens weder unter ſich noch mit Hebbel vergleichen will — ſo ſchaarte ſich um dieſen vielbekämpften Dichter eine kleine Gemeinde fanatiſcher Anhänger, die durch unmäßiges Lob den Hohn der Gegner erweckten. So zwiſchen gehäſſigen Tadel und blinde Bewunderung geſtellt, ward das wohlbegründete Selbſtgefühl des Mannes krankhaft reizbar. Auch wir halten es für trockene Philiſterweisheit, wenn dem Poeten zugemuthet wird, er ſolle nicht empfindlich ſein. Wer darf Angriffe auf ſein eigen Fleiſch und Blut mit Kälte ertragen? Und wer könnte die alte Wahrheit, daß ein halbes Lob tiefer verletzt als ein ganzer Tadel, bitterer empfinden als der Dichter? Führt doch der Künſtler das Loos des verwunſchenen Prinzen: im Leben ſoll er ſich ſchelten und ſtoßen laſſen wie die Anderen auch, und kaum nimmt er das Saitenſpiel zur Hand, ſo iſt er ein geborner Fürſt und hat immer Recht und treibt mit uns, was ihm gefällt; darum mögt Ihr Nachſicht üben, wenn nicht ein Jeder dies geſpaltene Daſein mit Haltung zu tragen weiß. Aber es iſt ein Anderes, ſeinem Aerger über die Kritik einmal durch einen derben, in Gottes Namen ungerechten, Cynismus Luft zu machen — und wieder ein Anderes, jahrelang die geſchmackloſe Rolle des verkannten Genies zu ſpielen, fortwährend mit „Wichten“ und „Kannegießern“ um ſich zu werfen,

jedes ſeiner eigenen Worte mit einer Andacht zu bewahren, die dem reichen Geiſte ſchlecht anſteht, ja ſogar nach Knabenart pathetiſch zu prahlen: dieſe und jene Tugend hat mir noch Niemand abgeſprochen. Jene Liebenswürdigkeit, die, nach der Verſicherung ſeiner Freunde, dem Menſchen eigen war, blieb dem Schriftſteller verſagt. Es giebt glückliche Naturen — und viele unſerer ſtreitbarſten Männer, Leſſing vornehmlich, zählen dazu — denen wir niemals grollen, auch wenn wir widerſprechen; andere wieder, welche uns immer in Verſuchung führen, mit ihnen zu rechten, ſie mögen ſagen was ſie wollen. Zu dieſen letzteren zählt Hebbel, nach meinem und vieler Anderer Gefühl; er hat den Mitlebenden erſchwert, gerecht über ihn zu reden.

Dem Todten ſollen endlich die menſchlichen Schwächen vergeſſen werden; auch von dem Kunſtwerk ſeines Lebens gilt das gute Dichterwort, das er einmal über das Drama ausſprach: „in einem Kunſtwerk muß immer die letzte Zeile die erſte recenſiren.“ Er iſt wirklich gewachſen mit ſeinem Volke, das er nie ganz würdigte, er befreundete ſich als reifer Mann mit den einfachen Idealen, die er einſt mißachtet, er lernte die Größe des edelſten unſerer Dramatiker ſchätzen und ſchuf endlich jene hochpoetiſchen Geſtalten der Nibelungen, die nicht mehr angekränkelt ſind von der Bläſſe des Gedankens. Von dieſen letzten Werken des Dichters fällt verklärend ein Lichtſtrahl zurück auf die unfertigen Dichtungen ſeiner früheren Zeit. Kein Zweifel mehr: der friedloſe Sinn, der aus Hebbel's älteren Dramen ſpricht, iſt nicht die blaſirte Ironie der Romantiker, nicht die zuchtloſe Frivolität, der buhleriſche Weltſchmerz der Jungdeutſchen, er iſt der tiefe und wahre Schmerz eines ſtarken Geiſtes, der erſt nach harten Kämpfen eine Verſöhnung finden konnte, welche der Glückliche, der Gedankenarme mühelos erreicht. — Der Dichter wies in ſeinem Eigenſinne jede Kritik der Wahl ſeiner Stoffe zurück, weil „das einmal lebendig Gewordene ſich nicht zurückverdauen“ laſſe. Heute, da wir ſein Schaffen im Ganzen überſchauen, wird uns das Körnlein Wahrheit deutlich, das in dieſem anmaßenden Ausſpruch liegt; auch in den ſeltſamſten Experimenten des Poeten läßt ſich eine gewiſſe Nothwendigkeit nicht verkennen.

Wir gehen raſch hinweg über Hebbel's erſte Novellen, die in der Art des Humors an Jean Paul, in der Haſt der Darſtellung an Heinrich Kleiſt erinnern. Wie ſeltſam verkannte der Dichter ſein

ganz und gar nicht populäres Talent, wenn er hoffte, seine niederländische Geschichte „Schnock" werde im Bauerkittel von Fließpapier auf den Jahrmärkten feilgeboten werden; den derben Ton herzhaften Spaßes, den der Bauer verlangt, findet dieser Poet des Gedankens nicht.

In seinem ersten Drama Judith versucht Hebbel in der Seele der epischen Heldin der Bibel einen Bruch, einen Kampf hervorzurufen, er will uns an ihr das Recht des Weibes auf wahre Liebe zeigen und dergestalt den Liebling starkgeistiger Maler und Poeten dem modernen Bewußtsein verständlich machen. Freilich wird das gräßliche Weib selbst dadurch kein tragischer Charakter; denn unter den widerstreitenden Gefühlen, welche ihr Herz bewegen, der religiösen Begeisterung für ihr Volk, der durch den Anblick kläglicher Schwächlinge geschärften Ruhmbegierde, endlich der geheimen Liebe zu dem einzigen ganzen Manne, den sie kennt, tritt bald die nackte thierische Sinnlichkeit als das herrschende Motiv hervor. Noch häßlicher ist Holofernes, wohl der unwahrste aller jener souveränen Kraftmenschen, in deren Schilderung sich die Literatur jener Tage gefiel, bei aller scheinbaren Größe ein lächerlicher Prahler. Wahrhaft empfunden sind allein die glaubenseifrigen Gestalten des jüdischen Volkes. Hier war es dem Sohne strenger bibelfester Bauern leicht, aus voller Seele zu schaffen. Aber wie fremd steht die Frömmigkeit des alten Testaments neben einem Materialismus, der an die häßlichsten Ausgeburten der poésie de sang et de boue gemahnt! Diese Zerfahrenheit der Stimmung, diese Unsicherheit der sittlichen Begriffe des Dichters raubt dem Stücke, trotz der in mächtigem Aufschwung stätig anschwellenden Handlung, die innere Einheit.

Selbst jenes verwirrenden und berauschenden Reizes, den die Judith bei der ersten Aufführung immer bewähren wird, entbehrt die Genoveva. Hebbel versteht noch nicht, den unbestimmtesten und darum bildsamsten der Verse zu gebrauchen: sein dramatischer Jambus ist correct und entspricht durch die Härte seiner männlichen Endungen äußerlich dem Wesen des Dramas, aber er hat weder lebendige Kraft noch melodischen Fluß. Mißachtend das durch die Natur des Stoffes Gebotene hat der Poet das wehmüthig-liebliche Volksmärchen gewaltsam in eine Tragödie verwandelt, indem er den versöhnenden Schluß hinwegließ und jede Spur des Naiven und Naturwüchsigen vertilgte. Ja, er benutzte den mythischen Stoff, um an ihm die Unwahrheit

unſerer ſittlichen Geſetze zu zeigen. Hier freilich ſind „Satzungen und Rechte, die das Lebendig-Freie ſchamlos knechten.“ Dieſe Menſchheit iſt befangen in formaliſtiſcher Sittlichkeit: nur ein Aeußerliches erblickt ſie in der Ehre, der Treue, dem Glauben, zu deren Schutze ſie die blutbefleckten Hände hebt. Doch wir erkennen in ihr unſer eigenes Gefühl nicht wieder; rein unbegreiflich erſcheint in dieſer gebundenen Welt die ganz moderne Empfindung des Verſuchers Golo. Die Handlung iſt ein gehäuftes Maß von Schreckniſſen — denn bei Hebbel erſcheint der Tod ſtets als die gräßliche Kere, nimmer als milder Genius — die Diction bietet einen jähen Wechſel von Froſt und Hitze; der letzte Eindruck iſt vollkommene Ermüdung und die rathloſe Frage, ob die wirre Symbolik dieſer Scenen wirklich eine Tragödie der ehelichen Treue vorſtellt?

Verdankte die Judith ihren Erfolg vor allem ihrer Wahlverwandtſchaft mit gewiſſen krankhaften Verſtimmungen der Zeit, und hatte die Genoveva als ein Verſtandeswerk gar nur das Staunen eingeweihter Literatenkreiſe erregt, ſo fand die Maria Magdalena den verdienten Beifall aller Unbefangenen, ein wahrhaft poetiſches Werk, das über ſeiner klaren und ſtrengen Compoſition und über der ergreifenden Wahrheit ſeiner Charaktere alle ſeine Mängel leicht vergeſſen läßt. Hebbel war kühn genug, aus der Noth eine Tugend zu machen, die „ſchreckliche Gebundenheit in der Einſeitigkeit“ — jene Klippe, an der die meiſten bürgerlichen Dramen und Dorfgeſchichten ſcheitern — zum Mittelpunkte des tragiſchen Conflicts zu erheben. Die Hohlheit kleinbürgerlicher Ehrbegriffe mit ihren ſchrecklichen Folgen ſoll dargeſtellt werden. Zu ſolcher Arbeit iſt Hebbel's große dialektiſche Kraft wie geſchaffen. Auch das Eingehen auf Sitten und Zuſtände, welche dem Poeten genau bekannt waren, iſt ihm zum Heile ausgeſchlagen. Nicht als meinten wir mit den Verehrern photographiſcher Wahrheit, der Künſtler ſolle nur Verhältniſſe ſchildern, die ihm durch perſönliche Erfahrung vertraut geworden; wer das Zeug hat zu einem Dichter, trägt ein Bild der Menſchheit im Herzen. Hebbel jedoch mußte durch einen Stoff, deſſen feſte Schranken ihm ſelbſt wie den Leſern wohlbekannt ſind, von ſeiner Unart, ſymboliſche Züge in die Action zu legen, abgehalten werden. Er bewährt hier ſeinen Ausſpruch: „überall ſoll der Dichter ökonomiſch ſein, nur nicht in ſeinen Grundmotiven.“ Der Bau des Dramas iſt muſterhaft knapp und gedrungen, auch die Naturlaute der Leidenſchaft erklingen

tief erschütternd, das Stück würde das Muster eines bürgerlichen Trauerspiels sein, wenn nicht der Dichter durch die Unsicherheit seines sittlichen Gefühls auch dem Hörer das Gefühl verwirrte. Der Hörer nimmt Partei — nicht wie der Dichter will für die büßende Heldin, sondern für den harten alten Philister Meister Anton. Das unglückliche Mädchen hat sich im Zorn verschmähter Liebe einem ungeliebten Manne verlobt, und da ihr Gewissen sie noch immer der alten, jetzt sündhaften Liebe zeiht, wähnt sie sich verpflichtet, dem eifersüchtigen Bräutigam durch verzweifelte Hingebung ihre Treue zu beweisen. Eine solche That ist denkbar — denn was wäre unmöglich für ein geängstetes Mädchengewissen? — doch sie steht sittlich tiefer als ein in der Hitze natürlicher Leidenschaft begangener Fehltritt. Der Dichter soll uns nicht einreden, das Mädchen sei durch diesen Schritt nicht innerlich befleckt worden. Der alte borstige Vater hat ganz Recht, wenn er die Schande nicht auf seinem ehrlichen Bürgerhause dulden will — und über solchen unabweisbaren Verstandesbedenken geht uns die Freude an dem schönen Gedichte fast verloren.

Mit diesem Werke war ein großer Erfolg errungen, des Dichters dramatisches Talent unzweifelhaft erwiesen. Wer hätte nicht hoffen sollen, Hebbel werde mit frischem Muthe, mit seiner jetzt durch schöne Reisen erweiterten Bildung fortschreiten auf so glückverheißendem Wege? Statt dessen verlor er sich jahrelang in zielloses Experimentiren, er schrieb jene unglückseligen Märchendramen „der Diamant“ und „der Rubin“, deren Symbolik zu enträthseln der Mühe nicht lohnt.

In Unteritalien lernte er eine Welt verrotteter Zustände kennen, einen tief unsittlichen Polizeistaat, einen leeren Lippen-Glauben, einen getretenen und verwilderten Pöbel, eine gewissenlose Geldmacht. Hier, wenn irgendwo, war seine Verachtung der schlechten Wirklichkeit am Platze, hier mußte er fühlen, daß des Künstlers Hände zu rein sind, um die Verwesung byzantinischer Verhältnisse zu berühren. Und hier gerade ließ er sich durch eine aberwitzige Anekdote anreizen zur Erfindung seiner berüchtigten „Tragikomödie“: ein Trauerspiel in Sicilien, welche ein tragisches Geschick in untragischer Form darstellen, des Hörers Lachmuskeln zucken und zugleich ihn vor Grausen erstarren machen soll. Das heißt doch nur die gemeine Prosa des Alltagslebens geradeswegs in die Kunst einführen. Das tragische Geschick in untragischer Form stöhnt und ächzt auf allen Märkten; ihm die tragische

Form zu finden, ist des Dichters schönes Recht. Hebbel's feiner Formensinn hat ihn davor bewahrt, den unglücklichen Gedanken weiter zu verfolgen. Auch ein anderes Experiment dieser Zeit blieb liegen. In der Tragödie „Moloch" wollte der Dichter „ein Volk stammeln lassen," die Uranfänge der menschlichen Gesittung, die Entstehung der Religion darstellen — ein Versuch, der mit ungemeiner dichterischer Kraft begonnen, schließlich doch in undramatische Symbolik verlaufen mußte. Wiederum in den zerfressenen italienischen Verhältnissen wurzelt das Schauspiel Julia — eine Schilderung moderner Blasirtheit und Verworfenheit, wie sie nur einem völlig umnachteten Auge erscheinen konnte, ein Drama ohne Abschluß, ohne jedes Interesse, gerade darum gefährlich und unsittlich, weil Hebbel die unnatürliche, kläglich-sentimentale Handlungsweise seines Helden, der sich selber eine wandelnde Leiche nennt, als eine sittliche darstellen, sittlich erhebend durch das abgeschmackte Drama wirken will.

Das waren böse Tage für Hebbel, da sein Selbstgefühl im selben Maße wuchs, wie die Theilnahme der Leser sich ihm entfremdete. Selbst die Freunde fragten verwundert, ob er denn aus dem ewigen Rom nichts Anderes davon getragen habe als die feine Durchbildung der Form, welche fortan alle seine Gedichte auszeichnete. Auch das bedeutendste Drama dieser unseligen Periode ist ein Werk des kalten Verstandes. „Herodes und Mariamne" schildert das Judenthum in seiner Selbstauflösung und ist zugleich eine Tragödie der ehelichen Treue; so bildet es ein Gegenstück zur Judith und zur Genoveva. Herodes kann es nicht ertragen, daß sein Weib ihn überlebe, zweimal stellt er sie, während er zu gefahrvollen Fahrten verreist, unter das Schwert des Henkers. Gegen solchen Zwang sträubt sich der Stolz der Gattin, denn „das kann man thun, erleiden kann man's nicht." Und dieser bei aller Seltsamkeit gewaltige, echt dramatische Conflict, der schon in der Darstellung des Josephus jedes Herz bewegt, läßt bei Hebbel vollkommen kalt. So sehr ermangeln diese Menschen der Ursprünglichkeit und Freiheit, so sehr befremdet uns die moderne epigrammatische Sprache an historischen Personen, deren grundverschiedene Gesittung wir von Kindesbeinen an kennen.

Endlich, endlich nach so langem theoretischen Umhertasten öffnete sich Hebbel's Gemüth wieder natürlicheren, einfacheren Gefühlen, als er die „Agnes Bernauer" schrieb und auf heimathlichem Boden Menschen schuf, so wahr und tüchtig, wie sie ihm seit der Maria Magdalena

nicht mehr gelungen waren. Hier erscheint der moralische Revolutionär als politisch conservativ: die Berechtigung des Allgemeinen, des Staates, wird gezeigt gegenüber dem subjectiven Belieben der Leidenschaft. Hebbel bleibt vollkommen frei von der sentimentalen Auffassung der Liebe, deren heute der vornehme Pöbel voll ist. Leider verräth die Heldin kaum durch ein hingeworfenes Wort eine Ahnung von der Schwere ihrer Schuld, und wir empfinden ihren Tod als eine brutale Mißhandlung. Der wahrhaft innerlich ringende Held des Stücks vielmehr ist Herzog Ernst; sollte das Werk dramatisch wirken, so mußte der alte Herzog in den Mittelpunkt der Handlung treten. Dann ließ sich ein besserer Schluß finden als dieser unselige fünfte Act, wo Hebbel, der sonst das Gräßliche liebt, einen tödlichen Gegensatz durch eine übereilte Versöhnung beendet. In Einem Aufzuge die Ermordung der Agnes, den wüthenden Kampf des Sohnes gegen den Vater und die Beilegung des Streites darstellen — das verletzt jene Einheit der Zeit, welche der Dramatiker auch nach Lessing noch achten soll, das bleibt unglaublich, obschon der Poet durch die sprudelnde Heftigkeit, welche er dem jungen Herzoge leiht, uns darauf vorbereitet hat. Aber wie das Land nach langer Wasserreise begrüßen wir in dem Stücke wieder eine warme natürliche Stimmung, wir freuen uns der getreuen Genossen des jungen Herzogs und der kernhaften Bürger. Lebendig tritt die gährende Zeit uns vor die Seele, wo die Tage der Hohenstaufen bereits als ein ferner schöner Jugendtraum in der Sehnsucht der Menschen lebten und moderne Diplomatenkunst die ritterliche Vasallentreue zu verdrängen begann.

So war das Eis gebrochen, und die gesunde freudige Stimmung hielt an. Das gemüthvolle Versmaß, das uns Deutschen wie ein liebes altes Märchen zum Herzen redet, das Metrum der deutschen Reimpaare, ward von Hebbel glücklich benutzt für das kleine Künstlerdrama Michel Angelo. Diese geistreiche Behandlung einer sinnigen Anekdote gewährt manchen tiefen Einblick in die Geheimnisse künstlerischen Schaffens; und doch ist genug Handlung in dem Stücke, um selbst auf der Bühne Interesse zu erregen. Mögen Andere rügen, daß die Schilderung der Kunstfreunde und dilettirenden Künstler sich von tendenziöser Bitterkeit nicht frei hält und sehr deutlich an des Verfassers eigne Fehden mit der Kritik erinnert; mögen sie tadeln, daß die Gestalt des Raphael, wie fast alles Holde und Milde bei Hebbel, ganz schattenhaft gehalten ist: — uns widersteht es, an

einem erfreulichen und mit Unrecht vergessenen Werke zu mäkeln. Dieser Michel Angelo lebt wirklich — ein hohes Lob, da die allzu verbreitete Kenntniß der Kunstgeschichte hier der freien Thätigkeit des Dichters schwer beengende Fesseln anlegte. Mancher akademisch correcte Künstler wird an dem jugendfrischen, vielsagenden Worte „die Ordnung, mein' ich und bleibe dabei, beginnt erst bei der Staffelei" seine eigene Hohlheit erkennen; Mancher, der Hebbel mit Mißwollen betrachtet, wird aus diesen einfachen Scenen den heiligen Ernst des Schriftstellers begreifen.

Noch einmal, in der Tragödie Gyges und sein Ring, hat Hebbel einen Schatz von Formenschönheit und Kunstverstand an einen undankbaren Stoff verschwendet. Der Dichter versteht, uns in die Atmosphäre längst entschwundener Zeiten zurückzuzaubern, „an den alten Nil, wo gelbe Menschen mit geschlitzten Augen für todte Könige ew'ge Häuser bau'n." Wo nicht stellenweise eine allzu moderne Bewußtheit der Sprache uns die Stimmung verdirbt, steht sie wirklich farbenprächtig vor uns, die reiche Wunderwelt des Herodot, die mit der Fülle ihrer reinmenschlichen Conflicte unseren Poeten ein so dankbares Feld eröffnet. Dennoch wird dies Trauerspiel mit vollem Rechte nie auf der Bühne Fuß fassen, denn es ist ein antiquarisches Stück. Es ist ein sinniger, freilich mehr für eine Novelle als für eine Tragödie der Ehe geeigneter Gedanke, daß auch in der innigsten Vereinigung jeder Gatte ein Etwas zurückbehält, welches Schonung erheischt, welches er dem Gemahl nicht hingeben kann, ohne sich selbst aufzugeben; aber wie wenige Leser werden aus der seltsamen Handlung des „Gyges" diese Idee errathen! Heute, da man den Dramatiker unaufhörlich auf historische Stoffe verweist, kann nicht laut genug die einfache Wahrheit wiederholt werden, daß der Dichter seine Menschen in den Herzen seiner Zuschauer, der Kinder seiner Zeit, entstehen und wachsen lassen muß. Mag er getrost Weltverhältnisse aus den Tagen vor der Sindfluth uns vorführen: in den Empfindungen seiner Charaktere dulden wir nichts Antiquarisches. Gerade unser Publicum mit seinen abgestumpften Gefühlen wird nur durch einfach-drastische, sofort verständliche Empfindungen erregt werden. Dieser König Kandaules, welcher „Zeugen braucht, daß er nicht ein eitler Thor ist, der sich selbst belügt, wenn er sich rühmt das schönste Weib zu küssen," welcher darum den Fremden als Zuschauer an das eheliche Lager führt — er handelt nach unsern Be-

griffen mit einer brutalen Roheit, die seinen Edelmuth uns völlig unglaublich macht und jedes tragische Mitleid aufhebt. Hier aber sind unsere Begriffe im Rechte, weil wir leben. Nur ein bedauerndes Achselzucken haben wir für die untadelhafte Composition, die Melodie der Sprache und den Gedankenreichthum des Dichters, der in diesem Werke sich glänzend entfaltet. Wie nämlich Kandules in seinem Hause die Schranken altheiliger Sitte zerstört, so wagt er auch im Staate „an den Schlaf der Welt zu rühren," obwohl er „nicht die Kraft hat, ihr Höheres zu bieten." Und in diese dumpfe gebundene Menschheit tritt der Einzige, den wir ganz verstehen, der jugendliche Gyges, der Mann der freien entschlossenen That, der Sohn des klaren Hellenenvolkes, das die Fesseln starrer Sitte lächelnd abgestreift hat.

Wie seine Dramen, so zeigen auch Hebbel's kleine Gedichte eine auffällige Ungleichheit des Werths. Wir sehen eine ursprünglich poetische Natur vor uns, welche durch übereifrige Verstandesthätigkeit sich der schönsten Früchte ihres Talents beraubt. Hebbel erstrebt eine Universalität, woran selbst ein Goethe nie gedacht hat — ein Unterfangen, wobei einem pathetischen Dichter das Aergste widerfahren muß. Ein Mann wie er konnte in seiner Jugend ein Mädchen erschrecken durch heiße, gewaltige Leidenschaft: er konnte dann ein edles Weib mit jener tiefen und ernsten Mannesneigung erfassen, wovon so manches schöne Gedicht an Christine Kunde giebt; versucht er jedoch zu tändeln und leicht zu kosen, so zeigt er nur die Grazie eines seiltanzenden Elephanten. Auch für das einfache Lied fehlt ihm die Naivität. Dagegen sind mehrere der Balladen durch ihre einheitliche Stimmung sehr wirksam; nur leiden sie meist an zu großer Länge; denn der Dramatiker weiß nichts von dem Kunstgeheimniß des lyrischen Rhapsoden, durch Verstummen das Tiefste zu sagen. Die Gedichte „dem Schmerz sein Recht", erschüttern durch den heftigen rastlosen Kampf eines aufwärts strebenden Geistes; doch zeigen auch sie, wie selbst die schönsten Gedichte der Sammlung, eine ungelöste Zuthat von Reflexion. Das Epigramm ist natürlich stark vertreten: fast überall Gedanken eines geschiedten Mannes, aber auch überall eine unselige Störung, bald durch die Breite der Darstellung, bald durch die Prosa des Gedankens oder durch ein geschmackloses Bild. Selbst das verständigste der Gedichte, selbst das Epigramm, muß in der Phantasie des Künstlers empfangen werden.

Es ist doch ein frischer, erfreulicher Dichterzug in Hebbel's Leben, wie er entzückt von dem liebenswürdigen Spiele einer Künstlerin, sie rasch entschlossen von der Bühne heimführte. Beglückt an der Seite dieser edlen Frau, in dem Frieden eines wohlgeordneten Hauses ließ er jetzt in dem kleinen Epos Mutter und Kind Alles wieder zu frischem Leben erwachen, was vor Zeiten seine Phantasie erregt: das derbtüchtige niederdeutsche Bauernleben, das reiche Hamburg und seinen furchtbaren Brand. Auch die Ideen, welche seinen Kopf vorzugsweise beschäftigt, das Verhältniß von Mann und Weib, die Fragen von der Armuth und dem Socialismus, spielen in das Gedicht hinein. In dieser kleinen Welt rein-menschlicher Empfindungen hat der Dichter jene Wärme des Gefühls, jene Freude an dem Milden und Gemüthlichen, jene gläubige versöhnte Stimmung wiedergefunden, die auf seinen langen speculativen Irrfahrten fast verloren schienen.

> Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
> das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
> und wem wird es versagt, wem wird es gekränkt und geschmälert? . .
> Und so ist die Natur gerecht im Ganzen und Großen
> und vertheilt nur den Tand, die Flitter, nach Lust und nach Laune.

Uns scheint, in diesen Worten über die Elternliebe liegt unendlich mehr Tiefsinn und kräftiger Mannesmuth, als in den heftigsten Invectiven, welche Hebbel je gegen die Gesellschaft geschleudert. Der wesentliche Mangel des Werks liegt in der Form. Wir meinen hier nicht die übermäßige Anwendung des Trochäus, die Hebbel sich erlaubt. Denn der Hexameter ist zwar keineswegs, wie Hebbel meint, „der deutscheste Vers," sondern ein Maß, das einer ursprünglich der Quantität entbehrenden Sprache niemals ganz natürlich zu Gesichte stehen kann; doch gerade deshalb mag der deutsche Dichter bei dessen Handhabung mit großer Freiheit verfahren. Sein feines Gehör allein muß ihn warnen vor dem Schein der Dürftigkeit, der durch zahlreiche Trochäen entsteht, wie vor dem haltlosen hüpfenden Wesen und dem zischenden Mißklang gehäufter Consonanten, welche die Daktylen der „correcten" Platenschen Schule in den Hexameter bringen. Wir meinen hier die Form in einem minder äußerlichen Sinne. Die ungeheure, vollkommen nur einmal erfüllte Aufgabe, in unserer aufgeregten Zeit das erhabene Gleichmaß epischer Diction und Empfindung zu bewahren, war dem Dramatiker unlösbar. Bald staut seine Rede sich auf in abgebrochenen Sätzen, bald stürmt sie daher in langen

Perioden, die ebenmäßige Wallung des Hexameters geht verloren. — Und dies einfach herzliche Gedicht ging in der Leſewelt faſt ſpurlos vorüber. Iſt es doch längſt kein Geheimniß mehr, daß das Loos der Gedichte heute in den Händen der jungen Damen liegt. Wirken Tragödien zu aufregend auf die Gemüther der Fräulein — nun, hier iſt ein Epos aus der ſtillen Welt des Hauſes, ganz dazu geſchaffen, ein einfaches Mädchen ſanft zu bewegen. Doch leider, keine Spur von Sentimentalität und augenverdrehender Frömmigkeit; und dieſe Bäuerin hat ſo geſunde Nerven, ſie unterſteht ſich ſogar, im Grünen zu gebären! Mon Dieu, welche Penſionsdirectrice von Pflichtgefühl darf ihren Zöglingen ſolche Natürlichkeiten bieten?

Unterdeſſen reifte langſam des Dichters größtes Werk, die Nibelungen. Wenn der gebildete Durchſchnittsmenſch heute ſchon beim Anblick des Titels einer Nibelungentragödie mit der Ruhe des Weiſen zu ſagen liebt: das ſind alte Geſchichten, der Himmel bewahre uns vor dieſer tauſendjährigen Hexerei — ſo können wir nicht beſtimmt genug die Ueberzeugung ausſprechen: nur wenige moderne Dichter haben die gewaltige Verſuchung nicht empfunden, die Geſtalten des Nibelungenliedes irgendwie nachzubilden. Da ſteht ſie vor uns, eine jener grandioſen Fabeln, woran die Kunſt und der Glaube von Jahrhunderten gearbeitet, das Wunderwerk eines ganzen Volkes, in ihren Grundzügen hoch erhaben über jede Anfechtung der Kritik. Und mit dem vollen Reize der Jugend tritt das altehrwürdige Werk vor unſere Augen. Seit zwei Menſchenaltern erſt hat ſich die Liebe unſeres Volkes wieder der alten Dichtung zugewendet. Seitdem ſind die Geſtalten des hörnernen Siegfried und der Rächerin Kriemhild einem Jeden eng verwachſen mit jenen erſten Empfindungen der Kindheit, welche ewig friſch bleiben, als wären ſie geſtern empfunden. Und dieſer Schatz gewaltigſter menſchlicher Leidenſchaft, der unſere Maler zu immer neuen Nachſchöpfungen reizt, iſt uns überliefert in einer poetiſchen Bearbeitung, die dem feineren Kunſtſinne der Gegenwart nimmermehr völlig genügen kann. Denn — zum Schrecken orthodoxer Germaniſten ſei geſagt, was jedes einfache Gefühl ſofort empfindet — neben Stellen von hinreißender Kraft und Schönheit dehnen ſich im Nibelungenliede weite Strecken von langweiliger Einförmigkeit. Auch der Inhalt bietet oftmals eine fremdartige, ja feindſelige Miſchung von altnordiſchen, deutſch-heidniſchen und chriſtlichen Elementen. Die ungeheure Bewegung und leidenſchaftliche Wildheit des Stoffes, welchen die epiſche Form oft kaum be-

wältigen kann, fordert den Dramatiker ebenso laut zum Nachbilden auf, wie jene Keime verschlungener eingehender Charakteristik, die sich im Epos nur halb entfalten dürfen. Gründe genug, um in unzähligen modernen Menschen den Wunsch zu erregen, daß die Heldengestalten der alten Sage auf der Bühne erscheinen möchten, wo, nach Hebbel's schönem Worte,

wo sich die bleichen Dichterschatten röthen
wie des Odysseus Schaar von frembem Blut.

Aber wie läßt sich diese ungeheure Fabelwelt dem Verständniß unserer Hörer erschließen? Am nächsten liegt es, durch sorgfältige psychologische Motivirung die alten Recken uns menschlich nahe zu führen. Dieses Weges ist Emanuel Geibel gegangen — und der Erfolg bewies, daß auf solche Weise die finstere Größe des alten Gedichtes gänzlich verloren geht. Wie anders ist Hebbel verfahren! Ein ungeheures Geheimniß bleibt immerdar über den riesigen Gestalten dieser Sage, das keine Kunst unserer helleren Zeit lichten kann. Sollen unsere Hörer an einen Hagen Tronje wirklich glauben, so gilt es nicht ihn hinabzuziehen in unsere Kleinheit und Feinheit, nein es gilt, ihn noch reckenhafter erscheinen zu lassen und die Wunder der alten Götterſagen, die im Nibelungenliede schon halb verwischt sind, in voller Pracht zu entfalten. Von vorn herein muß der Hörer empfinden, daß er die Welt des hellen bewußten Verstandes verlassen hat, daß er unter Menschen tritt, die wahllos, zweifellos, wie die Naturgewalten, das Ungeheure thun, die der vollbrachten Unthat hart und sicher in die Augen sehen und sie auf sich nehmen wie der Hagen des Liedes, der bei jedem neuen Frevel sich vordrängt und spricht „laß mich den Schuldigen sein."

Diese Erhöhung der Helden fast über das Maß des alten Liedes hinaus hat Hebbel mit bewundernswürdiger Kunst vollzogen. Wie vertraut sind diese Menschen mit aller Heimlichkeit des Naturlebens. Beredt wird ihre Zunge nur, wenn sie sich erzählen von den Geheimnissen des Waldes, von den Scherworten, die aus dem Nixenbrunnen ertönen, von den Wundern des nordischen Eislandes, von jenen Runen, darüber ein Held vergeblich sinnen mag bis an seinen Tod. Wo es zu handeln gilt, gehen sie ans Werk wortlos, sicher, unentwegt; dann und wann bricht aus den geschlossenen Lippen ein Ausruf jenes gräßlich wilden Humors hervor, der sich schon in dem alten Liede findet, wenn es von Volker spricht:

„das ist ein rother Anstrich, den er am Fidelbogen hat."

Doch während der Dichter so trotzig allen unseren conventionellen Begriffen ins Gesicht schlägt, ist er um so maßvoller und schonender verfahren, wo er unser sittliches Gefühl zu verletzen fürchten muß. Jener König Gunther, der schon in dem alten Liede eine sehr widerwärtige Rolle spielt und bei jedem Versuche eingehender psychologischer Zergliederung nothwendig ekelhaft erscheinen muß, ist von Hebbel mit sicherem künstlerischen Takte in den Hintergrund geschoben worden. Jung und schwach läßt er den grimmen Hagen gewähren, der ihn und seine Brüder ganz beherrscht. Ebenso ist jener nächtliche Ringkampf auf Brunhilds Lager von Hebbel sehr schamhaft behandelt, und wer sich einmal eingelebt in die wunderbare Luft dieses Dramas, wird ohne jeden Anstoß daran vorübergehen.

Auch daß Hebbel den ganzen Inhalt des Nibelungenliedes in die dramatische Form umgegossen hat, können wir nur billigen. Denn wenn man so gern auf die attischen Dramatiker verweist, die nur einzelne Katastrophen aus der reichen Fülle der homerischen Gedichte sich auswählten, so will diese gelehrte Vergleichung hier nimmermehr passen. Wie Schuld die Schuld gebiert — dies Fortwirken des Frevels, welches in der ursprünglichen Form der Sage, in dem Fluche, den Andwari über das Gold gesprochen, sogar noch schöner ausgedrückt war, bildet recht eigentlich den Kern der Tragik des Nibelungenliedes. Darum müssen wir sehen, wie Siegfried's Mörder und ihr ganzes Geschlecht untergehen; eine Vision, welche dies nur andeutete, kann uns nicht genügen. Wer diesen Stoff dramatisch gestaltet, muß verzichten auf die concentrirte Schönheit des Einzeldramas, er ist gezwungen zur cyklischen Behandlung. Hebbel griff zur Dreitheilung; er läßt auf ein kurzes Vorspiel „Der hörnerne Siegfried" zwei Trauerspiele „Siegfrieds Tod" und „Kriemhilds Rache" folgen. Diese Eintheilung ist eben deshalb ein großes künstlerisches Verdienst, weil der Laie meinen wird, sie verstehe sich von selbst. Sie bietet dem Dichter den Vortheil, daß er, ohne je in undramatische Breite zu verfallen, den reichen tragischen Gehalt seiner Fabel wirklich erschöpfen kann. Es giebt einige Stoffe von so unergründlicher tragischer Tiefe, daß sie unserer Seele bei jeder neuen Betrachtung immer neue und immer ergreifendere Situationen enthüllen. Wer hat das Bild von Paul Delaroche „Maria in ihrem Hause in der Nacht nach der Kreuzabnahme" gesehen, ohne im ersten Augenblick zu erstaunen über die Neuheit der Erfindung und im zweiten ihre Nothwendigkeit freudig anzuerkennen? Und wenn die Bauern vom Ober-Ammergau ihr

Paſſionsſpiel aufführen, was iſt es, das dieſe Tauſende während langer Stunden in atheuloſer andachtsvoller Stille feſſelt, den blaſirten Großſtädter ſo gut wie die ſchwäbiſche Bäuerin, die meilenweit gewallfahrt zu der heiligen Handlung? Es iſt nicht blos die einzige Erſcheinung, daß hier die künſtleriſche Kraft, die in den Tiefen unſeres Volkes ſchlummert, frei und freudig aus dem Verborgenen hervortritt; es iſt nicht blos die erhabene Weihe, welche der Glaube von Millionen über den grandioſen Mythus von der Kreuzigung Chriſti ausgegoſſen hat. Noch ein anderer, rein äſthetiſcher Grund giebt den anſpruchsloſen Zeilen des alten Dorfſchulmeiſters eine ſo mächtig erſchütternde Kraft. Jener eine Tag des Todes Chriſti iſt ſo überſchwänglich reich an tragiſchen Momenten, daß der Nachdichter nicht nöthig hat, zu jenen Verkürzungen zu greifen, welche das Drama insgemein verlangt. Stunde für Stunde vielmehr des ſchmerzensreichen Tages geht in jenem Paſſionsſpiele an uns vorüber. Alſo hat der Zuſchauer den zweifachen Genuß der tragiſchen Erſchütterung und zugleich der vollen ungetrübten Naturwahrheit; denn auch jener letzte Schein des Abſichtlichen, der nach Goethe's tiefem Worte jedem Kunſtwerke anhaftet, verſchwindet bei dieſer glücklichen Fabel. Einen ähnlichen Moment voll unerſchöpflicher Tragik bietet die Nibelungenſage in dem Morgen nach Siegfried's Ermordung, und Hebbel hat verſtanden, die Gunſt der Fabel auszubeuten. Kein Augenblick des Grauſens wird uns erlaſſen von der Stunde an, da Kriemhild erwacht und der Kämmerling über den todten Mann vor der Thür ſtolpert, bis zu jener ſchrecklichen Todtenprobe, da der grimme Hagen unerſchüttert ruft:

> das rothe Blut! Ich hätt es nie geglaubt,
> nun ſeh' ich es mit meinen eignen Augen.

In ſolcher Weiſe iſt der fünfte Act von Siegfried's Tod das Schönſte geworden, was Hebbel je geſchrieben.

Wenn Hebbel in klarer und berechtigter Abſicht das Maßloſe, das Reckenhafte ſeiner Helden in den gewaltigſten Umriſſen gezeichnet hat, ſo war ſein Plan doch keineswegs, uns durch das Fremdartige dieſer Erſcheinungen lediglich in Erſtaunen zu ſetzen. Nein, wir ſollen empfinden, dies iſt das Geſchlecht der Heiden, der Gewiſſenloſen, das einer neuen reinen Menſchheit die Stätte räumen ſoll. Darum hat er jene Spuren des Chriſtenthums, welche in das Nibelungenlied hineinſpielen, weiter verfolgt und den Heiden Hagen in grimmiger Feindſchaft der

Kirche gegenübergestellt. Zuletzt, als die Heiden sich hingemordet, ergreift der Christ Dietrich von Bern das Scepter der Welt

„im Namen Dessen, der am Kreuz verblich".

Dies war sicherlich der einzige Weg, um das Entsetzen dieser Fabel zu einem für das moderne Bewußtsein versöhnenden Abschlusse zu führen. Dennoch liegt hier eine Schwäche des Werkes. Die christlichen Elemente treten im Verlaufe der Handlung so wenig hervor, Dietrich selbst greift so wenig in das Spiel ein, daß sein letztes Aufsteigen fast wie ein symbolischer Zug, zum mindesten nicht als eine Nothwendigkeit erscheint. Der ruhige gewaltige Alte des Nibelungenliedes ist uns verständlicher als dieser Dietrich, der so befremdlich mitten inne steht zwischen der heidnischen und der christlichen Welt.

Gerade vor diesem schönen Drama haben wir aufs Neue empfunden, wie ganz eigen unser Volk zu seiner Geschichte steht, wie vertraut und zugleich wie fremd die Jugend unseres Volkes uns erscheint. Jene jugendliche Naivität des Naturlebens, welche sich im Drama schon wegen seiner klaren bewußten Kunstform nur leise andeuten läßt und nur in der Breite des Epos zu ihrem vollen Rechte kommt — sie ist es, die noch heute das Gemüth des Deutschen zu seinen alten Mythen hinzieht. Was aber des Dramatikers eigentliche Aufgabe bildet, das Gemüthsleben dieser epischen Zeit, das ist uns in solchem Maße fremd geworden, daß wir dreist behaupten können, ein Trauerspiel aus der französischen oder italienischen Gegenwart dürfe sich heute mit größerem Rechte ein deutsches Trauerspiel nennen als eine Dramatisirung der Nibelungensage.

Dem Dramatiker sind, weil seine Kunst gewaltiger als irgend eine andere den ganzen Menschen erschüttert, engere Schranken gesetzt bei der Wahl seiner Stoffe als dem Maler oder dem erzählenden Dichter; und dieser Einsicht voll hat sicher schon mancher moderne Poet der reizenden Versuchung dieser Fabel widerstanden. So gewiß wir beim Hören von Uhland's Ballade „Jung Siegfried" uns willig in die alte Wunderwelt versenken, ebenso gewiß ruft das Drama den Verstand zum schonungslosen Mitsprechen auf. Indem Hebbel seine Recken gänzlich aus der Welt unsers Denkens und Empfindens heraushob, hat er zwar den einzigen Ton angeschlagen, der diesem Stoffe geziemt, doch er hat zugleich verzichtet auf die höchste Lust des Dramatikers, daß die Hörer fortwährend mit seinen Helden leiden und denken, sie treiben oder zurückhalten möchten. Allerdings bietet dies Drama auch mehrere Cha-

raktere, welche uns völlig verständlich sind, namentlich den Charakter der Kriemhild, den nach unserem Gefühle schönsten des Werkes — wie ja auch Shakespeare in dieser alten Sagenzeit mehrere Stoffe von rein menschlichem für alle Zeiten giltigem Gehalte gefunden hat. Aber daneben stehen sehr viele Züge eines halb bewußtlosen Menschenlebens, das „keinen Grund braucht" für sein Handeln, während der heutige Zuschauer sich doch fortwährend im Stillen nach den Gründen fragt.

Und untersuchen wir, was Hebbel neu geschaffen hat in dem alten Stoffe, so finden wir zwar einzelne überraschend feine Motivirungen, welche das Lied gar nicht oder nur leise andeutet, wir sehen Brunhild's geheime Liebe zu Siegfried, wir erfahren, daß die Eifersucht Kriemhild bewog, ihre Schwägerin zu schelten, und daß der Neid der letzte Grund des Hasses ist, den Hagen gegen Siegfried hegt, aber wir können nicht sagen, die Helden seien uns in dem modernen Drama vertrauter geworden als in dem alten Liede. Unvermeidlich vielmehr treten in dem Drama einige moderne Züge störend hervor. Die alten Recken beurtheilen sich gegenseitig mit einer bewußten Klarheit, welche zu ihrem eigenen Thun wenig stimmt; und wenn Brunhild zu Gunther spricht:

in dir und mir
hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
den Kampf um's Vorrecht ausgekämpft —

so offenbaren auch diese Worte ein helles Bewußtsein, das wir der Königin von Isenland nicht zutrauen. Gestehen wir also: wenn uns die Lust anwandelt uns zu erfreuen an der Größe unserer Sagenzeit, so greifen wir lieber zu dem Nibelungenliede selber, als zu dem neuen Drama. Denn in einer Erzählung vergangener Thaten nehmen wir Vieles arglos und willig hin, was uns in der unmittelbaren Gegenwart des Dramas verletzt, und während die Mängel des alten Liedes uns nur wie das Blei erscheinen, worein die Natur das Silber verborgen hat, machen die Mängel des modernen Werkes den Eindruck einer fremden künstlichen Zuthat. Der Dichter hat das Mögliche geleistet, aber er hat gewisse Bedenken nicht überwinden können, welche nothwendig gegeben sind durch die ungeheure Kluft, die unser Empfinden von dem Seelenleben der epischen Tage trennt.

So war dem kräftigen Manne doch gelungen, das Echte seines Wesens der Mitwelt zu offenbaren, und auch sein letztes Werk gab ein Zeugniß von der Läuterung dieses Geistes. Er nahm die Fabel des Schillerschen Demetrius wieder auf; doch Schiller's Drama einfach

ſortzuſetzen kam ihm nicht bei: „ich könnte ebenſogut da zu lieben anfangen, wo ein Anderer aufgehört hat.“ In ſeinen jungen Jahren wäre ihm unzweifelhaft der verzwickte Charakter eines tugendhaften Betrügers ein reizender Vorwurf geweſen; jetzt ſtand er anders zu den ſittlichen Fragen. Sein Sinn war jetzt ſo ganz auf das einfach Edle gerichtet, er empfand ſo lebhaft die Gemeinheit, die in jedem Betrüger liegt, daß ihm ſogar Schiller's Idealismus nicht mehr genügte. Schiller wäre, erklärte er oft, mit ſeinem Betrüger nicht zu Ende gekommen. Er faßte den Demetrius als den Betrogenen, der erſt ganz zuletzt, da er nicht mehr zurück kann, ſeine eigene Schuld erfährt, und ſtellte den Uſurpator ſo rein und edel hin, daß ich faſt zweifle, ob nicht das vollendete Werk an dramatiſchem Intereſſe eben ſo viel verloren hätte, als der Held an Tugend gewann. Hebbel's realiſtiſcher Sinn zeigt ſich diesmal nur in der draſtiſchen Schilderung des ſlawiſchen Volkslebens, die unſer deutſches Gefühl fremdartig berührt. Ueberhaupt liegt über dem tief durchdachten Werke eine ſeltſame Kälte; unter den Vielen, welche ſich an dieſer erhabenen Schickſalstragödie verſucht haben, reicht Keiner an Schiller's feurige ſchwungvolle Weiſe heran.

Das Gedicht abzuſchließen war dem Dichter nicht vergönnt. Eben jetzt begann die Welt dem lange Verkannten zu danken, da warf ihn eine tödliche Krankheit nieder. Er hörte noch auf dem Krankenbette, ſeinen Nibelungen ſei der große Berliner Dramenpreis zuerkannt worden. Die Antwort, die er dem Boten gab, iſt wie der letzte Pinſelſtrich zu dem Charakterbilde des düſteren ſchwer kämpfenden Mannes, der die helle Luſt am Leben niemals ganz gekoſtet hat. Er ſagte trüb: „Das iſt Menſchenloos. Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.“ —

Karl Mathy.

(Heidelberg 1868.)

Wer heute den Durchschnitt unserer Jugend mustert, wie sie daherlebt, altklug, frühe mit sich selbst im Reinen, nicht allzu roh in ihren Ausschweifungen, aber auch arm an holder Thorheit und freudiger Begeisterung, wenig geneigt den Räthseln des Daseins ernsthaft nachzudenken — der kann sich der Besorgniß kaum entschlagen, daß der geistige Gehalt unserer nächsten Zukunft nicht reich sein wird. Es hat den Anschein, als wüchse uns ein Geschlecht von verständigen Politikern, tapferen Soldaten und guten Bürgern für den neuen deutschen Staat heran, und wir müssen es hinnehmen als eine nothwendige Grausamkeit der Natur, wenn in dieser jungen Generation die schöpferische Kraft in Kunst und Wissenschaft selten, unter ihren Staatsmännern die Zahl der eigenartigen Charaktere gering sein sollte. Mit solcher Aussicht vor Augen beklagen wir bitter den Hingang eines Freundes, welcher, der Besten einer unter unseren Staats- und Geschäftsmännern, noch bedeutender war als ein ganzer Mann von selbständigem, ursprünglichem Gepräge.

Vollendet, eine Welt für sich selber, vererben sich die Werke des Künstlers und des Denkers auf kommende Geschlechter; sie tragen in sich die Kraft immer von Neuem aufzutauchen aus der Vergessenheit. Dem handelnden Staatsmanne fällt ein entsagungsvolles Loos. Er wirkt an einem Baue, der niemals auch nur den Schein der Vollendung erlangt; das junge Geschlecht, das droben an den Thürmen schafft, spottet der treuen Hände, die einst sorgsam den Grundstein legten. Noch ist kein Menschenalter verflossen, seit die begeisterte Theilnahme

der Nation an den Lippen der ſüddeutſchen Liberalen hing, und ſchon heute fällt uns ſchwer den Männern der Rotteck-Welcker'ſchen Schule gerecht zu werden, ja nur zu begreifen, warum eine ſolche Oppoſition einſt nothwendig und heilſam war. Die Wenigen, die noch übrig von den Streitern jener Tage, ſind faſt alleſammt überholt worden von der eilenden Zeit; wir ſehen die einen abſeits ſtehen, die andern mit alterſchwachem Zorne eifern wider die junge Welt. Nur Einzelne ſind gewachſen mit ihrem Volke, und nur Einem war beſchieden, als ein leitender Staatsmann einzugreifen in die neue Staatsbildung, die der deutſche Krieg uns gebracht hat. Karl Mathy hat, früh eingetreten in das öffentliche Leben, alle Entwicklungsſtufen unſeres neuen Liberalismus durchmeſſen, von der philhelleniſchen Schwärmerei und den badiſchen Kammerkämpfen bis zu der Paulskirche und wieder bis zu der Gründung des Zollparlamentes; und derweil ſo Vieles um ihn und in ihm ſich verwandelte, blieb er doch immer er ſelber, Allen die ihn kannten ein erhebendes Zeugniß von der Treue zugleich und der bildungsfähigen Lebenskraft unſeres Volkes. Er kannte Deutſchland wie wenige Männer im Süden, und war darum vor Anderen berufen, mitzuwirken an der ſchwierigſten Aufgabe der jüngſten deutſchen Politik, an der Verſchmelzung der Kernlande des alten Rheinbundes mit dem neuen preußiſchen Deutſchland. Ein hartes Geſchick hat ihm dieſen Ruhm verſagt. Kaum drei Jahre nach ſeinem Hingang ward das deutſche Reich wieder aufgerichtet, und von den Lippen ſeiner Freunde klang die ſchmerzliche Frage: warum hat Mathy dieſe Tage nicht mehr ſchauen dürfen? —

Auch Karl Mathy's Vater Arnold iſt in den Kämpfen des öffentlichen Lebens ergraut; ſein Name ward einſt viel geſcholten und viel geprieſen im pfälziſchen Lande. Er war ein denkender katholiſcher Prieſter und ein gefürchteter Gegner der ultramontanen Partei, die in den argen Tagen des Kurfürſten Karl Theodor das Land beherrſchte. Späterhin trat er über zur evangeliſchen Kirche, ward Profeſſor der Mathematik am Lyceum zu Mannheim und gründete ſich noch als bejahrter Mann das glückliche Hausweſen, darin Karl Mathy am 17. März 1807 geboren wurde. So wuchs der Sohn auf unter den Ideen der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und bald zeigte ſich, daß er auch die unabhängige Willenskraft des Vaters geerbt hatte. Als er in Heidelberg Cameralwiſſenſchaften ſtudirte, brach er plötzlich auf, um zu Fuß nach Paris zu wandern; er wollte ſich dort in die Reihen der

Griechenkämpfer ſtellen. Nur mit Mühe gelang es der beſorgten Mutter ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er trat nun in den Staatsdienſt, und bei ſeinem reichen Wiſſen, ſeiner ſeltenen Arbeitskraft und Verſtandesklarheit ſchien ihm eine glänzende Beamtenlaufbahn bevorzuſtehen. Da ſtürzte der Thron der Bourbonen zuſammen; der Rückſchlag der Julitage brachte dem badiſchen Lande Freiheit der Preſſe, ſtürmiſchen Kampf der Parteien, dazu die Ausſicht, daß auch hier die Verfaſſung zur Wahrheit werde.

In ſolchen Tagen litt es den jungen Liberalen nicht länger im Staatsdienſte. Er ward Journaliſt, ſchrieb in die Allgemeine Zeitung Berichte über den badiſchen Landtag. „Ich liebte ſchon damals dies Blatt wenig, ſagte er mir ſpäter, aber ich legte großen Werth auf ſeine Leſer.“ Im Jahre 1832 gründete er ein eigenes Blatt: „der Zeitgeiſt“; doch kaum beſtand das neue Unternehmen, ſo hob der Bundestag die badiſche Preßfreiheit auf, und Mathy hatte nun alltäglich den erbitternden Kampf zu führen gegen die Willkür, nein, gegen den Blödſinn einer geſetzloſen Cenſur. Wir Jüngeren haben allzu raſch vergeſſen, durch welche Leiden, welche Kämpfe uns damals erkauft ward — ſo lauten Mathy's Worte — „die Herſtellung des natürlichen und durch das Grundgeſetz verheißenen Rechtes des freien Menſchen, ſich von dem Thiere und von dem Sklaven unterſcheiden zu dürfen, indem er auf eigene Gefahr und Verantwortung hin ſeine Gedanken ausſpricht.“ Selbſt Kutuſow's verheißungsvolle Proclamation von Kaliſch durfte nicht wieder gedruckt werden, und Struve ſtellte ſpäter die ihm von der Cenſur geſtrichenen Stellen in einem ſtarken, alſo cenſurfreien Bande zuſammen, ohne daß eine Anklage gegen das Buch gewagt wurde!

Da das Preßgeſetz in ſeiner Weisheit nur dreißigjährigen Menſchen die Herausgabe einer Zeitung geſtattete, ſo war der junge Publiciſt gezwungen, den Namen ſeines Ausläufers auf ſein Blatt zu ſetzen. Trotzdem entging er ſelber nicht der Verfolgung, er mußte zu Carlsruhe in langer Haft für ſeine literariſchen Sünden büßen. Frühzeitige politiſche Schriftſtellerei iſt gemeinhin der ſicherſte Verderb für die ſtaatsmänniſche Bildung; für den Herausgeber des „Zeitgeiſtes“ war ſolche Gefahr nicht vorhanden. Er ſchreibt nicht um zu ſchreiben, er redet als Geſchäftsmann, geht raſch auf ſein Ziel los mit knappen, gedrungenen Sätzen, deren lakoniſche Kürze ſehr einſam daſteht inmitten der Phraſenſeligkeit der Epoche. Auch die zahlreichen ſtaatswirthſchaft-

lichen Artikel, die Mathy in das Staatslexikon von Rotteck und Welcker schrieb, zeichnen sich aus durch Fülle des Wissens und Prägnanz der Sprache; er wußte, daß in jenem Unschuldsalter unseres Staatslebens thatsächliche Belehrung die wirksamste Weise der Publicistik war. Manche Modethorheiten, die sich den Liberalen der dreißiger Jahre von selbst verstanden, kehren auch in dem „Zeitgeist" wieder, so die Bewunderung für die Polen. Auch die Ausfälle wider die Gegner sind oft, im Geiste der Zeit, von einer fast fanatischen Heftigkeit: den liberalen Patrioten stehen die Gemäßigten gegenüber, „für die das Wörtlein Muß die einzige Triebfeder des Thuns und Lassens in Bezug auf vaterländische Angelegenheiten ist." Jedoch in ernsten Fragen deutscher Politik bewährt der Herausgeber schon damals eine spröde Selbständigkeit, die sich den Vorurtheilen der Partei nicht gefangen giebt. Während Rotteck und sein Anhang um den Untergang der badischen Handelsfreiheit klagten und von dem Zollvereine auch den Sturz der heimischen Verfassung fürchteten, hatte der jüngere Genosse nach langer Erwägung sich eines Besseren belehrt. Der Schüler des alten Rau erkannte den Werth des freien Verkehrs, der Patriot ahnte dunkel den zukunftsreichen Beginn der praktischen Einigung der Nation.

Es war ein kühner Schritt für einen jungen Liberalen, daß Mathy in der Schrift „Betrachtungen über den Beitritt Badens zu dem deutschen Zollverein" (1834) sich auf die Seite seines politischen Gegners Nebenius stellte; es war noch kühner, daß er der Selbstgefälligkeit der süddeutschen Liberalen zurief: „durch die Zolleinigung wird das gebundene Handwerk des Südens der preußischen Gewerbefreiheit theilhaftig werden." Seitdem ist ihm der Zollverein ein Gegenstand unabläßiger Arbeit und Sorge geblieben. „Die Deutschen, sprach er später in der Kammer, sollen um jeden Preis daran festhalten und nur mit dem Leben davon lassen." Ihm war kein Zweifel, daß die Freiheit des Marktes die erste Voraussetzung bilde für das Dasein einer modernen Nation; auf diesen Segen verwies er die Kleingläubigen und sprach: „Deutschland ist niemals in seiner Geschichte einiger gewesen als seit dem Jahre 1834." Die Isolirung der Hansestädte nannte er kurzweg „einen Skandal." Was Mathy's erfahrener Rath in den Zolleonferenzen der jüngsten Jahre gegolten hat, ist bei allen Kundigen in dauerndem Gedächtniß. Ein Praktiker von Grund aus, blieb er ein Gegner der Schutzzöllner wie der unbedingten Freihändler,

jener vermittelnden Richtung treu, welcher der Zollverein seine wirksamsten Gesetze verdankte.

Weit entfernt, mit einem so gefährlichen und doch so unbefangenen Gegner sich zu versöhnen, fuhr die Regierung fort, den Redacteur des „Zeitgeistes“ durch boshafte kleinliche Verfolgung zu mißhandeln, und Mathy, des hoffnungslosen Kampfes müde, entschloß sich endlich das Land zu verlassen. Mit Ergötzen lesen wir heute in den Acten der Demagogen-Commission des Bundestages, welche fürchterlichen Umsturzpläne Karl Mathy in der Schweiz ausgebrütet haben soll, im Vereine mit Joseph Mazzini, den er allerdings gelegentlich bei seinen Zeitungsunternehmungen unterstützte. Der Mann, dem die k. k. Polizei so Arges zutraute, stand dem wüsten Treiben der anderen Flüchtlinge mit kalter, sicherer Ueberlegenheit gegenüber, schlug als ein hartgeplagter literarischer Tagelöhner sich und sein junges Haus mühselig durch das Leben und ward endlich Schullehrer zu Grenchen bei Solothurn.

Was hätte er auch *nicht* werden können mit seinem Verstande, seiner Arbeitskraft? Am Lehren hatte er schon in seinen Studentenjahren immer Freude gefunden; mit der ruhigen maßvollen Sicherheit seines Wesens war er wie geschaffen zum Pädagogen. Ich habe selbst in späterer Zeit oft dankbar erfahren, wie liebevoll und herzlich er mit Jüngeren zu verkehren wußte, wie meisterhaft er verstand durch ein schlichtes Wort des Lobes alles Tüchtige in seiner Umgebung anzuspornen. Dem Fremden erschien er oft schroff und unzugänglich in seiner schlichten wortkargen Weise; Gemeinheit und anmaßende Mittelmäßigkeit schraken zurück, wenn er sie abfertigte mit schneidender Kälte. Die ihm näher traten und seine Neigung gewannen, werden die Güte dieses reichen Herzens, die feste Treue seiner Freundschaft nie vergessen und immer die guten Stunden preisen, da die helle Lebenslust der fröhlichen Pfalz aus den Worten des ernsten Mannes lachte. Wohin ihn auch sein bewegtes Leben verschlug, überall ist ihm zum Abschiede der Scheidegruß seiner getreuen Grenchener nachgerufen worden: „es ist gefehlt, daß Ihr von uns fortgeht!“

In Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit hat Mathy selber diese glücklichen Grenchener Jahre geschildert, da der Protestant als einziger Lehrer die katholische Schule leitete und einem derben kräftigen Völkchen den Sinn für freie Menschenbildung erweckte. Besser als unsere Worte mag diese schöne Erzählung den Lesern sagen, wie

unſer Freund geweſen iſt: wie ſeinem reichen Geiſte nichts Menſchliches fremd blieb, wie gemüthvoll der Mann der Geſchäfte zu ſchreiben vermochte, und welch' ein kernhafter demokratiſcher Grundzug in ſeinem Weſen lag. Seinen Schülern überließ er gern ſelber das Schwurgericht zu halten über die Fehler der Kameraden. Jener Zug der Mittelmäßigkeit, der vielen ſchweizeriſchen Zuſtänden anhaftet und ſeinem ſcharfen Auge nicht entging, ſtörte ihm keineswegs die Freude an der wackeren Rüſtigkeit eines aufrechten Volkes, das ſich ſelbſt regierte und damals noch nicht den ſchlechten Künſten zuchtloſer Demagogen verfallen war.

Die gedankenloſe Schwärmerei ſeiner liberalen Genoſſen für die franzöſiſche Weiſe der Völkerbeglückung von oben hat Mathy nie getheilt; „der germaniſche Ruf nach der Polizei" galt ihm ſtets als der letzte Grund unſerer politiſchen Leiden. Während der gelehrte Kenner der Staatswiſſenſchaft beſcheiden ſeine Schweizerbuben erzog, blieb er doch mit der deutſchen Preſſe in Verbindung. Auch in das Staatsleben der Schweiz hat er einmal eingegriffen. Die Aufhebung des Zehnten, von den Berner Herren lange verſagt, ward jetzt durch die liberale Partei ſtürmiſch gefordert. Eine demokratiſche Volksverſammlung zu Aidau ſchrieb einen Preis aus für die beſte volksthümliche Beleuchtung der Streitfrage. Mathy löſte die Aufgabe durch die Schrift „Der Zehnt, wie er war, wie er iſt und wie er nicht mehr ſein wird (1838)." „Nach dem Tode des Zehnten — ſo ſchließt die Einleitung — wollen wir dann Gutes von ihm ſagen, wollen uns gern erinnern, daß es ein ehrwürdiges Inſtitut geweſen, daß es vor Alters manchen Segen verbreitete und nur darum ſchädlich geworden iſt, weil es ſich überlebt hat." Das Wort iſt bezeichnend für den Mann der That, der über beſchauliche Gelehrtennaturen, wenn ſie in der Praxis des Staatslebens ſich nicht zurecht fanden, ſehr ſcharf zu urtheilen pflegte, nicht blos über den allzuweichen Nebenius, auch über ſtärkere Männer, wie Dahlmann.

Unterdeſſen hatte in Baden der Freiherr von Blittersdorff ſein unſeliges Regiment begonnen, deſſen tief entſittlichende Wirkungen bis zur Stunde noch nicht völlig verwiſcht ſind. Mit beiſpielloſer Roheit ward die Preſſe geknechtet, die Cenſur geradezu angewieſen, mißliebigen Blättern durch das Streichen der neueſten Nachrichten die Kundſchaft zu entziehen, der Mißbrauch der Amtsgewalt bei den Wahlen zur Regel erhoben. „Laſſen Sie ſich Ihre Eiſenbahn von Ihrem liberalen Ab-

geordneten bauen!" ſagte der Miniſter zu den Bürgern einer bedeutenden Fabrikſtadt, die eine Stunde öſtlich von der neuen Staatsbahn liegen blieb. Dem Landtage erwies man jede erdenkliche Mißachtung; man ging ſo weit zu verbieten, daß eine Kammerverhandlung über die Wiener Conferenzen von 1834 in den ſtenographiſchen Berichten abgedruckt werde. Zudem war ſeit dem Kölner Biſchofshandel, ſeit dem Auftreten von Strauß und Ronge der kirchliche Hader neu erwacht; von fanatiſchen Prieſtern wurde, nach Mathy's Worten, unter dem katholiſchen Landvolke „der halbverſchollene Geiſt der Salpeterer wieder heraufbeſchworen," und dies Treiben durch die Regierung begünſtigt in einem kleinen Staate, mit höchſt verwickelten kirchlichen Verhältniſſen, dem confeſſioneller Haß ſchlechthin tödlich werden kann. Es war ein von Blittersdorff wohl ausgeſonnenes Syſtem, das im Weſentlichen unverändert blieb, auch als ſein Schöpfer, von dem Miniſterpoſten entfernt, nur aus der Ferne, vom Bundestage her, den Nachfolgern Rathſchläge gab. Mit grober Anmaßung donnerten die Beamten in der Kammer, die Junghanns und Rettig, wider die „unbefugten" Anträge der Oppoſition; mit einer, ich darf es ſagen, welfiſchen Zuverſicht verkündeten ſie die Fortdauer der Rheinbundsbureaukratie bis an das Ende der Dinge. Die Folgen dieſes Regimentes traten bald zu Tage. Die Bureaukratie ward wirklich, wie Blittersdorff gewünſcht, „ein Inſtrument, das man nach Belieben zerbrechen kann;" ihre Mehrheit bewährte in den Tagen der Prüfung eine vollendete Geſinnungsloſigkeit. Im Volke dagegen that ſich Alles, was nicht ultramontan oder ſchlechthin ſervil war, zuſammen zu einer leidenſchaftlichen Oppoſition: Baſſermann und Struve, Welcker und Hecker, Gemäßigte und Radicale in wüſtem Durcheinander. Gehäſſiger Parteikampf zerrüttete den ohnehin künſtlich gebildeten, durch die Nachbarſchaft Frankreichs und der Schweiz leicht aufgeregten kleinen Staat. In ſolcher Zeit hielt Mathy ſich verpflichtet heimzukehren.

Er ward im Jahre 1842 in die Kammer gewählt, und der ſchweigſame Mann, den die Freunde zum Reden erſt bereden mußten, galt dem Cabinette bald als der furchtbarſte Gegner. Wenn er ſich langſam erhob, mit ſeinen großen ruhigen blauen Augen den Miniſtern grade in's Geſicht ſah und dann kalt in wohlerwogenen Sätzen ihnen die ſchärfſten Vorwürfe zuſchleuderte, ſo hinterließ er tieferen Eindruck als Hecker's leidenſchaftliches Ungeſtüm. Am liebſten ſprach er am Ende der Debatte; dann pflegte er die gehaltenen Reden durchzugehen

und mit scharfem Spotte die Schwächen der Gegner herauszuheben. Die grausame parlamentarische Züchtigung, die er einst dem Ultramontanen Buß angedeihen ließ, ist noch heute unvergessen. Man kämpfte den alten unendlichen Kampf um Preßfreiheit, Schwurgerichte, feste Schranken der Polizeigewalt; die Ahnung eines großen Zusammenbruchs lag auf den Gemüthern. Als im Jahre 1846 zum neunten Male der Antrag auf Einführung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit gestellt wurde, da warnte Mathy: „Ich kann mich der Ahnung nicht entschlagen, daß diesem neunten Antrage nicht eine gleiche Anzahl folgen, daß die Zeit nicht mehr fern sein werde, wo über Tag oder Nacht, über Leben oder Tod die Entscheidung fällt." Diesen „unwürdigen Ton" wies der Minister Nebenius zurück: „Wir wissen, rief er aus, was der Herr Redner will und was er uns und Ihnen in Aussicht stellt." Nur wenige Monate, und die unwürdige Weissagung war erfüllt.

Mathy hatte die beste Kraft seiner Jugend den Parteikämpfen seiner Heimath gewidmet, er hatte in der Schweiz im Verkehre mit Munzinger die bescheidene Tüchtigkeit eines gesunden kleinstaatlichen Patriotismus achten gelernt. Jetzt, inmitten der unendlichen Debatten über Pferderationen und Censurlücken, überkam ihn oft das Gefühl der Nichtigkeit solches Streites. Sein scharfer Kopf durchschaute den heillosen Widerspruch, darin seine Partei sich bewegte: sie verlangte die Einheit des Vaterlandes und war doch verdammt, die Verfassung ihres Staates über die Beschlüsse des Bundestages zu stellen.

Immer stärker regte sich ihm der Zweifel an der Lebenskraft unserer kleinen Staaten. Im December 1845 schloß er unter tiefer Stille der Versammlung eine Rede also: „Ein neueres Geschichtswerk sagt, daß Baden seine Vergrößerung dem Wohlverhalten gegen Frankreich und der Verwandtschaft mit Rußland verdanke. Man scheint solche Stützen nicht hinlänglich dauerhaft für einen deutschen Staat gehalten zu haben und fügte die Verfassung hinzu, die ihre Wurzeln in dem Herzen des Volkes geschlagen hat. Geben Sie einer reactionären Camarilla die Verfassung preis, so ist Baden nur noch die letzte napoleonische Schöpfung in Deutschland. Bedenken Sie dies — ich schweige." Immer fester ward ihm, wie seinem Freunde Bassermann, die Ueberzeugung, daß die constitutionelle Herrlichkeit der kleinen Staaten ein Schein bleibe ohne einen gründlichen Umbau der Bundesverfassung. Trotzdem that er unablässig seine Pflicht in dem kleinen Kreise; sein

„Landtagsblatt" verbreitete die Verhandlungen der Kammer in allen Dörfern des Landes. Für den Unterhalt seiner Familie sorgte er inzwischen, indem er mit Bassermann eine Buchhandlung gründete. Ein echter self-made man fand er sich auch in diesem Berufe rasch und sicher zurecht. In Mathy's Hause wurde damals der Werth von Berthold Auerbach's Dorfgeschichten zuerst erkannt und dem Buche der Weg zum Markte geöffnet. In diesem Verlage erschien auch das neue große Organ des gemäßigten Liberalismus, Gervinus' Deutsche Zeitung.

Im Februar 1846 wurde der Landtag wieder einmal in Ungnaden heimgeschickt, und die Fürsten von Bayern, Würtemberg und Darmstadt sprachen verabredetermaßen dem Großherzog Leopold in eindringlichen Briefen ihren Dank aus, weil er seinen ehrgeizigen Volkstribunen so mannhaft widerstanden habe. Aber noch im selben Jahre ward das alte System als unhaltbar aufgegeben. Das liberale Ministerium Bekk trat an's Ruder, und da Baden zuerst in Deutschland eine liberale Regierung erhielt, so begann auch hier früher als in den Nachbarstaaten die unvermeidliche Trennung der grundverschiedenen Bestandtheile der alten Opposition.

Mehrmals gerieth Hecker in den Kammern mit seinen staatskundigeren Freunden heftig an einander; die „entschiedene" Presse, Struve voran, donnerte wider die Halben, die Kammermandarinen. Mathy gestand schon im Jahre 1846 in der Kammer: „das Volk ist bescheidener als die Coterien, welche den Ausdruck seiner Gesinnungen bei den Wahlen zu fälschen und sich der Zügel der Geschäfte zu bemächtigen bemüht waren." Sein sittlicher Ernst empörte sich wider die schreiende Zuchtlosigkeit der Radicalen; sein sicherer Blick erkannte, daß in Deutschland für eine gesittete Republik jeder Boden fehle; dem gewiegten Volkswirth ward unheimlich bei den socialistischen Phrasen über den Schutz der Arbeit gegen das Capital, welche sich bereits in die radicalen Reden einschlichen. Freilich, diese heilsame Klärung der Parteien war erst im Werden. Da die schwache Regierung nicht vermochte, der widerwilligen Hofpartei ernsthafte Reformen zu entreißen, so schloß sich der Bund zwischen Radicalen und Liberalen immer aufs Neue. Sie standen zusammen, als Bassermann das deutsche Parlament verlangte, und wieder als Struve, auf die Nachricht von der Februarrevolution, jene vier

Forderungen des Volkes aufſtellte, welche dann die Runde durch Deutſchland machten.

Erſt in den folgenden Wochen vollzieht ſich die Trennung der alten Verbündeten. Ein neuer Parteikampf beginnt mit reißender Schnelligkeit und mit der ganzen bitteren Leidenſchaft verfeindeter Brüder. Schon am 1. März, als Hecker die Maſſen in das Ständehaus führen wollte, widerſetzte ſich Mathy. Auch die ſofortige tumultuariſche Annahme der Volksforderungen ohne Prüfung ſchien ihm würdelos: „ich werde," rief er aus, „eher auf meinem Poſten ſterben, als mich durch Einſchüchterung von meiner Ueberzeugung abbringen laſſen." Jetzt ging die Saat auf, die Blittersdorff ausgeſtreut; die verbitterte Maſſe verfiel den Demagogen.

Eine republikaniſche Schilderhebung wurde vorbereitet und — was Mathy vornehmlich anwiderte — ſie rechnete auf den Beiſtand revolutionärer Banden aus Frankreich und der Schweiz. An der Spitze dieſer Umtriebe ſtanden im Unterlande Hecker und Struve, im Oberlande, zu Mathy's Kummer, Joſ. Fickler, ein begabter Mann, der vordem unſerem Freunde zu dem Abgeordnetenſitze verholfen hatte. Mathy wußte wie die Regierung, daß Fickler ſoeben in Mannheim die entſcheidende Verabredung mit den Genoſſen getroffen hatte. Während die Regierung rathlos einherſchwankt, entſchließt er ſich auf eigene Fauſt zu einer verwegenen That: er verhaftet Fickler auf dem Bahnhofe zu Carlsruhe, als dieſer am 8. April aus Mannheim in das Oberland zurückkehren will. Damit waren die Pläne der Verſchworenen zerriſſen: ſtatt einer revolutionären Erhebung im ganzen Lande erfolgte ein verfrühtes, vereinzeltes Losſchlagen, der tragikomiſche Heckerputſch. Am ſelben Tage kam Mathy nach Mannheim. Umringt von drohenden Volkshaufen trat er auf den Altan des Rathhauſes, rechtfertigte ſeine That mit ſchlichten Worten und ſchloß: „Hätte ich morgen wieder vor mir, was heute früh vor mir ſtand, ſo würde ich abermals thun, was ich gethan habe, denn ich bin überzeugt dem Vaterlande einen Dienſt geleiſtet zu haben." Da brachte die Bürgerwehr, die vorher in zweifelhafter Haltung dabei geſtanden, dem kühnen Redner ein donnerndes Hoch.

Es war ein kurzer Triumph. Mit unbeſchreiblicher Wuth ſtürzten ſich ſofort die Redner und die Preſſe der Radicalen auf den Mann, der ihren Plan durchkreuzt hatte; achtzehn Monate lang war der „Flicklerfänger" der verhaßteſte Menſch in unſerem Sü-

den, ein Lieblingsheld aller ſchmutzigen Bilder. Sein Name ſchon erregte die Wuth des Haufens. Als im Mai 1849 in der republicaniſchen Landesverſammlung zu Carlsruhe ein abmahnender Aufruf des Reichsverweſers verleſen ward, da rief eine Stimme: „das iſt von Mathy," und alsbald erklang jenes urkräftige Grunzen, wodurch damals die ſittliche Entrüſtung ſich zu offenbaren pflegte. Solchen Haß der Radicalen hat unſer Freund gelaſſen als ſelbſtverſtändlich hingenommen; aber mit tiefer Verachtung ſah er auf das liberale Philiſterthum ſeiner Heimath, das zuerſt dem Retter zujauchzte, nachher, der Sorgen ledig, in die giftigen Verleumdungen der Demokratie mit einſtimmte. Und wahrlich, wenn eine ſolche That, unternommen unter ſchweren Gefahren und im Kampfe mit theuren perſönlichen Gefühlen, noch heute von manchem verſtändigen Manne mißdeutet und auf unlautere Beweggründe zurückgeführt wird, ſo erkennen wir ſchmerzlich, wie wenig die politiſche Verkümmerung des kleinſtaatlichen Liberalismus den echten Bürgermuth auch nur zu verſtehen vermag. Drei Wochen ſpäter wurde Mathy zum Staatsrath und Mitgliede des Miniſteriums ernannt, aber die Regierung wagte nicht, dieſe kräftige Hand zu benutzen, die einzige, welche vielleicht der Zerrüttung des Staates Einhalt gebieten konnte. Sie belud ſich mit dem Haſſe, der an Mathy's Namen haftete; ſeine Kraft ward in Frankfurt verwendet.

Auch in der Paulskirche galt es zunächſt, das Werk der deutſchen Revolution vor den Hirngeſpinſten eines bodenloſen Radicalismus zu behüten. „Ich will nicht," rief Mathy der Linken zu, „die Selbſtherrlichkeit eines gekrönten Individuums auf ein beklatſchtes übertragen. — Die Republik, wie ſie uns hier erſcheint, iſt jene Herrenloſigkeit, von der man nicht ſprechen kann bei freien Männern, ſondern nur bei freigelaſſenen Sklaven; denn unter freien Männern verſteht jeder, ſein eigener Herr zu ſein, und erkennt einen unumſchränkten Gebieter über ſich — den Willen der Nation und ſeinen Ausdruck, das Geſetz. Ich kann es nicht über mich gewinnen Angeſichts der Thatſachen, die Anarchie, die mit fremden Mitteln und zu fremden Zwecken das Vaterland zu ſchwächen ſucht, als die Zuckungen einer patriotiſchen Kraft und Geſinnung darzuſtellen." Wie kampfluſtig auch dieſe Worte klingen, ſie waren doch mit ſchwer bekümmertem Herzen geſprochen. Während der conſervative Baſſermann ſich leicht in die Rolle eines Bekämpfers der Demokratie fand, beklagte ſein durch und durch liberaler Freund

ſchmerzlich, daß die Thorheiten der Linken zu ſolchem Kampfe zwangen; er ahnte, das werde der Reaction die Wege bereiten. Die Revolution hatte die kleinen Throne verſchont; darum verlangte Mathy, daß man den vorhandenen politiſchen Kräften ein geſetzliches Organ gewähre und den Bundestag mit vereinfachtem Geſchäftsgange als eine Vertretung der Kronen neben der Centralgewalt aufrecht halte. Nachdem dieſer ſtaatsmänniſche Gedanke verworfen und die kecke Mißbildung des Reichsverweſeramts gewagt wurde, hielt Mathy ſich dennoch verpflichtet, der neuen Behörde ſeinen Beiſtand nicht zu verſagen. Er trat als Unterſtaatsſecretär in das Reichsminiſterium und unterſtützte Schmerling bei der Bekämpfung des Septemberaufſtandes. Die weitverbreitete Meinung, daß die Centralgewalt dieſem Aufruhr, wie weiland der Bundestag dem Hauptwachenſturme, abſichtlich einige Friſt zur Entfaltung gegönnt habe, wurde von Mathy ſtets auf das Beſtimmteſte als ein Parteimärchen zurückgewieſen.

Als die Verfaſſungsberathung die Anhänger des Bundesſtaates von den Bekennern der großdeutſchen Phraſe trennte, ergab ſich Mathy's Parteiſtellung von ſelbſt. Er hatte vor vierzehn Jahren den Beruf Preußens zur Leitung der deutſchen Volkswirthſchaft gegen die Befangenheit ſeiner Genoſſen vertheidigt und wurde jetzt folgerecht ein eifriges Mitglied der Kaiſerpartei. Aber ihm entging nicht die unnatürliche Lage des Parlamentes, das ihm von vorn herein als ein zweifelhaftes Werkzeug der nationalen Einigung erſchien. Er erkannte, wie ſchwer es halte die Oeſterreicher im Hauſe dahin zu bringen, daß ſie gleichſam ſich ſelber zur Thür hinauswürfen. Zudem hegte er lebhafte Achtung für Schmerling, der ſich auch ſpäterhin mit unſerem Freunde nicht perſönlich verfeindete und mit einem è per la vita von ihm Abſchied nahm. Darum lautete Mathy's Rath: entweder ſchonet Schmerling, auf daß er Euch nicht zu einem gefährlichen Feinde werde — oder, wenn Ihr ihn ſtürzen wollt, ſo bildet ein Cabinet, das ausſchließlich aus Preußen beſteht und im engſten Einverſtändniß mit der Berliner Regierung vorgeht. Der Rath ward überhört, das Miniſterium Gagern begann ſeine unſelige Politik des Zuwartens und der Halbheit.

Da der Kaiſerpartei begabte Redner nicht fehlten, ſo glaubte Mathy ihr durch ſeine Feder mehr als durch Reden nützen zu können; er war thätig in der Preſſe und in der Verwaltung des Miniſteriums. Nur ſelten hielt er für nöthig, einen neuen Gedanken in die Debatten des Hauſes zu werfen: ſo, als er zur Verwunderung der liberalen

Freunde vorſchlug, die beweglichen Poſten des Budgets von den dauernden zu trennen und dergeſtalt den Bedürfniſſen des Staats wie den Anſprüchen der Volksvertretung gerecht zu werden. Erſt zuletzt, als König Friedrich Wilhelm die Kaiſerkrone abgelehnt hatte und bereits Viele in St. Paul das Spiel verloren gaben, trat Mathy hervor mit einem Rettungsverſuche: er wollte die Durchführung der Reichsverfaſſung der geſetzlichen Thätigkeit der Landtage anvertrauen. Er beantragte, die Regierungen zu veranlaſſen, daß ſie jetzt ihre Volksvertretungen nicht auflöſten, und vertheidigte ſeinen Vorſchlag in einer der ſchönſten, lichtvollſten Reden, welche das Parlament je gehört hat. Der Gang der Ereigniſſe war mächtiger als der Wille des tapferen Mannes. Mathy mußte noch in Gotha und Erfurt die letzten Zuckungen der deutſchen Revolution mit anſchauen. Dann ging er, ohne Amt und Vermögen, abermals einer ungewiſſen Zukunft entgegen.

Der Staatsmann trat aus dem Cabinet ſofort wieder in das Contor der Baſſermann'ſchen Buchhandlung. Indeſſen war der Ruf ſeiner außerordentlichen ſtaatswirthſchaftlichen Begabung von Frankfurt her in die Kreiſe der großen kaufmänniſchen Welt gedrungen. Im Jahre 1854 ging Mathy nach Köln, um bei ſeinem Freunde Meviſſen in dem Schaaffhauſen'ſchen Bankvereine die Technik des Bankweſens im Einzelnen kennen zu lernen. Dann trat er in die Direction der Berliner Discontogeſellſchaft, vier Jahre ſpäter ward er Mitgründer und Director der Gothaer Bank, im Jahre 1859 Director der Deutſchen Creditanſtalt zu Leipzig. Hatte er in Gotha die Unternehmungen einer neuen Bank eingeleitet, ſo mußte er in Leipzig, unter dem Murren dividendenluſtiger Actionäre, eine Reihe gewagter Geſchäfte, welche von der früheren Direction allzukühn begonnen waren, wieder abwickeln. Inmitten ſolcher Arbeiten fand er noch Zeit für die Preſſe. Die Leſer der Grenzboten ergötzten ſich an der köſtlichen Ironie, womit Mathy die Vertrauensſeligkeit des „ruhigen Bürgers" geißelte, und die älteren Freunde der Preußiſchen Jahrbücher entſinnen ſich noch der gediegenen Abhandlung über den Münzvertrag von 1857, welche damals ſchon die heute allgemein anerkannte Unzulänglichkeit der neuen Münzreform hervorhob und die Epoche der Goldwährung vorausſah. Mathy zählte zu den wenigen deutſchen Politikern, welche von dem italieniſchen Kriege nicht überraſcht wurden. Sein Aufſatz „Deutſche Intereſſen und deutſche Politik" verkündete ſchon im Juli 1858 die nahende Kriſis der großen Politik und mahnte vergeblich die Männer der Einheitspartei, ſich im

Voraus zu verständigen, „damit eine Macht und ein leitender Gedanke da sich einstellen, wo die gedankenlose Mittelmäßigkeit abdanken muß."

Es war eine Lust, den stattlichen Mann reden zu hören in jener Genossenschaft von Freunden, die sich in Leipzig um ihn, um Gustav Freytag und S. Hirzel versammelte. Er stand jetzt auf der Höhe seines politischen Denkens, er hatte die wirthschaftlichen und sittlichen Kräfte des Nordens kennen gelernt, unerschütterlich war ihm die Ueberzeugung, daß dem preußischen Deutschland die Zukunft gehöre. Wenn der patriotische Eifer der jüngeren Freunde manchmal ungestümer ward, als unter der schirmenden Vaterhand der sächsischen Polizei räthlich schien, dann hielt sich Mathy wohl verpflichtet zur Vorsicht zu rathen; an dem Tone seiner Warnungen hörte man aber doch, daß das unerschrockenste Auftreten ihm das liebste war. Von seltenem Zauber war sein Gespräch, das mit gleicher Klarheit und Sicherheit über Volkswirthschaft und Kunst, Personen und Ideen sich verbreitete. Wer in Mathy's Haus trat und die edle hochbegabte Frau, das tiefe Herzensglück dieser Ehe kennen lernte; wer dann erfuhr, welche Stürme über die Beiden dahingegangen, wie ihnen alle vier Kinder, zuletzt ein erwachsener hoffnungsvoller Sohn, entrissen wurden — der mußte die heitere, gefaßte Ruhe des Mannes bewundern.

Währenddem war in Baden ein liberales Ministerium an das Ruder getreten; sein Führer, der Freiherr von Roggenbach stand längst in regem Verkehre mit dem älteren Freunde. Zu Anfang 1863 wurde Mathy von dem Großherzog Friedrich zu einer hohen Finanzstelle berufen, ein Jahr darauf mit der Leitung des Handelsministeriums beauftragt. Mathy folgte dem Rufe aus ernstem Pflichtgefühl, obgleich er längst wußte, daß nur in einem einigen Deutschland die gesicherte Freiheit der Einzelstaaten möglich sei. Der kühne, wahrhaft freisinnige Versuch, über der Selbstverwaltung der Gemeinden auch die Selbstverwaltung der Kreise durchzuführen, fand Mathy's warmen Beifall; aber er sah mit Unmuth, daß seine alten Freunde, die liberalen Philister, sich nicht geändert hatten. Von ernsthafter politischer Gesinnung war wenig zu spüren; nur confessionelle Leidenschaften, katholischer Fanatismus oder der nicht minder fanatische Eifer seichter Aufklärung, vermochten die Ermüdeten aufzurütteln. Die Kunst populär zu werden hat Mathy nie verstanden; er brachte es nicht über sich, den ergebenen Liberalen seiner Heimath seine Verachtung zu verbergen. Als ihm der wohldurchdachte Plan einer badischen Bank durch Empfindlichkeit und klein-

bürgerlichen Neid gestört ward, sprach er diese Gesinnung in der Kammer mit scharfen, allerdings unparlamentarischen Worten aus.

Der schleswig-holsteinische Handel begann. Mathy erkannte rasch, daß der Name des augustenburgischen Prätendenten, Anfangs das Losungswort für den Kampf gegen Dänemark, sehr bald ein Deckmantel wurde für eine selbstsüchtige und hochmüthige Sonderbündelei. Als ein Minister des Erbprinzen am Carlsruher Hofe seine Verwunderung aussprach, warum im Süden die Theilnahme für den Prätendenten lebendiger sei als im Norden, da antwortete Mathy — mit jener massiven Offenherzigkeit, wodurch er so oft die Aengstlichkeit der kleinen Diplomatie erschreckt hat: — „Das ist sehr natürlich. Hier kennt man Euch noch nicht." Die Ereignisse drängten sich. Herr v. Roggenbach trat zurück, und da der kleine Staat an Diplomaten schweren Mangel litt, so berief man in das auswärtige Amt den Freiherrn v. Edelsheim, von dem Mathy nichts kannte als einige wohlgeschriebene Wiener Depeschen.

Während Mathy unverhohlen seine Freude aussprach über den großen Zug der Politik des Grafen Bismarck, enthüllte sich der neue Minister des Auswärtigen schnell als ein ergebener Vasall Oesterreichs. Mathy warnte umsonst; er sah bald, daß seines Bleibens in dieser Regierung nicht mehr sei. „Bald wird auch für mich die Stunde der Befreiung schlagen," schrieb er mir im Juni 1866; nur die Rücksicht auf seinen Fürsten hielt ihn noch zurück, auch forderten die kaum begonnenen großen Staatseisenbahnbauten noch eine Zeit lang seine Thätigkeit. Sobald der Krieg gegen Preußen begann, nahm er seinen Abschied.

Nach wenigen Wochen erhielt der Großherzog Friedrich die Freiheit der Entschließung zurück, er berief den entlassenen Minister am 27. Juli an die Spitze der Regierung. Nun endlich fand Mathy einen Wirkungskreis, würdig seiner Kraft. Er erschien wie verjüngt in froher Thatkraft, Angesichts der schönen Aufgabe, seine Heimath, und vielleicht den gesammten Süden, zu dem Reiche deutscher Nation zurückzuführen. Es wäre der glücklichste Abschluß seines staatsmännischen Wirkens gewesen. Er gedachte nicht alle Wünsche eines begehrlichen Liberalismus zu erfüllen, er begann mit einigen Schritten nothwendiger Strenge gegen die Zügellosigkeit der radicalen Presse. Aber er wollte festhalten an dem Worte und dem Geiste der Verfassung, festhalten vornehmlich an den gesunden, bei der Lässigkeit der Bevölkerung freilich

erſt halb entwickelten Anfängen der Selbſtverwaltung. Höher als alles dies ſtand ihm der treue rückſichtsloſe Anſchluß an Preußen. Augenblicklich wurde das Heer vom Kriegsſchauplatze zurückgerufen, die Feſtung Raſtatt unter die alleinige Verfügung der Carlsruher Regierung geſtellt, bald darauf der Frieden und das Bündniß geſchloſſen. In der Armee war nach den traurigen Erfahrungen des Feldzugs an der Tauber die beſſere Erkenntniß raſch durchgedrungen. Die Umbildung des Corps nach preußiſchem Muſter fand bei den Offizieren ebenſo lebhafte Zuſtimmung, wie die Erneuerung der Zollvereinsverträge bei den Gewerbtreibenden.

Wenn Mathy die hoffnungsloſe Verwirrung des zerfahrenen ſüddeutſchen Parteilebens betrachtete, dann ward der ſtarke Mann oft, wie damals alle treuen Patrioten im Süden, von finſteren Ahnungen befallen. „Bei Euch,“ ſchrieb er mir im Spätjahr 1866, „bei Euch im Norden hilft das Wort, bei uns nur der Schlag.“ Um von ſeiner Heimath mindeſtens ſolche Nöthe fern zu halten, wendete er ſich im Herbſt des folgenden Jahres an Graf Bismarck, bat ihn geradezu, Baden aufzunehmen in den norddeutſchen Bund. Der Brief blieb ohne Antwort, und wir Ueberlebenden wiſſen, welcher Irrthum dieſen hochherzigen letzten Wünſchen des badiſchen Staatsmanns zu Grunde lag; wir wiſſen alle, daß der erſte preußiſche Soldat auf der Kehler Brücke vollauf genügte, um zur unrechten Stunde einen europäiſchen Krieg zu erregen. Was aber heute klar vor Jedermanns Augen liegt, das blieb vor vier Jahren noch dem leitenden Miniſter Badens verborgen; ſo wenig vermögen unſere kleinen Höfe die Lage Europas zu überſchauen! Die Entſcheidung der ſüddeutſchen Frage lag in Paris, Berlin und München, nicht in Carlsruhe. Tief niedergeſchlagen, doch nicht entmuthigt hat Mathy die Zurückhaltung des Berliner Cabinets ertragen; er verſuchte jetzt der Welt zu zeigen, was er ſelber kaum für möglich hielt, daß ſein Syſtem auch ohne Norddeutſchlands Hilfe aufrecht bleiben könne.

Es war ihm nicht vergönnt, die Früchte ſeines Thuns zu ernten. Er wurde am 3. Februar 1868 raſch vom Tode ereilt, und den Freunden, die um ihn trauerten, ward noch die bittere Erfahrung, daß ſelbſt dieſer Mann für die Roheit der deutſchen Demokratie nicht zu hoch ſtand. Alle Welt wußte, daß die ultramontane Partei keinen verhaßteren Namen kannte als den ſeinen; und doch ſind über ſeinem Grabe auch pöbelhafte Schmähungen wider den Volksver-

räther erklungen! Wir Preußen aber wollen nicht vergeſſen, daß unſer Staat niemals in Süddeutſchland einen treueren, einſichtigeren Freund beſaß, als Karl Mathy war. Und dankbar preiſen wir die Gnade des Geſchicks, das jenem beſorgten Worte des edlen Mannes eine ſo wunderbar glückliche Erfüllung gebracht hat. Denn freilich nur der Schlag — aber der Schlag deutſcher Schwerter wider fremde Feinde, nicht der Jammer des Bürgerkrieges — hat die Deutſchen jenſeits des Maines zurückgeführt zu ihrem großen Vaterlande.

279.017

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

RAFFAELLO GALARDI
LIBRAIO
FIRENZE

Digitized by Google